



Leben,
Schicksale und Verfolgungen
des
Prior Hartungus.

Oder
geheime Philosophie und Charakteristik
des Mönchswesens.

Herausgegeben von
Peter Adolf Binkopp,
ehemaligen Benediktinermonche im St. Peterstheater
bey Erfurt.

Erster Theil.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1782.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

50/2670

Vorrede.

Der Herausgeber der Geschichte des Prier Hartungus hatte schon vor einiger Zeit beschloffen dem Publikum die Sitten, den Lebenswandel, und die Philosophie der Mönche in bescheidenster Tone zu schildern, oder vielmehr eine vollständige Charakteristik des Mönchsebens zu liefern. Er glaubte, daß ein solches Werk ein nicht zu verwerfender Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens und zur Geschichte der menschlichen Verirrungen, Thorheiten und Schwachheiten seyn werde. Er wollte aus der Geschichte einzelner Klöster und Mönche die Geschichte der Klöster und Mönche überhaupt heraus heben: er wollte zeigen, wie sich die Sitten der Mönche nach und nach (manchmal zum Vortheile der Menschheit) verändert; er beschloß, die Ursachen aufzusuchen, welche den Klöstern oft

unermessliche Reichthümer und Schätze erworben, und kurz, er wollte alle Thatsachen sammeln, durch die ein von Vorurtheilen freier, und vom Aberglauben noch nicht verführter Leser in den Stand gesetzt werden könnte, eine vollkommene Kenntniß dieses so wichtigen Standes zu erlangen. Er würde demnach Gelegenheit gehabt haben, das Gute, welches in diesem Stande wirklich ist, und von vielen verkannt wird, bekannt zu machen, und die Mängel und Unvollkommenheiten anzuzeigen, die theils nothwendig aus den Gesetzen des Mönchswesens entspringen, theils bloß zufällig aus dem Leichtsinne und Eigennutze der Mönche, oder wenigstens aus der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Charaktere entspringen. Dieses würde ihn ganz natürlich verleitet haben, seine eigne Ideen, die er in Betreff einer bürgerlichen und geistlichen Verbesserung des Mönchswesens hat, zu entwickeln. Er arbeitete schon, unterstützt und aufgemuntert von verschiednen Freunden und Gelehrten, an der Ausführung dieser Gedanken während seines Aufenthaltes zu Berlin, als ihm von einem seiner besten fränkischen

Mönchsfreunde diese in Mönchslatein geschriebene Geschichte des Prior Hartungus zugesendet, und er zugleich um die Herausgabe derselben ersucht ward. Er durchlas sie, und fand, daß der Verfasser derselben sich eine genaue Kenntniß des Mönchswesens überhaupt erworben, und er konnte nicht leugnen, daß die verschiedene Denkungsart der Mönche sehr treffend charakterisirt worden. Er beschloß also die Ausführung seines erstern Gedanken einstweilen zu unterlassen, und lieber die Herausgabe dieser Geschichte zu besorgen. Allein es war ihm unmöglich, sie in dem elenden Latein erscheinen zu lassen, in welchem sie geschrieben war. Ueberdies, da Hartungus im vorigen Jahrhunderte lebte, so waren die darin vorkommende Charaktere Schilderungen der Mönche, welche in jenem Jahrhunderte lebten. Seit einigen Jahren aber, und besonders seitdem die schönen Mäßen und zärtlichen Grazien in Deutschland einheimisch zu werden angefangen haben, sind die Klöster sehr verändert worden, und die Sitten der Mönche haben eine große Revolution erlitten. Jünglinge, die von schönen Geistern erzeuget, durch

Zufall oder Zwang ins Kloster gingen, brachten zugleich den eingefögenen glücklichen Geschmack mit sich hinüber. Dieses bewirkte eine Verfeinerung der Sitten und eine Milderung der härtern Gesetze. Dieses verursachte, daß manche Mönche sich den bestern Wissenschaften weyheten, die vorher vielleicht nur wenig von ihrer elenden Schultheologie wußten. Daher kommt es, daß sich nun viele aufklärte, heile, denkende Köpfe in Klöstern befinden. Daher kommt es aber auch, daß Freigeisterei des Verstandes und Herzens sich so sehr in Klöstern einnistet, wiewohl die letztere von jeher ihre Verehrer unter den Mönchen hatte. Freilich leben immer noch alte Graubärte, und auch junge von einem ehrwürdigen Dorfschulmeister in allen Verurtheilen und Abersglauben erzogene Bauren- und Schulzen-söhne, welche im niedrigsten Tone auf diese Veränderung schmähen — welche die einfältigen, unsern Zeiten gar nicht anpassende Sitten der alten Klosterleute zurückwünschen — welche alle Wissenschaften, die elende Schulphilosophie eines Gennet, die so sehr beliebte Theologie eines Gibben oder Pufenbaum,

und die viele Hände starke Kasuistik eines Elbels ausgenommen, aus den Klöstern verbannt haben wollen — welche singen, am Rosenkranze beten, im Gärtchen etwa arbeiten, essen, trinken, spielen und schlafen für die eiznem Mönche allein nützliche Beschäftigungen halten — welche alle jene verfolgen, die sich nicht entschließen können auf diesem für so viele begablichen Wege zu wandeln — welche die besser denkende oder sich nützlicher beschäftigende Mönche mit dem in unsern Zeiten beinahe ruhmvollen und ehrwürdigen Namen eines Keizers beschren — und — welche sich es endlich zum größten Verdienste anrechnen, und der Gottheit das würdigste Opfer zu bringen glauben, wenn sie einen solchen Mönch verfolgen, verdammen und ins Elend verweisen. Solcher Mönche gibt es freilich, leider! in allen Klöstern, solcher gibt es auch in dem Kloster, in welchem der Herausgeber lebte, und dergleichen trifft man so gar in den aufgezählten Klöstern in Franken an, worüber der helldenkende V. Kolumban Meoßer *)

*) Dieser verdienstvolle Mönch ist der erste, welcher es wagte, die scholastische Philosophie aus dem

und seine würdigen Schüler sehr oft klagten, vielleicht noch klagten. Im Ganzen aber genommen sind die Mönche 19iger Zeit von jenen des vorigen Jahrhunderts, und der erstern Hälfte des gegenwärtigen so sehr verschieden, daß der fromme Abbt Trithemius, wenn irgend ein wohlthätiger Zauberer ihn aus seinem Schlummer erweckte, die 19igen Mönche schwerlich für Mönche erkennen würde. Der Herausgeber glaubte daher, bei solchen Umständen dem Publikum keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn er die ganze Geschichte umarbeitete, den Prior Hartungus in unser Zeitalter versetzte und Charakter 19is

Kloster zu verdrängen, und statt derselben eine bessere einzuführen. Er hat verschiedenes geschrieben. Weil er wohl wußte, daß es zu geschrieben sein würde, gleich Anfangs ein von einem Protestantem geschriebenes Lehrbuch einzuführen: so setzte er selbst ein solches ab. Zwar erfaund er nichts neues, allein es war schon Verdienst genug, daß er die besten Schriften neuerer Zeit benutzte. Um noch einem andern Vorurtheile auszuweichen, schrieb er daselbe in einem besondern Latein, als sonst in Klöstern gewöhnlich ist. Er starb zu früh fürs Kloster und für die Welt: verstarb zu Würzburg, wo er Professor der Weltweisheit war.

ger Mönche zeichnete. Dadurch aber hat die Wahrheit der Geschichte selbst nichts verloren. Nur hat hier und da etwas nach dem Geschmak und Kostume unsrer Zeiten abgeändert werden müssen. Um nun das wahre des so leichter von dem unterscheiden zu können, das nur hinzugefüget ward, um die Geschichte zur angenehmen Lektüre zu machen, so erlaube man dem Herausgeber einige Worte über das historischwahre zu sagen.

Hartungus lebte zu Ende des sechzehnten und im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts im Kloster Mtenheim, welches einige Zeit nach dem Tode des Prior Hartungus von fremden Kriegsvölkern verwiüset ward. Die Mönche dieses Klosters retteten sich und ihre Habseligkeiten durch die Flucht in ein fränkisches Kloster, von wo her ich auch die Handschrift erhalten, welche den Mönch, der in der Geschichte unter dem Namen W. Karl vorkommt, zum Verfasser hat. Ich verschweige dieses Kloster, um nicht den Freund zu verrathen, der es mir sendete. Alles was von Hartungus in der Geschichte gesagt wird, ist (im ganzen ge-

nommen) wahr. Allein da sich die Sitten der Weltmenschen sowohl als der Klosterleute verändert haben, so versteht sich von selbst, daß hier ebenfalls eine starke Veränderung vorgenommen werden mußte. Seine Sitten mußten also den Sitten unsrer Zeiten angemessen seyn; sein Verstand mußte aufklärter dargestellt werden, als er in den damaligen Zeiten seyn konnte, und sein Herz mußte gesüßlicher, zärtlicher, sanfter und brugsamer seyn, als man das Herz eines Mönchs in den damaligen Zeiten vermuthen kann. Hartungus in siebzehnten Jahrhundert war ein wahrer Katholik, der aber in einigen nicht wesentlichen Dingen von den Grundsätzen der Katholiken abwich. Dieses erweckte ihm Verfolgungen, denen er aber icht nicht ausgesetzt wäre, wenn er nicht die Mönche auf einer empfindlichern Seite angreifen würde. Sie verschlucken icht gelassen manche Wahrheiten (wenn sie ihnen in einem bescheidenen Ton gesagt werden) die sie sonst gar nicht vertragen, nicht verdauen konnten, und die sie von niemand gesagt haben wollten, so lang sie noch Herrn und Tyrannen über die Gewissen der Menschen waren.

Daher mußte statt eines solchen ein aufgeklärter Mönch aus ihm gemacht werden, welcher in den irigen Klöstern, so bald er erkannt wird, der unerfättlichen Wuth der Mönche ausgesetzt ist. Diese Verfolgungen nehmen erst im zweiten Theile ihren Anfang, daher muß dieses Wort auf dem Titelblatt nicht vom ersten sondern vom andern Theile verstanden werden, der aus einem Mißverständnisse zwischen dem Verleger und Herausgeber erst in künftiger Messe erscheinen wird. Was sich mit Hartungus zutrug, als er das Kloster verließ (welches ebenfalls im zweiten Theile erst vorkommen wird) ist eben so wahr. Nur muß alles das abgerechnet werden, was nach den veränderten Sitten und der Denkungsart der Menschen gesetzt werden mußte. Ihn zum Helden und Muster der Vollkommenheit zu machen, war gar nicht die Absicht des Herausgebers. Er wollte ihn weder besser noch schlimmer schildern als er wirklich war.

V. Karl, der in dieser Geschichte eine ansehnliche Rolle spielt, ist das Bild eines Freigeistes des Herzens. Sein Karakter ist von einem noch lebenden Mönche kopirt.

Er hatte in den damaligen Zeiten großen Einfluß auf die Verschlimmerung des Herzens des Petre Hartungus, und man wird finden daß er ihn auch in dieser Geschichte hat. Die Philosophie des Lebens, die er den Hartungus lehrt, ist die geheime Philosophie einer ansehnlichen Klasse von Mönchen, welche die Kunst verstehen ihre Denkungsart und ihre Handlungen dem sonst so scharfen Augen ihrer Obern zu verbergen, daher sie auch sehr selten den Verfolgungen ausgesetzt sind. Man hätte dem P. Karl weit stärkere Gründe zur Unterstüßung seines Systems in den Mund setzen können, wenn man nicht geglaubt hätte, daß Reichthum ein karacisteristischer Zug solcher Mönche sey. Was von den großen Reichthümern des P. Karls gesagt worden, ist vermuthlich eine Erfindung, welche aber der Denkungsart solcher Mönche nicht widerspricht, die alles für erlaubt halten. Eine ansehnliche Klasse bedeutet sich der Kunstgriffe des P. Karls, Vermögen zu erwerben, und verschwendet es auf eine wo nicht schlimmere, doch wenigstens nicht bessere Art.

Der Prälat ist ebenfalls von einem noch lebenden Prälaten kopirt. Der Herausgeber gesteht aber ganz gern, daß es jetzt dergleichen — Daunt sey dafür der Vorsicht! — nicht mehr so viele gibe, als vor etwa zwanzig Jahren. Denn da war fast der ganze deutsche Boden mit solchen löblichen Männern gesegnet. Aber in Betreff der Verfolgungen handeln auch die guten und die besten Prälaten fast noch immer so, wie in dieser Geschichte. Sie geben dem Mönchspöbel nach, und wenn sie auch nicht wollten, so müssen sie, um nicht selbst den Verfolgungen und der Rache der Orthodoxen ausgesetzt zu seyn.

V. Plazidus ist das Bild der Schmeichelei, der Kopfhänger und der Lieblinge des Prälaten. Diese Klasse ist die zahlreichste in allen Klöstern. Die Ideen, der Geschmack, die Sitten, kurz die Philosophie des Prälaten ist auch die Philosophie dieser Mönche. Diese Leutchen lieben und hassen alles, was der Prälat und die meisten hassen und lieben. Sie sind kennbar durch ihr Kopfhängen, Ausgemiedererschlagen, bücken, biegen und schmiegeln. Sie spielen meistens die Rolle des Frommen und Andächtigen. Strenge in der äuß-

fern Beobachtung der klösterlichen Gewohnheiten wissen sie sich im geheimen für den Zwang zu entschädigen, den sie sich im öffentlichen anthun müssen. Sie sind alte Heuchler, die unter der Maske der Freundschaft, der Frömmigkeit und Andacht dem sorglosen Freunde das Herz durchbohren, die jedem ins Gesicht lächeln, und alles ohne Unterschied loben und tadeln. Ihre Seelen sind noch schwärzer als jene, vor denen Shakespear warnt, und ihr Inneres ist noch disharmonischer als ein verstimmtes nur halbbezogenes Klavier. Sie sind zugleich die Exilone und die Verräther im Kloster, und lassen sich zu allem gebrauchen, wozu sie der Prälat erwählt. Pflicht, Tugend und Laster sind ihnen ganz gleichgültig; und sie erlauben sich alles, was sie zu ihren Absichten für dienlich halten. Erst im andern Theile wird man diese Leute näher kennen lernen.

W. Jüder bezeichnet die Klasse der Ehrgeizigen, der Eigennütigen und der Neider. Es geht oft im Kloster zu, wie am Hofe. Der eine sucht immer den andern zu stürzen. Der eine beizfert sich immer die Vortheile und Voes

güte, deren ein ander genießt, zu rauben. Diese Klasse von Mönchen ist furchtbar im Kloster. Sie sind es, die meistens zuerst die Verfolgungen des rechtschaffnen anzetteln, und sie überlassen aus Furcht des unglücklichen Ausgangs die Volkserretung ihrer Entwürfe jenen, welche so denken wie Plazidus. Man wird diesen P. Isidor ebenfalls erst im zweiten Theile näher kennen lernen.

Die darinn vorkommende Frauenzimmer und übrige Personen sind ebenfalls getreu nach der Natur gezeichnet worden, jedoch könnte man allenfalls an Juliens Statt ein junges Weibchen setzen. Und so glaubt der Herausgeber seine Absicht erreicht zu haben, welche keine andre war, als in einer wahren Geschichte die verschiedenen Charaktere und Karikaturen auftreten zu lassen, welche man in den Klöstern antrifft. Er wollte die, welche vom Kloster wenig oder nichts wissen, mit den Sitten, dem Kosnime, der Denkungsart und Philosophie der Mönche bekannt machen. Er wollte denen, welche schon klösterliche Kenntnisse haben, oder welchen die Gesetze des

Mönchtum bekannt sind, zeigen, wie sehr sich die Sitten der Mönche verändert haben, und wie wenig man auf die Beobachtung der Grundsätze dringe. Der Verfolgungsgeist der Mönche ist noch immer der nehmliche, der er von Anfang war. Dieser Geist, der ihnen ganz eigen ist, herrscht noch immer in ihren Gesellschaften. So verschieden auch einzelne Glieder denken, so stimmen doch die meisten darin überein, „daß ein Mönch, der nur im „geringsten von den Grundsätzen des Katholizismus abweicht, Bestrafung verdiene.“ Besonders merkwürdig ist, daß Fehler und Irrthümer in der Theorie oder kleine Uebertretungen klösterlicher Gewohnheiten heftiger bestraft werden, als Verletzungen bürgerlicher oder anderer heiliger Pflichten, wovon eine Menge Beispiele angeführt werden könnten, wenn es notwendig wäre. Auch diese charakteristische Züge hat der Herausgeber nicht vergessen.

Es sey ferne, zu behaupten, daß unter den angegebenen Klößen alle Mönche begriffen seyen. Man trifft in Klöstern rechtschaffne und edelgesinnte Männer an, die mit unermüdeten Eifer meistens mit der größten Gefahr ih-

re schon halb verlorne Freiheit ganz zu verlieren, der unverfälschten Wahrheit nachspüren. Man findet Mönche, welche sich über den Aberglauben, und die Vorurtheile des leichtgläubigen Mönchepöbels hinweggesetzt haben, und der so angenehmen Pflicht bewußt, an dem Wohle der Menschen arbeiten. Es wohnen Mönche in Klöstern, die nicht wenig zur Aufklärung des menschlichen Verstandes und Besserung des menschlichen Herzens und zur Ausbreitung der Wissenschaften beigetragen, während, daß der große Haufen sich bemühet, Dummheit zu befördern, Freiheit im Denken zu unterdrücken, das menschliche Herz zu verschlimmern und die Fortschritte des menschlichen Geistes zu hemmen. Vielleicht scheint manchem andächtigen Mönchsfreunde dieses letztere zu viel gesagt zu seyn! Allein man gehe nur in die Predigten gemeiner Mönche, man höre ihre geheimen Gespräche und Urtheile über neu herausgekommene Schriften und man wird finden, daß hier wirklich nicht zu viel gesagt worden. Sie wimmern und klagen über die gottlose Christen unsrer Zeiten, sie schreien über die Ausbreitung einer vernünftigen Tölpelung, sie beweinen das

verlohrne Ansehen, die Demüthigung und Herabsetzung des Pabstes, und sie sind gegen alle die wohlthätigen Anstalten, die ruhmvolles und menschenfreundlichen Verbesserungen des grossen Josephs aufgebracht. Ich jüttere und erröthe, wenn ich daran denke, wie sehr ein guter Fürst von einigen Mönchen in Gesprächen mißhandelt ward, als er mit edlen Muthen wagte, zwei reiche Nonnenklöster aufzuheben, und die grossen Einkünfte derselben der Universität zu schenken! — —

Vielleicht vermuthen einige Leser, daß in dieser Geschichte das Kloster geschildert worden, in dem der Herausgeber einige Zeit lebte. Da dieses zu vielen unangenehmen Erörterungen Anlaß geben könnte, so halte ich mich für verpflichtet folgende Erklärung von mir zu geben.

Da ich die Geschichte des Prior Hartungus umarbeitete, so konnte ich freilich nicht verhindern, daß mir hie und da einige auffallende Charaktere, welche in diesem Kloster leben, wieder aufstießen, und ich konnte es auch nicht ändern, daß mir hie und da einige Ausdrücke entwischten, die allein deshalb geschrieben zu seyn scheinen könnten, um da

durch diese Charaktere zu bezeichnen. Allein ich bekenne hiemit öffentlich, daß alle vorkommende Personen in andern Klöstern leben, und daß ich deren Charaktere, die ich kennen zu lernen Gelegenheit fand, kopirt habe. Es leben in diesem Kloster unter der Regierung eines guten, von vielen geliebten aber von manchen doch verhassten und gedrängten Prälaten manche rechtschaffene, gute Menschen: allein es befinden sich auch freilich einige darunter — und wie ist es möglich, daß nur gute Menschen in einem Kloster leben? — welche der Beschreibung, die ich vorher von gewissen Mönchen machte, vollkommen entsprechen.

Diese Erklärung muß, denk' ich, hinreichend seyn, mich vor dem Vorwurfe zu sichern, als ob ich undankbar genug hietz seyn könnte eine Satire auf dieses Kloster zu schreiben und Wohlthaten zu vergessen, die ich wirklich in demselben während meines Aufenthaltes von manchen, besonders von dem Herrn Prälaten genossen. Dieses ist mir nie beigefallen, und ich werde auch nie eines solchen Unternehmens fähig seyn. Vielmehr statte ich allen hiedurch öffentlichen Dank ab, und ersuche sie nur um die einzige und letztere

Wohlthat mich fernerhin ungestört und un-
verfolgt, nach meinen Ueberzeugungen leben
zu lassen, die gewiß niemanden schädlich, mir
höchst nützlich sind. Will einer oder der andre
dieser Erklärung ohngeachtet sich beleidiget
finden, oder wolle ein dritter auf diesen und
jeuen mit Finzern deuten und sagen — ecce
hic homo est — so ist das meine Schuld
nicht. Denn ich kann wahrlich nichts dafür,
daß man in der moralischen Welt viele ähnli-
che Karikaturen outtriff.

Vielleicht hätte ich besser gethan, wenn ich
dieser Gesichte meinen Namen nicht vor-
gesetzt hätte. Allein ich sah vorher, daß ich
nicht unentdeckt bleiben konnte, und daß dann
das Uebel weit ärger gewesen wäre, als es
ist seyn wird. Da ich mich von den Men-
schen getrennt, und diese die Pflicht ihre Ge-
heimnisse zu verschweigen nicht haben, wie die
Freimaurer, so sehe ich nicht ein, was man
mir für ein Verbrechen daraus machen könne,
daß ich die Herausgabe einer wahren Ge-
schichte besorgt habe, die ich nur um dessent-
willen erweiterte und kolorirte, damit sie zu-
gleich zur angenehmen und unterrichtenden
Lektüre dienen könnte. —

Ich bin von verschiedenen in Privatbriefen
ersucht worden, die Ursachen anzugeben welche
mich bewogen haben, das Klosterleben zu ver-
lassen und mich der Welt wieder zu widmen.
Da ich die Zeit nicht habe, diese Briefe zu
beantworten und da ich nicht ohne Grund ver-
müthe, daß es einigen Lesern nicht unange-
nehm seyn werde, von meinem Schicksal un-
terrichtet zu seyn; so wähle ich diesen Ort
zur Beantwortung jener Briefe und zur Be-
friedigung der Neugierde andrer.

Ich bin von rechtschaffenen Eltern im Jahr
1759 erzeugt worden. Die erstere Erziehung
des jungen Menschen bestimmt gemeinlich
den Charakter desselben für immer. Bei mir
kräftet dieses wirklich zu. Mitten unter Pro-
testanten und freidenkenden Leuten im Kurs-
sächsischen erzogen ward meiner jungen Seele
ein Duldungs und Untersuchungsgeist einge-
impft, der mich bisher noch nicht verlassen
hat, nie verlassen wird. Erst in meinem
zwölften Jahre kam ich in das Jesuiten Gim-
nasium nach Erfurt, in welchem ich drei
Jahre lang fast nichts erlernte, obschon ich
diese Jahre die ersten goldenen Bücher erben-
te. Ich fand in mir eine außerordentliche

Neigung zur Lektüre alter klassischen Schriftsteller. Daher kam es daß ich schon im 14ten Jahre nach Anleitung eines Heinzeius und Mathias Gessner die Alten zu lesen anfieng. Diese Neigung ward nur noch mehr durch den Herrn Direktor Jagemann genährt, welcher nach der Aushebung der Jesuiten so vortheilhafte Schulanstalten in Götting machte. Ich erlernte zu der Zeit die Griechische und auch andre lebendige Sprachen nebst den mathematischen Wissenschaften, der Geschichte und Erdbeschreibung. Leider wurden diese vortheilhaften Schulanstalten gar früh vereinstelt, und die Erbschutten, die neuen Lehrer des Gymnasiums, bewiesen sich geschäftig, alles das aus den Köpfen der Jünglinge herauszubringen, was jener mit so vieler Mühe und grosser Geduld hinein gebracht hatte. Besond'ers ließen sie sich angelegen seyn, den Jünglingen einen gewissen Geist der Bigotterie und Abergläuberei einzupropfen (manchmahl auch einzuprügeln,) welcher so viel bewirkte, daß die meisten der damaligen Schüler in Klöster gingen oder den Weltpriesterstand erwählten. Auch ich war gezwungen noch ein halbes Jahr dieses Gymnasiums zu besuchen, während wels

cher Zeit ich nicht nur nichts erlernte, sondern sogar manches wieder vergaß. Der neue Lehrer that nichts weiter, als daß er die Noten des Minellius zum Callust und Horaz in ein elendes Deutsch übersezte. Endlich ward ich von diesem Leben befreit, und konnte nach meinem Geschmack Kollegien besuchen und singen. Durch die wiederholte Lesung der Ciceronianischen Schriften fand ich an dem Studium der Weltweisheit Geschmack. Ich besuchte daher die philosophischen Vorlesungen verschiedener Lehrer, verstand aber nicht alles, was gelehrt ward. Mein Verstand war noch nicht reif genug. Indessen gewöhnte er sich doch daran zu beobachten, zu untersuchen und selbst zu denken. Ich veräumelte auch nicht, historisch, andre nützliche und sogar juristische Kollegien zu besuchen. Noch kann ich nicht alle Ursachen finden, welche in mir die Lust erregten, ein Mönch zu werden, da ich ein so feuriges, lebhaftes, aufgeräumtes zum Klosterstande gar nicht taugliches Temperament habe. Nur der Gedanken, des so eher mein ewiges Heil zu bewirken, kann ich als eine Ursache anführen. Ich sah in der Welt nichts als Gefahren, nichts als

den ebenen Pfad und die breite Straße zur Hölle. Ein sächauer Jesuit, der sich in mein Herz eingeschlichen hatte, erregte diesen Gedanken, und wußte, mir den Mönchsstand mit so lebhaften Farben als den sichersten und keinahe einzigen Weg zum Himmelreich zu schildern, daß ich mich auch frühzeitig entschloß, seinem Rathe, den meine junge unersahrene Seele für den Rath eines Engels hielt, zu folgen. Der tägliche Umgang mit den Mönchen des St. Peterklosters beschleunigte die Ausführung dieses Entschlusses, obgleich mir kein einziger Mönch dieses Klosters mit ausdrücklichen Worten dazu rath. Weder die vernünftige Vorstellungen meiner Eltern, noch die Bitten meiner Freunde konnten in mir eine Veränderung bewirken. Ich beharrte darauf und trat im Jahr 1777. im Weinmond ins Noviziat. Ich hatte mir im Klosterlande häusliche Ruhe und Frieden, brüderliche Liebe und Eintracht, gefällige Gesellschaft und erlaubte Frömmigkeit, wahre Andacht und Frömmigkeit vermuthet, aber fand mich zu meinem nicht geringen Erstaunen — betrogen. — — — . Stolz, Furcht, Schaam, klösterliche Vorstellungen besonders

der sehr katholische Gedanke, daß man nur durch vieles Leiden, durch Qualen, Martern und Mortifikationen zur ewigen Seligkeit gelangen könne, verhinderten die Ausführung des sehr oft gefaßten Entschlusses, in die Welt wieder zurückzukehren. Ich blieb und legte das Jahr darauf die Gelübde ab. Während des Noviziats hatte ich weder studiren können noch dürfen. Die Lesung trockner oft elender Axiomen, unnützige, überflüssige oft nie verträchtige Arbeiten waren meine Geschäfte. Froh, von einem so unthätigen Leben befreit zu seyn, griff ich nach Büchern, und studirte von neuem die Alten, und beschäftigte mich in geheim mit der Lesung neuerer Schriften. Nur diese Beschäftigung und mein Klavirford konnten mir einen Stand erträglich machen, der fast jedem denkenden Kopfe unerträglich seyn muß. Endlich eröfnete der Klosterlektor die philosophische Vorlesungen. Gewöhnt an einen bessern Vortrag und an eine gründlichere Philosophie fand ich ganz natürlich keinen Geschmack an trocknen Wort grübeln. Ich untersuchte aber dennoch alles, was er vortrug. Die feichten Gründe, welche er zur Unterstüzung wichtiger Wahrheiten

verbrachte, erregten in mir das Verlangen nach gründlichem Beweisen, und erweckten in mir einen Untersuchungsgeist. Ich machte Einwürfe die mir zum Theil unaufgelöst gelassen wurden. Ich begnügte mich, dergleichen Ueberzeugungen für mich zu behalten, und ließ übrigens jedem die Freiheit von der Sache zu denken wie er wollte. Bekanntlich aber haben die Klosterlektoren die wiederständige Sitte, eine theologische Philosophie zu lehren, und Wahrheiten, die nur vor den Richterstuhl der Vernunft gehören vor jenen der Kirche zu zwingen. Auch dieser Lektor beobachtete diese schädliche Gewohnheit. Ich machte Einwürfe, man verwies mich auf den untrüglichen Ausspruch der römischen Kirche. Da ich mich aber gar nicht anders überzeugen konnte, so war dieses eine für mich glückliche Aufforderung, den Grundsatz von der Untrüglichkeit der römischen Kirche näher zu betrachten. Ich fand die Gründe unzulänglich, und alle Mühe des Klosterlektors mich davon zu überzeugen, war fruchtlos. Ich verwarf also nach vielen vergeblichen Bemühungen, und nach mehrmalen angestellten und oft wiederholten Untersuchungen (und ich muß sas

gen, daß ich meinen Verstandeskraften nicht allein traute, sondern gekürzte Männer um Rath fragte) liefen die Fortschritte des menschlichen Geistes hemmend, Freiheit und die Rechte der Vernunft tränkenden Grunde lag. Es würde zu weitläufig und überflüssig seyn, wenn ich hier eine Geschichte meiner Ueberzeugungen oder der verschiedenen Irrwege, auf denen ich wirklich wandelte, aufsetzen wollte. Dies würde ganz wider meinen Zweck seyn. Ich lehre vielmehr zu andern Dingen zurück. So bald ich aufhörte im Herzen Katholik zu seyn, sobald mußte mir auch alles ganz unerträglich vorkommen, besonders da ich es nicht gelernt habe, die Rolle des Henschlers zu spielen. Vielleicht würde mich aber dennoch das Urtheil welches von vielen Mönchen gefällt wird, die das Kloster verlassen, bewogen haben, dieses für einen feurigen Jüngling so harte Schicksal zu tragen, wenn nicht meine Freiheit, die ich höher als mein Leben selbst schätze, in Gefahr gekommen wäre. Ich war nemlich nicht schlau genug mich zu verbergen. Man liebkoste sich ins Ohr daß ich legerische Grundsätze hege. Ja, ein Mönch, der mich vorzüglich liebte, erwiderte mir die

Gefahr, in der ich schwelte. Briefe, die von
zwei Mönchen nach meiner Flucht an einen
meiner Freunde geschrieben wurden, und die
mir durch einen Zufall in die Hände kamen,
bewiesen, daß die Vermuthung meines vors
trefflichen Mönchsfreundes genau der gewesen
war. Beide klagten mich in diesen Briefen
als einen Ketzer, Freigeist und gottlosen Mens
chen an, diese Briefe hat der Herr Prälat
selbst gelesen, und wird sie auch noch in Hän
den haben. Ich hielt also für rathsam dem
Ungezwitter auszuweichen. Ich verließ das
Kloster und ging nach Berlin. Weil ich
noch keine Weihen hatte, und überzeugt war,
daß ich als Katholischer Laye gar wohl nach
meinen Ueberzeugungen leben könnte, so suchte
ich die Entbindung von dem Klosterleben
zu Rom. Allein da die Denkungsart des
heiligen Vaters damals noch nicht so herabs
gestimmt war, als sie es jetzt zu werden scheint;
so erhielt ich weiter nichts als die Erlaub
niß, in jeden andern geistlichen Orden zu tres
ten. Da mir aber damit nicht gedient war,
nach ich überdies das heilige Versprechen von
Erfurt aus erhielt, daß ich dispensirt werden
solle, wenn ich mich zu Erfurt vor Gericht

stellen würde, so verließ ich Berlin, nach-
dem ich zuvor einen *Saluum conductum* er-
lange hatte. Dieser ward mir auch zum Theil
gehalten. Allein meine Dispensationsfache ward
unter diesem und jenem Vorwande verzögert,
so bald es der Gottheit gefallen hatte, meine
einzige Stütze auf dieser Erde, meinen guten
Vater (S. Dkt. 1781) zu sich hinüber zu nehmen.
Vielleicht würde ich dennoch den Ausgang der
Sache abgewartet haben, wenn mir nicht
von Oelen, die in Erfurt wohnen, und die
ich nennen könnte, wenn es erfordert würde,
gesagt worden wäre, daß an meine Dispensa-
tion gar nicht zu denken, und daß man viel
mehr heimlich daran arbeite, mich als einen
unruhigen Mönch zu züchtigen, und in Ma-
rienborn den Gehorsam zu lehren. Viele
Umstände, freundschaftliche Briefe von Mainz,
besonders das ganz sonderbare Betragen des
Herrn Weihbischofs gegen mich, machten,
daß ich diese Reden nicht nur wahrscheinlich
sendern auch gewiß fand. Vielleicht war es
ein bloßes Gerücht. Allein meine Freiheit
war mir lieb, und ich entwich zum zweiten-
male dem mir drohenden Ungewitter durch
eine Flucht aus dem Kloster. Wenn ich an
das Betragen denke, welches ein Hannes Ras

tholisches Kirchenhaupt in einem protestantischen Städten, wo ich mich vor aller Preisstimmung gesichert glaubte, gegen mich bedacht hat; so gerathe ich in die Versuchung, mich öffentlich gegen dasselbe zu vertheidigen, meine Unschuld zu beweisen, und dadurch mir öffentlich eine Genugthuung für die Verletzung meiner Ehre zu verschaffen.

Aber da eine kaiserliche Regierung dazwischen, durch das gnädigste Verfahren (wofür ich in aller Unterthänigkeit hiemit öffentlichen Dank abstatte) meine Unschuld und Ehre gerechtfertigt hat; so schweige ich, und sage nichts, als daß es mich außerordentlich tränket, wenn ich bedenke, wie viele Mächte über uns glauben und Vorurtheile über die Herzen der Menschen und besonders jener Priester haben welche doch Lehrer und Verkündiger der allein seligmachenden Religion seyn wollen.

Ich habe die reichlichsten Töseln der Mönche verlassen und lebe mit wenigen ein stiller, einsamer, zufriedener, und vergnügter Leben nach meinen Ueberzeugungen. Möchte doch nie meine Ruhe durch einen Mönch gestört werden!

Jene Leser, welche diese kurzgefaßte Geschichte meines Lebens für unnütz oder überflüssig halten, mögen sie überdies, und bedenken, daß man in gewissen Umständen und Zeiten ein Wort reden muß, das man sonst verschweigen würde. Treuenbrüder,
den 5 Apr. 1782.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Anfang dieser Geschichte.

Eben als die Sonne aufgehen wollte, langte Hartungus, begleitet von einem älteren Mönche vor der Pforte eines rings umher mit Eichen und Buchen besetzten Klosters an, in welchem er, vermuthlich der unaviderwachten Gelübde seiner abergläubischen Mutter, sein Leben, getrennt von Freunden und Freundinnen, und alles dessen beraubt, was das menschliche Leben einem achtzehnjährigen Jünglinge angenehm machen kann, einsam beschließen sollte. Ein mährischer Klosterbruder eröffnete ihnen mit einer der frühen Ankunft wegen verdräflischen Diene die Pforte, und führte unsern Hartungus auf die Befehle des Pater Plazidus, — so hieß oben erwähneter Mönch

— mit einer noch verdrüßlichen Diene in das schon bereitete Saalzimmer.

Wenn jemals ein Mensch das Mitleiden ärtlicher und empfindsamer Seelen verdient hat; so ist es gewiß dieser Jüngling in den Umständen, in welchen wir ihn zum erstenmale mit unsern Lesern und — wie sehr wünschen wir es! — auch Leserinnen bekannt machen. Noch vor wenigen Tagen geliebt und, fast möchten wir sagen, angebetet von dem reizendsten Mädchen; geachtet von dem besten Vater; geschätzt von Freunden und Freundinnen ist er the durch den plötzlichen Wechsel gezwungen, in einen abergläubischen, vorurtheilvollen, seinen Neigungen, seinem Temperamente und seinen Empfindungen ganz entgegengelegten, und der aufgeklärten Erziehung, welche er von seinem rechtschaffenen Vater erhalten, ganz widersprechenden Stand zu treten; seine Geliebte, seine Freunde, kurz alles, was ihm nur irgend angenehm seyn konnte, zu verlassen, auf ewig, und ohne Hoffnung es jemals wieder zu erhalten, so plötzlich zu verlassen. So beschwerlich auch den meisten Erdenknechten eine so schnelle Veränderung fallen dürfte; und so gewiß es ist, daß die unangenehmen Empfindungen, die durch dergleichen Begegnungen in dem ädern Theile des

Menschen, nach den bekannten Gesetzen, erregt werden, auch in dem unädlern, in den Gesichtszügen kenntlich werden würden; so versichert uns doch ein Brief, den der P. Placidus an diejenigen geschrieben, denen es daran gelegen war, nähere Nachrichten von dem Zustande dieses Jünglings zu haben, daß weder er noch irgend ein andrer, der ihn in diesen Stunden gesehen hätte, an ihm etliche Spuren von Mißvergnügen oder Ungeduld habe entdecken können; sondern daß er vielmehr eine innere auch auf den Zügen seines Gesichtes ausgeprägte Selbstzufriedenheit an demselben bemerkt habe.

Vielleicht erinnern sich diejenigen unserer Leser, welche in der Geschichte der römischen Heiligen belesen sind, an jenen großen Märtyrer, *) der einen glühenden Roß, auf dem er gebraten ward, für ein Roßbette hielt, und, um alle umstehende heilige Bewunderer noch mehr von seinem Heldennuthe zu überzeugen, den Tyrannen, welcher ihn braten ließ, ersuchte, von der einen schon gebratenen Seite ein Stück abzuschneiden, wenn er Appetit hätte, davon zu speisen, dann ihn umzuwen-

*) S. das Brevier oder die Legende der Heiligen am Festtage des h. Laurentius d. 10ten Aug.

den und auch auf der andern Seite kraten zu lassen. Allein da sie durch diese Vergleichung leicht auf die Gedanken gerathen könnten, als ob Hartungus ein eben so heldenmüthiger Mann wäre, und vielleicht aus heiligen Absichten das Kloster zum ewigen Aufenthalte zu wählen, durch innere Ueberzeugungen von der Gültigkeit des Gelübdes seiner Mutter, gezwungen worden; so halten wir es aus Liebe, einem jeden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, für unsre Pflicht, einige Ursachen anzugeben, welche ihn in diese ruhige und zufriedene Lage versetzt hatten: und wir erfüllen diese Obliegenheit um so williger, da wir aus mancherlei Besorgnissen nicht wünschen, daß Hartungus in das Martyrologium *) von irgend einem frommen Oberhirten zu Dem eingeschrieben werde; und auch nicht gesonnen sind, uns in den Proceß seiner Heiligsprechung verwickeln zu lassen.

*) Ein Buch in dem fast alle Heilige und ihre Thaten aufzeichnet sind. Täglich wird eine gewisse Litanei aus demselben, in dem Chöre früh nach der Prim in einem ziemlich angenehmen Tone adgesungen. Alle Mönche sitzen mit bedeckten Häupten und hören mit Schimmernder Andacht die Thaten ihrer Vorfahren!

Wir müssen also unsern Lesern berichten, daß Hartungus in der Nacht zwischen zwölf und ein Uhr aus seinem Bette auf Geheiß seiner frommen Mutter von dem Vater Placidus in einen verschlossenen Wagen geschleppt worden; daß er in den ersten Augenblicken vom ersten Schlafe noch halb betäubt gar nicht sähig gewesen, die Folgen dieser so plötzlichen Veränderung zu überdenken; daß endlich, nachdem er in den Zustand versetzt worden, den eben erst littenen Verlust zu empfinden, seine lebhafto Einbildungskraft, die jedem neuen Vergnügen offen stand, voll von den reizenden Schönheiten der Natur, die er zu sehen Gelegenheit hatte, alle diejenigen Leiden, welche er in andern Umständen gefühlt haben würde, gänzlich verdrängte. Die Stille der schlummernden Natur, das sanfte Säuseln der jugendlichen Aume, das zärtliche Zwischern des einsamen Morsgenvogels, die den angenehmsten Wohlgeruch dünstende Waldtrüter, noch mehr aber der seltsamliche Ton des: *Nich Herr Gott loben wir!* *) welcher Gesang eben zu der Zeit von den frommen Mönchen angestimmt ward, als Hartungus im Kloster angelangt, und dessen majestätis-

*) Das *Te Deum laudamus* wird fast alle Mächte in der so bekannten prächtigen Melodie von den Mönchen abgesungen.

scher Ton durch die Stille der nunmehr schon erwachenden Natur nur noch mehr verhertelicht wurde; alles schien ausdrücklich zusammen getroffen zu haben, unsern Jüngling in einen Zustand solcher wohlthigen Empfindungen zu versetzen, welcher nur Jünglinge, die die Natur mit einer eben so feurigen Einbildungskraft und schwärmerischen Phantasie beschenke, zu genießen fähig sind. Ueberdies ward ihm zu seinem guten Glück ein Zimmer angewiesen, durch dessen Fenster er die kurz nach seiner Ankunft in vollem Glanze und Pracht aufgehende Sonne betrachten konnte, die mit ihrem ersten Strahlen den düstern Buchenwald vergoldete, und durch denselben in sein Zimmer hindrang. Diese Umstände bewirkten in dem Gemüthe dieses Jünglings eine gänzliche Vergessenheit seiner unglücklichen Lage; er verlor sich in schwärmerischen Betrachtungen über die natürlichen Schönheiten, die sich ihm aufdrängten, und entschummerte, ermüdet von der schnellen Reise, auf dem harten Lager, welches man für ihn bereitet hatte, und das seiner begeisterten Einbildungskraft wenigstens eben so weich zu seyn dachte, als das kostbarste Bett von Pfauenseiden. Den Gesetzen des Denkens gemäß rehmte er, sich mit seiner angebeteten Sophie in der Gesellschaft der Unsterblichen zu befinden.

Zweites Kapitel.

Worinn man einen Prälaten näher kennen
lernen wird.

Wir vertrauen uns nicht eine der kühnlichsten Fragen in der gesammten Weltweisheit zu entscheiden, ob nemlich eine Gesellschaft von Menschen, die in einer sorgenlosen Unthätigkeit ihr Leben dahin schleppen, der Menschheit überhaupt, besonders aber unserm so aufgethanen Jahrhunderte Ehre mache oder nicht; wir begnügen uns diejenigen Thatfachen anzuführen, welche wir durch eine lange vorurtheillose Beobachtung gesammelt haben, und die uns hinreichend scheinen, unsre Leser in den Stand zu setzen, ihr Urtheil selbst fällen zu können, wenn wir sie zuvörderst gebeten haben, alle durch Erziehung, Religion, Gesellschaft, Staatsverfassung, Mode, oder andre Umstände ererbte und erworbene Vorurtheile bei Seite zu legen.

Der Herr Prälat dieses Klosters, dessen Namen wir nie, ohne die einem insuliren *)

*) Eine Bischofsmütze nennt man eine Insul. Jeder Prälat hat das Recht, sich insuliren oder die Bischofsmütze aufsetzen zu lassen, wenn er nemlich die gewöhnlichen Gelder dafür erlegt. Er heißt dann *insulatus*, der aber die Gelder nicht erlegt *Mod abbas clausus*.

und gekalteten Haupte schuldige Hochachtung demselben bezeugt zu haben, nennen wollen, was kaum aus der Weiten in sein mit persischen Tapeten und reichen Stoffen geschmücktes Zimmer gekommen, und hatte eben beschloffen, seinem durch das nächtliche Singen und Beten ermüdeten Körper in einem seidnen mit goldenen Franzen besetzten Bette, vermittelst eines erquickenden Schlafes, diejenige Stärke wieder zu verschaffen, die zu der Verrichtung seiner beschwerlichen Amtsgeschäfte erfordert wurde; als Plazidus, der Gesellschafter unersicht von Elysiums Seligkeiten träumenden Jünglings, mit einer freudevollen, die glückliche Ausföhrung des ihm geschehenen Auftrages sogleich anstündigenden Miene, in das Zimmer des Prälaten eintrat, und seine und des unschuldigen Opfers glückliche Ankunft mit heiligem Vergnügen anmeldete.

Der Prälat, dessen Seele von den durch die Sorgfalt des Bruders Koches angewachsenen körperlichen Theilen zu sehr verschanzi war, als daß sie durch irgend eine Begebenheit hätte erschüttert werden können, freuete sich zwar nicht über diese Nachricht, gab aber doch vor, daß er sich von Grunde seiner andächtigen Seele freue, einen so artigen Zögling bekommen zu haben, und trug diesem Plazidus — seinem

Liebings, der mittelst seiner Klugheit mehr Macht hatte, als der schwache Prälat selbst — auf, alle Sorge für diesen Jüngling zu tragen. Nachdem er die von Hartungus Winter gelobte vier tausend Thaler aus den Händen seines Liebings empfangen, und mit einer philosophisch überhöhen Diene in seine Geldkiste vergraben hatte, entließ er den P. Plazidus, berechnete schlummernd die Vortheile, die er von diesem Gelde ziehen würde, und einschlief auf seinem weichen Lager.

Plazidus aber, dem es daran gelegen seyn mochte, aus diesem Jünglinge einen vorzüglichen Mönch zu machen, verfügte sich, so bald er bemerkte, daß Hartungus aufgestanden war, aus der Absicht ihn nie einsam zu lassen, in dessen Zimmer, und schlug ihm einen Spaziergang vor, um seine Einbildungskraft durch die schönen Gegenstände, welche sich wirklich rings um dieses Kloster her befanden, zu ergötzen, und dessen was mit ihm vorgegangen war, vergessen zu machen. Da er aber sich nicht für fähig hielt, einen Menschen zu unterhalten, der in der Welt sich umgesehen hatte; so rief er den Vater Karl, einen wohlgebildeten, ehrwürdigen Mönch, der schon zum Novizenmeister und Klosterrector bestimmt war, machte ihn mit Hartungus bekannt, und verließ sie,

als er bemerkte, daß P. Karl schon ein langwährendes Gespräch anfangen. Wir bedauern, daß wir dieses Gespräch, welches, wie wir aus den Folgen schließen können, sehr interessant gewesen sein mag, nicht mittheilen können. Camerer hat der Verfasser keine hinlängliche Nachrichten gehabt, oder, wie wir fast glauben, hielt es für nützlicher und notwendiger, seine Leser mit dem Charakter eines Mönches bekannt zu machen, der in allem Betrachtete einen starken Bezug auf diese Geschichte hat, und auch ausser dieser gekennet zu werden verdient.

Drittes Kapitel.

Über diesen Vater Karl gewesen.

Wir haben schon erinnert, daß es nothwendig und nützlich sey unsre Leser mit einem gewissen Mönche näher bekannt zu machen, und wir glauben auch, daß die Schilderung desselben nicht unangenehm seyn werde. Es ist dieses eben der P. Karl, den Placidus nicht nur aus der Absicht herbeigerufen hatte, unsern Hartungus zu unterhalten, sondern — weil er die erste Seite des P. Karls gut genug kenne, um

zu glauben, daß er für unsern Jüngling ein angenehmer Gesellschafter seyn würde; — hauptsächlich deswegen, um ein Vorurtheil zu unterdrücken, welches er während der Reise an Hartungus bemerkt haben wollte. Und in der That hatte sich auch Plazidus nicht geirret; Hartungus hielt alle Mönche für abergläubische, einsätzigte Menschen, oder wenn es weit kam, für scheinheilige Verräther. Er that ihnen hieran Unrecht, wie er in der Folge zu bekennen oft Gelegenheit haben wird; allein er dachte nun einmal so, und Plazidus, dem es so wie jedem rechtschaffenen Mönche daran gelegen seyn mußte, ihm dieses Vorurtheil zu nehmen, glaubte kein sichereres Mittel dazu anwenden zu können, als wenn er ihn gleich Anfangs, ehe er einen andern erblickte, mit einem Mönche bekannt machen würde, von dem nicht nur Mönche, sondern Kenner sogar versichern, daß er nebst nicht gemeinen Einsichten in allen Theilen der aufgestellten Gelehrsamkeit, und dem feinsten Geschmacke in den schönen Wissenschaften — welche Seltenheit in Klöstern! — eine Tugend besäße, die allen äußern Glanz der wahren Tugend an sich hat, und von der gemeinen so hoch gepriesenen klösterlichen Tugenden ganz verschieden ist.

Vielleicht wundren sich unsere Leser, so wie
 ist Hartungus auf seinem philosophischen Tra-
 gergange, wie ein solcher Mann sich habe ent-
 schlossen können, ein Schöfer, in dem man seine
 Einsichten so wenig geltend machen kann, zu
 seinem ewigen Aufenhalte zu machen? Wie-
 leicht werden sie glauben, er sey von irgend
 einem feindseligen Dämon dazu gezwungen
 worden. Wir müssen Ihnen daher diejenigen
 Nachrichten mittheilen, die er uns in einem
 Briefe von sich zu geben, gerübrt hat. Seine
 Eltern — Leute in muthmaßigen Einkünfte-
 ständen — hatten in Ihn einen zu Wisen-
 schaften gebornen Geist bemerkt, und ließen
 sich daher nichts angelegener seyn, als Ihn in
 allen Künsten und Wissenschaften unterrichten
 zu lassen; sie sparten keine Summen und well-
 en lieber sich selbst etwas entziehen, als sei-
 nem Geiste diejenige Nahrung verweigern, die
 Ihn zu einem starken, festen Geiste und —
 was wohl ihre eigentliche Absichten seyn mochten
 — zu einem großen Manne machen wollte.
 Und wirklich gelang es ihnen auch in so fern,
 daß er schon in sechszehnten Jahre die wichtige
 Frage „wie viel die Religion zur Bildung des
 menschlichen Herzens beitrage?“ — zur Er-
 haltung der philosophischen Magisterwürde mit
 einem

einem bewundernswürdigen Muths und vielem Lobe und Fülle vertheidigte. Allein bei der allzusehrgültigen Vermähung seinen Kopf zu verbeßern, hatten sie vergessen sein Herz gegen eine Leidenschaft zu wahren, die schon so manchen Jüngling unglücklich gemacht hat. Unser Leser werden schon zum voraus errathen, daß diese keine andre gewesen als die Liebe — eine Leidenschaft, welche uns zu den seligsten aber auch zu den unglücklichsten Geschöpfen machen kann, und welche schon oft das Schicksal ganzer Staaten entschieden hat. Zum Unglücke liebte dieser Jüngling nicht auf die gemeine Art, — er liebte enthusiastisch und schwärmerisch; und zu seinem noch größern Unglücke starb der Gegenstand seiner mehr als platonischen Liebe in einem Alter, in dem solche unglücklich Liebende das äusserste zu unternehmen fähig sind.

Wiewohl er nun sehr oft jene nützliche Cartesianische *) Verhaltungsregel gelesen, ge-

*) Bekanntlich machte sich des Cartes, als er die Wahrheit zu suchen beabsichtigt hatte, nichts andern zur Regel seines Verhaltens „keinen Stand zu wählen, in dem er auf immer zu bleiben gezwungen sey.“ Wir wissen nicht, ob des Cartes eigentlich den geistlichen Stand

prüft, überdacht, und zu befolgen beschlossen hatte; so vermogte ihn doch diese gefährliche Leidenschaft, die ihm die ganze Natur abe und traurig machte, weil sich ihr Gegenstand nicht mehr in derselben befand, daß er sich in seinem achtzehnten Jahre, weil er den ausdrücklichen Sinn dieses moralischen Gelehet, zu den Häfen des Prälaten warf, und demüthig um Aufnahme in dessen heiligen Orden anhielt. Einem im Frühling seiner Jahre schon berühmten Jünglinge ward die Erhaltung desselben nicht erschwert. Und da er durch die von ihm gehaltene Disputation in dem Verdacht der Kezerei gekommen war, so glaubte man entweder, weil die geheime Geschichte seines Herzens nicht bekannt war, daß er zur Abbüßung seiner Kezerei ins Kloster gegangen wäre, oder man traute sich doch hinlängliche Kräfte zu, einen jungen Kezer zu bekehren.

Er ward eingekleidet, und da seine Schwärmerei das ganze Noviziat hindurch währete, so konnte es fast nicht anders seyn,

der Katholiken damit gemeint: wie müsschen oder, daß alle Jünglinge dieses Gelehet so auslegen, und ja nicht so frühzeitig in einem Stand treten möchten, den sie nie wieder ohne Gefahr verlassen können. V. Carre's Dissert. de Methodo.

als daß er alle die unedlen, niedrigen und pöbelhaften Begegnungen, denen Novizen ausgesetzt sind, mit Muth und Standhaftigkeit ertrug, und endlich das klösterliche Gelübde — ohne zu wissen, wie schwer es ihm einst fallen würde dasselbe zu erfüllen — ablegte. Seine Schwärmerei verlosch; er lehrte zu seinem vorigen Lieblingsstudium zurück; er füllte die Leere, welche die gewöhnliche Mönchsbeschäftigungen in seinem Herzen ließen; seine alten Leidenschaften erwachten; und Religion und Gelübde waren nicht hinreichend, ihn von der Befriedigung derselben abzuhalten, er ward Freigeist des Herzens. Er studirte eben die Weltweisheit, als in seinem noch nicht ganz verdocten Herzen so genannte Gewissensbisse erwachten? Die Befriedigung seiner Leidenschaften behagte ihn aber zu sehr, als daß er sich sobald hätte entschließen können, die einmal angetretene Bahn zu verlassen.

Er wünschte ruhig genießen zu können; wünschte Gründe zu finden, die ihn sicherten, daß seine Handlungen gut wären. Und wie leicht finden wir in diesem Falle das, was wir wünschen. Er sah da Gründe, wo keine waren; erblickte Licht, wo nur dicke Finsternisse herrschten; und hielt das für Wahrheit, was ein unbefangener Verstand und ein no. h

nicht verführtes Herz für nichts mehr als Bahn gehalten haben würde. Er ward Freigeist des Verstandes. Er überließ sich allen seinen Begierden, Leidenschaften und Trieben, ohne nur im geringsten daran zu denken, daß der Mensch verpflichtet sey denselben zu widerstehen. Wir halten es für überflüssig das System dieses Mönches hier aus einander zu setzen, da er vielleicht in der Folge Gelegenheit haben wird, die Neugierde dererzogenen Leser, die dieses etwa wünschen, selbst zu befriedigen. Um sich die Mittel und die Gelegenheiten zu verschaffen, nach den von Lukrez so schön besungenen Grundsätzen zu handeln, bemühte er sich um irgend ein Amtgen, das ihm Freiheit und jenes zu diesem weisen Leben so unentbehrliche Metall gewährete. Es gelang ihm; er ward Weinkellermeister und bald darauf Pater Amtmann *). Er fand für gut, bald die Rolle des Andächtigen,

*) Der Geistliche, der die Einkünfte des Klosters zu berechnen, die Ausgaben zu besorgen hat. Dieses Amt ist so einträglich, daß sich mancher auf 100 und noch mehrere Thaler steht: eine Summe, die für einen Mönch, der für weniges zu sorgen hat, größer ist, als eine Summe von tausenden für einen Weltmann. Und was dieses Amt überdies mit der Treue eines

des Frommen bald die des Freigeistes und oft die des wahren Mönches zu spielen; und alle diese Rollen waren für ihn so einträglich, daß er sich nach wenigen Jahren im Stande befand, seinen Grundfagen gemäß zu leben. Seine artigen Sitten, seine gefällige Gesichts- bildung verschafften ihm den Zutritt zu Trost- bedürftenden reichen Wittwen; er ward von mehreren zum Gewissensrathe erkohren, und er fand diese Stelle so sehr nach seinem Geschmacke, daß er sie jederzeit bis an das Ende seiner zärtlichen Veitstinder beizubehalten sich bemühte. Keine verließ diese Erde, ohne ihm durch einen reichen goldenen Erben die Kräfte zu geben, noch weiser zu handeln, als vorher. Seine Wünsche waren nun befriedigt; er hatte mehr Freiheit, als er zu seinen Absichten vor nöthigen hatte, mehr Gold, als er durch das sinnlichste Leben in fünfzig Jahren verschwenken konnte. Ein einziger Wunsch — aber ein Wunsch, der die Eigenliebe des Menschen viel zu sehr kitzelt, als daß nicht jeder Mensch

Freigeistes des Verstandes und Herzens verwalter, der kann dieselben gemäß um ein weltliches vermehren. Der Weisliche, der dieses Amt verwaltet, heißt auch oft: P. Kellner, bursarius (weil er die Börse hat) und Procurator.

denselben wünschen, nicht jeder die Befriedigung desselben wollen sollte — blieb ihm bisher unerfüllt. Er war zu sehr von der Güte seines Vaters überzeugt; fühlte zu innigst die seltsame Wonne, die ihm die treue Beobachtung seiner Grundsätze genährte; und war bei aller seiner Freigebigkeit zu sehr Menschenfreund, als daß er nicht hätte wünschen sollen, einen Jüngling zu dem Genuße derjenigen Glückseligkeit fähig zu machen, welcher er, seiner Meinung nach, genoß. Umsonst hatte er sich bisher bemüht, einen Jüngling zu finden, der Verstand, seine Grundsätze zu begreifen, und Klugheit und Muth genug, dieselben auszuüben gehabt hätte. Der Gedanke, „daß er als Novizenmeister mit jungen Leuten in „nähere Verhältnisse komme, und dadurch mehrere Gelegenheit erhalte einen Jüngling auszuwählen, der in der Philosophie des Lebens und der Glückseligkeit, „lehre unterrichten, und dadurch sich und „sein System vervollständigen könnte.“ Dieser Gedanke bewog ihn, sich um das Amt eines Novizenmeisters zu bewerben. Da er den ersten erklärten Liebbling des Prälaten beherrschte und selbst bei dem Prälaten im Ruf einer untadelhaften Tugend stand, so war nichts leichter, als die Erfüllung dieses Wunsches. Er ward

über unsern Hartungus und noch drei andre Jünglinge zum erstenmale als Novizenmeister und Leiter bestimme; er schmeichelte sich schon zum voraus, daß er die Hauptabsicht, um derentwillen er dieses an sich beschwerliche Amt angenommen, erreichen werde; die gute Geistesbildung des Hartungus die an ihm bemerkte Gelehrigkeit, noch mehr aber die von selbigen geäußerte falsche Denkungsart verurtheilten, daß P. Karl sich ihn auserkörte, und es der Mühe wenigstens werth achtete, ihn zu unterrichten und zu versuchen, „ob er dieser „eingebildeten Glückseligkeit fähig sey.“ Die Folge muß uns lehren, in wie ferne P. Karl seine Absichten erreicht habe.

Nach allem, was nun unsre Leser von diesem Mönche wissen, können sie, wenn sie nur einige Begriffe vom Klosterstande haben, einsehen, daß er sowohl in seinem Gedankensysteme als in seinen Sitten ein vollkommener Antipode der Mönche war; sie können auch begreifen, wie es gekommen daß P. Karl ein solcher geworden und daß es gar nicht anders habe seyn können: allein sie dürfen ihn vielleicht für den einzigen in seiner Art halten. Da wir nun aber nicht wollen daß irgend jemand, und noch weniger ganze Gemeinheiten, Unrecht geschehe, so nehmen wir uns die Frei-

heit, unsern Lesern zu berichten, daß sich dergleichen Mönche fast in allen Klöstern — besonders aber nach den Nachrichten, die wir von Wärmern haben, denen wir allen Glauben beizumessen, uns genähiget finden *), in Italiens und Frankreichs Klöstern — befinden. Und wie wäre wohl das Gegentheil möglich? Man wird eingesehen, daß sich viele feurige, aufgeweckte und zur Wollust gebohrne Jünglinge aus Schwärmerei oder mißlungener Liebe wegen in die Klöster begeben. Ihre Schwärmerei hört auf: sie legen die Trauer wegen ihres geliebten Gegenstandes ab; ihre Leidenschaften erwachen; sie fühlen die ungebuligten Forderungen des Bedürfnisses; angezogen von den Vergnügungen überlassen sie sich ihren Begierden und Leidenschaften, und werden Freigeister des Herzens, da — wir können dieses dreist behaupten —

*) Der B. r. zu W., der dreizehn Jahre in einem Kloster im Hochherzogthum Toskana, einige Jahre in einem zu Rom und fünf in einem in der Tauphine Mönch gewesen war, verführte mich, daß man öffentlich in den dortigen Klöstern über den Überglauben der römischen Kirche scherze; dem Papste und seiner Macht Hohn spreche und sich alle Freiheit eines sinnlichen Lebens erlaube. Die Freiheit im Schreiben, welche verschiedene italienische Mönche gestattet haben, bekräftigt diese Nachricht.

kirchliche Religion und Gelübde viel zu schwarze Dämme sind, als daß sie nicht von der Leidenschaft durchbrochen werden sollten. Sie leben im Taumel des Vergnügens dahin, bis das Gewissen erwacht. Zu schwach den einmal verlassenen Pfad der Tugend wieder zu betreten, wünschen sie ruhig zu genießen; suchen die Rechtfertigung ihres Herzens in ihrem Verstande, und — finden sie, weil sie dieselbe wünschen.

Viertes Capitel.

zum folgenden Capitel.

In frühen Stunden ist vielleicht nichts höher unken Seelen, wenn sie nicht, wie freilich die meisten, bloße Werkstoffs Seelen sind, denjenigen Grad von Heiligkeit wieder zu geben, der uns, nach dem Ausbruche des griechischen Wessens, zu angenehmen Gesellschaftern macht; als eine unverheißte, unerwartete Entdeckung. In diesem Falle besand sich Martianus, der seiner starken Philosophie obgeachtet, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur angefangen hatte, die Trennung von seiner geliebten Sophie mehr als gewöhnlich zu empfinden. Die un-

angenehmen Empfindungen ließen so deutliche Spuren in seiner Mine und seinen Gesichtszügen sehen, daß er selbst dem P. Plazidus der Jüngling nicht mehr zu seyn schien, der er gewesen war. Vielleicht würde diese Veränderung traurige Folgen gehabt haben, wenn nicht P. Plazidus die Vorsicht gehabt hätte, ihn nicht allein zu lassen, und wenn er ihn nicht verleitet hätte, mit dem P. Karl in die dunkeln Dungen Alleen, welche jenseit des Klosters von dem großen Prälaten Sturmomus hus zur Erziehung seiner Jünger vor siebenhundert Jahren angelegt worden waren, zu gehen. Die Feinheit des Geschmacks, die aus allen Worten des P. Karls hervorleuchtete; die mit List geführte freie Gespräche; die Kenntnisse, die er so gut in jedes unbedeutendes Gespräch einzumischen wußte; die feinen Sitten; die artigen Wendungen, welche P. Karl allen seinen Gesprächen gab; kurz der ganze P. Karl war so sehr über seine Erwartung, war eine so unverhoffte Entdeckung, daß er nothwendig die ganze Seele unsers Hartungus auf sich ziehen, ihm sein Vorurtheil benehmen, und sogar seiner schönen Cophie vergessen machen mußte. Die Folge davon war eine heitere, zufriedene Mine, mit welcher er in das Kloster zurückkehrte, um sich, da schon die zur Audienz bestimmte

Zeit herbeigekommen war, zu dem Prälaten zu verfügen, der ihn auf eine Art empfing, die zu viel von der Denkungsart der Prälaten verräth, als daß wir unterlassen können, selbige unsern Lesern zu beschreiben.

Fünftes Kapitel.

Non qua iur, sed qua eundum est vis, videndum.

Als die schwere Seele des gottseligen Prälaten sich in ihre feiste Hülle zurück gezogen hatte; so griff sein rechter Arm, ganz mechanisch, nach einer am Bettgestelle festgemachten Glocke, um durch ihr Läuten seinen dienbaren Geistern die glückliche Ankunft seiner Seele anzukündigen und sie zur Ausschüttung seines ihm interessanteren Theiles herbeizurufen. Zween Geistliche und vier Bediente stiegen auf dieses Zeichen so gleich herbei, Ihro Hochwürden Gnaden nach den einmal gegebenen Befehlen anzukleiden. Der Maschinen-künstliche Prälat saß oder stand, je nach dem es das Ankleiden erforderte. Jeder hatte hiebei sein angewiesenes Amt. Ein Bedienter brachte wohlriechende Gewässer; der andre trocknete ihn ab; noch ein anderer bekleidete ihn mit dem Unter-

kleidern; der Kammerdiener warf ihm den Ordenshabit über den Kopf, und umgürtete ihn mit einer seidenen Binde. Nun kam die Reihe, an die Geistlichen, welche denjenigen Theil von seinem Staate hatten, der von ungeweihten Händen nicht berührt werden darf. Der Eine knüpfte sein Kaputtar über den Schuttern zusammen, während daß der Andre seinen gesalbten Fingern den heiligen goldenen Ring aufsetzte, und das mit Diamanten und andern Edelsteinen reich besetzte Kreuz an das Kaputtar befestigte. In weniger als fünf Minuten war unser Prälat so prächtig gewußt, und kutschte von so feinen Rossen, als irgend ein französischer Stutzer. Ein Wink, und seine Gesellschaft war entfernt. Er kniete auf einem mit seidenen und sammetnen Polstern belegten Versteckstuhle nieder, dankte seinem Gott für die ruhige Nacht, die er ihm gnädigst verliehen; betete das in dem Grezizien Büchlein *) gewöhnliche Morgenformular ab; berechnete das, wie viele Interessen und Ansen er diesen Tag einzunehmen hätte; erneuerte nach den Ordensstatuten **) sein Gelübde; betete seinen

*) Ein Gebetbuch, dessen sich fromme Benediktiner zu ihrer Andacht bedienen.

**) Sie ertheilen demjenigen, der täglich die drei Klostergelübde erneuert, vollkommenen Ab.

Access^{*)}) und laß seine heilige Messe, damit Gott die Herzen der Bauern und Bürger zur richtigen und ordentlichen Abtragung der schuldigen Zinsen und Interessen bewegen möge. Nach abgebeteten Recesse^{**)}) legte er in sein Zimmer zurück, trank Chocolade und gab den armen Bauern und Bürgern die allerhöchste gütliche Erlaubniß einzutreten, und das im Schwäiße ihres Angesichts — nach biblischen Verordnungen — verdiente Geld, Leuten zu geben, die sich ein Gewissen daraus machen — nach eben den biblischen Verordnungen —

diese Erneuerung geschieht vermittelt eines Gebetes, welches in dem eben erwähnten Gebetbuche befindlich ist. Besonders ist es, daß dieser Ablass durch die bloße Maschinenmäßige Herstellung dieses Gebetes, gewonnen wird. Man muß sich aber hierüber nicht wundern. Hat doch Innocentius der 11. allen denjenigen, welche nach abgebeteten Brevier ein gewisses Sacramentum ex individuo anfangendes Gebet herab registriren, einen Ablass aller jener Sünden, die sie während des Abhängens oder Abbetens des Breviers begangen, gnädigst zu verzeihen geruhet.

*) So nennt man die Vorbereitung zur Messe. Dieser Accessus besteht aus einigen Psalmen, v. B. dem 83 (nach der Septuaginta).

**) So nennt man die Dankagung nach geleiteter Messe; sie besteht ebenfalls aus Psalmen.

Geld zu verdienen. Diese Beschäftigung, die nebst jener am Tische die einzige angenehme unsers Prälaten seyn soll, währte zwei Stunden, während welcher er vierhundert Thaler von Leuten erpreßt hatte, deren Weiber und Kinder nach Brod und Nahrung litten. Nachdem er alle diese angenehme Gäste abgefertigt hatte, warf er sein Gesicht in jene abentheuerlichen, in welchen ein unbefangener Zuschauer den ganzen Charakter und die kleine prälatische Seele lesen kann; denen freilich der Prälat die Eroberung eines jeden Jünglings zutraute; er ließ sich auf einem, seinen Sopha nieder, und ruhte untern Hartungus mittelst seiner Schelle und seiner Bedienten zu sich, der, statt sich, wie der Prälat vermuthete, zu fürchten, mit unerschrockner entschlossener Mine in das Zimmer eintrat und nach einer tiefen Verbeugung, wie er war unterrichtet worden, um sich einigen Verdruß zu ersparen, den Ring des Hochwürdigsten gnädigen Herrn Abtes küßte.

„Fürchte er sich nicht, mein Sohn!“, rief der Prälat mit einer uns selbst fürchterlichen Stimme den ihn anstaunenden Hartungus an. Nur unedle Gemüther — erwiderte Hartungus mit sanfterer Stimme — oder lasterhafte Seelen fürchten sich; und Dank sey

dem Ewigen, noch trifft keines von beiden bey mir zu, wird hoffentlich nie zutreffen.

„Er muß nicht so hoch pilgert reden, sonst versetze ich ihn nicht, ich bin noch von altem Ebrore und Kerne. Aber auf ihn zu kommen, ich höre er hat keine rechte Lust zu unserm Stande, nun ich hoffe D. Placidus wird ihm schon welche machen; bedenk er nur sein fleißig den biblischen Spruch reddite Deo vora vestra „

Wenn ich jemals ein Gelübde gethan hätte, so würde ich es für meine Pflicht halten, es zu erfüllen; da ich mich aber nicht entsinnen kann, jemals nur den Einfall, ein Gelübde zu thun, gehabt zu haben, so glaube ich auch nicht, daß dieser Spruch, dessen Werth ich übrigens dahin gestellt seyn lasse, auf mich angewendet werden könne.

„Er scheint die Dialecticam noch nicht recht studirt zu haben; denn sonst würde er sich gar leicht in prima Figura demonstrare können, daß es eben so gut sey, als ob er selbst Gelübde abgelegt habe. Denn was das Ganze thut, — diese Schlüsse brachte er in lateinischer Sprache vor, da bekanntlich wenige Mönche einen Syllogismus deutsch machen können —, das thut auch der Thell: nun ist seine Mutter das Ganze und er ein Thell das

„wen; also thut er auch was seine Mutter
„thut; diese hat Geldbörse abgelegt, also auch
„er. Kann er gegen die Bändigkeit und
„Wahrheit dieser Schüsse etwas einwenden?“

Nicht das geringste, erwiderte Hartungus,
der sich kaum des Lachens über die Weisheit
des Prälaten enthalten konnte; und der gar
bald einsah, daß ihm gesündere Vernunftschüsse
nichts helfen würden.

„Nu! er scheint doch,“ fuhr der Prälat fort,
„gelehrig zu sein; das gefällt mir. Führe er
„sich hübsch auf, so will ich allezeit sein Patronus
„sein. Ist gehe er nur hin, und mache er sich
„lustig; ich habe noch etwas zu breien, um
„zwölff Uhr gehe ich zu Tische, da kann er mit
„mir speisen.“

Was für ein Prälat! rufte Hartungus,
der nun aus vollem Halse lachte, als er
nach einer tiefen Verbeugung und einem güt-
digen erlaubten Hände Kusse von demselben sich
entfernet hatte, welcher Abstand zwischen ihm
und dem P. Karl!

Was für albernes Geschwätz, werden
manche unsrer Leser vielleicht sagen oder doch
denken! was geht es uns an, wie der Prälat
zu ... lebt? ob wir wissen, daß er während
seines Gebetes die Interessen berechnet, daß
er

er ein so Mitleiden verdienender Philosoph ist und so weiter! was geht das uns an? Wir wollen von Dingen unterhalten seyn, die uns bessern, nützen oder ergötzen. Ertülich fragte es sich, ob sich alles so verhalte, und dann, gesetzt alles wäre wahr, so wüßten wir doch nur, wie ein Prälat lebt, nicht wie er leben sollte.

Erlauben Sie, liebe Leser, daß wir in aller Demuth diejenigen Gründe anführen, welche uns bewogen, dieses Kapitel in Hartungus Geschichte mit einzurücken.

Da wir uns vorgesetzt hatten, alle jene Thatfachen anzuführen, durch welche ein unsersangener Leser in den Stand gesetzt würde, die verschiedenen Systeme, nach denen die Mönche denken und handeln, zu entwickeln und kennen zu lernen: so mußten wir auch das Betragen dieses Prälaten, welches — unter uns sey dieses gesagt, denn wir möchten uns nicht gern der Freundschaft dieser Hochwürdigen für manche sehr vortheilhaften Herrn verlustig machen — dem Betragen der meisten so ähnlich ist, daß jene welche mit Prälaten umzugehen schon die Ehre gehabt haben, so gleich die Wahrheit erkennen werden; so mußten wir also dieses Betragen nach der Natur schildern; wenn unglücklicher Weise das Ideal nicht ge-

solten sollte; so haben nicht wir, sondern die Natur allein die Schuld. Interessiren wird sie das Ideal freilich nur dann, wenn sie Lust und Belieben haben, Menschen in *puris naturalibus* kennen zu lernen.

Treuherzigen Seelen, die etwa muthmaßen könnten, als ob wir glaubten, die Art, wie dieser Prälat gelebt, sey die beste, sey der Weg, den alle andere Prälaten zu gehen hätten; diesen rechtschaffenen Andächtigen haben wir, um allen Verdacht kezerischer Grundsätze von uns zu entfernen, schon hinlänglich durch das Motto, welches wir aus diesen Absichten diesem Kapitel vorzusetzen beliebten, garantivert. Diese Leuten, deren Wohlgeogenheit uns übrigens sehr angenehm seyn würde, versweisen wir auf das Kapitel der Benedictiner Regel, in welchem ein Ideal eines vollkommenen Prälaten entworfen ist; und wir erlauben ihnen sehr gern, daß ihre Einbildungskraft oder Phantasie demselben das Daseyn in *rerum natura* gebe.

Endlich aber versprechen wir, die Geschichte dieses Prälaten künftighin nicht mehr aufzuzeichnen; da wir unsere Absicht nun erreicht haben, und es uns keineswegs darum zu thun ist, das Leben eines Insektes zu beschreiben.

Sechstes Kapitel.

Eine Art sich zu beruhigen, wenn man in das Kloster zu gehen gezwungen wird.

Wenn irgend ein Zufall uns unglücklich gemacht, oder in einen Stand geworfen hat, der uns nicht ansteht; so ist kein besseres Mittel die unangenehmen Empfindungen, welche nothwendig dadurch erzeugt werden müssen, zu verscheuchen und zu verdrängen, als wenn wir uns vorstellen, es verhalte sich keineswegs so, als es unser natürliches Gefühl uns fühlen macht. Wie aber dieses geschehen könne? Dies ist freilich der Stein der Weisen, den zu finden, sich manche Weltweisen seit undenklichen Jahren vergeblich bemüht haben. Vielleicht würden wir den Aufschluß dieses Räthsels schon längst in irgend einem philosophischen Systeme gelesen haben, wenn die weisen Epiktet und Mark Aurel Antonin die Gewogenheit gehabt hätten, uns die Geschichte ihres Herzens zu hinterlassen, und die Ursachen aufzuzeichnen, welche es machten, daß dem erstern der Elavenstand erträglich war, und das zerschlagene Wein nicht schmerzte; den andern die Kaiserwürde nicht drückte und mancherley Unfälle nicht rührten. Da sie es aber aus uns unbekannten Ursachen unterlassen haben; so finden wir uns frolich

nicht Arzt genug, um hier eine Universalmedicin verschreiben zu können: wir können aber doch unsern Lesern wenigstens melden, wie es gekommen, daß Hartungus sich ganz wohl in diesem Stande befunden; und wollen es ihrer Abstraktionskraft überlassen, sich aus diesen Thatsachen allgemeine in andern Fällen auch anwendbare Gesetze zu bilden.

Hartungus hatte sich zwar schon durch den Gedanken einer unveränderlichen Nothwendigkeit getröstet; allein P. Karl kenne die menschliche Herz zu gut, als daß er sich hätte bereden können, dieser Grund würde in Zukunft das Mißvergnügen dieses Jünglings abwenden; er bemühte sich daher die schwache Seite unsers Helden aufständig zu machen, und es gelang ihm gar bald. Hartungus wünschte nichts so sehr, als ein tugendhafter, weiser Mann zu werden; alle Mittel, alle Wege, die dahin führten, waren ihm angenehm. Es kam also nur darauf an, ihm begreiflich zu machen, „daß der Klosterstand der gewisse Weg zur Vollkommenheit sey.“ P. Karl versuchte es, ihn durch seine hinreißende Beredsamkeit von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen, und in wiefern es ihm gelungen, kann aus folgendem Gespräche, welches Hartungus mit sich selbst gehalten,

und das er uns im Auszuge mitzutheilen getu-
het hat, versehen werden.

Als er von dem Tische des Prälaten
aufgestanden war, begab er sich in sein Zimmer
um über die Veränderungen, welche sich seit we-
nigen Tagen mit ihm zugetragen, Betrachtun-
gen anzustellen. Glückliche Sterblichen! die
ihr entledigt der drückenden Sorgen für diese
plumpe Hülle, die euer beßres Ich umfesselt,
sonst nichts zu sorgen und zu denken habt, als
wie ihr täglich euren unsterblichen Geist ver-
schönern und vervollkommen könnet. Kein lie-
benswürdiges Mädchen, keine zärtliche Frau,
keine um euch her tändelnde Kinder können
Euch in der Untersuchung und Erforschung der
Wahrheit hindern oder beunruhigen. Wie
manche schöne Stunde raubt andern Menschen
die Nothwendigkeit, sich und die Andern zu er-
nähren, zu kleiden und zu erziehen? Wie sel-
ten sind die Stunden an sich selbst zu denken,
an der Verbesserung seines Selbstes zu arbeiten?

Es ist wahr, wer so lebt, wie dieser Prä-
lat: der ist noch weit schlimmer daran, als
ein andrer Mensch. - Er scheint gar nicht zu
fühlen daß in ihm noch etwas sey, welches
seiner Sorge bedürfe. In was für einem
Eaze ähnlichen Zustande ward er nicht nach
der Wahrheit auf sein Bette geschleppt? Ist

legt er und sammelt neue Kräfte, um sie wie-
der vertieften zu können. Wenn ich den lie-
ben P. Karl dagegen halte; wenn ich sehe,
wie mäßig er genießt; höre, wie weise er spricht;
wie er sich freut, daß er sich in diesem Stande
befinde, in welchem er sich besser als in jedem
andern vervollkommen könne; und wenn ich
überlege, daß seine Sitten den Ordensgesetzen
gemäß, jene des Prälaten denselben zuwider
sind; ja, dann ist nur etwas, welches mich noch
beunruhiget; welches verursacht, daß ich nicht
mit vollkommener Freude in diesen Stand trete.
Göttliche Sophie! dein Andenken sey mir heil-
lig, die keusche Liebe, die du mir einknistest, als du
dich noch im Kloster befandest, wie gern möch-
te ich sie belohnen; wie wünsche ich durch die
Vesförderung deiner Glückseligkeit meine selbst
eigene zu bewirken: allein eine unveränderliche
Nothwendigkeit zwingt mich, dich zu vergessen.
Vergessen? — Nein, nimmermehr soll dies
geschehen; ich werde dich lieben und anbeten,
werde dir bis an meine Grabstätte treu bleiben,
wenn auch kein freundschaftlicher Geistes uns
vor unserm Hinscheiden zusammen führt.

Aber ich will ich mich fügen, ich will al-
les, selbst deine Abwesenheit mit Gedult ertra-
gen, und mich mit dem weisen Ausspruche des
römischen Weltweisen trösten.

Qui id, quod vitari potest, metuit, is vivere quieto animo nullo modo potest.*)

Siebentes Kapitel.

Die Novizen werden im Konvente eingeführt.

Zween Tage waren verstrichen, während welchen Hartungus wenig mehr thun durfte als essen, trinken und spazierengehen. Endlich bestimimte der Prälat, den diese Tischgesellschaft genierte — denn noch drei andre Jünglinge, die sich aus heiligem Verufe dem Klosterstande widmeten, waren angekommen — endlich bestimimte also der Prälat, daß sie im Konvente eingeführt, und ihnen Zellen angewiesen werden sollten. P. Karl holte sie von der Prälatur früh um zehn Uhr ab; zeigte ihnen ihre künftige Wohnungen; gab aus weiser Partheilichkeit unserm Hartungus die beste; führte sie dann zum P. Prior und endlich, da es Zeit zum Essen war, in den Speisesaal. Auf Kosten der Novizen wurden mehrere Speisen aufgetragen, und bessere Weine eingeschenkt. Eine allgemeine Frölichkeit befeelte die Mönche und Novizen. Viele wurden Freunde, und Hartungus blieb beständig bey seinem P. Karl.

*) Cic. Tusc. 2.

Sie gingen in die Vesper, spielten dann um die drohende Langeweile zu verschuchen, in den Karten; gingen in den Komplat, dann wieder an die Tafel, und opferten dem heiligen Balthus so sehr, daß Hartungus sich der griechischen und römischen Feste, die zu Ehren dieses Gottes gefeiert wurden, erinnerte. Nur die Heiligkeit des Ordens, und die Abwesenheit der Obstin Schwester, welche bey jenen Festen jetz derzeit zugegen gewesen seyn soll, unterdrückten die in ihm aufsteigenden Gedanken.

Achtes Kapitel.

Auszug aus der Geschichte Hartungus und seiner drei Mitbrüder bis zur Einleitung.

Wenn es wahr ist, daß der Geschichtschreiber hauptsächlich nur solche Dinge aufzeichnen sollte, die entweder den Leser interessieren, oder aus denen die folgenden Begebenheiten hergeleitet werden, oder aus welchen man den Charakter des Helden der Geschichte näher kennen lernen kann: so ist nicht minder gewiß, daß der Verfasser dieser Geschichte hier einen Fehler begangen hat, den wir zu verbessern uns unterstanden haben. Er erzählt der Länge nach alle Kleinigkeiten,

die sich mit Hartungus während der vier Wochen vor der Einkleidung zugetragen haben.

Wir haben demnach vier Kapitel in Fines zusammen geschmessen, und glauben fol wohl unserm Verleser einige Thaler, als unsern Lesern einige Stunden zu besserer Verwendung mit Recht erspart zu haben.

Wir berichten also unsern Lesern, daß Hartungus drei Wochen in weltlichen Kleidungen gehen mußte; daß er dann den ersten Ordenshabit bekommen; daß er acht Tage mit aufgeschloßen stiegenden Haaren — wie gewöhnlich — den Mönchen und allen übrigen zum Gelächter dienen mußte; daß der Tag der Einkleidung endlich herangerückt; daß er auf die Vorstellung des D. Karls sich alles habe gefallen lassen; daß er mit frolichen Herzen an den Altar gegangen, um den völligen Ordenshabit anzuziehen; daß der Tag der Einkleidung im Kloster mit einer Frölichkeit vollbracht wurde, die die Größe und Heiligkeit des Festes entsprach; daß die ausgelassene Freude der Mönche so weit gegangen, daß sie an diesem Tage wider die ausdrücklichen Ordensstatuten mit einigen anwesenden Nonnen getanzt; daß Hartungus sich an den Sitten der Mönche zwar gehalten, aber durch die Vorstellungen des D. Karls, daß viele wider ihre Bestimmung handelten und

sich unter die Thiere herab erniedrigten, und eben deswegen das Mitleiden des Weisen verdienten,, endlich beruhiget worden, und nach seinem System zu handeln fortgefahren habe.

Neuntes Kapitel.

Vorrede des Verfassers.

Dem lesenden und richtenden Publicum.

Wir kennen, liebe Leser und besonders schmerzliche Hülfen der menschlichen Natur! Eurer Lieblings Schwachheit und Leidenschaft — die uns übrigens eine der größten Zierden der Menschheit zu seyn dünkt, und die wir um alles in der Welt nicht verschleudern oder vertauschen möchten — wir kennen sie zu gut, als daß wir nicht vor Euch vermuthen sollten, Ihr würdet dem Anfange dieser Geschichte um dessenwillen Euren liebenswürdigen, entscheidenden, und einträglischen Beyfall versagen, weil Ihr einen Gegenstand in derselben vermisst, der aller Herzen auf sich ziehet, den alle Romanschreiber mit so vielem Vortheile für ihren Beutel in Ihren Romanen einzunähen, und alle tragische und komische Dichter nicht selten so meisterhaft auf die Bühne anzubringen wußten.

In der That, wir können diese Nachlässigkeit oder Unvorsichtigkeit, wie Ihr es zu nennen belieben werde, durch nichts sonst entschuldigen, als wenn wir offenerzig gestehen, daß wir uns vorgesetzt haben, nichts zu schreiben, was nicht der Wahrheit der Geschichte gemäß; was sich nicht wirklich zugetragen, und was wir nicht mit Urkunden belegen können. Der Held dieser Geschichte hat eben so wenige Schuld, als wir. Wir wissen es, daß er eben so sehr wünschte, seine Sophie möchte den glücklichen Einfall haben, ihn in dem Kloster zu besuchen, als wir, unsre Leser durch eine unverhoffte Zusammenkunft zu überraschen. Da aber unsre Geschichte kein Roman ist, so konnten wir weder die Wünsche des Hartungus, noch die Erwartungen der Leser, noch unsre eigene Neigung befriedigen. Wir gestehen, daß wir oft in die Versuchung geführt worden, die Wahrheit der Geschichte hier zu verlegen, die eigensinnige Sophie eine kleine Reise nach dem Kloster thun und beide sich mit einander besprechen zu lassen; allein die Liebe zur Wahrheit hat alle Gedanken von dem Vortheile unterdrückt, den wir von einer kleinen Nothlüge — denn weiter wäre es doch nichts gewesen, wenn wir nach des Ehrwürdigen P. Voies Casuistie urtheilen — hätten ziehen können. Wir sind bisher, und wer:

den es auch ferner thun, der Wahrheit, um die wir uns willig martyrisiren lassen, wenn es die Noth erfordert, treu obliegen. Sophie befindet sich noch in dem Geburtsorte des Hartungus, und, nach allen Nachrichten, weiß sie nicht einmal den Aufenthalt desselben. Wir ersuchen unsre Leser, noch einige Kapitel mit der Geduld zu durchblättern, mit der Sie vermuthlich die vorigen durchlesen haben werden, und versichern Sie übrigens, daß vielleicht bald eine gewünschte Verdringung mit unserm lieben Hartungus vorgehen wird.

Zehntes Kapitel.

Einige zufällige Gedanken über den Aberglauben und das Novizenleben.

Nach den sichersten Nachrichten und Beobachtungen, die uns unparteiische, prüfende und was über alles zu schätzen ist, Wahrheit liebende Geschichtschreiber von den Bewohnern dieser sublunaren Welt, und von den verschiednen Zuständen, in welche diese versetzt worden, hinterlassen haben; — nach allen diesen Nachrichten und Beobachtungen hat der Aberglauben von jeher unter den Menschen zweier-

lei Anbeter und Verehrter gehabt — Priester
 und Pöbel. Wir verstehen unter Priester alle jene
 geheiligte Personen, die mit dem Dienste der Göt-
 ter, oder was dahin Bezug hat, zu schaffen ha-
 ben; unter Pöbel aber alle, welche entweder
 zu träge sind, um zu denken, oder denen von der
 Natur derjenige Grad von Geisteskräften und
 Seelenkräfte nicht verliehen ist, welcher zur Un-
 tersuchung und Erforschung der Wahrheit er-
 fordert wird. Beide waren aber aus wider-
 sprechenden Absichten und Ursachen abergläu-
 bisch. Die Priester glaubten — oder gaben
 wenigstens vor, daß sie es glaubten — mehr
 als erweislich war, um dadurch den Pöbel zu
 ihren Absichten zu gebrauchen, oder besser, um
 denselben zu betrügen. Der Pöbel hingegen
 glaube zu viel aus heiligem Eifer, weil er das,
 was Priester ihn lehrten, für wahr und zur
 Erlangung einer unveränderlichen Glückselig-
 keit entweder in Elysium oder im Himmel für
 notwendig hielt — freilich am Ende, um be-
 trogen zu werden. Dieses war so bey den
 Chaldäern, den Juden, den Syrern, den Per-
 sern, den weissen Griechen und den staatsklugen
 Römern, und ist noch jetzt, trotz den Bemühun-
 gen weiser Fürsten den Aberglauben völlig aus-
 anzuröeln, eben so bey Christen und Unchri-
 sten. Nirgends aber hat derselbe, wenn schon kein

Wönd dieses gesehen wird, tiefer gewurpelt; nirgends eifrigere Anbeter gefunden; und nirgends wird er mehr geschätzt als in den heiligsten Wohnungen der Klosterleute. Wir wärs den Holianten schreiben können, wenn wir die mannigfaltigen Arten, wie der Aberglaube sich äußert beschreiben wollten. Wer weiß es nicht, welche wundervolle Kraft Wöndche einem Bildchen, einem Rosenkränzchen einem Crucifixe, einem Gebete zu zuschreiben gewöhnt sind? *) Wir wagen hier nicht zu untersuchen, ob diese Lehren ihnen einträglich sind, und ob man sie vielleicht eben darum eingeführt habe, damit man von der Schwäche des Volks Nutzen ziehen könne.

Diese Untersuchungen würden uns in ein Labyrinth verführen, aus dem wir uns selbst mit Ariadnens Faden nicht wieder herausfinden

*) Eine umständliche Beschreibung verschiedener menschlichen abergläubischen Gemohnheiten, wäre in unsrer Geschichte ein wahres hors d'oeuvre. Wenn es aber daran gelegen seyn sollte, nähere Nachrichten zu haben, um sich in den Stand zu setzen, die beiden Fragen, welche wir hier zu beantworten nicht wagten, zu entscheiden; der lese den Roman Bruder Gerundio; wir erinnern hier im Vorbeigehen, daß diese Sätze auch auf verschiedene katholische deutsche Staaten passe.

den Mäntel: wie begnügen uns daher einige hergebrachte Gewohnheiten und Strafen, denen die Novizen sich unterwerfen müssen, zu erheben, um vielleicht unsre Leser auf diese Art mit dem Charakter des Hartungus näher bekannt zu machen.

c. Der Mönch muß den alten Menschen ausgleichen; er muß durch die umgekehrte Wege zu Gott zurückkehren, den er so leichtfertig verlassen hat; und da er nur durch Ungehorsam und Stolz von Gott abgewichen; so muß er auch durch den pünktlichsten und genauesten Gehorsam, durch die eifrigste Demuth und Unverwundbarkeit zu demselben sich zurückarbeiten. *) Dieses ist die wahre Mönchssprache, dieses die Grundsätze, auf denen die Theorie der Behandlung der Novizen und überhaupt das ganze Mönchsleben, wie es geführt werden sollte, und zum Theil auch von außen geführt wird, beruhet.

Es ergiebt sich also von selbst, daß der Noviz alles thun müsse, was ihm befohlen wird;

*) So philosophirt der Verfasser der Betrachtungen über die Benedictiner Regel, welche J. Vital Möhl heraus gegeben; so philosophiren Benediktus, Bernardus und alle Mönche und handeln — Sie scheinen voraussetzen, daß jeder Mensch von Gott abgewichen sey.

daß er sich so niederträchtig müßte behandeln lassen, als es niederträchtig gesinnten Mönchen beliebt, ohne nur im geringsten darüber zu murren. Hartungus aber, der so aufgeklärt dachte, oder um mich eines mönchischen Ausdrucks zu bedienen, so weltlich gesinnet war, daß er einen so einfältigen Gehorsam, eine so abergläubische Demuth theils für lächerlich, theils für erniedrigend achtete, konnte sich nie zu solchen Handlungen entschließen. Er beugte zwar auch seine Knie, wenn andre die ihrigen beugten; neigte sich mit dem Kopfe; bückte sich; küßte die Erde; humilirte *) sich; drehere und wendete sich nach den einmal hergebrachten Gebräuchen, weil er alle diese Vessen für Kleinigkeiten ansah, die seinen Geist nicht befechten konnten; allein zu jenen Handlungen, die ihm seinen adeln Stolz zu beleidigen oder niederträchtig schienen, und welche keine höhere Absichten hatten, zu diesen entschloß er sich niemals. Als ihm daher der Prior einer verschönten Kleinigkeit wegen — und um ihn zu demüthigen — die Dufte auslegte, mit einer Ruthe in der Hand auf einem Fusse mitten im Speisesaale zu stehen, dann im Saale herumzurutschen und als

*) Sich humiliren heißt: sich mit dem ganzen Körper auf die Erde legen.

len Mönchen einem nach dem andern die Zähne zu küssen — sagte er ganz freimüthig, daß er dieses nie thun würde, und seine weltlichen Kleider zurück verlange, wenn man darauf bestehen würde. Alle Zuredungen des P. Karls, daß es ja Kleinigkeiten wären, konnten ihn nicht bewegen, er beharrte auf seinem Sinne; und der Prior, welcher die Befehle des Prälaten befolgen mußte, war genöthigt, diese ungelegte Duße, weil die Mönche unsern Hartungus oder vielmehr seine tausende zu behalten wünschten, in eine Fasten bey Wasser und Brod zu verändern, welcher Hartungus sich um so williger unterzog, da er die Geiße der Nüchternheit liebte, und nach seilen immer zu leben sich gewöhnt hatte. Wir würden die Geduld unsrer Leser ermüden, wenn wir ihnen die dumme und einsältige Erziehungs Methode, völlig aus einander setzen wollten, die zu nichts andrer abzwelt, als allein gesunden Menschenverstand, alle irdischen Gefühle, und die so nöthige Empfindungen von Ehre und Schande zu unterdrücken; wenn wir ihnen die mannigfaltigen zum Theil niederrückigen Arbeiten, die von den Novizen verrichtet werden müssen, beschreiben wollten; wie verweisen unsre Leser auf ein Buch

lein *) in dem dieses Leben nach der Wahrheit geschildert ist.

Inzwischen berichtet uns die Urkunde, daß Hartungus in seinem Noviziate auf die Vorstellungen des P. Karls und Befehle des Herrn Prälaten anständiger als irgend ein anderer verhandelt worden. Die Zeit seines Noviziats verstrich, ohne daß er Gelegenheit gehabt hätte, irgend eine des Aufzeichnenswürdige Handlung zu thun; denn da allen Novizen bey strenger Strafe untersagt ist mit Weltleuten oder nur mit den übrigen Mönchen zu sprechen; da ihnen auch alle Gelegenheit hiezu wohlbedachtlich abgeschnitten; da sie im Sommer einsam auf ihrer Zelle die Asketen studiren, oder wenn sie dessen überdrüssig ihre kahlen Wände angaffen; im Winter aber unter des Novizenmeisters Aufsicht immer versammelt seyn müssen, ohne ein Wort sprechen zu dürfen: so kann man von selbst erachten, daß das Leben der Novizen durch folgende wenige Worte vollständig beschrieben sey: sie aßen und tranken; sie schliefen und sangen; sie beteten und thaten Buße. Vermuthlich hat Hartungus sich wenigstens mit nützlichen Gedanken beschäftigt; da er aber die Güte nicht gehabt hat, selbige dem Papiere

*) Briefe aus dem Noviziate. MDCCCLXXX.

anzuvertrauen; so können wir nur so viel mit Gewissheit sagen, daß er an den Tagen, wo es erlaubt war, in die Gärten zu gehen, die einsamsten Hefen gesucht, sich daselbst mit Geizkern besprochen, und über die Trennung seiner geliebten Sophie sehr oft gekauert habe.

Fünftes Kapitel.

Vorbereitung zu einem bevorstehenden Feste.
Beschreibung einer Profession. Unverhoffte Entdeckung.

Wenn von den Anlässen, die zu irgend einer öffentlichen Handlung gemacht werden, auf die Größe oder Kleinheit des Festes geschlossen werden darf; so ist der Professionstag oder der Tag der feierlichen Ablegung des Gelübdes eines der glänzendsten Feste in dieser besten Welt. Welche Anlässe! wie viele Hände sind beschäftigt, jeder davon vorfallenden Kleinigkeit den Anstrich von Heiligkeit zu geben? Wie viele müssen nicht ihr schwaches Gehirn anstrengen, um irgend etwas zu erfinden, was diesen Tag vor allen andern auszeichnender und glänzender machen könne. Prälat, Prior, Novizenmeister, Sakristan, Bier und Weinkeller; und Kö-

den : meißter, Barbier, Koch, Küchensjunge, Aufwuschweiber und tausend andre Klostercreaturen denken schon zweien Monate vorher an die Erquickung des Geistes und Fleisches. Die Novizen müssen ein Testament machen, das gewöhnlich zu Gunsten des Klosters gemacht wird, wenn anders der Novize ein freundliches Gesicht haben will. — Acht Tage vorher geht der Prälat in das Kapitel und macht den Tag der Ablegung der Gelübde bekannt. Wie fromm, wie andächtig gehen dann diese unschuldige Opfer daher! mit niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen, rufen sie um Erleuchtung, um Verstand, um Gnade den heiligen Geist an! sie müssen ihn bitten, daß er sie erleuchte und Ihnen; im Falle es ihr Verstand nicht sey, ein ausdrückliches Zeichen seines Willens gebe möge; allein der heil. Geist hat aus uns unbekannten Gründen — wer kann die Urtheile des h. Geistes wissen — noch nicht die Gnade gegeben, während dieser Zeit irgend ein Zeichen von sich zu geben, oder die andächtigen Herzen mit dem Durchbruche der Gnade, wieder in die Welt zurückzuführen, zu beschenken. Sie bleiben alle hier; drey, weil sie glauben, „das Kloster, „leben sey der einzige, sichere Weg zum Reiche der „Himmel,“ und Hartungus, „weil er gewohnt

„gen ist und sich diesen Stand, als einen solchen
„vorstellt, in dem man am leichtesten an seiner
„Vollkommenheit arbeiten könne.“ Endlich er-
scheint der so entscheidende Tag.

Schon hat der Sakristan seinen Altar
geschmückt; schon haben Küchenmeister und Koch
die glänzendsten Anstalten zu dieser Feierlichkeit
getroffen, und schon hat der Kellermeister das
beste Faß Wein angezapft und geprößt, ob es
ihm, seinem Kloster und den Novizen Ehre ma-
che; schon sind verschiedene Anverwandte der
Novizen angekommen, die Meute ist vorben,
und der Prälat nimmt die vorläufige Professur
an den Novizen im Kapitelhause ab; endlich
schlägt die gewünschte — von vielen oft nach-
her verfluchte — Stunde; das feyerliche hohe
Amt beginnt an; unter dem streubigen Schalle
majestätischer Pauken und girender Tromper-
ten geht der mit Inful und Stab, mit Gold
Silber und Edelsteinen geschmückte Prälat, be-
gleitet von seinen geistlichen Ministern, dem
Erzprieester, dem Diakon, dem Subdiakon und
Akoluthen an den Altar; welche Musik ertönt
in den Ohren der andächtigen Anwesenden?
Selbst ein Haff ein Bach und Hayde können,
nach Meynung der Mönche, nicht rührender,
sanfter und der Feier angemessener komponiren,

als der Vöhrnen erster Komponist Brizio, dessen neukomponirte Messe heute zum erstenmale aufgeführt wird. Das Kyrie, Gloria, die Epistel und das Evangelium sind abgelesen; das Credo singt an. Nun führt P. Karl seine vier Opfer zum Altar; mit niedergeschlagenen Augen gehen sie an den Altar; ihr Blick ist auf die Erde gerichtet; man bewundert ihren Muth, lobt ihre Standhaftigkeit; preist ihre Schönheit; beneidet ihre gemeinte Glückseligkeit; glaubt in ihren Gesichtern die innere Freude zu lesen; und behauptet, die Thränen, welche aus den halb geschlossenen Augen des schönen Hartungus die bleichen Wangen herab auf die Erde rollete, sey aus Freuden vergossen. Nur wenige sehen dieses Gepränge mit philosophischen Augen an; nur wenige haben mit dem Blicksinne, dem Verstande, oder den unglücklichen Umständen dieser Jünglinge Mitleiden. Der Prälat stimmt endlich mit majestätischer Tone das *Veni Creator* an; die Mönche liegen gestreckt auf der Erde; der Gesang ist verstummt, und sie schweben — Mitleidenswerther Hartungus! Menschen tödtende Gelüste! Es ist vorbei; ihre Freiheit ist verschworen; sie sind Mönche. — Dank und Loblieder erschallen

von den frommen Lippen der übrigen Mönche, und die Novizen gehen nun in das Chor, welches nicht weit vom Altare entfernt ist, um ihre Mitbrüder zum erstenmale als Brüder zu umarmen; alle weinen Thränen der Freude; nur Hartungus Thränen des Kummer. Rings im Chore herum stehen die Anverwandten der Novizen, die Gäste des Prälaten. Er schlägt von ohngefähr — vielleicht aus Neugierde, zu sehen, ob etwa einer seiner Anverwandten da sey, seine Augen auf; welcher Gegenstand stehe ohnfern von ihm? — Ein schöner schlanker Jüngling, der ihn mit seinen blauen Augen zu verschlingen scheint, und seine herabrollenden Thränen mit Aufmerksamkeit betrachtet! Ein Jüngling, deren es aber nur wenige giebt, der so vieles jugendliches in seinem Antlitze hatte, daß es nicht zu verwundern ist, wenn Hartungus, noch ehe er das ganze Gesicht dieses Jünglings zu sehen bekam, der es unter einem Schnupstuche, womit er die aus den Augen quillende Thränen abtrocknete, verhüllere, schon auf den Gedanken gerieth, daß dieser Jüngling eine verkleidete Jungfrau seyn müste. Das weggenommene Schnupstuch bekräftigte ihn in seiner Muthmaßung; seine Seele erkannte sie; er flog in die Umarmung seiner gärtlichen So-

phie; und seine bebenden Lippen stammelten schon diesen so zärtlichen Namen, ehe Sophie Zeit bekam, sich seinen geistig wollüstigen Umarmungen zu entreißen und seinen gierigen Augen zu entziehen.

Vielleicht wäre diese einzige Scene hinreichend gewesen die gute Sophie zu verrathen, und den allzuzärtlichen Hartungus unglücklich zu machen, wenn es nicht der Gebrauch wäre, daß die Novizen auf diejenigen männlichen Geschiedte, welche in den Chorstühlen sich befinden, umarmten. Diese Mode machte es, daß kein Aufsehen erregt ward, und da Sophie durch ihre Nachbilde ihn aus ihren Armen entfernte und sich aus dem Chöre hinweg begab, so dachte niemand daran, daß dieser Jüngling ein anderer als ein Anverwandter von Hartungus sey. Hartungus raffte also alle seine männliche Standhaftigkeit zusammen und ging an den ihm angewiesenen Ort.

Möchten wir doch mit dem Pinsel eines Correggio, beschenkt mit der Einbildungskraft eines Dante den Zustand unsers Jünglings schildern, alle Gedanken, die in seiner Seele entquellen, dem kalten, gefühllosen Papiere einhauchen können! wir erliegen unter der Schwereizigkeit eines solchen Gemäldes, und lassen es

ench fühlen, zärtliche Jünglinge! zärtliche Mädchen! die ihr euch jemals in dem Zustande befunden habt, wo ihr den Gegenstand eurer Herzen anbetend, und von demselben angebetet, gezwungen waret, getrennt von selbst zu leben.

Hartungus trat in einem Ohnmacht ähnlichen Zustande, bis er sich endlich nach und nach von seiner Betäubung, der unerwarteten Freude, und dem unvermutheten Schrecken erhobte. Das hohe Amt ward endlich geneigt; alle giengen freudvoll aus der Kirche; und die Sammtlichen Anwesenden versammelten sich den Neulingen von ganzem Herzen Glück zu wünschen.

Zwölftes Kapitel.

Gastfreier in den Klöstern.

Polydorus Vergilius — ein Schriftsteller, der von vielen gelesen zu werden verdient, von wenigen aber, so viel uns bekannt ist, gelesen wird, weiß er manchen Leuten die Wahrheit zu offenbergig gesagt haben soll — dieser Polydorus also rühmt, daß die Rechte der Gastfreier

heit bey den Mönchen besser als irgendwo ausgeübt würden; und wir geben ihm hierinn Preisfall, da wir dieses sowohl durch ihre Regeln als durch die Ausübung derselben bestätigt finden. Jeder Fremde, der nur irgend vom Stande ist — und so weit geht die Duldung der Mönche, daß sie hier nicht einmahl so genau auf die Religion desselben sehen — kann erwarten, daß er von dem Prälaten, wenn er denselben vor eilf Uhr keine Aufwartung macht, zur Tafel gebeten werde; Leute von geringerer Sorten speisen bei den Bedienten und so wird jeder nach Standes Gebühr bewirthet. Diese Gültigkeit schränkt sich aber nicht auf die bloße Tafel ein, man vergönnet auch Fremden, wenn sie keine bessere Gelegenheit haben, in dem Kloster zu wohnen. Es wird demnach unsern Lesern gar romanhaft vorkommen, wenn wir ihnen sagen, daß Sophie, — die diese Rechte, da sie selbst eine Zeitlang im Kloster gewesen, so gut kennete, als wir, — nachdem sie erfahren, daß Hartungus aus Ueberdruß die Welt verlassen und in das Kloster gegangen sey, und nach einigen Tagen die Klostergebäude freiwillig ablegen werde, aus Neugierde ihren Gesichten zu sehen, und so edel denken weibliche Seelen, um ihn der Untreue wegen zu strafen,

sich entschloß, nach dem Kloster zu reisen, das selbst einige Tage hindurch zu verweilen und der Ablegung des Gelübdes beizuwohnen. Sie konnte diese kleine Reise um so eher wagen, da ihr niemand etwas zu befehlen hatte, und sie ganz nach eigenen Grundätzen leben durfte. Aus weiser Vorsicht hatte sie ihre Jungfräuliche Gesiats unter Männerkleidern versteckt. Sie langte am Tage vor der Professlon im Kloster an, und da sie wußte, daß niemand aus Hartungus Geburtsorte zugegen, der sie kenne, so fand sie es gar nicht gefährlich, sich bei dem Herrn Prälaten melden zu lassen. Sie ließ sich als einen weidaufzigen Anverwandten von Hartungus anmelden — der vor wenigen Wochen erst aus Paris gekommen — und wirklich machte ihre jungfräuliche Stimme sie einem französischen Eruker ähnlicher, als einem deutschen jungen Herrn — nach einiger Zeit wieder dahin abzugehen gesonnen wäre, und doch zu vor gerne die Ehre und das Vergnügen haben möchte, seinen geistlichen Herrn Vetter zu umarmen, überdieß noch Bestellungen von seiner Mutter anzubringen habe. — Eine solche Person konnte die gnddige Aufnahme von dem Herrn Prälaten erwarten, und wirklich fand dieser gar keinen Anstand, sie — freilich nicht als Eie,

sondern als ihn — auf der Prälaten zu behalten, und zu dem bevorstehenden Feste feiersüchtig einzuladen. Sie willigte um so lieber in das Ersuchen des Prälaten, da es ihre eigentliche Absicht war, auf diese Art desto freier und ungehindert mit Hartungus sprechen zu können. Eine Jungfrau in der Klausur! hören wir fromme Mönche seufzen, denen etwa von ohngefähr dieses kezerische Buch aus unfreundschaftlichen Absichten in die Hände gespielt wird. Besürchten Sie nichts liebe Andächtige! sie ist in Männerkleidern; niemand kennt sie; selbst Hartungus weiß es noch nicht; und sie selbst ist viel zu sittem, als daß sie ihr Geschlecht verrathen sollte.

• Nach den strengen kirchlichen Verordnungen, darf kein Novize vor der Ablegung der Gelübde etwas von der Welt und ihrem verdamnten Anhang wissen; wie wohl es jeden der das Gelübde schon abgelegt hat, sehr zugestanden wird, sich in die wichtigsten Weltthätigkeiten zu mischen; wie denn allen Lesern bekannt seyn wird, daß mancher Reichthümer das Schicksal ganzer Staaten entschieden hat. Diesen Gesetzen zufolge erfuhr also Hartungus eben so wenig als die drei übrigen, daß jemand aus seinem Geburtsorte angekommen wäre, daher läßt

sich das angenehme Staunen begreifen, mit dem er sich in dem schönen Angesichte dieses jungen fröhlichen Jünglings verlor, als er denselben zum erstenmal erblickte; und eben dessentwegen müssen wir ihm seine Selbstvergessenheit verzeihen. Sophie hätte sehr gern diese für Hartungus verführerische Scene vermieden, wenn sie nicht Anstandshalber der Profession hätte beizohnen müssen.

Als das hohe Amt geendigt war, während dessen Hartungus nicht an seine abgelegte Gelübde, sondern an seine Sophie dachte, ging er endlich nach der vergeblichen Bemühung, seine Geliebte zu finden, die er schon allenthalben gesucht hatte, mit einer traurigen, finstern Mine, deren Ursache von keinem Wundte errathen werden konnte, an den Tisch. Er suchte sich zu überreden, daß seine schwärmerische Phantasie ihn getäuscht hätte, und die geringe Wahrscheinlichkeit, daß Sophie so etwas unternehmen haben würde, machte zwar, daß er wünschte, sie möchte sich wirklich entschlossen haben, konnte aber doch die Zweifel gegen alle übrigen Umstände nicht auflösen, sondern bekräftigte ihn vielmehr darin, daß es ein blosser Traum gewesen. Indessen verursachte doch dieser Traum, daß die köstlichsten Speisen, die feinsten Weine

und selbst die ihm sonst so angenehmen Gespräche des P. Karls, neben welchem er sich, nicht vermögend waren, ihn aufzuheitern; er ging nach aufgeschobener Tafel in den Garten, überließ sich seinen Grillen und Embildungen, und würde vielleicht den ganzen übrigen Tag in einer solchen Gemüthsverfassung geblieben sein, wenn nicht ein Bedienter des Herrn Prälaten ihn auf die Abtei zu einem seiner anwesenden Auzverwandten zu rufen, gekommen wäre.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Verwunderung, in welche Hartungus gesetzt wird.

Hartungus wußte sonst nichts, da er auf Befehl des Prälaten auf die Abtei ging, als das er zu einem seiner Anverwandten gerufen, den entweder eine unschädliche Neugierde, oder wohl gar eine boshafte Freude wegen glückliche Ausführung der Entwürfe seiner Mutter, zu diesem Feste herbeigelockt haben könnte; und er war befügt von allen seinen Anverwandten so zu denken, da auch kein einziger gewesen, der sich seiner wieder eine abergläubische Mutter angenommen, oder nur im geringsten bemüht hätte sein verdrießliches Schicksal zu ändern oder wenigstens zu mildern. Es fiel ihm so gar nicht ein, zu denken, daß er eben zu dem Gegenstande der Wünsche seines Herzens hinginge, und er hatte sich so fest überzeugt, daß die Erscheinung, die wie im vorigen Buche zu beschreiben Gelegenheit fanden, ein bloßer Traum und eine Wirkung seiner erhitzten Einbildungskraft

und schwärmerischen Phantasie gewesen; daß er nicht einmal den Bedenken, der ihn gerufen um den Namen und das Auserwählte dieses vermeinten Anverwandten befragt hatte; und, anstatt, wie er in andern Fällen sich haben würde, mit besüglichten Füßen in ihr Zimmer zu hüpfen, seine Schritte vielmehr verzögerte, und mit einer Mine an dem angewiesenen Zimmer anklopfte, welche wie sonst zu machen pflegen wenn wir etwas ungern oder gezwungen thun.

Er hörte auf sein Anklopfen eine junge fröhliche Stimme — herein — rufen. Diese Stimme, die ihn so oft erquickt und die er so gut von allen andern zu unterscheiden gelernt hatte; die Begehrtheit, welche sich erst an diesen Morgen zugetragen — dieses zusammengekommen mußte nach psychologischen Gesetzen nothwendig in ihm den ersten Gedank: „von der Gegenwart seiner Sophie erneuern!“ er erquickte zitternd die Thüre — sah sie — befestigte seine zitterlichen Augen auf sie — wollte sprechen — konnte nicht — und wurde von dem Uebermaß der angenehmen Empfindungen übermächtig in Ohnmacht zurücke gesunken sein, wenn nicht seine Geliebte — die sich allerdings auf

auf diese Scene besser als er vorbereitet haben konnte — aller weiblichen Vorurtheile vergessend, in zärtlicher Desürzung auf ihn zugelaufen wäre, ihn in ihre Arme eingeschlossen, an ihrem empor wallenden Busen gedrückt, und ihm dadurch das Vermögen zuathmen wieder gegeben hätte. Ihre schönen Seelen vermischten sich mit einander, sie lasen in ihren Augen die Sprache ihrer empfindsamen Herzen, bis endlich, nach einer geraumen Zeit, ihre vor Freude und Entzückung bebenden Lippen mit einem Tone, der nur gefühlvollen Seelen eigen ist — *— Geliebter! Sophie —* ausrufen. Ausmählich scholten sie sich aus ihrem angenehmen Staunen; die Sprache, welche sich dann verliert und auch gänzlich überflüssig ist, wenn sich die Seelen einander unmittelbar mittheilen, und diejenigen Vergnügungen und Genuss den genießen, deren sie nur so entkörperert fähig sind, und die uns einen Vorschmack von den gehofften Freuden jenseit des Grabes gewähren — die Sprache fand sich, beim Wiederaufwachen ihres körperlichen Gefühls, von neuem ein.

Welter Hartungus! sprach sie endlich, indem sie sich mit sanfter Gewalt von ihm loswand, und mit einem feurigen Blick ihn ihrer ganzen grenzenlosen Liebe, versicherte — wir haben nicht viel
 Hartungus u. Th. E

Zeit übrig; ist, da die Mönche auf ihren Pult
 hoben den Hauch des heiligen Geistes anzu-
 schlafen, erzählte mir, welche Ursachen dich be-
 wegen konnten, eine Freundin — ich will
 mich keines noch zärtlichen Wortes bedienen —
 zu verlassen, die dich so innig liebte, und die
 du so zärtlich zu lieben begehretest, ohne daß du,
 oder sonst jemand mir nur die geringste Nach-
 richt von ihr gegeben hätte? Sage mir, wie
 du einen Stand wählen konntest, der, so viel
 ich ihn kenne, deinen Neigungen und deinem
 Temperamente so wenig angemessen ist; berich-
 te mich, wie du von mir getrennet worden, wie
 du bisher gelebet, und wie du künftig zu leben
 beschloßen. Hartungus konnte nicht umhin;
 das Verlangen seiner schönen Freundin zu be-
 friedigen; er erzählte ihr also das, was unsre Le-
 ser im folgenden Kapitel lesen, und zugleich darinn
 Aufschlüsse über verschiedene Dinge finden werden,
 die sie bisher noch nicht wußten, und die doch aller-
 dings des Wissens werth sind. Hartungus
 ward zwar verschiednenmal in seiner Erzählung
 unterbrochen, wir haben aber nicht für nöthig
 befunden, diese Unterbrechungen anzumerken,
 da sie unsern Lesern gleichgültig seyn können, und
 übrigens auf die Geschichte selbst keine Bezie-
 hung haben.

Zweites Kapitel.

Hartungus erzählt seine Geschichte.

Nachdem sich also diese beiden unglücklich lie-
benden so neben einander gesetzt hatten, daß ih-
re von Liebe und Freude trunkene Augen sich
zärtlich begegneten konnten, antwortete Hartun-
gus: du Erinnerst dich, liebes Mädchen, jener glük-
lichen Stunden, die wir miteinander verlebten,
da uns die Einwilligung meines Vaters zu den
seligsten Hoffnungen berechnete; du Erinnerst
dich, daß nur noch wenige Stunden uns von
der Vollendung unsrer Glückseligkeit entfernten, und
brauche dir nicht erst zu sagen, wie glücklich
ich in jenen Tagen gelebt, und daß ich diese
für die schönsten meines Lebens halte. Du selbst
konntest in meinen trunkenen Augen die Liebe
lesen, die mich besetzte, wenn ich dich sah; kenn-
test die Freude empfinden, die auf meinem Wangen
glühte, wenn du mich mit deinen keuschen
Küssen beglücktest, und die Wonne fühlen, die
mich durchdrang, wenn ich dich in meine
glücklichen Arme einblos, und die täglichen
Versicherungen von meiner ewigen Treue wie-
derholte. Ich weiß nicht, ob die Götterungen
der Gerechtigkeit zu meinem besondern Wesen ge-
hören; ich bin nur davon überzeugt, daß nichts
hienieden ohne den ausdrücklichen Willen der

selben beschreiben könne, und diese Ueberzeugung allein konnte mich wegen des Verlustes eines Vaters trösten, der, wie du weißt, wenige Tage vor unsrer Verbindung die Welt verließ, und durch dessen Absterben mein Schicksal eine für mich so nachtheilige Wendung nahm. Denn meine Mutter hatte, als sie mit mir schwanger ging, nach einem schweren Falle, den sie von der Treppe herab gethan hatte, zur Vermuthung einer unglücklichen Geburt — so wie es unter unsern Glaubensgenossen in dergleichen Fällen gewöhnlich ist, — das unabsehbare Gelübde gethan, mich, wenn ich glücklich diese Welt erblickte und das siebenzehnte Jahr erreicht haben würde, diesem Kloster mit einer Aussteuer von vier tausend Thalern zu schenken. Sie war zugleich so unvorsichtig gewesen, dieses Gelübde den hiesigen Mönchen bekannt zu machen, und schriftlich bei ihnen niederlegen zu lassen. Sie verhehlte, aus mir unbekannten Ursachen, dieses Gelübde meinem Vater sowohl als mir, bis ich das sechszehnte Jahr erreicht hatte, da sie meinem Vater ihr Anliegen erkundete, und um die Vollstreckung desselben anhielt. Er aber, der nur über dergleichen heilige Sachen zu schweigen pflegte, lachte über die Einfalt seiner Frau; bewies ihr, daß dergleichen Gelübde gar keine Kraft hätten; bemühte sich ihr Gewissen zu

befriedigen, worinn es ihm aber nicht ganz gelang, weil die Mönche zu viel Gewalt über sie hatten; verbot ihr nicht das geringste mir davon zu sagen, und nahm es über sich, mit den Herren Prälaten selbst zu sprechen, und die Sache in der Güte beizulegen. Dieses geschah auch; der Prälat, der meinen Vater seines Ansehens wegen schreiete, gab vor, daß es ihm nie einfallen, mich zu diesem Stande zu zwingen; sondern daß er nur unter der Bedingung in das Vorhaben meiner Mutter gewilligt hätte, wenn es mein freier ungezwungener Entschluß seyn würde. Um alle Weitläufigkeiten zu vermeiden, suchte mein Vater auch unsre Verbindung zu beschleunigen, zu welcher, wie dir bekannt ist, meine Mutter, so sehr sie dich auch liebte, wie ihre Einwilligung gab. Mein Vater kehrte sich an die Bitten und vorgethlichen Gewissensangst meiner Mutter nicht im geringsten, sondern fuhr fort, nach seinem Plane zu handeln. Du weißt es, wie nahe wir diesem glücklichen Zeitpunkte unsrer Verbindung waren; noch ein Schritt, welche Freuden! welche Seligkeiten! welche Wünsche! Aber wie schnell entflohen diese Hoffnungen? wie gehwind wurden unsre fast schon befriedigte Wünsche vereitelt! der schönste Tag unsres Lebens sollte für unsre Liebe zugleich der unglücklichste seyn! Es gefiel der Verhät — o laß

mich in deiner Gesellschaft immer der Asche des
 redlichsten Vaters eine dankbare Thräne weinen
 — diesen Reichthümern an eben diesem Tage
 zu sich hinüber zu nehmen; sein Geist entsoh
 in jene seligen Gefilde, in denen nur den ent-
 körperten Unsterblichen zu wandeln vergönnet ist.
 Unsere Wünsche — unsere Hoffnungen starben mit
 ihm, und wir wurden in die tiefste und gerech-
 teste Trauer versetzt. Konnten wir wohl das
 mals denken, daß dieser Tod uns auf ewig von
 einander trennen würde? Konnten wir etwas
 anders, als eine bloße Aufschiebung dieses Ta-
 ges vermuthen? Konnte ich vorher sehen, daß
 zu eben der Zeit, da ich in deinen Armen mei-
 nen edlen Vater beweinte, gefährliche Entwürfe
 gegen meine Freiheit gemacht wurden? Und
 doch geschah es. Kaum hatten die Mönche den Tod
 meines Vaters erfahren, als sogleich einige der li-
 stigsten zu meiner Mutter kamen, ihr Beweiß-
 sen rege machten, und sie, da es nun in ihrer
 Macht stünde, zur Erfüllung des gethanen Gelüb-
 des anhielten. Ich sah diese Mönche, vermur-
 thete aber nicht das geringste; denn ihre Be-
 suche waren etwas gewöhnliches. Ihre Vor-
 stellungen wirkten bei meiner Mutter so viel,
 daß sie ihre Einwilligung gab, wenn der An-
 schlag ohne Geräusche und heimlich ausgeführt
 werden könnte.

Der Weib hat schickte in der Nacht seinen
 Liebbling, den P. Plazidus zu meiner Mutter,
 der mich abholen sollte; ich kam eben aus dei-
 nen Umdarmungen in meine Wohnung zurück,
 als mich dieser ergriff, und mit Hülfe des geizigen
 Bruders meiner Mutter, in einem verschlossenen
 Wagen schleppte; Ich war so sehr über diese
 schnelle Veränderung beunruhigt, daß ich mich erst
 nach Verlauf einiger Stunden von meinem
 Schrecken erhehlen konnte; ich glaubte befugt
 zu seyn, mich zu erkundigen, aus was für
 Gründen und Absichten man mich auf eine so
 barbarische Art behandelte: P. Plazidus haß-
 te die Gültigkeit, mir alles zu berichten, was
 ich dir eben erzählt habe, und ermahnte mich
 zugleich auf das freundschaftlichste, mich in
 mein Schicksal zu ergeben. Ich beruhigte mich,
 und dachte, daß es den Mächten vielleicht nur
 um das Geld zu thun sey; ich bot ihnen da-
 her die verdoppelte Summe dessen an, was
 meine Mutter gelobt hatte, wenn sie mich auf
 freien Fuß stellen wollten. Aber sie, da sie so
 gerne den äußern Schein der Gutmithigkeit
 beibehalten, gaben vor, daß dieses eine simo-
 nische *) Zumuthung sey, und daß sie keine an-

*) Simon, mit dem Beinamen Magus, wollte
 von den Jüngern Jesu die Gabe des heil.
 Geistes mit Geld erlangen. Daher kommt

dre Absicht hätten, als das Gewissen meiner Mutter zu befriedigen. Ich mußte mich also in mein Schicksal ergeben. Du weißt es, Sophie, wie ich mich von jeher gewöhnt habe, die Unfälle des Lebens mit männlicher Standhaftigkeit zu ertragen; indessen kann ich dich doch versichern, daß ich mich nicht genug gefoßt hatte, den Verlust meiner Freiheit und alles dessen, was mein Leben angenehm machen konnte, mit Gleichgültigkeit zu dulden; ich redete freier, als es sich vielleicht geziemen mochte, von den Rechten des freigebohrnen Menschen. Allein zu was für Leuten redete ich? zu Leuten, die gegen Gründe der gesunden Vernunft taub sind. Nur ein einziger, P. Karl, hatte Mitleiden mit mir; er suchte alles hervor, was nur immer geschickt seyn mochte, mich zu trösten, zu beruhigen und mein Schicksal zu mildern. Man bewachte mich, ohne daß es das Ansehen hatte, während der Zeit, da ich mich noch auf der Absicht befand, so sorgfältig, daß es mir ganz unmöglich war, zu entfliehen; ich ward gezwungen, in das Noviziat zu gehen, während dessen mich P. Karl, mein Freund, der zum Novizenmeister bestimmt worden, so anständig und

die Benennung *Simeon*, womit man jene große Sünde, geistliche Dinge oder alles, was hierauf Bezug hat, mit Geld zu bezahlen beliebt.

so milde behandelte, als er ohne Partheilichkeit zu verrathen und sich selbst zu schaden, thun konnte.

Ich gewöhnte mich bald an dieses beschwerliche Leben. Durch den Unterricht dieses Fremdes lernte ich das wesentliche des Mönchsstandes von dem zufälligen unterscheiden; ich sah ein, daß zwar viele Geseze sich in den Ordensregeln befänden, welche unnütz, oft schädlich und verderblich sind; ich bemerkte, daß viele oft mit Vorsatz und Willen, wider die Geseze handelten, mußten aber doch am Ende gesehen, daß der Grundsatz, auf welchem das wahre Mönchswesen beruht, nämlich zu streben, daß man vollkommener, tugendhafter und weiser werde, den Gesezen der Vernunft gemäß, in ihren Regeln mit deutlichen Worten ausgedrückt sey; daß man in diesem Stande dem obigen Grundsatz gemäß leben, und leichter als in jedem andern die Pflichten des Menschen erfüllen könne. Glaube nicht, daß ich hierdurch eine Apologie für einen Stand mache, der von den meisten mit so ausschweifenden Lobsprüchen erhöht, von manchen ohne große Ursache so sehr herabgesezt wird; ich kenne alle die Uebel, die das Mönchswesen hervorbringt; ich weiß es, daß nur wenige nach diesem Grundsatz leben: ich würde aber doch in diesem Stande vollkommen vergnügt gelebt haben, wenn

nicht deine Abwesenheit mir so oft Thränen abgelockt, und trübssinnige Stunden verursacht hätte. Ich suchte daher sehr oft die einsamen Becken dieses Gartens, und weinte und klagte den Hebräern und Arabern meine Leiden. Die Zeit des Noviziats verstrich, ohne daß ich nur die geringste Nachricht von dir hätte haben, dir nur die geringste von mir hätte geben können. Endlich erschien der für mein Leben so entscheidende Tag. Sag, anbetungswürdige Mädchen, was sollte ich thun? Alle Wiedersehllichkeit konnte mir nichts helfen, sie würde vielleicht diesen Tag weiter hinausgeschoben, geüß aber nicht ganz entfernt haben. Ich unterwarf mich demnach den Fügungen der Vorsehung, und ging mit schwerem Herzen und mit dem Gedanken an dich an den Altar, beschwor unwiderrückliche Gelübde und sah — hätte ich das denken können? — dich den Gegenstand aller Wünsche meines Herzens. Es war gut, daß du so viele Standhaftigkeit hattest, dich aus meinen feurigen Umarmungen loszureißen, sonst würde diese Scene für dich noch weit gefährlicher geworden seyn, als für mich. Seit der Zeit dachte ich nichts als dich, suchte im ganzen Kloster nichts als dich, fand dich nicht, und überredete mich selbst, daß diese Erscheinung ein bloßer Traum gewesen sey. — Ich

sehe dich lte — und bin glücklich — In diesem Augenblicke vergesse ich alle Leiden, die ich bis her empfunden; sehe nicht in die Zukunft, welche mir noch größere drohet. Ich bin gezwungen in diesem Stande zu bleiben, und von dir getrennt zu leben; sey ewig meine Freundin, und liebe mich jederzeit so freundschaftlich, wie du mich sonst zärtlich liebest.

Drittes Kapitel.

Folge des vorigen.

Als Hartungus seine Erzählung, die er erst durch zärtliche Blicke, Seufzer und Aufseufzungen unterbrach, geendigt hatte, schloß er Thränen der Freude und des Schmerzes über seine glühenden Wangen herab. Sie umschlangen sich von neuem, erneuerten die Scene ihrer ersten Zusammenkunft, ihre Herzen schienen in einander zu fließen, und beide würden gewiß alles übrige vergessen haben, wenn nicht einige Mädchen, die eben sonst nichts Bessers zu thun hatten, aus Neugierde den Anwesenden des Hartungus zu sehen, von dessen Schönheit schon das ganze Mitleid erschollen war, in das Zimmer eingetreten wären. Die beiden Lieben.

den erhöhten sich so gut, daß keinem etwas von der Gegenwart eines verkleideten Mädchens ahndete. Die Mönche entfernten sich nach einigen unbedeutenden Komplimenten und Gesprächen wieder, und Sophie konnte nunmehr die Erzählung, die ihr Hartungus von seinen Schicksalen gemacht hatte, mit einer Nachricht von demjenigen, was sich seit seiner Entfernung in ihrem gemeinschaftlichen Geburtsorte zugetragen hatte, ungefördert wiedern. Sie erzählte ihm also, daß gleich am andern Tage seiner Abwesenheit das Gerüchte ausgeprenzt worden, als habe er freiwillig aus Ueberdruß der Welt, aus heiligen Absichten und um einiger juvenilschen Thorheiten zu büßen sich dem Klosterstande gewidmet; daß ihr dieses zwar Anfangs befremdet, und sie sich nicht wenig über die Hintansetzung seiner versprochenen Treue, besonders aber über die Veränderung seiner Denkungsart geunndert; daß es ihr aber doch endlich in so fern wahrscheinlich vorgekommen, weil er den letzten Abend, wider seine Gewohnheit, bis spät in die Nacht bei ihr verweilt, und weit schwärmerischer, feuriger und zärtlicher als sonst gesprochen hätte. Sie wäre, nachdem sie seine Abwesenheit erfahren, in eine Traurigkeit versallen, die nach und nach in eine ausgebreitete Krankheit ausgeartet; hätte sich aber endlich

durch den Beistand geschickter Aerzte wieder erhob. Die ganze Natur, die sonst so mächtige Kräfte für sie gehabt, so nützliche Eindrücke auf sie gemacht hätte, sey vor ihren Augen eine öde Wüsten gewesen, und verschiednenmal hätte sie tragische Entschlüsse gefaßt, die nur eine unsichtbare Gewalt hätte vereiteln können; vergebens habe sie sich bemühet, den Ort seines Aufenthalts anzukundschaften; bis sie endlich denselben, einige Tage vor seiner Profession, von der Mutter selbst erfahren, und sich diese kleine Reise zu thun, ihn zu sehen, zu sprechen und einige glückliche Augenblicke in seiner Gesellschaft und seinen Umarmungen zu verleben, entschlossen hätte. Sie berichtete ihm hierauf, unter welchem Verwande sie ins Kloster gekommen sey, wie sie von dem Herrn Prälaten empfangen worden, und wie sehr sich dieser bemühe, ihr ihren Aufenthalt im Kloster angenehm zu machen. Sie endete endlich ihre Erzählung mit der Bitte, Hartungus möchte sich entschließen, mit ihr aus dieser Cinde zu fliehen; und da sie eine unbeschränkte Besizerin eines beträchtlichen Vermögens sey, welches größtentheils aus baarem Gelde bestehe, so habe er nichts für die Zukunft zu besorgen; sie sey entschlossen mit ihm in die entfernteste Länder zu reisen, und er habe also hierbei gar nichts zu wagen, indem sie auch noch

überdies solche Maassregeln treffen wolle, daß er ohne Anstand aus dem Kloster hinweg kommen könne.

Viertes Kapitel.

Trennung.

Wie wolken nicht, ob Hartungus sich vielleicht noch entschlossen haben würde, den Vorschlag seiner Sophie sich gefallen zu lassen, eber ob er — als ein echter Stoiker — alle Vergnügungen, die ihm der ununterbrochene Umgang mit dieser Schönen zu versprechen schien, für die Freuden des Geistes, welche er im Kloster in Zukunft noch zu genießen gedachte, hingegeben hätte: So viel berichtet uns aber die Urkunde, daß er eben eine Antwort zu Hietern angefangen hatte, als einige Mönche mit einem Unschicklichkeitsgeräusche in das Zimmer, wo sich die beiden Liebenden befanden, hinein strömten; den guten Jüngling ohne einen einflussigen Punkt von sich zu geben, entferneten, und Sophien unbarbarisch mit sich fortischleppten. Die demüthigsten Diener, die trübseligsten Vorstellungen konnten die Mönche nicht erweichen, ihm zu erlauben, seinen Auserwählten noch einmahl

zu sprechen, oder nur die Ursache dieses Betragens zu entdecken. Ihre Herzen blieben gegen Hartungus, der in diesen Umständen gewiß Mitleiden verdiente, kalt und unempfindlich. Eine Kälte und Unempfindlichkeit, mit der alle Mönche überhaupt, wegen der geschwommen Verehrung der Freuden und Vergnügungen, welche die Göttin der edleren, zärtlicheren Liebe ihren Verehrern vergönnet, von derselben gestraft zu seyn scheinen. Alle Antwort, deren man ihn noch würdigte, war, „daß seine Verwegenheit entdeckt, und der schöne Anverwandte, oder vielmehr das saubere *) Mädchen den Lohn ihrer Verwegenheit erwarte.“ Dieses Wort war der Donnerschlag, der unsern Hartungus zu Boden warf, und verursachte, daß er in eine Ohnmacht sank, aus der er sich erst auf seiner Zelle erhob. Wie wilden, starren Blicken, wüthete er dann um sich her, und fand niemanden als den P. Karl, der ihm zur Seite saß, und auf seine zukünftigen Bewegungen acht zu geben schien. Er sammelte sich, als er den Lieblich, den Freund seines Herzens erblickte, und bat ihn auf das inständigste, ihm zu berichten, was aus Sophien geworden.

*) Dieses Wort hat in einer gewissen Verding einen Nebenbegriff, auf den die Mönche vermuthlich deuten.

„Du kannst versichert seyn,“ antwortete P. Karl, „daß ich nicht das geringste von allem, was vorging, vorher gewußt habe; so viel aber ist mir erst vor kurzem gesagt worden, daß deine Mutter vor kurzem ganz in geheim im Kloster angekommen, daß darauf der Herr Pfarrer mit seinen Lieblingen einen geheimen Rath gehalten, und endlich, was du schon weißt, erfolgt sey. Von Zephien ist mir sonst nichts bekannt worden, als daß sie mit zweien Geistlichen in einem verschlossenen Wagen hinausweggefahren; wohin aber die Reise gegangen, ist mir nicht gesagt worden.“

O ich Unglücklicher! rief Hartungus mit einem Tone aus, der seine Gemüthsverfassung verrath, war es nicht genug, daß ich meine Freiheit verlor, mußte auch noch ein gutes, liebendes Mädchen durch meine Mutter unglücklich werden! So fuhr er eine ziemliche Weile fort, bald in bitteren Klagen über seine und Zephien's Leiden auszubrechen, bald seinem verstummenden Schmerz durch Thränenflüssen einen Ausbruch zu verschaffen. Endlich gelang es dem P. Karl, ihn durch die Grundsatze seiner Weltweisheit zu beruhigen, wenigstens zu machen, daß seine Schwermerei für ihn weiter keine gefährliche Folgen hatte, als daß

daß man sich einige Tage über ihn öffentlich lustig machte.

Fünftes Kapitel.

Die Anschläge des P. Karls fangen an sich zu entwickeln.

Es würde traurig für unsern Jüngling sowohl, als für seine Klosterbrüder gewesen sein, wenn der Zustand, in welchen er sich durch die zweite plötzliche Trennung von seiner geliebten Sophie versetzt sah, lang hätte währen können, eber wenn nicht vielmehr diese Leidenschaft, durch die Bemühungen des P. Karls, durch eine andre, weit lebhaftere verdrängt worden wäre. Dieser Mensch, der durch einen langen Umgang mit verschiedenen Menschen und besonders durch die härtliche Vertraulichkeit, in welcher er mit vielen Schöner lebte, sehr fähig geworden war, bis in das Innerste der menschlichen Herzen zu schauen, wählte diejenigen Mittel, die ihm am geschicktesten schienen, in dem guten Hartungus die Eindrücke, welche Sophie auf ihn gemacht hatte, auszulöschen. Da er sich vorsetzte hatte, seinen Zögling so glücklich zu machen,

als er es wirklich zu seyn sich schmeichelte, und da diese Glückseligkeit in dem Alter, in welchem sich Hartungus ihr befand, ihren höchsten Gipfel erreichen kann; so glaubte er, daß es ihr Zeit sey, einen Versuch zu machen, ob Hartungus sich dazu schicke, seine Stelle im Kloster zu verlassen, und die nehmliche Reisen zu spielen, die er wirklich in seiner Jugend und auch noch in einem reifern Alter spielte. Er glaubte auch um so größern Dank von seinem Schülern zu verdienen, je höher seiner Einkleidung nach die Glückseligkeit, zu welcher er ihn zu führen beabsichtigt hatte, über alle andre Gattungen von Glückseligkeit erhaben war.

Er hatte sich durch mannigfaltige Versuche, die er in dieser Art angestellt, überzeugt, daß es gar keine Schwierigkeit habe, den Verstand eines Menschen zu benebeln, (welcher Ausdruck uns in dem vorliegenden Falle der schicklichste zu seyn dünkt) dessen Herz von einer heftigen Leidenschaft zerrütet wird. Und wirklich befand sich Hartungus noch in diesem Zustande. Sein Herz war voll der heftigsten Liebe für Sophien; der Gedanke der Trennung von ihr, noch mehr aber die Vorstellung des Unglücks, welches ihr zugesessen seyn könnte, (besonders da man die Weisheit hatte, ihm sorgfältig zu verhehlen, wohin sie gekommen

wäre) verursachten, daß er einem Schatten ähnlicher als einem Menschen eine geraume Zeit umherging. Der Schloß, dieses unschätzbare Geschenk der gütigen Natur, floß ihn, so, daß er sich gewöhnt hatte, die schönen Sonnenabende, die von den Mönchen selten oder gar nicht genossen werden, in den Klostergärten, wohin er sich lüß, ohne Erlaubniß zu hochten, verfügen durfte, zuzubringen, und sich durch die Ähnlichkeit dieser Gärten mit jenen, wo er seine Sophie zuerst kennen gelernt hatte, getäuscht, an die ersten Scenen seiner frohen Jugend zurück zu erinnern. In solchen Augenblicken vergaß er alles Unglück, das ihn hies her verfolgt hatte, erdumte eine bessere Zukunft, und trotz der Unwahrscheinlichkeit seine Sophie nur jemals wieder zu sehen, betedete er sich selbst, daß er noch einst in ihrer Gesellschaft, in ihren Umarmungen, geliebt von dem besten Mädchen, seine Tage beschließen würde. Diese Träume wiegten seine Seele in einem süßen Schlummer ein, in dem seine Einbildungskraft und seine schwärmende Phantasie nur noch geschäftiger waren, die ungewisse Zukunft als gerwis abzumahlen und zu verschönern. Diese Schwärmerei machte, daß er oft halbe Nächte in den zwar künftlosen aber desto naderlich schönen Gärten verweilte, und mit Betrachtung

gen über das Schöne, das Gute, über die Unsterblichkeit der menschlichen Seelen und ihre Aussichten in die gränzenlose Zukunft, und über dergleichen geistige Materien mehr, durchdrachte. P. Karl, der sich gleich nach der Professur vorsetzte hatte, die Denkungsart dieses Jünglings und das System, nach welchem er zu handeln pflege, kennen zu lernen, beobachtete die Titten desselben, die wir eben beschrieben haben, und fand für gut, ihn in einem solchem Augenblicke, wo seine Einbildungskraft den höchsten Grad von Spannung dessen sie fähig war, erreicht hatte, zu überraschen. Er lag auf einer grünen Bank nachlässig hingestreckt, und schien das Daseyn seines Körpers vergessen zu haben, als P. Karl sich ihm gegen über setzte, ihn eine geraume Zeit mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete, und sich endlich mit ihm in ein Gespräch einließ, welches ihn nur zu sehr von den Schwierigkeiten überzeugte, die er bey der Velehrung dieses Jünglings zu überwinden haben würde.

Sechstes Kapitel.

Ein Gespräch.

Wie kommts, mein lieber Hartungus! daß ich dich zu einer Zeit, wo andre ihre den Tag hindurch verlohrenen oder erschloffen Kräfte durch Schlaf zu ergänzen oder zu stärken pflegen, an einem so einsamen Orte, und wie es scheint, in Gedanken so sehr vertieft antreffe?

Mangel an Schlaf, der kührende Abendwind, das angenehme Säuseln der Blätter dieser Bäume, der erquickende Abendgesang frohlockender Vögel, und die vom Wohlgeruche der duftenden Garrentheuter und Blumen durchwürzte Luft, und tausend andre Schönheiten, die man nur in der Einsamkeit zu empfinden fähig ist, haben mich aus meiner Zelle hieher gezogen. Ich glaubte, allein zu seyn, und überließ mich meinen Gedanken.

„Und mit was für Gedanken beschäftigtest du dich, wenn es mir vergönnet ist zu fragen?“

Die plötzliche Trennung, das mir unbekante Schicksal Sophiens, besonders aber der Sieg, den der Aberglaube über Tugend und Aufgeklärtheit des Geistes davongetragen, erregten in mir Zweifel wider die weisen Lehnungen der Vorsicht, und hätten dieselben beinahe für

mich zur Wahrheit gemacht; aber wenige stürzige Betrachtungen zerstreueten diese getheilten Zweifel gänzlich. Das führte mich natürlich auf die Gedanken von der Zukunft; ich träumte Sophien wieder gefunden zu haben, und in ihren Armen glücklich zu seyn, und vergaß auf einige Augenblicke des Gewandes, das mich des Genußes dieser Glückseligkeit verlustig macht. Indessen genoß ich doch dieser Vergnügungen in der Einbildung, sie hatten für mich Wahrheit und führten mich natürlich auf die Gedanken, um wie weit glücklicher wir seyn werden, wenn wir dieser plumpen Hülle, die unsern Geist um'esselt, entledigt, in der Gesellschaft der Unsterblichen ewige Tage in dem vollen Genuße des reinsten Vergnügens verleben werden. Meine Einbildungskraft täuschte mich so sehr, daß ich mir einbildete, mich wirklich in dieser Gesellschaft zu befinden. Die Freuden, die ich nur in der Einbildung genoß, sind ein schwacher Vorwurf derjenigen, welche ich in vollerm Maasse einst zu genießen hoffe.

„Du scheinst mir einer sehr lebhaften Einbildungskraft beschenkt zu seyn! Schade! daß sie dir nur eingebildete Vergnügen gewährt und dich indessen unfähig macht, die bessern und wahreren Vergnügungen der Sinne zu genießen.“

„Ich dachte doch, die Vergnügungen der Einbildungskraft wären den sinnlichen weit vorzuziehen.“

„Und die Ursache?“

Weil auch die sinnlichsten nach dem Genusse allezeit Spuren von Mißvergnügen zurück lassen, welches bey jenen nicht empfunden wird.

„Du scheinst die Gesetze der Mäßigkeit, welche in unsern Gesetzbüchern mit so feierlichen Worten vorgetragen werden, und deren Befolgung mit so einladenden Verheißungen empfohlen wird, sehr wohl begriffen zu haben. Du hältst es also auch vermuthlich für Pflicht, den Genuß sinnlicher Vergnügungen aufzuopfern, und dich mit den Verheißungen künftiger Freuden, die noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, und keines Menschen Sinn noch jemals empfunden haben soll — vermuthlich nie empfinden wird — abspesen zu lassen. Ich wünschte dir und deinen Freunden Glück zu dieser Diät. Ich meines Orts werde mich nie bereuen lassen, gegenwärtigen Genuß um Hoffnungen zu vertauschen; ich werde vielmehr fernjahren, den Gesetzen der Natur und Vernunft getreu, die Vergnügungen, welche mir die Sinne anbieten, mit einer weisen Mäßigkeit zu genießen, und überlasse es andern für das unsichtbare Wesen,

das uns bewohnen und beleben, und zum Genusse ewiger Freuden bestimmt seyn soll, zu setzen, ein Wesen, welches in meinen Augen und für mich, so wie für die Weisesten unter dem Menschengeschlechte, wenn es auch wirklich vorhanden wäre, ein Un Ding ist, um das ich mich so wenig bekümmere, als der Fahn in der Zabel um den gefundenen Edelstein.“

Wir haben also ganz verschiedene Begriffe von der menschlichen Natur, und handeln vermuthlich nach entgegengesetzten Grundsätzen.

„Was welche Begriffe hast du denn von der menschlichen Natur? und nach welchen Grundsätzen lebst du? Wenn du es anders nicht für überflüssig hältst, dich einem Manne zu offenbaren, der dich trotz des anscheinenden Widerspruches unsers Gedanken und Handlungssystemes lieber; so ersuche ich dich, meine Neugierde zu befriedigen und mir die vorzüglichsten deiner Begriffe und Grundsätze zu entwickeln.“

Es würde zu weitläufig, und vielleicht auch dir zu beschwerlich seyn, wenn ich alle meine Begriffe und Grundsätze entwickeln und entfallen wollte; ich glaube genug zu sagen, wenn ich mich erkläre, daß ich die Fähigkeit zu denken, und das Vermögen sich seiner und derjenigen Eindrücke und Empfindungen, die durch äußere Gegenstände oder innere Be-

weaunagen in unsern Körper erreat oder ver-
 anlaßt werden, bewußt zu seyn, einem Wesen
 zuschreibe, welches von allen andern sich ab-
 ren körperlichen Wesen nothwendig ganz ver-
 schieden seyn muß, und welches ich mit andern
 Geist, oder noch bestimmter Seele nenne; daß
 ich überzeugt bin, dieser Geist stamme von ei-
 nem andern höherem Geiste ab, der die Voll-
 kommenheiten des untrigen in dem allerhöchs-
 sten Grade, den wir mit unserm denken nicht
 einmal erlangen können, besitzt, der lauter
 Vollkommenheit, lauter Güte, lauter Weis-
 heit, lauter Gerechtigkeit ist; daß ich von mei-
 nem Mitmenschen das menschliche vermache,
 weil ich sie eben so handeln sehe, und die mens-
 chlichen Kräfte und Fähigkeiten an ihnen beobach-
 te; daß ich dafür halte, dieses höchste Wesen
 beherrsche und regiere alles mit der größten
 Weisheit und Güte, und habe aus Güte und
 Weisheit die Seelen der Menschen geschaffen,
 und dazu bestimme, durch ein ständiges, thätig-
 es Fortgehen nach Tugend und Weisheit sich
 den Weg zu ewigen, vollkommenen Freuden zu
 bahnen, die wir erst dann erreichen können,
 wenn wir von der drückenden Last des Körpers
 befreit, bloß als Geister dahin wandeln wer-
 den. Wir erfüllen diese Bestimmung und er-
 ringen das Ziel unsers Daseyns, wenn wir uns

benützen, unsern Verstand aufzuklären, ihn mit Betrachtungen über die Gottheit und den Zusammenhang der Wahrheiten zu beschäftigen, oder kürzer, wenn wir suchen, ihn von dem Aberglauben und den Vorurtheilen, die ihn umwölken, zu befreien; und wenn wir mit völliger Ergötzenheit in des höchsten Willen notwendige Leiden mit Gedult ertragen, ihn zu erkennen und in Demuth anzubeten und befehligen; unsere Mitmenschen thätig lieben, und so viel in unsern Vermögen steht in der Erreichung ihrer Bestimmung unterstützen. In diesen wenigen Worten ist meines Erachtens das ganze System menschlicher Pflichten enthalten; die Erfüllung dieser Obliegenheiten gewährt uns die reinsten und größten Vergnügungen, deren unsre Natur fähig ist. Ich bin keineswegs so ehrsüchtig, die Vergnügen, welche uns die äußere Sinne anbieten, für keine Vergnügen zu halten, aber ich habe mich überzeugt, daß der Genuß derselben uns von dem Genuß besserer Vergnügungen abhalte, und daßes eben darum eine Pflicht, aber die angenehmste von der Welt sey, diese jenen aufzuopfern und sie zu verachten.

„O Jüngling! in welchen elenden Zustand hat deine lebhafteste Einbildungskraft und eine schwärmertliche Erziehung dich versetzt! Es kann

in gewisser Betrachtung für einen ansehnlichen Theil der Menschen vortheilhaft seyn, den für Priester so einträglichen Aberglauben des Volks zu nähren! aber Menschen, denen die gütliche Natur die Macht verliehen hat, so glücklich zu seyn, als es Menschen seyn können, müssen sich über solche Vorurtheile hinwegsetzen, und sie für das halten, was sie wirklich sind. Solche Glückliche müssen dergleichen Lehren nur zu den Absichten und Zwecken benutzen, zu welchen sie von unsern Vorfahren erfunden und ausgestreuet zu seyn scheinen. Ich erlaube dir den Beweis der Lüge, von deren Wahrheit du überzeuge zu seyn vorgabst; du würdest sie schwerlich durch andre Kunstgriffe verteidigen können, als durch jene des Sophisten Plato, der die Kunst verstand, den unsinnigsten Schismen durch seine Sophistereien die Herrschaft über die Geirne der Menschen zu verschaffen. Eine kurze Auseinandersetzung dessen, was du Wahrheit nanntest, wird dich überzeugen, daß du dich in einem Labyrinth irrthümlicher und trüger Meinungen, schädlicher und dem unverrückten Lichte der Natur widersprechender Grundsätze verirret habest. Du hältst dich für einen Geist, der in einem thierischen Leibe eingekerkert ist. Nur ein flüchtiges Zurückblicken in die Geschichte vergangener Zeiten würde dich überzeugen,

daß diese Lehre theils von Staatsmännern erfunden worden, welche die Kunst verstanden, von der Neigung des Menschen zum wunderbaren, und von ihrer unersättlichen Begierde nach noch größeren Vergnügen, als ihnen die wirkliche Natur anbietet Vortheil zu ziehen; theils von Mönchen und Pfaffen erkennen werden, die um ein sorgenloses, müßiges Leben führen zu können, ein System von Tünden erdachten, von welchem der Mensch nicht anders befreit werden könnte, als wenn man ihnen reiche Güter und Ebschaften vermacht, und zur Unterstützung dieses Tündensystems mußten sie nothwendig diese Lehre von dem Daseyn und der Unsterblichkeit der Seelen erdenken und zum Glaubensartikel machen. Sie selbst waren von der Nichtigkeit dieser Grundfälle so sehr überzeugt, daß erüßte es für nothwendig erachten, diejenigen auf ihren Staaten zu verbannen, die für die Wahrheit stritten und die reinern Lehren einer gesunden Vernunft auszubreiten sich erkühnten; und die lehrten, in Ermangelung besserer Waffen, die Freiheit zu denken durch Danksprüche und Erkommunikationen und durch die für gemeinen Seelen so schreckende Mittel — nemlich durch die Verurtheilung unvergeßlicher Tünden — durch Drohungen ewiger Höllenstrafen hemme

ten. Wozu hätten sie solche Mittel vorzukehren nöthig gehabt, wenn sie von der Wahrheit ihrer Grundsätze so überzeugt gewesen wären, als sie vorgaben? Denn das ist doch einmahl richtig, daß die Wahrheit allezeit unerschüttert stehen bleibt, wenn sie auch noch so sehr angefochten und bestritten wird: wozu brauchte sie also die Angriffe zu verwehren? Ein unbefangener Beobachter muß daraus ganz gewiß folgern, daß sie sich — welches jene nicht einräumen werden — entweder für ohnmächtig halten, die Wahrheit zu vertheidigen, oder aber überzeugt sind, daß ihre Grundsätze leicht entkräftet werden können. Diese Leute können mir wie Bauern vor, welche, von der Nichtigkeit ihres Rechts Handels überzeugt, den Anwalt ihres Gegners durch goldene Dokumente dahin zu bringen sich bemühen, daß er die wichtigsten Gründe mit Stillschweigen übergehen möge; indessen fährt der Gegner, seines Rechts bewußt, fort, Beweise auf Beweise seinem Advokaten darzubringen, die aber alle durch jene goldene Urkunden widerlegt und unterdrückt werden. Die Anwendung ist leicht. Jene Vertheidiger ihres Unrechtes, suchten ihre Gegner durch Drehungen und Verheißungen von der Bekämpfung ihrer Gegenstände abzuhalten; allein die wahren Weisen, da sie sahen,

daß die Philosophie der gesunden Vernunft durch den Aberglauben der Priester und die Staatsklugheit der Regenten verderbt worden war, bemühten sich zwar, ihr jene Herrschaft wieder zu erringen, welche sie vor undenklichen Jahren — und diese waren das goldene Zeitalter des Menschengeschlechtes — über die Gemüther der Menschen ausübte; allein da sie bemerkten, daß der Pöbel (worunter ich alle Menschen bezeichne, die zu faul und zu träge sind zu denken) welcher in diesem Falle der anerkannte Richter ist, von ihren Gegnern durch glänzende Verheißungen, durch Hoffnungen und noch mehr durch die schrecklichsten Drohungen besessen worden, das Urtheil zu Gunsten derselben zu sprechen, da sie dieses, sage ich, bemerkten, so setzten sie zwar, ihrer guten Eudämonie sich bewußt, ihre Bemühungen fort, und wurden deswegen zur Klasse der Weisen gezählt; unterließen aber doch nicht mitleidig über die unverbesserlichen Thorheiten der Menschen zu lächeln und von ihren Schwachheiten Vortheile zu ziehen. Dieses einzige könnte die schon eine Lehre verdächtig machen, welche, wie du einsehen wirst, den Grund aller übrigen enthält, wenn man auch sonst keine andere Gründe hätte, sie zu entkräften. Allein auch hier hat die gütige Natur gesorgt, daß wir

durch einige augenblickliche, vorurtheillose Betrachtungen uns von der Nichtigkeit dieser Lehre überzeugen können. Wenn in unserm Körper ein Geist wohnte, so müßte er von dem ersten Anfange seines Seyns an Kräfte und Fähigkeiten besitzen, die sich zwar mehr entwickeln, und verbessert werden könnten, die aber doch niemals ganz schlafen dürften: denn eine schlafende und eine todte Kraft sind eins; und ein Wesen ohne Kräfte — ein Uding. — Diese Sätze sind unleugbar, und ihr selbst bedienet euch derselben zu dem gemeinten Beweise ertirger Meinungen. Ist dieses wahr — und wie könnten wir es bezweifeln — so ist nicht minder gewiß, „daß ein in uns wohnender und uns belebender Geist — für uns notwendig — ein Uding sey, um dessen Wohl wir uns gar nicht zu bekümmern haben.“ Du gestehst, daß das Wesen der Seele in dem Bewußtseyn seiner selbst und in dem Wahrnehmen der Eindrücke, die durch äußere Verhältnisse auf den Körper gemacht werden, und in der Kraft die Empfindungen, die aus diesen Eindrücken entspringen, zu vergleichen — denn das heißt doch am Ende denken — beschaffen müße. Ist dieses, so muß unsre Seele erst nach einigen Jahren durch irgend einen Zufall oder durch ein unsichtbares Wesen unserm Ge-

hirne eingegossen worden seyn, oder es ist gar kein solches Wesen in uns vorhanden. Denn wer ist sich jemahls seines Daseyns in den ersten Jahren bewußt gewesen? wer hat die Eindrücke wahrzunehmen, welche nothwendig auf die zwar ohnmächtigen aber dennoch äußerer Einwirkungen fähigen Sinne gemacht wurden? und wer hat wohl Empfindungen mit Empfindungen verglichen? Das Wesen der Seele hat sich also entweder verändert, oder diese Kräfte und Fähigkeiten machten nie ihr Wesen aus, oder die Seele kam erst in späteren Jahren in den Körper, oder endlich sie waren todtte Kräfte, todtte Fähigkeiten — das heißt, das Wesen selbst ist ein — Urding, höchstens ein blosser Begriff. Keiner von den Eurigen wird jemahls zugeben, daß das Wesen der Seele sich verändert, oder läugnen dürfen, daß die oben erwähnte Kräfte und Fähigkeiten ihr Wesen ausmachen; und noch keiner hat es gewagt, nur die Möglichkeit einer spätern Eingießung derselben zu erweisen. Der letzte Satz ist also der alleinige wahre; die Seele ist ein Urding und ich schliesse noch billiger als manche andre, wenn ich sage, daß wir keine Beweise für ihre Existenz haben, und sie nur für uns ein Urding seye. Eine Menge anderer Gründe beweisen das nehmliche; ihr

re Vermählung würde zu weltküstig seyn, und ich halte überdies dafür, daß dieser einzige Beweis hinlänglich sey, einen von Vorurtheilen freien Verstand und ein vom Uberglauben noch nicht völlig verführtes und verdrücktes Herz zu überzeugen. Die Folgen dieser Wahrheit werden dir von selbst einleuchten. Haben wir keine Beweise für das Daseyn unsrer Seele und ist diese für uns ein Unding, so haben wir — wie schon mehrmahlen mit allem Scharfsinne dazugehan ward — auch keine für das Daseyn eines obersten Geistes, und dieser ist so wohl wie jene für uns — ein Unding. Das System von Pflichten, welches aus diesen Wahrheiten hergeleitet wird, ist eben so wohl eine sinnreiche Erfindung und ein prächtiges Blendwerk der Priester, wodurch sie von dem Unvermögen des Pöbels, diese Betrügerci einsehen, Vortheile ziehen; als die Hoffnung eines ewigen Freudevollen Lebens, womit sie die Herzen des Pöbels sättigen, ein feiner Kunstgriff der Mönche ist, die Vergnügungen, welche der Pöbel in Erwartung besserer und dauerhafterer willig aufopfert, sich allein zuzueignen und im Geheim zu genießen. Du selbst mußt, wenn du nur Lust gehabst zu beobachten, die Wahrheit dieser Sätze in unser

Fortsetzung s. 22.

U

Bayerische
Staatsbibliothek
München

rer Gemüthe beobachtet haben. Hörest du
 nicht wie man an dem leht verfloßenen Feiertag
 ge die Gesetze der Mäßigkeit, der Abkürzung
 seiner selbst, und dergleichen alberne Dinge mehr
 auf der Kanzel mit rechnerischen Figuren heraus-
 kriche; und wer lebte wohl an diesem Tage uns
 sinniger und unmäßiger, wer aß köstlichere Spei-
 sen, wer trank feinere Weine als eben diese
 Mönche? Unfre wahre Bestimmung — sagt
 die unverfälschte Weltweisheit — ist, aller Vergnügen zu genießen, welche wir uns verschaf-
 fen können; nur der verdient den Namen ei-
 nes Weisen, der die Kunst versteht sich die
 Mittel zu erwerben, welche ihn in den Stand
 setzen beständig nach diesem Grundsatz zu leben.
 Er genießet mit Mäßigkeit, um länger zu ge-
 nießen; er genießet mit Vorsicht, um nicht des
 Wuth der Priester ausgepöbert zu werden, die
 nur allein zu genießen wünschen, und alle andre
 haßen und verfolgen, welche, eben so wie sie
 des Lebens zu genießen, sich befeßigen; er ge-
 nießet mit Klugheit, um sich vor der Uebermacht
 der Gesehenswahrer zu sichern. Kurz, er als-
 sein verstehet die seltsame Kunst wahrhaft glück-
 lich zu seyn. Die Natur hat dir alle Fähigkeiten
 selbst gegeben diese Kunst zu begreifen, und
 Gelegenheit dieselbe auszuüben. Deine Ge-
 bildungskraft allein macht dich unglücklich; sie

beinhaltet die Hiengefeimnisse für Wahrheit auf; sie nähert dich mit Beforgungen; sie hebt die goldene verdeckte Schürze auf, die sie dir ihr aufzudecken untersagt, und die du sehr finden wirst; und sie raubt dir endlich alle Selbste, des Lebens zu genießen und frey zu werden. Ich schmeichle mir keinesweges, dich von der Wahrheit alles dessen, was ich dir ihr gesagt habe, überzeugt zu haben, denn ich weiß, daß auch die vollwichtigsten Beweise für ein von Aberglauben angefülltes Herz keine Kräfte haben, und habe mich durch Erfahrungen und Versuche überzeugt, daß Zeit dazu erfordert werde, dem Aberglauben die einmal erlangte Herrschaft zu entreißen, und schädliche Vorurtheile auszurotten — ich wollte nur durch diese kurze Rede deinen Verstand und dein Herz zu wichtigeren Untersuchungen vorbereiten. Ihr ist es schon zu spät, und mein ermüdetes Körper bedarf einer erquickenden Ruhe; der nächste feige freye Nachmittag aber ist dein, und ich mache mich auch thig, dich in der Philosophie des Lebens zu unterrichten. Du hast die dazu gehörigen Kräfte und Fähigkeiten, und es hängt ihr bloß von deinem eignen Gesallen ab, eben so glücklich zu seyn, als ich es wirklich bin.

Hiermit empfehl ich V. Karst, ohne eine Antwort zu erwarten, die er seinem Systeme

nicht allzu günstig zu seyn billig vermuthete, unserm Hartungus, der ihn mit staunenden Blicken so lange verfolgte, bis ein verschlungener Gang ihn seinen Augen entzog.

Siebentes Kapitel.

Eine Parentese.

Vielleicht verwundern sich einige unser Leser, daß Hartungus, dem sie vermuthlich bessere Einsichten zutrauen, das kurze System des P. Karls so unbeantwortet gelassen habe; vielleicht befürchtet der frommere Theil derselben die schlechten Gründe, die jener zur Widerlegung des beliebten Systemes vorgetragen, möchten wirklich für das Herz dieses Jünglings überzeugende Kraft gehabt haben; und vielleicht denken gar jene, die gewohnt sind sesterzeit das schlimmste von den Menschen zu denken, weil sie selbst schlimm handeln, und die ein Vergnügen daran finden zu verkehren, und Schriftstellers Grundsätze aufzubürden, die sie in ihren Herzen verachten, vielleicht denkt dieser anscheinliche Theil unter den Menschen, daß wir, von den Grundsätzen dieses Mönches überzeugt, aus gefälliger Bosheit die Antwort des

Hartungus zu unterdrücken beschlossen hätten. Um also diesen Jüngling sowohl als uns selbst bey dieser Weisheit und Wahrheits Freunden, die wir lieben und verehren, zu rechtfertigen, müssen wir sie bitten, sich zu erinnern, wie Hartungus von dem P. Karl dachte, ehe letzterer sich mit ihm in dies Gespräch einlies. Er hielt ihn für nichts mehr und nichts weniger als einen strengen Verehrer der platonischen sokratischen Grundsätze, dessen vornehmste und beinahe einzige Sorge diese sey, seiner Bestimmung getreu täglich an der Vervollkommnung und Verschönerung seines Geistes zu arbeiten; er glaubte von ihm, daß er von dem größeren Aberglauben und den geheiligten Vorurtheilen der Mönche befreiet, eine Tugend und eine Weisheit beübe, die sich nicht auf die Griche und Gewohnheiten der Mönche, sondern auf die Schönheit der Tugend selbst und auf die Harmonie in dem Reiche der Möglichkeit und der Wirklichkeit gründe; oder kürzer, daß er tugendhaft und weise sey, nicht, weil es befohlen, sondern weil er sich überzeugt, daß man nur durch Tugend und Weisheit wahrhaft glücklich seyn könne. Ein anderer, der eben so gedacht hätte als P. Karl, würde gar bald keine Denkungsart und Handlungs Maximen errathen haben; allein Hartungus ward durch

seine Eigenliebe zu jener Vermuthung verführt. Sie täuscht den Weisen und den Thoren mit Blendwerken, die nur ein Heloetius meisterlich zu detailliren verstand. Sie macht es, daß wir die Menschen nach uns selbst beurtheilen; sie verurtheilt, daß wir das nur für wahr halten, was wir glauben oder wovon wir uns überzeugt zu seyn denken; sie ist es, die uns beredet, unsere Handlungen für die besten, unsre Maximen für die weisesten, und das System nach dem wir handeln, für dasjenige zu halten, das am nächsten zur Glückseligkeit, dem allgemeinen Wunsche des Menschengeschlechtes, führet. Der Wunsch, daß andre Menschen eben so denken mögen — dieser Wunsch, der die größten Weisheitskräfte des menschlichen Verstandes hervorgebracht, aber freilich auch in Spanien und andern Ländern vieles Unheil gestiftet hat — dieser Wunsch ist zu schmeichehaft, als daß ein Mensch, der ein gutes Herz hat, nicht bey dem geringsten Scheine von Wahrscheinlichkeit bey andern Menschen ähnliche Begriffe und ähnliche Grundsätze voraus setzen sollte. Es ward auch Hartungus von seiner Eigenliebe betrogen. Der Wunsch, einen Mönch zu finden, dessen Seele mit der seinigen sympathisirte, war der erste, welcher in seiner Seele erwachte, als er sich einige Zeit lang im Kloster befunden hatte:

die Reden des P. Karls von der Vervollkom-
mung seiner selbst, von dem weissen und mässigen Genuße des Vergnügens, welches alles er nach seinem Systeme meinte, verführten ihn, daß er denselben ohne weitere Untersuchung für den hielt, der er selbst wirklich war, der aber dem P. Karl ganz unähnlich aussah. Wie sehr mußte es ihn demnach bestreben und erstaunen machen, da er durch die bestimmtesten Worte desselben überzeugt ward, daß er sich in denselben geirret? Wie heftig mußte es ihn nicht schmerzen, da er nun gar nicht zweifeln konnte, daß er sich betrogen? Und wie kränkend mußte es nicht für seine Eigensiege so wohl als für sein gutes Herz seyn, da er sich selbst zu solchen Zwangungen war, daß derjenige, den er sonst für einen der besten Menschen gehalten, einer von der Rote der Gottlosen sey. Dieses Bestreben, dieses Erstaunen, diese Kränkungen machten, daß Hartungus sich ganz außer Stande befand nur eine Sylbe auf die Worte des P. Karls zu antworten; er hies ihn mit Jammer der Aufmerksamkeit; fing dann und wann eine Antwort zu stottern an, die ihm aber jederzeit auf den Lippen erstarb. Der Gedanke sich betrogen zu haben, der Gedanke von dem Verluste eines Freundes bemühterte sich augenblicklich seiner ganzen Seele; er stand verstummt da,

und schien beinahe gar nicht zu hören, was jener sagte. Dieses Betrogen befreundete freilich den P. Karl nicht wenig. Da Hartungus manchmal über gewisse Thorheiten und lächerliche Gewohnheiten der Mönche sich in der Gesellschaft des P. Karls lustig gemacht hatte; so glaubte dieser, betrogen von der Eigenliebe, daß jener eben so wohl wie er ein Freigeist des Verstandes und Herzens sey, und erwartete, daß Hartungus ihm nach der offenerhitzigen Bekanntmachung seiner Grundzüge um den Hals fallen, und für die gesunde Geselligkeit danken würde; da aber Hartungus ihn, ohne ihn zu unterbrechen, antreden ließ, und da er sogar sich unterstand, einige verächtliche Blicke ihm zuzuwenden, so ärgerte diesen nichts mehr, als daß er sich in seiner Meinung betrogen, und er würde ganz gewiß sein Vorhaben ihn zu bekehren, gänzlich aufgegeben haben, wenn es möglich gewesen wäre das vergangene ungeschehen zu machen. Als sich demnach P. Karl entfernet, und Hartungus sich von seinem Erlaunen erhohlet hatte, war nichts natürlicher, als daß letzterer in seiner Einsamkeit ein Selbstgespräch mit sich anfang, das wir unsern Lesern im folgenden Kapitel im Auszuge mitzutheilen nicht ermangeln werden.

Achstes Kapitel.

Ein Selbgespräch.

Die Doktoren der heiligen römischen Gottesgelahrtheit und auch viele Lehrer der aristotelischen Weltweisheit haben eine Gewohnheit, die unseres Erachtens ihrem Verstande eben so wenige Ehre macht, als ihrem Herzen. Wenn sie auf ihren hölzernen Thron hinaufsteigen, und dann mit einer hohen Weisheits Mine, die uns ihre Unfehlbarkeit glauben machen soll, ihre Theesen (deren innerer Werth sehr oft von dem äußern überwogen wird, da bekanntlich dieselben meist in feinem Goldpapiere eingebunden sind) mit einem apostolischen Tone herablesen, und sich würdigen, ihre Gegner höchlichst zur Depositen einzuladen; so ist nichts lustigeres anzusehen, als wie sich diese Herren krümmen, wie sie ereisern, wie sie erethen, wie jedes ihrer Haare aufschwallt, wie sie mit feurigen Augen, mit aufgeworfenen schäumenden Lippen, den Gegner zu verschlingen drohen, dann die weißen Gegenätze resumiren, und wenn sie sich auf ihr allem Ende befinnen, die Beweise ihrer Gegner zu entkräften, zulezt mit in die Höhe gehobenen Fingern und mit einem unschicklichen linacnden Tone, dieselben mit ihrem ecce! ecclesia dicite — oder — dem bekannten avog

zu abspessen. Geizig wenn der eheliche Kapitain Kemugl Gulliver, den wir bey allen seinen kleinen Bosheiten dennoch aus mancherlei Ursachen lieben und hochschätzen, wenn dieser Gelegenheith gehabt hätte, auf irgend einer unsrer vaterländischen Universitäten — besonders solchen, wo sich zwey entgegengesetzte Religionssekten befanden — einem so hochweisen Eriernesechte beizuwohnen; so würde er sich (wenn überdies dasselbe von einigen strengen Augustiner oder Dominikaner Mönchen veranlaßt worden) nicht haben enthalten können, den Landesherren zu ersuchen, ihm sechs oder mehrere solche tapfere Streiter für Geld und gute Worte zukommen zu lassen. Was er wohl damit angestanden haben würde, fragt ihr? Er würde sie mit sich nach Mündendo oder Vorbrulgrud genommen; dort ihre Gesechte wiederholen lassen, und dadurch nicht unansehnliche Geschenke von den neugierigen Einwohnern von Pilliput und Troddignas erhalten haben. Oder wenn er beschäst genug gewesen wäre, so hätte er sie den Hyacoth zur Verbesserung gegeben.

Diese weisen Heiden dankten sich so sehr von allem dem überzeugt, was sie die Stimme ihres Geistes gelehret hat, daß sie alle Gründe verachten und als unbedeutend ansehen, die ein anders überzeugter vorzubringen wagt; ja sie sind best

haft genug, ihre Gegner zu verkehren; zu vert-
dammen, und wenn nicht ein weiser Herr den
Ausbrüchen ihres katholischen Eifers Einhalt
thut, so nehmen sie sich gar die Freiheit hervor-
aus, die weltlichen Verleumdungen und Ver-
dammungen in Thätigkeiten zu verwandeln.
So viel wir einsehen können, zeigt dieses einen
schwachen Verstand; geringe Wahrheitsliebe und
ein hartnäckiges Herz an; so wie wir im Geg-
entheile glauben, daß einem rechten Freunde der
Wahrheit nichts anständiger sey, als alle Gründe
des seines Gegners mit Offenheit anzuhören,
sie zu prüfen, und das nur zu behalten, was
ihm das wahreste scheint.

Wir können unsern lieben Jünglinge das
Lob mit Gewisheit beilegen, daß er zu der
Klasse der Letztern gehöre, die freilich — we-
nigstens in den katholischen Gegenden Deutsch-
lands, nur wenige findet. Er verachtete den
P. Karl gar nicht, und er würde sich vielleicht
die Mühe gegeben haben, alle seine Gründe des-
selben sich selbst zu widerlegen, wenn er nicht
schon mehrmahlen in seinem vorigen Leben diese
Sprache angehört hätte. Er begnügte sich als
so bald damit, seinen Geist in seinen ver-
worfenen Ueberzeugungen zu befestigen. „Es ist wahr,
sagte er, P. Karl hat in gewissem Verstande
Recht, wir haben der besten Sache vielleicht

den schlimmsten Schein gegeben. Wir sind von der Wahrheit unserer Grundsätze überzeugt, und halten dafür, daß sie durch nichts entkräftet werden können, und wir erlauben doch nicht, daß irgend jemand sich unterstehe dieselben anzugreifen! scheint es nicht wirklich, als wenn wir unsere Gegner fürchteten? Hat es nicht das Ansehen, als quelle diese Furcht aus dem Bewußtseyn der Richtigkeit unserer Grundsätze? Darinn geht freilich D. Karl zu weit, daß er diesem Grunde mehr als Schein beileget, allein da wir doch wissen wie sehr der Schein betrüge, ist da die Schuld nicht unser, wenn andre dadurch hintergangen werden? bey allem dem aber muß ich doch über den Ton der Unfehlbarkeit lachen, mit welchem er seine Sophistereien vorbrachte. Gewiß — selbst das delphische Orakel oder unser geistliche Jupiter zu Rom können ihren Aussprüchen keinen gewisseren Ton und Mine geben. Er glaubt mir Neugierigen gesagt zu haben? O! ich habe diese Sprache in meiner frühen Jugend sehr oft und noch weit auffallender von geringeren Leuten gehört. Er verspricht, mich sein ganzes Glückseligkeits-System zu lehren — das ist edelmüthig — ich danke ihm für sein Wohlwollen; aber ich bin wirklich neugierig darauf, solche Grundsätze von einem so geschickten Redner in ein System gebracht

mit anzuhören, noch neugieriger aber hin ich; zu wissen, wie er diese Grundsätze im Kloster ausüben könne, wo sich ihm so viele und mannigfaltige Schwierigkeiten entgegen zu stellen scheinen. Aber laufe ich auch wohl dabey Gefahr, durch seine Sophistereien betrogen zu werden? Gewiß nicht, ich habe zu viele Gründe für das entgegengesetzte System, und dieses verspricht mir zu viel, als daß ich mich jemals würde entschließen können es aufzugeben. Aber wenn ich keine Gründe mehr hätte das entgegen gesetzte zu bestreiten, und nicht im Stande wäre die Gründe desselben zu entkräften, wäre es da nicht Pflicht jenes zu verwerfen, dieses anzunehmen? Und würde es nicht eigenmächtig oder hartnäckig scheinen, wenn ich es bies darum, weil es mir so gut behaget, nicht aufgeben wollte? — — — Du, ja, wenn dieser Fall statt findet, so will ich in dem nehmlichen Augenblicke aufhören Hartungus zu seyn, und alle solchen Hoffnungen, alle feurigen Wünsche aufgeben, durch die ich so oft meinen Geist in die wonnenvollsten Träumereien einwiegte. Aber dazu kommt es gewiß nicht, denn — — — und hier fing er an, sich alle Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, das Daseyn eines Gottes und dergleichen Lehren noch einmahl zu überhören, die wir aber hier einzurücken unter.

lassen, weil unsre Leser dieselben weit besser, als wir sie vorzutragen im Stande sind, in allen Kompendien — oder welches wir weit lieber sehen — in Moses Mendelssohn's Phädon, Garvens geschmackvollen Anmerkungen zu Bergausens Grundlagen der Moralphilosophie, und in Campens neueste Verweise für die Unsterblichkeit der Seele — *) finden können. Dahin verweisen wir also unsre Leser, und versichern diejenigen, die noch nicht Muth genug hatten diese Bücher zu lesen, daß sie sich sehr wohl dabei befinden werden, wenn sie diese Lectür mehr als einmahl bedächtig wiederholen.

Neuntes Kapitel.

Die Füllentochen im Kloster. Fortsetzung der Geschichte.

In keinem Stande sucht man mehr die geringen Gelegenheiten auf, sich durch mannigfaltiges Vergnügen böse Stunden und Launen zu verschaffen, als im Kloster. Jüngt — um nur einige Beispiele zu geben — sängt die Messe

*) Deutsches Museum. Neuntes Bd. Leipzig 1780.

mir Freude ausdrückenden Worten an; so muß diese Freude auch an dem Tische der Mönche sichtbar seyn. Eine unverkennlich beobachtete Klosterfittung bringe es mit sich, daß die Tage, an welchen die Messe mit *Laetare* *) *Jubilare* **) *Cantate* ***) anfängt, oder an dem man das jährliche Gedächtniß der Hochzeit zu Kana in Galilaea †) feierlichst in der Kirche begeht, in Gassen und Dörfern verlegt werden müssen. Unter allen Anlässen zu vergnügten Tagen hat uns aber keiner mehr befreundet, als der, welchen man von der Ablegung der Gelübde her nimmt. Dieser Tag — an dem die jungen Professen der Welt, ihrem Anhang und allen ihren Vergnügen mit den feierlichsten Worten öffentlich abschwören — dieser Tag wird nicht nur wider die ausdrücklichsten Verordnungen des heiligen Abtes von Clarevall ††) in der wollüstigsten Trunkenheit der Sinne und des stumpfen Geistes durchbracht, sondern man sage

*) Vierter Sonntag in der Fasten.

**) Dritter Sonntag nach Oitern.

***) Dritter Sonntag im Avente.

†) Zweiter Sonntag nach heil. drei Könige Fest.

††) Bernardus, Abt der Cistercienser Mönche, die in gemein ihrer schwarz und weiß vermischten Kleidung wegen *Effier* genannt werden.

auch diese Freuden und Vergnügen so lange fort, bis die jungen Professan das nicht dancendel werthe Glück haben, die Klosterstudien anzufangen. Diese Zwischenzeit, deren Dauer von der Gütigkeit des Klosterlectors größtentheils abhängt, nennet man die Mitterwochen der Geistlichen, die von den meisten für die schönsten Tage ihres Lebens gehalten werden. Man vergönnet ihnen in dieser Zeit alle Arten von Lustbarkeiten, und scheint ihnen sogar zu vergehen, wenn sie sich auf Rechnung ihres Gehalts des lustig machen. Einige Mönche sitzen in einer Ecke des Conventes zusammen, und finden ihre Vergnügen daran, sich mit Spielen, übermäßigen Essen und Trinken zu beschäftigen — andre, denen die gütige Natur ein nicht so großes Temperament gegeben hat, verachten diese Freuden und halten es für ein größeres Gut, ihre Freunde und — Freundinnen zu besuchen; und in ihrer Gesellschaft einige Stunden zu verscherzen oder weg zu witzeln; — wieder andre, die noch vielen Geschmack an dem Sacramente der Ehe finden, gehen in die Nonnenthäuser, suchen sich ein Mönchen nach ihrem Geschmack aus, verloben und vereheichen sich mit derselben geistlichen Weise und leben mit ihr Lebenslang unter dem Titel eines Bruders und einer geistlichen

lichen Schwester in einer platonischen Ehe so treu als antiplatonische Eheleute — viele nicht leben. *) Wie würden die Ger-

*) Wir haben kein Bedenken getragen, diese letztere Art von Mönchsbergnügen öffentlich bekannt zu machen, da selbst ein gewisser Vater Gregorius aus A. . . B. . . in einer sehr seinen lesenswerthen Rede über die geistliche Brüder und Schwesternschaften keinen Anstand genommen, dergleichen Mönche überkristete Ehemänner zu nennen, und überzeugend dargethan hat, daß dergleichen platonische Ehen wider die Gelübde des Keuschseits, der Armuth und des Gehorsams laufen. Worinn diese Ehen bestehen? Das können wir Euch wirklich so genau nicht sagen, da wir uns noch nie in dem Stande der platonischen Ehe befunden haben; so viel wissen wir aber, daß das Keusere derselben etwa in folgenden Stücken bestehe. Der Ehemann muß sein Eheweib mit Kaffee, Zucker, Wein, und dergleichen Viktualien, wie auch mit einem gewissen Metalle versorgen, das zur Anschaffung der zum Vergnügen gehörenden Dinge erfordert wird. Dafür muß die geistliche Jungfer Schwester ihrem Herrn Bruder die Schnupftücher und alle Wäsche säumen und zeichnen und nähen, überdies die Krügen diegeln und falten, und schöne Mönchsklappen machen. Um euch nun in den Stand zu setzen, zu urtheilen, worinn etwa das Innere bestehen möge, so wollen

Duld unser Leser erwidern, wenn wir ihnen alle die mannigfaltigen Vergnügen, welche sich die Mönche erlauben, herzerzählen wollten; besonders wenn wir uns die Mühe geben, die Quallen derselben aufzudecken, wie wohl dieses ein nicht geringer Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens seyn würde. Um sie aber doch nicht in einer gänzlichen Unwissenheit über diesen Punkt zu lassen, so versichern wir sie, daß man sicherlich annehmen könne, daß alle plumphen Vergnügungen, die der gröbere Materialismus ersinnen kann, im Kloster genossen werden; von den feinem Vergnügen, den feinem Freuden, den ausgesuchten Mollüsten — oder welches dieses alles weit besser ausdrückt, von den Grundsätzen eines Krisippus wissen nur sehr

mir euch sagen, „daß die nehmliche und noch eine größere Eifersucht in diesen Eben stattfindet, als in den weltlichen; daß diese sogar so weit gehet, daß die Nonne mit keinem andern Mönche, als ihrem Herrn Bruder, und der Mönch mit keinem andern Nonne, als seiner geistlichen Schwester, reden darf; daß ihre Besuche durch niemand anders gekleidet werden dürfen; und daß die häufigen Besuche in besondern Zimmern ankommen werden, welche wir nicht besser beschreiben können, als wenn wir sagen, daß sie den Zimmern anderer ehelichen Eheleute völlig ähnlich sind.“

wenige; nur solche etwa die eine gute Erziehung gehabt und durch Unglück ins Kloster gekommen sind, oder solche, die wie V. Karl denken.

Es ist sehr leicht zu begreifen, daß bey so bewandten Umständen die erhabenen Begriffe des Hartungus von der Würde des Mönchstums des täglich mehr und mehr herabgestimmte waren, je nach dem er die während des Noviziates unter der Maske der Frömmigkeit versteckte Mönche icht näher kennen lernete; und es wäre nichts gewisseres gewesen seyn, als daß Hartungus in der Gesellschaft so vieler thierisch gesinnten Menschen Langeweile gehabt haben würde, wenn ihm nicht ein glücklicher Zufall seine zween Lieblingsdichter, den Homer und Horaz, in die Hände gespielt hätte, welche vor einigen Hunderten sich in die Klosterbibliothek verirret, und seit der Zeit von keinem edel denkenden Mönche aus ihrer Gefangenenschaft errettet worden waren. Mit diesen beschäftigte er sich in der Einsamkeit in den Stunden, welche die klösterlichen Beschäftigungen ihm zu seinem Vergnügen übrig ließen; er gönnete den Mönchen den Genuß der so gepriesenen Zitterrochen, und begnügte sich, durch die misserthastlichen Gemüthsde des einen und die sanfte irthliche Leber des andern entzückt zu seyn. Indessen war er doch so bescheiden, sich niemals über andre anzujau-

halten, welches ihn nicht wenig den jungen Leuten empfahl, während daß ihn seine stille Auf-
 führung bey den Alten beliebt machte, die der
 Jugend diese Freuden mißgünneten; weil sie,
 verhindert durch ihre vom übermäßigen Genusse
 stumpf gewordene Sinne, nicht mehr mitge-
 niessen konnten. Und dieses trug nicht wenig
 dazu bey, daß er sehr frühzeitig in Aemter versetzt
 ward, welche ihn den Weg zur Erlangung der
 höchsten Würden bahneten.

Während dieser Zeit fiel das Gespräch
 vor, welches dem P. Karl ganz gewiß einen
 Freund und Verehrer geraubt haben würde,
 wenn es möglich wäre, daß ein Mensch ohne
 Gesellschaft leben könnte. Allein dieses glück-
 liche Bedürfnis der menschlichen Natur, diese
 unaussprechbare Begierde des Menschen, welche
 macht, daß zwey Menschen, die sonst und in
 andern Umständen einander hassen würden, auf
 einem einsamen öden Eilande die besten Freun-
 de werden, und sich wechselseitig unterstützen,
 dieses Bedürfnis bewirkte auch, daß Hartun-
 gus, dessen Seele im Kloster noch einsamer als
 auf einem Eilande war, denjenigen sich zu sei-
 nem Gesellschafter wählte, der seiner Seele
 am nächsten war, und er schied daher vergeß-
 sen zu haben, was zwischen ihm und dem P.
 Karl vorgefallen war. Zwar verlor sich ein

was von seiner Freundschaft und Offenherzigkeit gegen ihn, allein er blieb ihm doch der liebste, so wie Hartungus aus eben diesen Grunde von dem P. Karl mehr geliebt ward, als irgend ein anderer. Und die Folge wird beweisen, daß P. Karl ihn nicht nur im Herzen, sondern auch thätig liebete.

Da es nothwendig war, daß Hartungus mehrere Freiheit hatte als andre — wenn anderst die Absichten des P. Karls noch ausgeführt werden sollten — so brachte er es bey dem Prälaten so weit, daß Hartungus in den ersten vier Wochen zu einem Amte befördert ward, in welchem sich ein gutherziger Mönch die meisten Freuden machen kann, und in dem er noch mehr Freiheit hat, als der Prälat selbst. Er ward nehmlich durch das Absterben des P. Hieronymus, eines acht und dreißigjährigen wohlverdienten Beamten, zum Amte eines Weinkelnermeisters befördert. Die Absichten des P. Karls gingen hiebey dahin, ihn durch die Gelegenheit zu verführen, daß er ein Verräther des Roms und Freude versprechenden Nachus würde, sehr überzeugt, „daß nichts leichter sey, als den in einem Laster einmal lebenden Jüngling zu mehreren — oder nach der Sprache des P. Karls von dem Genuße des einen Vergnügens zum andern und so fort — zu füh-

ren. Seine Eigenliebe hatte ebenfalls einem nicht geringen Antheil an dieser Verfeinerung. Da er sich versprach, unsern Hartungus zu bekehren, so wollte er ihn noch glücklicher machen — so weit ging seine Freundschaft — als er selbst war. Er wünschte und brachte es auch endlich so weit, daß Hartungus den höchsten Gipfel der Ehre und Würde erreichte. Und eben weil er vorher sah, daß Hartungus durch seine bekannte Güte im Weinkeller sich viele Freunde unter den Mönchen erwerben würde; machte er, daß der Prälat ihn so frühzeitig in dieses wichtige Amt einzusetzen gerühete. Hartungus war gutherzig genug, diese schnelle Verfeinerungen seinen Verdiensten zuzuschreiben, und verschonte sich in diesem Augenblicke mit den Mönchen. Er verwaltete sein Amt treu, und ward von allen Mönchen gelobt, weil er ihnen so vielen Wein gab, als sie verlangten. Die Klosterstudien fingen an, P. Karl war Lector, der die Philosophie und Theologie von den spitzfindigen Distinctionen in so weit schauerte als es frommte, und die Klugheit es erlaubte. Die Wiederholungen dessen, was P. Karl vorlas, das Chorgehen, die Amtsgeschäfte im Weinkeller, und das Lesen in rührenden Dichtern machten Hartungus Verächter aus; er war schon acht Wochen

Im Kloster, und hatte sich noch nicht erlaubt, wiewohl er dieses wöchentlich dreimal hätte thun können, aus dem Kloster hinaus ins freie zu gehen; und er würde vielleicht noch lange sich dieses verweigert haben, wenn nicht P. Karl ihn an einem heiteren schönen Sommer- tage eingeladen hätte, mit ihm auf einem ohnweit dem Kloster gelegenen Gartenhause der freien Landluft zu genießen, welches Hartungus freilich nicht abschlagen konnte noch wollte, da er vermuthete, daß P. Karl sich an sein Versprechen werde erinnert, und diesen Tag das zu ausgewählte haben, ihn in den Geheimnissen einer bessern Weltweisheit zu unterrichten, und die Philosophie des Lebens zu lehren.

Zehntes Kapitel.

Proben von dem feinen Geschmacke des P. Karls.

In der wicklichen Welt tragen sich manchmal Begebenheiten zu, die so viele Merkmale des Wunderbaren an sich haben, daß es scheint, als sey selbst die ausschweifende begeisterte Einbildungskraft eines Homers, Shakespears und Dante, oder des unsinnigsten Romanenscheibers nicht im Stande, sie zu erdichten: und dieses

macht uns oft geneigt, das Daseyn solcher Phänomene der übernatürlichen Wirkung und dem ganz besondern, außerordentlichen Einflusse höherer unsichtbarer Wesen *) weit eher zuzuschreiben, als den physischen oder moralischen Kräfte

*) Von dieser Neigung des Menschen, das Seltsame für wunderbar zu halten, ließe sich manches sagen. Diese Neigung entspringt aus der Trägheit des Menschen zum Denken. Es ist freilich unendlich leichter zu sagen, daß etwas ein Wunder sey, als von dem gemirkten zur Ursache, und von Ursache zu Ursache bis zur Grundursache fortzuschreiten. Diese Neigung des Menschen hat verursacht, daß oft die natürlichsten Begebenheiten als Wunder angesehen wurden, und daher sind die Zeiten der ersten Jahrhunderte so voll von Wundern. Eogar heidnische Unempfindlichkeit, leidender Apathie, Religions-Enthusiasmus wurden der Gnade und dem wunderbaren Einflusse des Höchsten zu geschrieben. Die Priesterschaft hat ansehnliche Vortheile von dieser Neigung des Menschen zu ziehen gesucht. In Vessings letztem Meisterstücke. Hat man dem weisen, einem Werke, das ich nie ohne die empfindlichste Dankbarkeit lesen kann, die ich einem Manne schuldig bin, der mich durch seine Schriften von Aberglauben und Vorurtheilen gereinigt, und auf den Pfad zum Tempel der wahren Tugend geführt hat, nicht noch gleich Ansehen wie Tretern

den der Natur. Ein solches Phänomen ist dasjenige, welches wir unsern Lesern hier genau: er zu beschreiben gesonnen sind; und wir zweifeln gar nicht, daß manche unsrer Leser diese Geschichte eben deswegen für einen Roman halten werden, weil sie vielleicht noch nie Seltsamkeit hatten, eine solche Begebenheit zu beobachten. Wir wollen hier gar nicht einwenden, daß dieses zu übereilt und wider alle Regeln einer gesunden Vernunftlehre geschlossen sey, da wir im Grunde nichts dawider haben, wenn sie diese Geschichte für einen Roman ansehen, indem wir nur wünschen, uns bey einem unpartheiischem Leser das Urtheil zu erwerben, daß von uns alles so gedichtet und zusammengebrocht sey, daß nichts wider den natürlichen Lauf der Dinge darinnen vorkomme: allein wir müssen, um einigen andern Vorurtheilen auszuweichen, unsre Leser auf die Reden und Briefe des Abtes von Clarevall, auf das erste Kapitel der Regel des heiligen Benediktus, und auf alle jene heilige Bücher verweisen, welche vom Mönchsstande handeln. *) Und wenn sie

dieser Meinung, da Aetha ihre Errettung lieber einem Engel als einem Menschen zuschreiben will.

*) Man ersieht, wenn man die Vorwürfe liest, die dieser Abt seinen Mönchen ihres Ärgers

diese Bücher zu lesen, Zeit, Gelegenheit und Muffe haben; so werden sie finden, daß als led, was wir von den Anstalten und Einrichtungen des H. Karls zu erinnern nöthig finden, der Wahrheit gemäß sey, wenn sie nemlich die Veränderungen, welche Zeiten, Geschmack, Erziehung und Religion seitdem erlitten, und das Geſtalt unserer Zeiten mit in Anschlag bringen.

P. Karl hatte die ehrsüchtige Kunst erlernt, sich binnen weniger Zeit zum unumschränkten Herrn weiblicher Herzen zu machen, und er besaß dieselbe in einem noch höheren Grade als der wollüstige Alcibiades, von dem doch unser Freund Plutarch *) gestohlet, daß er die Kleopatra Timba so zu verführen gewußt, daß diese sich eine Ehre daraus gemacht, öffentlich ihren Freundinnen zu gestehen, der liebenswürdige der Sterblichen habe die Stelle ihres Mannes

Lebens wegen wach; und man verstummet, wenn man die Worte des heil. Benedikts in dem ersten Kapitel der Regel ermägt, Wir führen nur davon an, daß er von den Mönchen sagt „pro lege eis est desideriorum voluptas.“

*) In der Lebensbeschreibung des Alcibiades. Er läßt diesen sagen, er habe es nur deshalb gethan, damit zu Sparta seine Nachkommenschaft herrsche.

bey ihr vertreten. P. Karl verstand so an-
 sehnliche Vortheile von dieser Kunst zu ziehen,
 daß er sich in wenigen Jahren im Stande bes-
 fand, nach seinen Grundfägen zu leben, wel-
 ches er nicht hätte ausführen können, wenn er
 nicht ein gewisses Metall in Ueberfluß gehabt
 hätte. Seine unersättliche Begierde nach sel-
 ner Wollust machte, daß er gar bald der Vers-
 gnügungen überdrüssig ward, welche ihm die
 andächtigen Damen in der benachbarten Stadt
 zu gewähren keinen Anstand nahmen, und ver-
 ursachte, daß er einen Entschluß faßte, den stels-
 lich nur wenige auszuführen wagen können,
 theils, weil ihnen die dazu unentbehrlichen Mit-
 tel fehlen, theils, weil sie diejenige Klugheit
 nicht besitzen, welche dazu erfordert wird, ein
 solches gefährliches Unternehmen auszuführen.
 Er beschloß in einer anmuthigen Gegend ohn-
 fern von dem Kloster, der Göttin der Liebe,
 dem süßen Amor und den zärtlichen Grazien et-
 nen Tempel zu erbauen, sich selbst einen Ort zu
 weihen, in welchem er seiner Einbildungskraft
 einen neuen Schwung und seinen Sinnen ein
 neues Feuer, so oft es nöthig seyn würde, geben
 könnte. Welches ungeheure Project! und
 doch wußte P. Karl es so geschickt auszufüh-
 ren, daß man in der ganzen Gegend nicht ein-
 mal den wahren Urheber ahndete, und nie auf

den Gedanken gerieth, diesen Ort für etwas anders als den Lustgarten einer reichen Wittwe zu halten, die in ihrem Alter in der Einsamkeit die Vergnügen des Landlebens zu genießen gedachte, und aus wahrern Patriotismus ein jungfräuliches Philanthropin errichtet habe.

Er machte sein Project einer Dame bekannt, die weiter keine Verdienste hatte, als in ihrer Jugend allzu empfindlich für die Reize reicher Jünglinge gewesen zu seyn, und die in dem Alter, in welchem die Reize der Damen für antiplatonisch gekannte keine anziehende Kraft mehr haben, noch so menschenfreundschastlich war, eine Anzahl junger Mädchen in dem berühmten L... g zu unterhalten, und ihre alte Rolle durch sie spielen zu lassen. Sie verstand diese Kunst oder Wissenschaft — wenn ihr es so nennen wollt — so gut, daß ihr Lob so gar bis zu den Ohren des P. Karls gebracht ward, als sie aus gewissen Gründen L... g verlassen, und die, von dem Kloster nicht weit entfernte Stadt zu dem Orte ihrer Züge bestimmt hatte. Eine geheime Zusammenkunft und Unterredung knüpfen ein unzertrennliches freundschaftliches Band zwischen diesen sympathisirenden Seelen; und machten, daß diese Dame für den P. Karl die nehmliche Gefälligkeit hatte, welche die berühmte Aspasia von Milet für den großen Perik

kleb, nach Aussage des ehrlichen Plutarches, gehabt haben soll. Diese Freundschaft bewog sie, dem Entwurfe desselben Beifall zu geben, welcher in nichts weniger bestand, als daß sie ihre wahren Gesichte verbergen, und unter dem Titel einer reichen Wittwe einige Zeit lang in dieser Stadt verbleiben, und nach Verlauf desselben für sein Geld, aber unter ihren Namen, einen Garten erkaufen sollte, auf den er schon längst sein Augenmerk gerichtet hatte, und der ihm eigentlich zum seligsten Genuße der Lust angelegt zu seyn dünkte. Sie konnte diese Freundschaft für ihn um so eher haben, da sie selbst ansehnliche Vortheile von der Ausübung dieser Entwürfe hatte, und ein besseres Leben führen konnte, als sie in jenem Bewußtseisse hätte thun können. Sie kaufte diesen Garten für eine ansehnliche Summe, und wenn dieser schon nach einem trefflichen Geschmacke angelegt war, so befriedigte das doch den feinen Geschmack des P. Karls noch nicht, und er verschwendete ungeheure Summen, ihn zu einem würdigen Aufenthalt für die Götter der Liebe und ihre Verehrer zu machen. Auf der einen Seite des Gartens war eine Anhöhe, von der man den ganzen Garten übersehen konnte; auf dieser war das Haus errichtet, welches der eigentliche Wohnsitz dieser Dame

war, zu dem auf der einen Seite eine prächtige Colonnade, auf der andern aber eine Menge gränender Treppen führten, deren jede mit Blumen prangte, die unter dem sanftern Tritte der Huldgeheimen, die diesen glücklichen Ort bewohnten, hervorgerissen und verblühten. Ihre Menge machte, daß man nur wenig von den Beschwerlichkeiten des Aufsteigens zum Berge empfand. Das Gebäude selbst war mit einer köstlichen ländlichen Einsamkeit errichtet; man glaubte ein einfaches Landhaus zu sehen, wenn man es von außen betrachtete; und man staunte, wenn man in die Zimmer eintrat, deren immer eines das andre an Reichthum und Geschmack übertraf; die glänzigen Augen wirrten sich bald unter der Reihe der größten Meisterstücke, welche der erfinderische Fleiß gezeichnet und gestochen hatte; bald in der aufseizendste geordneten Gallerie von Schildereien und Gemälden, die von dem Geschmacks des Besitzers zeugten. Kurz ganze Tage reichten nicht zu, alle Seltenheiten, Verzierungen und Reichthümer zu betrachten, von welchen alle Zimmer strotzten. Im Garten selbst hatten Natur und Kunst sich vereint, der Götin der Liebe den Aufenthalt daselbst angenehmer zu machen; als jene glückselige Insel, auf der sie errathet und in die Sterblichkeit verhält, das

Herz eines Menschen empfindlich machte. Fin-
 stere, hohe Wälder, in denen die sanfte, zäus-
 liche Harmonie Liebe singender Nachtigallen,
 und tausend zwitschernder Vögel das lauschende
 Ohr des Wohlsthings entzückte, wechselten mit
 vollen Blumenärten und grünen Wiesen ab,
 in welchen sanftreisende Vögel sich durchschlan-
 gen und durchkreuzten, deren angenehmes Lau-
 schen das Ohr, so wie der überhäusliche Glanz
 der kleinen Wellen das Auge ergötzten; die un-
 zählbare Menge von Blumen, welche in der
 Ordnungsvollsten Anordnung bald zerstreut,
 bald zusammengeedrängt gepflanzt waren, mach-
 ten für das Auge das angenehmste Schauspiel,
 und füllten die ganze Luft mit ihren balsami-
 schen Ausdünstungen. Sie und da waren klei-
 ne Tempel angebracht, in denen sich eine teu-
 sche Nymphe den wohlthigen Augen eines ver-
 folgenden Apolo entziehen konnte, die aber ei-
 gentlich dazu gemacht zu seyn schienen, daß dies
 se desto eher erhascht werden könnten. Wir
 würden nie fertig werden, wenn wir auch nur
 die erheblichsten Schönheiten und Seltsamkeiten,
 die diesen Götter würdigen Aufenthalt aus-
 schmückten, anzeigen wollten. Wir überlassen es
 der Einbildungskraft unserer Leser sich denselben
 nach dem Ideal vorzustellen, welches sie durch
 Erzählung von dem Schönen erlangt haben.

Die Schönheit des unbelebten Thetis befriedigte den wellüftigen P. Karl noch nicht; auch der belebte sollte diesem entsprechen. Die schönsten Mädchen, welche die Oberpriesterin austreiben konnte, der geschmackvolle, mannige salzige Anzug, in dem sie erscheinen mußten, waren noch nicht hinreichend; diese Mädchen sollten keine gemeine Dienern seyn, die uns in der Ueberwindung ihrer Jungfräulichkeit zuvor kommen, sie sollten den Sieg erschweren, um ihn desto angenehmer zu machen; sie sollten durch Witz, Laune, Amuth und Grazie das Herz der Jünglinge fesseln, kurz sie sollten die würdigen Schölerinnen einer Kleopatra seyn.

Und wirklich besah die Oberpriesterin dieses Geheimmiß der Atheniensischen Juno in einem hohen Grade. Sie hatte mit einigen die Probe gemacht und dem P. Karl völlig Gnade geleistet. Um ihr Haak vor der Verklumdung zu sichern, so legte sie ihm den Titel eines weiblichen Philantropins bey. P. Karl verhaschte sich unter der Regide der Religion, nehmlich unter dem Titel eines Lehrers derselben, freien Zutritt in diesem Hause, welches zu unsrer höchsten Verwunderung, nie in den Ruf eines öffentlichen Hauses gerieth. Wir werden unsrer Leser in eine nicht geringe Besorgniß wegen
der

der Tugend unsere Hartungus sehen, wenn wir ihnen sagen, daß P. Karl eben diesen mollästigen Ort dazu ausgewählt habe seinen Grund zu betehren, oder wie wir andre sagen, zu verführen. Sie werden sich noch erinnern, daß er ihm Unterriete in der Weisheit und Philosophie des Lebens versprochen hatte. Da es bey unsern Ueberzeugungen sehr oft auf Lage und Umstände ankommt, indem von diesen unsere Gemüthsverfassung größtentheils abhängt; so hatte P. Karl keinen unebenen Platz zur Ausführung seiner Entwürfe gewählt, wenn er diesen mollüstigen Garten, wo seine Grundsätze ausgeübt wurden, zu dem Ratheder machte, von welchem er den platonisch oder stölich gesinnten Jüngling zu entplatonisiren, oder zu entstößlern versuchen wollte.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Vorelegemeus.

P. Karl hatte es so veranſtaltet, daß ſie gleich nach aufgehobener Tafel mit einander ſortgehen konnten, und bei dem Prälaten bewirthet, daß ſie nicht nur aus der Veſper und Komplet bleiben durften, ſondern ſogar auch die Erlaubnis hatten, in dem Philantropin zu Nacht zu eſſen. Nachdem er ſich alſo veraſſelt ankaffert hatte, daß er bei dem Edeln, die er zu beſuchen beſchloß, deſſo angenehmer zu ſeyn hoffen durfte; ſo ruſte er den Hartungus von ſeiner einsamen Zelle ab, der ihn, unweißend wohin eigentlich die Reiſe ſehe, mit einer ruhigen Diene begleitete. Der Weg führte durch einen düſtern Wald, von welchem ſie den Stoff zu einigen unbedeutenden Geſprächen hernahmen, bis ſie endlich dieſen Wald hindurch waren, und das prächtige Luſthaus ſowohl als der angenehme Garten ihnen gegenüber lag, zu welchem ſie nur noch einige hundert Schritte zu gehen hatten. P. Karl hatte ſolche Anſtalt getroffen, daß gleich bei

dem Eintritte in diesen wollüstigen Garten nicht nur alle Sinne des Jünglings erquickte, sondern auch seiner Einbildungskraft ein feuriger Schwung gegeben werden mußte, wovon er den größten Nutzen zu ziehen hoffte. Sie waren kaum eingetreten, als von der einen Seite her eine Symphonie erklang, die — wie sagen nicht zu viel — eigentlich dazu gemacht zu seyn schien, gefühlvolle Zuhörer glauben zu machen, daß sie sich in einer andern Welt befänden. Mannigfaltige Vielschulen von berühmten Künstlern; die unzählbare Menge blühender und schon verblichener Kräuter, Gräser und Blumen, die in einer beinahe unnachahmlichen reichvollen Unordnung geordnet waren; die von den balsamischen Ausdünstungen schwangere Luft; die angenehme Aussicht durch hohe grünen Gebirge, an deren Ende dem Auge mannigfaltige Schönheiten sich darstellten; die wiederholte, zärtliche, und sanfte Symphonien welche von den geübtesten Tonkünstlern auf verschiedenen Instrumenten vorgetragen wurden; das angenehme Singen unzählbarer Vögel, die über die Ankunft dieser Freunde zu frolocken schienen; das Ebenmaß welches im ganzen Garten beobachtet war, ohne daß es das Ansehen hatte, als ob man darauf bedacht gewesen wäre — Kurz alles was sich nur den Sinnen darstellte, als

Hartungus diesen Lustgarten der Göttin der Liebe zum erstenmale betrat, füllte seine Seele und seine Einbildungskraft noch mehr als seine Sinne mit dem seltsamen Gefühl jener keuschen Wonne, die — wenn wir den Dichtern des grauen Alterthums Glauben beymessen dürfen — nur in Elixium geföhlt und genossen werden kann. Er schien ganz Auge, ganz Ohr, ganz Gefühl zu seyn, und P. Karl fand nicht wenig Vergnügen daran, in seinen vor Freude trunkenen Augen den vellesten Verfall zu lesen, den er seinen Einrichtungen zu geben gezwungen war. Er hielt es daher nicht für rathsam, ihn in den Verirrungen zu fihren, welche nothwendig in seiner Seele durch so ungewöhliche, unvermuthete Erscheinungen veranlaßt werden mußten; vielmehr führte er ihn stillschweigend immer tiefer in den Garten, bey allen den kleinen Tempeln vorbei, in welche dieser Absterliche Apollo schon manche Daphne verfolgt hatte. Er führte ihn durch die finstern Alleen, und durch die anmuthigsten Blumenbeete hindurch, bis sie endlich auf derjenigen Seite zum Lusthause kamen, auf welcher die prächtige Kolonade dem Gebäude selbst ein majestätisches Ansehen verschaffte. Hier war es, wo die Oberpriesterinn dieses Tempels begleitet von einigen Vestalinnen, deren jede einem Heu-

ges oder Praxiteles zum Modell der schönsten Schönheit hätte dienen können, sie in einem Anzuge empfing, der ihrer Sittsamkeit sowohl als ihrem Geschmacke Ehre machte. Da sie weit über diejenigen Jahre hinweg war, in denen die Damen ihre verführerischen Reize den neugierigen Augen schöner Jünglinge um so williger enthüllen, als sie es gern sehen, dadurch junge unerfahrene Empfindsame zu besiegen; so hatte sie Sorge getragen, sich durch einen ländlichen einfachen Anzug, an dem auch selbst das Muster der Keuschheit *) nichts hätte aussehn können, unserm Jünglinge zu empfehlen. Sie kam ihnen mit einer freundschaftlichen Miene entgegen, welche die ganze Freude ausdrückte, die sie wegen dieses Besuches empfand, und schien durch diese schon vorher zu sagen, ehe es noch ihre Lippen beträstigten, „daß ein Freund „des P. Karls das volle Recht habe, sich hier „als einheimisch zu betrachten“. Desto reicher:

*) Der h. Morizius wird allen katholischen Jünglingen als ein Beispiel der reinen Keuschheit vorgestellt. Er war ein Jesuiter Moos, von dem man rühmt, daß er nie ein Frauenzimmer angehabt, und seine Augen so fest auf die Erde geheftet habe, daß selbst seine Mutter nicht einmal genügt, von welcher Karte sein Auzarsel gewesen. S. die Legende der Heiligen am Festtage des h. Morizius.

der und anziehender waren die beiden Mädchen gekleidet, welche unter dem Titel der Töchter von Hause unserm Hartungus vergestellt wurden. Die eine, welche diesmal die Faveritium des P. Karls war, schien unserm Hartungus nicht mit so grosser Aufmerksamkeit zu betrachten, als die andre, welche P. Karl auserkoren, diesen Jüngling zu verführen, und der er aus uns unbekannten Gründen den Namen Julia zu geben für gut befunden hatte. Beide waren von einer ausnehmenden Schönheit, und wenn die Faveritium dieses weltlichgen Mönchs blühender war, und — wie wir in Versuchung sind zu behaupten — zum Genusse der körperlichen Wollust mehr geschaffen zu seyn schien, und eben deshalb ihre anziehenden, verführerischen Reize den einzigen Augen ihres Liebhabers zu verhallen für überflüssig gehalten hatte; so hatte im Gegentheile Julia in ihrer ganzen Bildung und in allen ihren Gesichtszügen etwas angenehmes und eine gewisse Grazie, die für einen geistigen Liebhaber eine weit grössere anziehende Kraft hatte, und wichtigere Wirkungen hervorbrachte, als wenn selbst die berühmte Phryne sich seinen Augen in dem Anzuge dargestellt hätte, in welchem sie ganz Griechenland zum Richter ihrer Schönheit aufforderte. Julia hatte nach der

Beschreibung, die ihr P. Karl von der geistlichen Denkwürdigkeit des Hartungus vor einiger Zeit gemacht hatte, ihren Anzug sowohl als ihr ganzes Betragen so eingerichtet, daß es ihr nicht wohl fehlschlagen konnte, das Herz dieses zur Zärtlichkeit geschaffenen Jünglings zu fesseln. Sie hatte ganz richtig errathen, daß sie alles gewonnen haben würde, wenn Hartungus sie nur erst in keinem andern Verhältnisse, als in dem eines tugendhaften Mädchens betrachtete, und sie sich seine Freundschaft erworben hätte. Eben deswegen war sie darauf bedacht gewesen, ihre Reize so sorgfältig zu verbergen, daß ein kleiner Fuß, der dann und wann unter ihrem Schneeweißen Gewande sichtbar ward, eine völlig schöne Hand nebst dem Ansätze eines unadelfhaften Arms, und ein Hals nebst den Grenzlinien eines wallenden Busens, der selbst jenem der göttlichen Venus an Schönheit nichts nachgab — alles war, was der emsige Hartungus entdecken konnte.

Wenn die Schmeichelein, welche er in dem Garten vorher zu empfinden Gelegenheit gehabt, seine Sinne, seine Einbildungskraft und seine ganze Seele schon so sehr entzückt hatten, daß er selbst einigemal an der Wahrheit dessen, was er empfand, zu zweifeln anfang, und in Versuchung gerieth, zu glauben, daß er sich auf ein

ner jener glückseligen so oft besungenen Inseln,
 oder wohl gar in dem wonnethollen Cäsium bei
 Sünde. Es bewirkte die außerordentliche Schön-
 heit, Anmuth und Grazie dieses Mädchens,
 welches seinem Ideale vom Schönen völlig ent-
 sprach, daß er seiner selbst vergessend in der
 staunenden Betrachtung dieses Gegenstandes
 verweilte, neue vorher noch nicht bemerkte Rei-
 ze entdeckt zu haben sich beredete, und gar
 nicht auf die kleinen Unordnungen Acht hatte,
 welche indessen zwischen dem P. Karl und sei-
 ner allzugeliebten Freundin vergesallen waren.
 Vielleicht hätte die Sonne dreymal auf und nie-
 der gehen können, ohne daß Hartungus von
 dem seligen Entzücken erwacht wäre; wenn
 nicht P. Karl und die diltliche Dame, welche
 bey dem ganzen Spiele eine bloße Zuschauerinn
 abgegeben hatte, für gut befanden hielten, ihn
 zu erwecken, und zu dem Genuße einiger erfris-
 schenden Getränke einzuladen, welche unterdeß
 sich auf einem jedermeyn Tische aufgestellt worden
 waren. P. Karl wußte es, unter dem scherzen-
 den Vorwand der übereinstimmenden Denkkun-
 art dieser beyden Entzückten — denn wirklich soll
 Julia für den schönen Hartungus eben so ein-
 phindlich geworden seyn, als er es für die Schön-
 heit des Mädchens zu seyn schien — so zu er-
 wecken, daß sie neben einander zu sitzen kamen. Un-

bedeutende Gespräche, von denen Hartungus kaum das tausendste Wort verstand, und in welche er sich nur dann einmischte, wenn seine Götin etwa einige Worte gesagt hatte, raubten einige Stunden, die ihm noch kürzer als ein Augenblick verstrichen. P. Karl nahm hierauf von der Schönheit des Wetters Gelegenheit, seinen Freundinnen und dem noch stauenden Jünglinge einen Spaziergang vorzuschlagen, den aber die von den Absichten dieses Mönches unterrichteten Frauenzimmer unter dem Vorwande ablehnten, daß es ihnen zu beschwerlich sey, weil er seinem Freunde vermuthlich alles Schöne im Garten zu zeigen wünsche. Hartungus würde gewiß eben so gern dieses Anerbieten ausgeschlagen haben, wenn er es für schicklich gehalten, oder wenn er nicht geglaubt hätte, dadurch die Veränderung zu verrathen, welche die schöne Julia in seinem Herzen gemacht hatte, und der er sich nur allzu wohl bewußt war. Sie empfanden sich beide ihren Freundinnen, und gingen stillschweigend durch einige Gänge hin, bis endlich P. Karl dieses Schweigen brach, und nachdem sie sich an einem der kleinen Tempel auf einer grünenden Bank niedergelassen hatten, von der Erinnerung an sein Versprechen, ihn in der wahren Weisheit zu unterrichten, ein Gespräch einle-

wie, welches wir aus mehr als einer Ursache unsern Lesern in folgendem Kapitel mitzutheilen für gut befunden haben.

Zweites Kapitel.

Einführung in die Glückseligkeitslehre.

Wenn wir, mein lieber Hartungus, die mannigfaltigen oft widersprechenden Handlungen der Menschen betrachten, und auf die Gründe zurücksich gehen, durch welche sie bewogen werden, diese zu unternehmen; so werden wir finden, daß sie sich alle in dem Wunsche vereinigen — entweder sich glücklich zu machen — oder die schon erlangte Glückseligkeit zu vergrößern — oder endlich sich einer langen Dauer derselben zu versichern. Diesen Wunsch fühlen alle Menschen vom Throne bis zum Bettler, und vom Thoren bis zum Weisen in gleichem Grade, und alle bestreben sich (aber in sehr verschiedenen Graden) ihn zur Wirklichkeit zu bringen. Es gibt, denen die Natur eine ziemliche Portion Erde zu Theil hat werden lassen, oder deren Thätigkeit durch Erziehung, Mode, Religion und durch tausend andre kleine physische so wohl als moralische Einflüsse und Umstände

gehemmet worden — betrüben sich nur selten und meistens nur dann, wann sie von der Furcht des Schmerzes gezwungen werden, ihrem geliebten Ich — um mich in einer die beliebten Sprache auszudrücken — ein besseres, schmerzfreies Daseyn zu verschaffen. Andere hingegen — denen entweder die gütige Natur ein feuriges Temperament verliehen hat, oder deren natürliche Trägheit in eine belebende Wirkksamkeit durch solche Umstände verändert worden, welche jenen die Thätigkeit unterdrückenden entgegen gesetzt sind — handeln beständig aus Liebe zum Vergnügen, haben unaufhörlich diesen Wunsch vor Augen, scheuen keine Hindernisse die sich ihnen entgegen stellen, überwinden alle mit einem außerordentlichen Muthe, nöthigen selbst die höchsten Berge vor ihnen zu Ebnen zu werden, wenn sie ihnen im Wege stehen, und scheuen mit Nichts mit reißenden Strömen verglichen zu werden, welche die höchsten Thüme niederreißen, und durch keine Mittel einz gehalten werden können. Erfahrung und Beobachtung überzeugen uns, daß die erste Klasse die meisten unter dem Menschengeschlechte befaßt. Diese Leute, — die (im Vorbeigehen zu sagen) nicht nur unter dem Pöbel, sondern sogar an Höfen und vorzüglich in den Klöstern aufgefunden werden — haben so eingeschränkte

Einsichten, daß sie auf weiter nichts als auf
 den augenblicklichen Genuß irgend eines ihnen
 von ungesähe aufstossenden, oder wohl gar auf
 gedrückten Vergnügens denken, wenig wils-
 schen, weil sie wenig zu wünschen wissen, die
 Mittel zur Glückseligkeit, welche sie bedürfen,
 nicht gehörig anwenden, und eben daher keiner
 größern Glückseligkeit fähig sind, als jene, wel-
 che eine Raupe genießet, die auf dem engen
 Bezirk eines Blattes ihr Leben zubringt, und
 gewissermaßen vermöge ihrer Natur dieser Sat-
 zung von Menschen noch vorzuziehen ist, weil
 sie doch wenigstens einst metamorphosirt als
 Schmetterling, von Wipfel zu Wipfel die Spä-
 re ihrer Wirksamkeit erweitern und des Ge-
 nusses größerer Vergnüßen fähig werden wird,
 und vielleicht schon als Raupe den Wunsch nach
 dieser glücklichen Veränderung fähig. Die Men-
 schen von der andern Klasse haben allein gerech-
 te Ansprüche auf eine bessere Glückseligkeit, un-
 terscheiden sich aber merklich von einander, theils
 durch die verschiedenen Mittel, welche sie zur
 Erlangung derselben anwenden, theils auch
 durch die entgegengesetzten Begriffe, welche sie
 sich von dem Wohlsyn der Menschen überhaupt
 entweder selbst, oder — wie es meistens zu ge-
 schehen pflegt — von den gewählten, privile-
 gierten und gedungenen Lehrern der Glücks-

habet erhalten haben. Jene, welche nach der wahren Glückseligkeit streben, die besten und thunslichsten Mittel anwenden sie zu erwerben, und die erworbene zu erhalten — sind die Weisen unter dem Menschengeschlechte, deren Seltsamkeit aber in aller Rücksicht das größte Uebel ist, wodurch die gütige Natur den Unsinn der Menschen bestrafe. Du wirst von selbst einsehen, daß es, um zu dieser glückseligen Weisheit zu gelangen, nöthig sey, höchste Begriffe von der wahren Glückseligkeit zu haben. Allein dieses ist noch nicht hinlänglich, wir müssen auch die Mittel kennen, sie zu erwerben und zu erhalten, wir müssen die Irrwege wissen, welche uns von dem wahren Ziele verführen, und endlich hinlänglichen Muth und Klugheit besitzen jene anzuwenden und diese zu vermeiden.

Wer soll aber wohl in dieser für das Menschengeschlecht so wichtigen Streitfrage ein gültiger Richter seyn? Wer kann uns sagen, was in die wahre Glückseligkeit bestehe? Wenn die Menschen in dieser Frage entscheiden sollen; so wird der von theologischen Spitzfindigkeiten aufgedunkelte Priester von seiner Kanzel herab nur jene zu den glückseligen Erbsöhnen rechnen, welche uneingedenk ihres werthen Selbsts die Vergnügungen, die sich ihnen hier gleichsam

ausdringen, in Erwartung besserer verachten, welche er ihnen jenseit des Grabes im Lande der Hoffnungen zu versprechen die Gültigkeit hat; inzwischen er selbst überzeugt, oder wenigstens fürchtend, daß er sich am Ende in der Klasse der Verirrten befinden möchte, diese angestrebte Diät verheißt, und — wenn es nur in Geheim geschehen kann — sich alle Freuden und Vergnügen zu verschaffen bemühet ist, welche ein Schüler des Epikur den Menschen als die höchsten und wünschenswürdigsten Güter anpreist. Andre denken zwar etwas billiger als diese Gottesgelehrten, sie scheinen uns die Vergnügungen der Sinne nicht rauben und unterlagen zu wollen; allein sie schränken doch diese so sehr ein, und schildern jene mit so anziehenden Farben, daß wir am Ende nur wenige genießen dürfen, nur wenige zu genießen wünschen; sie dringen es uns als unvernünftige Pflicht auf, täglich in einer Vollkommenheit zu wachsen, welche so wenig den Menschen dieser Erde angemessen ist, als der Schuh eines Rissputianers auf den Fuß eines Europäers paßt. Ich würde den ganzen Tag schwanden müssen, wenn ich die Lehren der Sokratischer, der Pythagoräer, der Platoniker, der Peripatetiker und wie alle diese Weisen heißen, und die Systeme ihrer Schüler, die sich

eben so sehr als die Stifter der Schulen selbst widersprechen, auseinander setzen wollte; ich halte dieß für überflüssig, und ziehe nur aus ihren Widersprüchen den Schluß, „daß das Urtheil der Menschen in diesem Falle sehr unzuverlässig, und meistentheils nach ihren Leidenschaften, Vorurtheilen, Aberglauben und nach der Regierung des Staates, in welchem sie sich befinden, gemodelt worden sey.“ Wir müssen uns demnach an einen höheren Richter wenden, welcher in der That kein anderer seyn kann, als die Natur selbst, sie, die — entweder die Gerechtigkeit selbst, — oder wenigstens die Stimme derselben ist. Diese muß also der Weisheitsfreund fragen, worin die wahre Glückseligkeit bestehe, und ihre Antwort muß die Richtschnur seiner Handlungen werden. Allein wenn es schon eine schwere Kunst ist, die Natur recht zu fragen, so ist es gewiß eine noch weit schwerere ihre Antworten recht zu verstehen. Wie sind von Jugend auf mit Aberglauben und Vorurtheilen so übertrunkener worden, und diese und jene üben eine solche tyrannische Gewalt über unser ganzes Wesen aus, daß sie uns jede andre Stimme, die ihren Ton nicht hat, verdächtig schildern und uns geneigt machen ihre Aussprüche für die einzige wahren und guten zu halten. Diese muß also der Weisheitsfreund ab-

legen, ehe er sich anschicket, die Natur zu fragen und ihre Antwort anzuhören. Laß uns also einmal versuchen, uns ganz isolirt in der Welt zu denken, und als Weltbeträger ohne auf Religions- und Staatsgesetze Rücksicht zu nehmen, diese für uns und alle Menschen, so wichtige Betrachtungen anzustellen.

Wir können als ausgemacht voraussetzen, daß die Natur keinen Trieb in uns lege, dessen Befriedigung schädlich wäre, mit keiner Leidenschaft uns beschenke, die unser Glend zum Zweck hatte, und endlich uns keine Empfindungen, keine Neigungen einflößt, die uns verderblich wären. Wir können diese Dinge ohne Anstand als wahr annehmen, da sie einem jeden so deutlich in die Augen leuchten, daß sich auch der unsinnigste Zweifler noch nicht unterstand, sie zu bezweifeln. Wenn wir alle unsere Triebe, Neigungen, Begierden, und Leidenschaften genauer betrachten; so finden wir, daß die Natur sie bestimmt habe, vermittelst derselben uns Vergnügen zu verschaffen und allen Schmerz von uns zu entfernen, das heißt — uns glücklich zu machen.

Darin stimmen alle Philosophen überein, daß Glückseligkeit und Vergnügen, Glend und Schmerz, gleichgeltende Worte sind, und daß

das eine ohne das andere nie gedacht werden könne: allein in der Bestimmung dessen, was Vergnügen und Schmerz sey, gehen sie so sehr von einander ab, daß der eine das für Vergnügen auszieht, was der andre Schmerz zu nennen kein Bedenken trägt. Diese Verschiedenheit der Urtheile rührt offenbar daher, daß sie ihre Theorie auf Grundsätze bauten, welche sie entweder aus der Religion oder aus den willkührlichen Gesetzen der Regenten entlehnten, und nie den einzigen Schiedrichter in diesem Streite — die Stimme der Natur — anhörten. Unbestimmt um die Aussprüche anderer, wollen wir auf dem einmal betretenen Wege fort wandeln. Die Natur welche uns zuriefte, „daß der Genuß des Vergnügens und „die Abwesenheit des Schmerzens un're Glücks „seligkeit ausmache“ muß uns auch lehren „wora „inn das Vergnügen und der Schmerz bestehe.“

Drittes Kapitel.

Anweisung, wie man von den Schwachheiten der Menschen Nutzen ziehen könne.

Die Vergnügen, welche wie hienieden genossen können, lassen sich in drey Klassen bringen.

Zusatz 1. u.

8

gen, nemlich: die Veranlassung in der Sinne, der Einbildungskraft und des Herzens. Das nemliche gilt von dem Schmerze. Die Vergnügen, welche wir durch Güsse der Sinne erhalten, bestehen in nichts andern als in einer sonderbaren Bewegung der Nerven und Nerven unserer äußerlichen Empfindungswerkzeuge. Eine zu gelinde oder zu heftige Bewegung verursacht, so wie der Abgang derselben nach Beschaffenheit der Umstände — Schmerz oder Gleichgültigkeit. Zwischen diesen beiden liegt also das Vergnügen, dessen Grosse theils durch die Dauer der Bewegung, theils durch den Gegenstand selbst, theils auch dadurch bestimmt ist, daß diese Bewegung in mehreren Empfindungswerkzeugen verursacht wird. Die Vergnügen der Einbildungskraft sind keine andre als wiederholte Vergnügen der Sinne, welche dadurch, daß die seltsame Einbildungskraft diese Vergnügen verursachende Bewegung, noch durch mehrere Empfindungswerkzeuge hindurch wälzen läßt, oder den Gegenständen selbst mehrere Reize beilegt, als sie wirklich besitzen, oft einen noch größern Reiz und eine stärkere Wirkung für uns haben, als die zuerst genossenen sinnlichen hatten. Wenn die Eindrücke, welche der erste Anblick dieses Gartens auf dich machte, schon so großes Vergnügen verursach-

ten, daß ich es deutlich in deinen Augen lesen konnte: So wird deine Einbildungskraft, wenn du dich entfernt haben wirst, die Gegenstände desselben zu versichern, und deine Vergnügen zu erhöhen wissen. Sie wird die Wildsäulen beleben und im Garten zum Entzücken der Sterblichen umherwandeln; sie wird von allen Seiten her die sanftesten, rührendsten Melodien erklingen lassen, kurz — sie wird tausend neuen Schönheiten ein Daseyn geben, welches sie in der wirklichen Natur nicht haben. Wenn demnach die Einbildungskraft uns auf der einen Seite eine Menge Vergnügen verschafft, die wir ohne sie durch die bloßen Sinne nicht erhalten könnten, und wenn eine so reizte lebhaftige Einbildungskraft einen unendlichen Werth hat, und ihren Besitzern eine Unendlichkeit von Vergnügen gewährt, die jene nicht kennen, gegen welche die Natur nicht so freigebig war: So ist sie auch auf der andern Seite die schlaue Verführerin unersäthiger Jünglinge, und macht, daß diese aus unersättlicher Begierde nach Vergnügen diejenigen verachten, welche sie wirklich genießen könnten, weil dieselben ihnen nicht so groß scheinen als jene elysischen Freuden, welche die Einbildungskraft ihnen jenseit des Grabes verspricht. Versteht man nun die Kunst, die Lebhaftigkeit und das Feuer dieser

Kraft zu beschränken und zu dämpfen; so hat sie nie genug zu lebende Vergnüge. Die Vergnügen der Einkrankungskraft sind also keine andern, als Vergnügen der Sinne. Sind aber wohl jene des Herzens etwas andres? Sie entspringen nach dem einseitigen Jurausse der Moralisten aus guten Handlungen und Gesinnungen. Welche Klauen aber gut genennet werden? Plato und seine Nachbeter mögen uns hierin behaupten, „daß nur solche diesen Namen verdienen, welche mit Absicht und ohne Eigennutz zum Tode andrer unternommen werden, oder welche unsre selbst eigne Vollkommenheit zum Zwecke haben, und befördern;“ uns sollen diese Sophistereien nicht täuschen und nur dafür gelten, was sie wirklich sind. Die Handlungen und Gesinnungen der Menschen, sagt die Natur und die gesunde Vernunft, sind gut, wenn sie Vergnügen und Entfernung des Schmerzens zum Zwecke haben, und diese Absicht wirklich befördern. Wir geben zu, daß manche Menschen Handlungen unternehmen, die bloß auf das Beste abzuwirken scheinen, und bey denen es das Ansehen hat, als hätten sich die Handelnden selbst vergessen; ja manche sind so große Schwärmer, daß sie sich selbst bereden, als dächten sie bey ihren Handlungen gar nicht auf ihren Körper: allein es

ist bloßer Schein, denn in der That haben alle Menschen entweder die Vergnügen der Sinne, oder die der Einbildungskraft zur Hauptabsicht; das Beste andrer oder die Verwirklichung seiner selbst, ist nur der Titel, unter dem sie handeln, um ihren angehörnen Verlangen nach Vergnügen Genüge zu leisten. Wenn der eifrige Verehrer der Gesetze des Mönchthums sich die Vergnügen versagt, welche wir andern uns im geheimen Umgange mit schönen Frauen erlauben, so sagen unsre Heilgäbe, daß ein solcher die reinsten Vergnügen des Himmels genieße, welche jene der Sinne weit überwiegen; was hat aber wohl der so heilig gesinnte Mönch bey dieser Verabstung zur Absicht? Entweder — der versprochenen himmlischen Vergnügen desto eher theilhaftig zu werden, welche selbst der andächtigste Katholik in nichts anders hat setzen können, als in das ewige Ausflaunen der höchsten Schönheit, das heißt, in den höchsten Grad des sinnlichen Genusses; oder — um den ewigen Hülfskräften zu entgegen, mit denen die Uebertreter dieses Gesetzes bedroht werden; oder endlich — wenn er dumm genug ist — um statt einer verlassnen Frau hundert andre im Himmel, nach jenem heiligen Versprechen, zu bekommen. Nimm jenem den geerbten Glauben an Himmel und

Hülfe, mache diesen länger, so werden sie eben so wohl der körperlichen Lust rühren als wir, die wir uns weder von den versprochenen Freuden im Himmel blenden, noch durch die gedrehten ewigen Strafen abschrecken lassen, und was lieber ist mit einem wirklichen Nädchen begnügen, als hundert zukünftige verlangen. Das nehmliche gilt von allen andern Lustmüssen und Genüssen, die man gut nennt; der Vergnügenwand derselben ist sinnliche Lust, und sie entzücken jederzeit aus der unersättlichen Vergnügtheit des Menschen nach Vergnügen. Ich kann also mit allen Jux annehmen, „daß alle unsere Vergnügen wirklichlich sinnliche sind, und daß die Befriedigung unserer sinnlichen Vergnügen unsre Glückseligkeit ausmache.“ Allein da die Vergnügen drei Sinne in wirklichen Graden von einander unterschieden sind, und immer eines dem andern vorzuziehen ist, da fernher ein übermässiger Genuß unsre Sinne so wohl als die Einbildungskraft stumpf machen würde; so setzt die Natur zu den Grundgesetzen — befriedige deine Bedürfnisse, entferne von dir allen Schmerz, suche dich zu vergnügen — die weiße Einschränkung hinzu — genüsse mit Maß. Der Eger läßt jeden Vergnügen entgegen, wenn es auch nur blos den Schein desselben hat; der Weise hingegen über-

denkt, ob er sich durch den Genuß eine Menge anderer Freuden entziehe. Daher genießt er seltener als der Thor, um theils desto länger theils desto inniger zu genießen. wählt unter der Menge der Vergnügen, die sich ihm darbieten, und hebt gerade diejenigen heraus, die ihm die süßsten, die dauerhaftesten und sichersten scheinen. Der Thor, zum Beispiel, wird, wenn er das natürliche Bedürfnis der sinnlichen Wollust fühlt, sich einer Pais, einer Phryne mit vollem Vergnügen in die Arme werfen, wenn sie ihm eher ausfließt, als eine Hippolyta oder Danae; allein der Weise wird sich lieber auf einige Zeit den Genuß versagen, um in den Armen der letztern doppelte Vergnügen zu genießen, die ihm jene nicht gewähren können. Beide sind glücklich, ich gestehe es, aber auf verschiedene Art, und ich ziehe daraus den Schluß, „daß die Glückseligkeit des Menschen etwas sehr relatives sey.“ Es kommt außerordentlich viel darauf an, wie unsre Empfindungsweltzeuge von der Natur gegeben, wie was für einem Temperamente wir besitzen, und was für eine Einbildungskraft uns verliehen werden ist. Wir können es der Natur nicht genug danken, wenn alle Umstände so glücklich zusammenreiffen, daß es bloß von unsrer Willkür abhängt, wahre Weisheit zu werden.

So relativ aber auch immer die Glückseligkeit selbst seyn mag; so sind doch nichts desto weniger die Mittel sie zu erwerben, immer die nehmlichen. Das Metall, welches die Hände der Künstler für uns geschäftig macht, welcher Myriaden von Menschen sich beeifern unsere Wohlthat zu verfeinern, welches Krieger und Dancos kleine Gefälligkeiten für uns abzwängt, welches dem Sultan ein ganzes Zerrath, einem weissen Könige die schönsten Mädchen, und dem König Salomo den Namen eines Weisen erwarb, kurz das Metall — welches uns in den Stand setzt, alle unsre Wünsche zu befriedigen — ist das einzige Mittel die Glückseligkeit zu erringen, welches der Weise auch nur in so fern schätzt, und sich zu erwerben eifert, als es das Mittel ist, seine Bedürfnisse auf die angenehmste Art zu befriedigen. Der Weise wünscht sich nicht mehr, als er sich wirklich erwerben kann, weil jeder unerfüllte Wunsch immer Schmerzen verursacht, die er schwer; daher wünscht er sich auch nie mehr von diesem kostbaren Metalle, als er sich zu verschaffen im Stande ist. Wer kann es ihm aber übel auslegen, wenn er sich befleißiget, davon so viel zu erwerben als möglich ist? Wenn ihn demnach die hinterlassenen Güter seiner Anverwandten nicht in den Stand gesetzt haben, nach seinen

Grundföhen zu leben, so muß er andre Menschen bereeden, ihm willig ihr Geld herausgeben. Diese schönste aller Künste ist freilich mit sehr vielen Schwierigkeiten verknüpft, und sie kann nie allgemeln gelehrt werden, weil die besondern Umstände, die Charaktere der Menschen, ihre Leidenschaften, ihre Schwachheiten, ihre Lieblings-Ideen und Begierden bey der Ausübung in Anschlag gebracht werden müssen. Wer aber die Menschen schnell zu durchschauen versteht, ihre schwachen Seite ausfindig machen kann, und die rechten Augenblicke wählt, in denen man davon Vortheile ziehen kann, der hat die Kunst schon erkent, und wird sie mit Leichtigkeit ausüben. Beispiele lehren hier am besten. Ich selbst habe diese Kunst mit so großem Vortheile ausgeübt, daß ich nun auf immer nach meinen Grundföhen leben kann. Dieser Garten mit allen seinen Schönheiten ist die Frucht meines Fleißes, und du wirst erstaunen, wenn ich dir sage, daß die Damen größtentheils das Geld dazu herausgeben haben, bey denen ich bald die Rolle des Andächtigen, bald die des Liebhabers spielte. Ich will nur einer einzigen erwähnen. Ein gewisses Mädchen, eine Bürgertochter von Paris hatte das Glück der Marquise de Pentapodeur zu gefallen, die sich damals, um sich wenigstens in der Gunst des Königs zu erhalten,

nicht so sehr angelegen fern ließ, als ihren
 Liebhaber die schönsten Mädchen zu verschaffen,
 da sie ihre abgenutzte, körperliche Reize nicht
 mehr für geschickt hielt, ihn länger in ihrem Bes-
 itz zu behalten. Die Marquise hatte die Ge-
 fälligkeit auch dieses Mädchen vorzustellen, wel-
 ches durch ihre blendende Schönheit schon man-
 chen Grafen und Marquis bezaubert hatte.
 Sie hatte das Glück zu gefallen. Allein da
 sie zu viel Neugierde hatte, als daß sie sich so
 gleich den Begierden des Königs überlassen hät-
 te, so ward mehr als eine Million verschwen-
 det, diese unzeitige Gewissenhaftigkeit zu über-
 winden. Sie ergab sich — welches Mädchen
 könnte wohl einer solchen Summe widerstehen?
 — Sie blieb einige Zeit die erklärte Liebhaber-
 rin, und beruhigte ihr Gewissen durch das
 öftere Anstehen des erworbenen Geldschages.
 Sie ward endlich von einer andern verdrängt,
 die sonst keine Vergüge hatte; als daß sie neu
 war. Da sie sich der bekannten Wuth des
 Pariser Pöbels nicht aussetzen wollte: so
 schloß sie, in diesem benachbarten ^{Landen} ~~Landen~~ ihr
 übriges Leben zuzubringen. Ich erquie mich
 sobald ihre Ankunft, als ich mich um die Ver-
 kanntschaft einer so reichen Dame bewarb. Ein
 jeder andre würde vielleicht bey ihr nichts ge-
 sucht haben, als seine sinnliche Luste zu besrei-

digen, oder, wenn er fromm gewesen wäre, sie zur Buße anzumahnen; allein ich hatte ganz andre Absichten; ihr Geld, nicht ihre Person lockte mich. Bey meinem ersten Besuche entdeckte ich die Schwäche dieses Mädchens, ich fand, daß sie eeligids dachte, daß ihr Gewissen erwacht war, und daß sie nur Mittel zu kennen wünschte, durch welche sie den vorigen Fehltritt wieder gut machen könnte. Ich benutzte diese Schwachheit so gut, daß sie sich in kurzer Zeit entschloß, mir ihr ganzes Vermögen zur Auertheilung unter Bedürftige zu schenken, und dabey zu geloben, niemals von dieser Schenkung Erwähnung zu thun. Sie selbst behielt einige Tausende für sich, mit welchem sie sich in einem Nonnenkloster das Rechte erkaufte, ihre Sünden zu beweinen. Ich ward dafür von den Nonnen reichlich beschenkt, und von den Frommen und Andächtigen bey nahe vergöttert, während daß ich mich beschäftigte, dieses Geld nach meinem Geschnacke anzulegen. Bey Damen, für deren veraltete Reithe ich mich empfindlich stellte, bin ich ebenfalls sehr glücklich gewesen, so daß ich mich ihr nicht nur im Grunde befinde, auf immer nach meinen Grundsätzen zu leben, sondern sogar auch andre glücklich zu machen, wenn sie verdienen es zu seyn. Ich fahre in meiner Untersuchung fort. Das

den wir uns hinlängliche Mittel erworben, so ist nichts mehr übrig, als dieselben gut anzuwenden, oder zu genießen. Dieses kann nicht anders geschehen, als wenn wir unsre Sinne sowohl als unsern Geschmack verfeinern. Hier lassen sich nun freilich wegen der Verschiedenheit unsrer Empfindungswerkzeuge keine allgemeine Regeln geben; allein man kann doch den Weisheitsfreunden anrathen, sich anfänglich der Führung ihrer Lehrer zu überlassen, und dann sich durch Lectüre und besonders in dem Umgange mit dem schönen Geschlechte zu bilden. Und so hätte ich dir also die Grundsätze entwickelt, durch deren Ausübung man glücklich werden kann. Befriedige deine Bedürfnisse, sagt die Natur, auf die angenehmste Art, entferne von dir allen Schmerz; benutze die Schwäche der Menschen; genieße mit Wahl und mit Geschmack. Auf diesen einfachen Sätzen beruhet das ganze System der Glückseligkeitslehre.

Viertes Kapitel.

Dod wir mit dem schönen Titel *Malimathias* zu bezeichnen keinen Anstand nehmen.

Wenn es überhaupt schon schwer ist, wie du aus dem vorhergehenden eingesehen haben wirst,

sich wahrhaft glücklich zu machen, und wenn nur wenige diese große Kunst verstehen; so ist es gewiß noch weit schwerer, die einmal erworbene Glückseligkeit zu erhalten, und ihr eine ewige Dauer zu verschaffen. Ich will gar nicht von den physischen Hindernissen reden, die aus dem übermäßigen Genuße des Vergnügens leicht entspringen, denn diese räumt man durch eine weise Mäßigkeit hinweg; sondern ich will blos die moralischen Hindernisse erwägen, die selbst dem Weisesten sich entgegenstellen, und ihn überraschen, ohne daß er sie jeberzeit bemerkt. Diese letztern kommen theils von der Religion theils von den Gesetzen des Staats her. Ich habe dir, so viel ich mich entsinnen kann, schon einmal gesagt, daß ich das Daseyn eines obersten Geistes eben so wenig leugne, als das Daseyn der menschlichen Seele; allein ich habe dir auch meines Erachtens erwiesen, daß dieser oberste Geist, diese Seele für uns — kein Daseyn haben. Dieses haben aber diejenigen, welche sich Diener der Gerechtigkeit nennen, nicht erwogen, sie nahmen sich die Freiheit heraus, die natürlichen Rechte des Menschen zu beschränken; sie erlaubten nicht, der Stimme der Natur getreu, die angenehmste Befriedigung unsrer Vergnügen allem übrigen vorzuziehen, sie reden nur von der Bestimmung der Seele, leiten aus die-

sem Tathe eine Menge Pflichten und Obliegenheiten her, von denen die gesunde Vernunft nichts weiß — kurz sie führen uns unaufhörlich in den Genuß des wahren Vergnügens, die unsre Glückseligkeit anemachen. Da diesen Leuten fast durchgehends das Gleichgültige der Erziehung anvertraut ist, so wissen sie so schnell ihre Jünger mit diesem unglücklichen Enthusiasmus anzustecken, und von dem Hange des Menschen zum wunderbaren so geschickt Vortheile zu ziehen, daß es nur wenigen gelingt, diese erste Eindrücke auszulöschen. Ja auch dann, wann wir unser Herz von diesem Ausrath schon gesäubert haben, sprudeln in uns noch manchmal die eingespriessenen Begriffe von Tugend und Pflicht empor; sie überraschen uns mitten im Genuße der seltsamen Wonne, in den Armen des reizendsten Mädchens; und die kindliche Furcht vor ewigen Strafen verdrängt unsre besten Freuden. Diese Leuten begnügen sich aber nicht nur damit, durch ihre abergläubische Erziehung den größten Theil des Menschengeschlechtes unglücklich gemacht zu haben; sondern sie machen sich auch ein wahres Vergnügen daraus, diejenigen auszuspähen, zu verfolgen und zu drücken, welche Muth genug hatten, sich ererbter Vorurtheile zu entledigen, und nach der wahren Glückseligkeit zu streben. Auch

die Handhaber der Gesetze des Staats haben aus nicht zu tadelnden Absichten — weil nemlich der nicht denkende Theil der Menschen in der Ausübung des Naturgesetzes keine Maß halten konnte — die natürliche Freiheit des Menschen beschränkt, und bestrafen alle, welche diese Gesetze übertreten. Daher macht sich der Weise zur Verhaltens Regel, mit Klugheit und Vorsicht zu genießen. Mit Vorsicht, um nicht der Wuth der Priester aufgeopfert zu werden, oder der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen. Er genießt mit Klugheit, das heißt: er überzeugt sich von der Wahrheit seines Systems, um nicht von dem, was die Theosophen Geisteswissen nennen, beunruhigt zu werden. Wir haben dies schon gethan, und es würde überflüssig seyn, dir dieses alles noch einmal vorzukauen, und wenn ich dir alle Hirnzerpinnisse der Theologen und Philosophen widerlegen wollte, die für, zum unersetzlichen Schaden des Menschen, der Welt in ungeheuren Vänden für Wahrheit verkauft haben, so würde ich mehr als einen Tag dazu nöthig haben. Aber von einem System muß ich doch reden, weil es nicht nur das allerbelichteste ist, sondern auch so viele Reize hat, daß sich ein unerfahrener Jüngling dadurch leicht blenden lassen könnte. Es ist dieses das System der Vollkommenheit, wel-

des uns Plato in seinen Werken hinterlassen, das aber erst in spätern Zeiten von dessen eifrigen Verehrern auseinander gesetzt worden, und mehrere Zwänge erhalten hat. Diese behaupten; der Mensch solle bei allen Handlungen streben vollkommen zu werden, so gar bei dem nothwendigen Genuße der sinnlichen Lust verlangen sie diese schöne Weisheit. Unter Vollkommenheit verstehen sie vernünftigen Zusammenhang, und Uebereinstimmung: und unter dem Befehle sich vollkommen zu machen befehlen sie, daß unsre Handlungen und Meinungen mit den ewigen Absichten des Höchsten übereinstimmen sollen."

Wir wollen zugeben, daß ein oberster Geist uns geschaffen; was folgt hieraus wohl anders, als daß wir so, wie wir wirklich sind, auch seyn mußten? Da nun der Mensch bei allen seinen Handlungen das Veranügen zum letzten Zwecke hat, wie Erfahrung und Beobachtung beweisen; so ist unleugbar, daß der Mensch gut und den Absichten des Höchsten gemäß handelt, wenn er auf weiter nichts bedacht ist, als sich so viel sinnliche Vergnügen zu verschaffen, als nur immer möglich ist. Wenn die Natur oder der oberste Geist hätte haben wollen, daß wir diese von Theosophen und As-

jeten

jetzt vorgeschriebene Diät beobachten sollten, so würde er unser Sinne nicht so empfindlich für die Eindrücke, welche das Schöne auf sie macht, geschaffen haben. Krüppel oder Kranke würden wir dann seyn, keine gesunde Menschen. Schon der Weg, den uns diese Weisen vorschreiben, muß uns ihr System verdächtig machen. Wir sollen in beständiger Abbedrängung der Sinne leben, sollen die Vergnügen verachten, die sich uns täglich darbieten, sollen die ausdrücklichen Befehle der Natur verletzen, und dies alles — um die Speculationen eigensinniger Köpfe zu realisiren, und um einst noch feltigere Wonnen zu genießen, als wir ihr wirklich können — . Zeugt dieses nicht offenbar von einer unersättlichen Begierde nach Vergnügen und einer großen Unmäßigkeit? Laß also diese Trübsner in ihren einsamen Kammern, nach der Verschiedenheit ihrer Temperamente, Systeme aushecken; wir setzen ihnen die Stimme der Natur entgegen, die, wenn auch wirklich eine Gottheit ist, die ihrige seyn muß. Wir wollen dem Geheiß der Natur getreu, uns unser Leben so angenehm machen, als wir können.

Hiermit beschloß D. Karl seine Rede, die er um ein merkliches abkürzte, da er zu seinem größten Verdruß bemerkte, daß Hartung's

nur wenig aufmerksam auf das gewesen war,
was er eben vorgebracht hatte.

Fünftes Kapitel.

Eine sehr bescheidene Antwort.

P. Karl hatte erwartet, daß Hartungus ihn wenigstens eben so feurig umhassen würde, als eine irdische Venus ihren Adonis umarmet, wenn er sich endlich hat besiegen, und für körperliche Reize empfindlich machen lassen. Allein diesmal hatte er sich in seiner Meinung betrogen. Hartungus stand auf und ging, ohne ein Wort zu sagen, eine geraume Zeit neben dem betümmerten P. Karl den einen hohen Gang hindurch nach dem Gebäude zu, bis er sich endlich würdigte ihn anzureden. „Du hast, sagte er, eine ziemlich Apologie deiner Grundstücke gehalten, und ich danke dir für das großmüthige Anerbieten, mich wenigstens eben so glücklich zu machen, als du zu seyn vorgiebst. Allein du wirst schwerlich deine Absichten erreichen, weil ich mich nie werde bereden lassen, Vorurtheile zu verleugnen, die, wenn sie auch schwärmerisch sind, mich doch allezeit glück-

„her machen, als die geschickteste Ausübung des
„ner Grundfahs.“

Und was hast du an diesen zu tadeln?

„Nichts, als daß ich nicht überzeugt bin.

„Man muß so handeln wie du, um deinen So:
„phistereien ein größeres Gewicht beizulegen,
„als sie wirklich haben, glaube mir, dein Herz
„nicht dein Verstand verführt dich. Eine flücht:
„tge Betrachtung könnte dich von der Wichtig:
„keit deiner Grundfahs sowohl, als von ihrer Ges:
„fährlichkeit überzeugen, wenn dein Herz eine
„solche Ueberzeugung wünschte, und du dich ent:
„schließen könntest, deine eingebildeten Gotthei:
„ten zu verlassen. Ich bin keiner von denjeni:
„gen, welche alle Vergnügen der Sinne für uner:
„laubt ausschreien, nein, ich erkenne, daß sie
„seben so wohl wahre Vergnügen sind als die des
„Herzens, aber ich schätze sie als geringere, die
„ich mir nur selten erlaube, weil ich mich durch
„den Genuß derselben höherer Vergnügen be:
„rauben würde, die jeuen an Güte und Größe
„weit vorzuziehen sind. Welchen Vorzug ge:
„winnt nicht schon das System von Tugend und
„Vollkommenheit in den Augen eines unpartei:
„schen Menschen, wenn er bedenket, daß nicht
„die geringste Inkonvenienz daraus entspringen
„würde, wenn alle Menschen nach demselben
„dächten und handelten? Wenn er überlegt,

„daß die schönste, bewundernswürdigste Harmonie
 „wie dann in der Welt Gottes statt finden würde
 „de? Selbst der Mensch, der bloß nach Vergnügen
 „gieret, würde offenbar gewinnen, wenn
 „er dein System mit diesem vertauschte. Kann
 „wohl der Genuß der sinnlichsten Belustigung und
 „so selbige Vergnügen gewähren, als eine einzige
 „Ausübung einer Tugend, eine einzige Erfüllung
 „einer gesellschaftlichen Pflicht, ein einziger
 „ger hoher Gedanke von dem höchsten Wesen?
 „Alleberge nun im Gegentheil, wenn alle Menschen
 „so dächten und handelten, wie du, so
 „würde die Welt eine Mördergrube, die Menschen
 „selbst eine Herde von Unselbstigen, Egoisten,
 „huben und Mördern seyn, die alle nur darauf
 „dächten, einander zu überlisten und zu
 „hintergehen. Was würde mich hindern, meinen
 „Vater, meinen Freund, ja meine Geliebte
 „selbst in den Ortus hinab zu senden, wenn es
 „mein Vortheil ersforderte? Was könnte mich
 „abhalten, dir selbst den Dolch durch das Herz
 „zu stoßen, und mich in den Besitz alles dessen
 „zu setzen, was ich deine Glückseligkeit aus-
 „macht? Was könnte mich hindern, das Weib
 „meines Freundes, meine Mutter, meine
 „Schwestern selbst zu schänden, wenn sie für
 „mich Nelke genug hätten? Die Würde der
 „Diener der Religion? ich müßte also nach

„deinen Grundfätzen vorsichtig handeln. —
 „Die Gesetze des Staats? ich bin ihnen ja nur
 „öffentliche Achtung schuldig, und man müßte
 „sehr dumm seyn, wenn man die Handhaber
 „derselben in Geheim nicht betrogen könnte.
 „Gott dessen Gedanke meine Tugend belehrt,
 „nährt und stärkt — ist für dich nichts —
 „Ewigkeit — Geist — kurz alles was nur ir-
 „gend eine Sanction der Tugend seyn könnte,
 „hat keine Kraft, sobald man deine Grund-
 „sätze annimmt. Der verruchteste Vbsewicht
 „ist in deinen Augen der glücklichste Mann,
 „weil er vermöge seiner Bosheit sich in dem
 „Stande befindet, sich durch List, durch Verrug
 „oder mit Gewalt in den Besitz deiner eingebil-
 „deten Glückseligkeit zu setzen. Wie einem
 „Worte deine Grundsätze — wenn sie jemahls
 „allgemein werden könnten — würden die ganz-
 „ze Welt zu einem unglücklichen Aufenthalte ma-
 „chen. Es sey fern von mir, dich überzeugen
 „zu wollen, da ich gewiß weiß, daß weder der
 „berechte Demosihenes, noch der weise Sokra-
 „tes dich zum Freunde der Tugend machen
 „können, weil dein Herz das Laster wünscht.“
 „Hast du ausgeschwärmt? sprach D. Karl
 lächelnd. Es würde überflüssig seyn auf deine
 Einwendungen zu antworten, denn gesunde
 Vernunft ist nicht für so warne Köpfe. Ich

wollte dich glücklich machen, da du es nicht seyn willst, so hast du in Zukunft von meinen Verrückungen nichts zu besorgen. Ich lasse dich gern noch einige Jahre schwärmen; Erfahrung und Beobachtung werden dich dann von der Wahrheit dieser Grundsätze überzeugen. Laß aber ja nicht die Nüchternheit früher hilfe die Ursache einer Zügelucht unter Herzen seyn. Ich liebe dich, und wünsche, daß du mir zeitig Gelegenheit gebest, dich von meiner thätigen Freundschaft zu überzeugen. Wie wollen ihr zu der verlassenen Gesellschaft zurück kehren, vielleicht sind diese Zephyren eher im Stande dich zu überzeugen, als alle Beredsamkeit." Unter diesen und ähnlichen Gesprächen langten sie endlich bey der Gesellschaft an, die sie schon erwartete, und beyde hatten Weltklugheit genug, zu verbergen, was zwischen ihnen vorgefallen war.

Sechstes Kapitel.

Ein harter Schritt zur Bekehrung.

Unter denjenigen Traglichkeiten, welche sich P. Karl in diesem Garten machte, und an denen er besondern Geschmack fand, war (wenn

wir die geheimern Freuden in den kleinen Tempeln ausnehmen) eine der vorzüglichsten, durch die Personen, welche sich in diesem weiblichen Philantropin befanden, theils Fabeln der Alten, theils wahre Geschichte, theils eigene Erfindung auf einer hiezu besonders errichteten Bühne vorstellen zu lassen. Freilich wählte dieser Wohlthätling nur solche Fabeln, nur solche Geschichten, die irgend etwas schlüpfriges darstellten; allein wir können ihm dennoch nicht absprechen, daß er selbst in diesem Punkte eine Wahl traf, die jeden Zuschauer von dem feinen Geschmack — oder wie es unsre aufgeklärte Welt zu nennen beliebt — von dem geläuterten Episkurismus des Erfinders überzeugen mußte. An diesem Tage, welchen er zur Verführung dieses Jünglings schon längst vorher bestimmt hatte, wollte er zwar diese Ergötlichkeit nicht unterlassen, weil er glaubte, daß sie zur Ausföhrung seiner Absichten geschickt sey. Allein da er den Charakter und den Geschmack seines Freundes zu gut kannte, als daß er hätte vermuthen können, dieser werde an seinen gewöhnlichen Vorstellungen Gefallen finden; so wählte er für diesen Tag ein Stück, das nicht wenig dazu beizutragen, das für die schöne Julia empfindliche Herz des Hartungus noch gefälliger zu machen. Er ließ den Sieg der Tugend über

die Vollust verkellen, ein Stück welches ihn selbst zum Erfinder hatte.

Nachdem also die Dame vom Hause, die beiden reisenden Mädchen, P. Karl und Hartungus sich eine Zeit lang mit verschiedenen Gesprächen unterhalten hatten, in welchen der letztere die Güte des Herzens, die Mäßigkeit und die Tugend der schönen Julia bewert haben wollte, so ersuchte endlich die Dame ihre Freunde um die Erlaubniß, ihnen die guten Wirkungen ihrer Erziehung sehen lassen zu dürfen, welche beide Herrn um so williger gaben, da der eine dieses veranlaßt hatte, der andre von der Wahrheit der gemachten Beobachtung überzeugt zu werden hoffte. Die beiden Mädchen entfernten sich, um ihre Kleider mit andern für die Bühne zu verwechseln, die Dame aber führte ihre Freunde durch alle Zimmer, in welchen Hartungus nicht wenig von der schönen Menge der Schildereien, Gemälde und Kupferstiche entzückt wurde. Eine jähliche Symphonie, von geübten Tonkünstlern vorgetragen, rührte ihnen entgegen, als die Dame die Thür zum Schauspielere eröfnete, und diese letzter sich allmählich in dem sanftesten Adagio, unter welchem die Bühne selbst eröfnet ward. Diese stellte eine grüne Gegend vor, welche von einigen blühenden Rosensträuchern verschönert

wurde; zwischen diesen lag die Tugend, welche — vermuthlich von den für das Wohl der Menschen unternommenen Handlungen ermüdet — eingeschlummert war. Sie war in griechischem Geschmacke gekleidet und daher kam es, daß den neugierigen Augen edlere Reize sichtbar wurden, welche allein schon hinreichend gewesen wären, einen geistigen Jüngling zu entgeistern, wenn auch die unnachahmliche, Ruhe und Bewußtsein der Unschuld ausdrückende Mine nicht hinzugekommen wäre. Hartungus stand verfeinert da, als die Bühne eröffnet wurde, und seine ganze Seele, seine Einbildungskraft und alle seine innere und äußere Sinne wurden von den heiligsten keuschsten Vergnügen trunken, als er gewahr ward, daß die Person, welche die Tugend vorstellte, keine andre war als eben Julia, von der er sich schon überredet hatte, daß sie tugendhaft sey. Seine Sinne waren daher allen andern Eindrücken verschlossen; er schien diese Götin durchschauen zu wollen. Er erblickte körperliche Reize, für welche er — und wenn sein Herz von Stein gewesen wäre — empfindlich werden mußte; allein diese zogen nicht so sehr seine Aufmerksamkeit auf sich, als die Grazie, die Ruhe, die Unschuld, welche dieses schlaue Mädchen so gut

auszudrücken wußte. Da er bloß diesen reizenden Gegenstand anstaunte, so bemerkte er nicht, daß die Wollust von der andern Seite in der schläfrigen Kleidung, oder vielmehr umflattert blieb von einem fernen Nebel, durch den die nackte Natur völlig hervorluch, einhertanzte, und tanzend die schlummernde Tugend verhöhrte. Sie ward von einer Menge kleiner Lustgötinnen umgeben, und selbst der muthwillige Götterbube — dessen Vörsicht ihr von dem Streiche her noch kennen werden, weichen er dem sorgentlosen, wehlthätigen Anacreon spielte — hörte hinter ihr her und spannete seinen gefährlichen Bogen. Der üppige Tanz, den die Wollust und ihre Begleiterinnen aufstellten, um das durch den schon gewissen Elog über die Tugend anzudeuten, und die rauschende Musik die dazu angestimmt ward, weckten die Tugend aus dem Schlummer auf, eben da der muthwillige Amor seinen unheilbar verwundenden Pfeil abdrückte. Sie ward es gewahr, lächelnd über die Ausgelassenheit dieses Vubens ergriff sie den Pfeil, und zerbrach ihn. Amor trat beschämt ab; allein die Wollust stellte sich ihr der Tugend gegen über, both derselben ihre verführerische Reize an, suchte ihr durch die ausgelassensten Geberden die Vergnügen deutlich zu machen, welche sie ihren Verehrern gewähre, und lud sie zum Ges-

musse derselben ein. Die Tugend verachtete ihre Anerbietungen und zeigte ihr im Gegentheil, wieviel die Vergnügen, deren sie geniesse, allen himmlischen Freuden vorzuziehen seyen. Dieser Wertstreit währte eine ziemliche Weile, bis endlich der Götterbote erschien, die Freude der Unsterblichen über die Standhaftigkeit der Tugend durch Geberden ausdrückte, und sie endlich als unssterbliche Göttin mit sich in dem Olymp süßete. Beide verschwanden und die Wollust trat beschämt ab. Eine rührende Zimfenie, die vom sanften zum zärtlichen, und von diesem zur feierlichen Freude überging, und die den entzückten Jüngling in jene irdischen Freuden einwiegte, welche wir empfinden, wenn wir der plumpen Hölle vergessen, die unsern edlern Theil umfesselt — diese Zimfenie beschloß das ganze Stück, und zwang den wenigen Zuschauern den vollsten Beifall ab. P. Karl, die Dame und Hartungus gingen hierauf in das Saalzimmer, wo ein köstliches Abendessen schon zur Bereitung war, zu welchem sich die Tugend und die Wollust in ihrer vorigen Kleidung eingefunden hatten. P. Karl war der erste, welcher seiner Faveritia das Kompliment machte, die Stelle der Wollust sehr natürlich gespielt zu haben, und Hartungus ermahelte nicht der schönen Julia seine Empfindungen über diesen

Sieg der Tugend mitzutheilen. Eine Kritik über das Stück selbst nahm die Zeit bis zum Abendessen hin. Und hier hatte Julia die schönste Gelegenheit, den keinen Verrug vermuthenden Hartungus noch mehr zu täuschen. P. Karl vertheidigte im scherzenden Tone die Wollust, und Julia die Vorzüge der Tugend mit jenem schwärmerischen Feuer, welches unsern Jünglinge selbst eigen war, und ihm um deßhalb nur noch mehr gefiel. Hartungus war beynahe ein stummer Zuschauer, oder vielmehr ein staunender Bewunderer der Verebbarkeit, der Tugend, der Güte des Herzens, und der Unschuld der schlauen Julia. Er glaubte, man könnte nicht mit solchem Feuer Sätze vertheidigen, wenn man nicht von ihrer Wahrheit innigst überzeugt wäre, und darnach handelte; er beredete sich daher, daß Julia wirklich so denke und handele, als sie sprach. Dieser Umsstand war es eigentlich, welcher Julien den Sieg über das Herz dieses Jünglings versprach. Die Kritik und der kleine Streit wurden während des Abendessens fortgesetzt, und wenn unsern Hartungus die Stunden zu Augenblicken wurden, so deuteten im Gegentheile dem P. Karl die Augenblicke Stunden zu seyn, weil er für heute eine Dür beobachtet mußte, an die er sich nicht gewöhnt hatte. Als es Zeit war

in das Kloster zurück zu gehen, empfahlen sich alle freundschaftlich, und Julia fand für gut, den entzückten und wünschenden Julius durch einen sanften Händedruck zu überzeugen, daß er ihr nicht gleichgültig sey. P. Karl und Hartungus gingen mit einander dem Kloster zu, und langten daselbst unter Gesprächen über die Schönheiten des Gartens, und über die ausgetauchten Ergötzlichkeiten an, für deren Genuß der letztere dem erstern zu danken nicht ermann gelte.

Siebentes Kapitel.

Eine Digeßion.

Xenophon — ein Schriftsteller, der (im vorzuziehen gelagert) von vielen nicht gelesen wird, weil es ein klassisches Buch ist, und weil viele sich schämen, wie mein weiser Jesuiter Magister seligen Andenkens zu erinnern pflegte, Bücher zu lesen, die Knaben zur Erlernung der Sprache vorgelegt werden — dieser Xenophon also läßt seinen Cyrus dem Krates, der ihn vorstellte, daß man in der Liebe völlig frey sey, antworten, „es siehe zwar bey uns, ob wir anfangen wollen zu lieben, aber selten sey es in

„unter Gewalt aufzuführen, wenn es uns so
 „liebt“. Der Erfolg, die Liebe des Kraßes
 für die schöne Panthea hat die Wahrheit dies
 ser Antwort gelehrt, so wie die tägliche Erfah-
 rung das nehmliche demjenigen beweisen kann,
 welche etwa daran zu zweifeln sich unterfiesen,
 weil sie vielleicht selbst der Liebe unfähig sind.
 Wenn also das Lieben als Schuld angerechnet
 werden soll, oder wenn man es jemand verdens-
 ten will, wenn er sich von diesem argen Zerhis-
 sen verblenden läßt; so darf dieses nur in so
 fern geschehen, in wie fern jemand mit Willen
 sich in die Gelegenheit zu lieben und wieder ge-
 liebt zu werden, legt, und mit völligem Ent-
 schlusse zu lieben anfängt. Hingegen sollten
 und die Fortsetzung der Liebe und alle Folgen,
 welche daraus gemeiniglich entspringen, eben
 so wohl vergeben seyn, als vernünftige Leute es
 einem Menschen vergeben, wenn die freigeblige
 Natur ihn mit einem wohlgealterten Ductel
 beehrt hat. Allein so wie es in der Welt nicht
 immer so zu zugehen pflegt, als es eigentlich zur-
 gehen könnte und sollte, wenn manche Dinge
 geändert würden: eben so pflegt man auch in
 diesem Stücke nicht so zu Werke zu gehen, als
 man sollte. Selten betrachtet man in dieser
 moralischen Berechnung der Schuld und des
 Verdienstes den Ursprung der Liebe, sondern faßt

allezeit nur die Fortsetzung und die Folgen, man berechnet nicht, wie viel jemand Anfangs dazu beigetragen, ob er vielleicht gezwungen werden, an einen Ort zu gehen, wo sich eine solche unweiderstehliche Macht: Göttin befand; oder ob jemand mit Willen sich die Freundschaft eines schönen Mädchens erzwingen habe. Dieses berechnet man nicht, sondern man fragt nur, ob jemand ehrlich, feurig, schwärmerisch, enthusiastisch — und wie alle die Grade der platonischen und antiplatonischen Liebe heißen — sein Mädchen liebe. Weil wir nun diese Erfahrung von einer so ungerechten Zurechnung sehr oft schon gemacht haben, so haben wir, um alles Aergerniß aus dem Grunde wegzuräumen für gut befunden, unsern andächtigen Damen und frommen Freunden zu zeigen; „daß Hartung“ „ganz außer aller Schuld war, wenn er“ „für den Geist eines schönen Mädchens empfindlich gemacht ward, welche so sehr mit“ „dem selbigen sympathisirte.“ Was konnte den er dafür, daß H. Karl ihn an einen so gefährlichen Ort führte? War es wohl seine Schuld, daß dieser Mönch ein schlaues Mädchen unterrichtet hatte, eine für ihn so verführerische Rolle zu spielen? Was konnte denn er dafür, daß er eine so außerordentliche Liebe zur Tugend in seinem Herzen nährte, und schwärmerisch

alle liebe, welche er von eben dieser möglichen Liebe befeelt glaubte? Nichts konnte in ihm Verdacht erregen: man sprach so jugendlich, so weise und P. Karl selbst nahm sich so sehr in Acht, im Besen des schönen Frauenzimmers zu episturirenen, daß Hartunqus an der Wahrheit dessen, was ihm von diesem Hause bezogen bracht worden war, gar nicht zweifeln konnte. Man hatte ihm gesagt, dieses Haus sey eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen, und die jungen Schönen, welche er sah, die Art, wie man sich begegnete, die Züftsamkeit, das gefällige Verragen, der höfliche Ton, der im ganzen Hause herrschte, — kurz alles bekräftigte die Wahrheit dieser Reden. Sollte er bey solchen Umständen vermuthen können, daß dieses Haus nichts anders als das Cereal eines wollüstigen Mönchs sey? Wenn etwas ihn von dem leichtern hätte überzeugen können; so wären es die Reden gewesen, welche dem P. Karl während seiner Unterredung mit ihm entwichen waren. Er hatte gesagt, der Garten und alles, was sich darin befände, gehöre ihm zu. Allein mußte ihm dieses nicht eben so unglaublich vorkommen, als es selbst manchen unsrer Leser geschiennen haben mag? Mußte er diese Reden nicht vielmehr für die Prahlereien eines Mönchs halten?

halten, der die Pflicht des Menschen zur Wahrhaftigkeit nicht kenne oder wenigstens, wenn er sie auch gekannt hätte, sie zu beobachten nicht nöthig fand? Und wenn P. Karl Anfangs sich einige Freyheiten bey seiner Favoritin nahm, die in ihm hätten Verdacht erregen können, und wenn diese gefällig genug war, demselben alles zu erlauben und sogar zu erwidern; so war Hartungus zu der Zeit zu sehr mit dem Vortrachten der andern Guldgöttin beschäftigt, als daß er etwas anders als sie hätte bemerken konnten. Und da dieser endlich aus seinem seltsamen Erwachte; so hatte jener Gegenwart des Geistes genug, sich in die Grenzen der Sittsamkeit zurückzuziehen. Der Zutritt, welchen P. Karl in diesem Hause hatte, konnte ihm eben falls keinen Verdacht machen, weil er gar wohl wußte, daß dieser Mönch die Rolle des Sittsamen eben so gut spielen konnte, als die Rolle des Wollüstlings. Wenn wir also alles genau abwägen, wenn wir ferner die Eigenliebe des Hartungus welche sich hier so geschäftig erwies, mit in Anschlag bringen, so werden wir, ohne den moralischen Kompendien der Herrn Theologen zu nahe zu treten, ganz sicher behaupten können, „daß er in diesen Umständen nicht anders, denn handeln konnte, als er wirklich gehandelt

Hartungus 2. Th.

M

„hat, und daß eine Julia — wenn sonst die Umr
hände eben so einträßen — den heißesten Ma
ssen des Weissen unter ihr Joch beugen würde.“

Achtes Kapitel.

Erfolg dieses Besuches, oder Nachrichten von dem,
was in den Gemüthern verschiedener Personen vor
gegangen.

Wenn uns ein Geheiß des Mönchswesens ge
fällt, so ist es dieses vermöge dessen allen Män
nen aufgelegt wird, sich Abends zu erfordern,
wie sie den Tag zugebracht haben. Dazw ist
die Art, wie dieses gewöhnlich geschieht, bes
achnenswerth: Wir kennen Mönche, welche sich
fragen, wie viel Rosentränze sie abgetheilt, wie
viel Küsse sie dem Bilde der seligsten Jungfrau
Maria gegeben, wie vielmal sie sich auf die Er
de geworfen und dergleichen schöne heilige Za
cherchen mehr; und wir kennen sogar Nonnen,
welche sich sehr gewissenhaft befragen, ob sie den
Kaffe für den geistlichen Vater stark genug ge
macht, ob sie die Bäche desselben fein gekräftet
und gekessert haben, und dergleichen sich auf die
geistlichen Herrn Brüder beziehende Dinge
mehr; wir kennen aber weder Mönche noch

Monnen, welche sich innerlich erkundigte, und wieviel sie tugendhafter und weiser geworden seyen. Allein dieser Mißbrauch benimmt der Güte des Gesetzes selbst nichts; und wir nehmen keinen Anstand, die bessere Befolgung desselben unsern weltlichen Freunden und Freundinnen zu empfehlen, und versichern sie, daß sie den größten Nutzen davon haben werden.

Auch D. Karl beobachtete diese seltliche Gewohnheit sehr sorgfältig. Da er fast an jedem Tage sinnlicher Vergnügen genoß, so mochte er wohl hiebey keine andre Absicht haben, als sich durch das Erinnern an die gemessenen Freuden vermittelst seiner Einbildungskraft von neuem zu ergötzen. An diesem Tage freute er sich gar sehr über die in dem Herzen seines Freundes vorgegangene Veränderung, die er gar deutlich bemerkt haben wollte; er besürchtete aber, und wie wir selbst vermuthen nicht ohne allen Grund, daß Julia nicht Kräfte genug haben würde einen so geistigen Jüngling zu unterrichten, ohne selbst entleert zu werden oder deutlicher zu reden, er besürchtete Amor möchte mehr thun als ihm aufgetragen worden; allein er hoffte durch seine Klugheit diesem kleinen Uebel abzuhelpen. Und um sich für die heute beobachtete Ditt zu entschuldigen, fand er für gut, einige Flaschen des besten Weins statt eines

Schlaftrunkes zu sich zu nehmen, welche dann
 auch die vorzüglichste Wirkung hatten, daß er in
 einer völligen Betäubung der Sinne, und ohne
 alles Bewußtseyn auf sein Bett hinsank und
 als ein ächter Diener des Weingottes einschlieft.
 Martungus war noch trunken von den seltsam
 sein Freuden — bemerkte dennoch die Verwun-
 drung, welche die schöne Julia in seinem Gesich-
 ten gewirkt hatte. Er liebte — das wollte er
 sich nicht gestehen; nein! er schätzte bloß die
 schönste Seele, die er je in dem schönsten Kör-
 per entdeckt. War es wohl ein Verbrechen,
 zu wünschen, diese schöne Seele mehrmal zu se-
 hen, zu sprechen, vielleicht gar ihrer Freunds-
 chaft gewürdiget zu werden? Verbrechen? sagte
 die Leidenschaft — das schönste Ideal, das
 vollkommenste Geschöpf der Gottheit, das zu-
 gendhafteste, unschuldigste, sanfteste Mädchen
 mehrmal zu sehen, zu sprechen, ihr Freund zu
 seyn — wie könnte dies Verbrechen seyn? —
 Aber es ist Gefahr dabey? Gefahr? welche
 Gefahr, wenn man nach so platonischen Grund-
 sätzen lebt? gewiß nicht die geringste. So
 sprach die Leidenschaft. Was sagte denn aber
 die Vernunft dazu? — o die Vernunft trauerte
 sich nicht ein Wort zu reden, weil sie es für
 überflüssig hielt ihre fast allezeit beschwerlichen
 Anmerkungen zu machen, da die Leidenschaft

— ihre gefährlichste Feindin — schon so viel gesprochen hatte. Die alte Dame hatte die schöne Gewohnheit nicht, ihr Gewissen zu erschöpfen, und legte sich also sorgenlos zu Bette. Die Favoritin des P. Karls beweinte die Unthätigkeit ihres Liebhabers, wie etwa eine junge Nonne die Gewissenhaftigkeit ihres alten Beichtvaters beklagt. Und Julia? — werdet ihr es wohl glauben? — beweinte die niedrigen Kunstgriffe, welche sie zu der Verführung dieses unschuldigen Jünglings auf Geheiß des P. Karls anwenden mußte. Woher dieses gekommen, ob diese Thränen ein wirklicher Beweis der Güte oder der Schwäche des Herzens dieses Mädchens gewesen, können wir aus Mangel sicherer Nachrichten von ihrem vorigen Leben noch nicht entscheiden; allein vielleicht findet sie selbst in der Folge Gelegenheit, uns hievon gewissere Nachrichten zu geben. Indessen können wir unsre Leser so viel sagen, daß sie fast bey sich beschloß, die Maske abzugeben und in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen, so bald Hartungus wieder kommen würde, daß sie gleich bey dem erstem Anblicke dieses wirklich schönen Jünglings eine Neigung, eine Leidenschaft für ihn gefaßt, die für sie um so gefährlicher werden konnte, da er sie weder befriedigen konnte noch wollte; daß sie zwar wünschte von ihm geliebt zu wer-

den, und auch fühlte, wie viel es ihr kosten würde, ihn nicht lieben zu dürfen; daß sie aber dennoch lieber unglücklich leben, als ihn so hintergehen wollte, daß die Feden von der Tugend, welche ihr P. Karl in den Mund gelegt, so wohl als die wenigen Worte, welche der tugendhafte Jüngling mitgesprochen, in ihr ein heiliges Feuer entzündet hatten, welches eine glückliche Zurückkehr zur Tugend versprach; und daß sie endlich fest entschlossen war, die angetretene Bahn des Lasters zu verlassen und auf den Wegen der Tugend zu wandeln.

Neuntes Kapitel.

Vorfälle im Kloster.

Während daß P. Karl beschäftigt war, die Absichten auszuführen, die er mit Hartung ausver hatte, dieser aber oft mitten in seinen Geschäften von Liebe, Wünschen und Hoffnungen überrascht ward; so entstand unter den übrigen Mönchen eine nicht unbeträchtliche Parthie, die nichts anders zur Absicht hatte, als den P. Karl zu stürzen, und diesem jungen Mönch die Günst und die Gnade zu rauben, in welcher er unschuldiger Weise bey Ihro Hochwürden Gnaden, dem

Herren Prälaten stand, weil er gleich nach dem Eintritte in die Weinkellerey das Geld gehabt hatte, für hundert und einige Thaler Weinhefen zu verkaufen, welches Geld dem Prälaten als ein Spielgeld ausgesetzt ist. Diese Mönche befürchteten, Hartungus möchte diese Gnade benutzen, und sich zu noch andern einträglichen Kneipern empor schwingen, woran dieser aber, wenigstens bey der ighen Verfassung seines Herzens, gar nicht dachte. Indessen hatten sie doch Grund dieses zu befürchten, da P. Karl dessen Ueberlegenheit sie nur allzuwohl fühlten, sich dieses Jünglings so eifrig annahm. Daher kam es, daß P. Isidor die übrigen Fratres aufstellte, ihnen vorstellte, daß Hartungus alles, sie nichts erhalten würden, und dieselben ersuchte, eben so wie er thun würde, genaue Beobachter seines ganzen Betragens zu seyn, damit sie irgend einen Fehler entdecken, und Ursache finden könnten, ihn bey den Prälaten zu verklagen, oder vielleicht gar zu bewirken, daß er seines Amtes entsetzt würde, wenn der Fehltritt groß genug wäre. — Und wie leicht ist es nicht dem Neide, selbst an den Unschuldigsten Fehler zu finden, und wie leicht dem Verfolgungs Geiste diese grösser zu machen als sie wirklich sind!

Hartungus besaß, nebst andern ruhmwürdigen Tugenden auch einen edlen Eifer, die bedrängten und Armen beyzuspringen, und ihnen in Geheim gutes zu thun. Diese schönen Neigungen konnte er im Weinkelleramte um so eher befriedigen, da nicht nur viele Dürstige dahin kamen, sondern er auch Geld, Wein und Brod unter den Händen hatte. Er theilte sehr vieles mit, und bat die Armen um nichts mehr, als es in Geheim zu genießen. Allein P. Theodor, welcher selbst nach diesem Amte strebte, kundschaftete diese Freigebigkeit sehr bald aus, und triumphirte schon im voraus über den gewissnen Fall des Hartungus, indem er den Geiz des Prälaten sehr gut kannte. Er erreichte auch seine Absichten; denn da dieser Mönch die edle Freigebigkeit dieses Braters dem Prälaten mit den schwärzesten Farben zeichnete, da er den Schaden, welchen das Kloster dadurch erlitt, sehr vergrößerte, und überhaupt alles anwendete, diesen Jüngling zu verschwärzen; so bewilligte der Prälat gleich die Bitte des P. Theodors, welche keine andre war, als den Brater abzusetzen, und ihn statt desselben einzusetzen.

P. Karl ersuhr nicht sobald durch seinen Freund Plazidus, was zum Nachtheile des Hartungus bey dem Prälaten vorgegangen,

als er sogleich sich zu diesem verfügte, und seinen Freund mit ganz andern Farben schilderte. Er stellte dem Prälaten vor, was er selbst schon für Nutzen gehabt, welchen grossen Vortheil Hartungus ihm noch schaffen werde; er bewies ihm, daß diese Freigebigkeit aus Nothwendigkeit entspringe, indem Hartungus keine andre Absicht gehabt, als dadurch dem Kloster den versprochenen hundertfältigen Segen des Himmels zu erwerben. Kurz er brachte es so weit, daß der Prälat wünschte, ihn in ein anderes Amt setzen zu können, weil er einmal dem P. Isidor sein Wort gegeben. Und dieses war es eben was dieser schlaue Mönch wünschte. Da der Prälat sowohl als einige andre Mönche über die Verwaltung des P. Ammanns oder sogenannten Kellners unzufrieden waren; so nahm er hievon Anlaß zu zeigen, daß es eine sehr bequeme Gelegenheit sey, die Wünsche aller Mönche zu befriedigen. Es geschah. Der vorige Amtmann ward abgesetzt, Hartungus statt dessen dazu gewählt, und P. Isidor erreichte eines Theils auch seine Absichten, indem er das Weinkellerey Amt erhielt. Allein damit Hartungus nicht von neuem dem Meide und den Verfolgungen ausgesetzt wäre, so wirkte P. Karl bey dem Prälaten die Erlaubniß aus, daß Hartungus sobald als möglich zum Subdiaken, Diakon und

endlich gar zum Priester geweiht werden dürfte. So ist wahr Hartungus wußte noch wenig von der Theologie; allein da zu einem simplen, wenn er nemlich keine Pfarr Geschäfte hat, katholischen Priester weiter nichts erfordert wird, als daß er die Fragen: Was ein Sakrament? was das Priesterthum sey? beantworte; das Arianische Glaubensbekenntniß beschreibe und Lateinisch lesen könne; so hatte Hartungus überflüssige Kenntnisse zu dieser Würde. P. Karl verkündigte seinem Freunde diese schnelle Beförderung, von der er selbst für seine Liebe die beträchtlichsten Vortheile erwarten durfte. Noch am nemlichen Tage übergab der Prälat ihm die Schlüssel des P. Ammanns, und dem P. Isidor die Schlüssel zum Weinkelker. Hartungus war nun Chorfrey, er durfte ausgehen, wenn und wohin es ihm beliebte, und hatte nicht nöthig dem Prior einem alten Murkose etwas davon zu sagen, er konnte ausbleiben so lang er wollte, wenn er nur früh um neun Uhr da war und die Gelder einnahm, welche die armen Bürger und Bauern dem Kloster geben mußten. Hartungus verwaltete dieses Amt mit einer gewissenhaften Treue, welche den Mönchen sonst nicht eigen ist, und die ihm sein Freund Karl oft verwies; er war freigebig gegen die Armen, mild gegen

Bürger und Bauern, und machte sich unter den Mönchen nicht wenige Freunde, da er ihnen Kasse, Zucker und Geld sogar gab, so oft sie es verlangten. P. Karl freute sich in Geheim über die glückliche Ausführung seiner Entwürfe, und hoffte, daß Hartungus in der Folge die Freiheit benutzen würde, welche er ihr hatte.

Zehntes Kapitel.

Eine Versuchung.

Indessen verstrichen vier völlige Wochen, ohne daß P. Karl mit Hartungus nur ein Wort Julius und des Gartens wegen gesprochen hätte. So sehr Hartungus auch wünschte, den Gegenstand seiner Hochachtung zu sehen und zu sprechen, und so gern er es gesehen, wenn P. Karl mit ihm davon gesprochen oder ihn zu einem zweiten Besuche eingeladen hätte, so getraute er sich dennoch nicht, allein dahin zu gehen, und eben so wenig unterstund er sich, den P. Karl darum anzusprechen, ob er schon mit Grund muthmahte, daß dieser seit der Zeit schon mehrmals dort gewesen sein müsse. Allein ihr fand sich eine so schöne Gelegenheit, und er konnte ihr so ganz ohne allen Verdacht das

hin gehen, daß er unmöglich der verführerischen Begierde, die Wünsche seines Herzens zu befriedigen, widerstehen konnte. Einige Amtsegesährten rufen ihn in das benachbarte Städtchen, ein kleiner Umweg nur, und er konnte den so gewünschten Besuch abwarten. Er ritt nach der Stadt, und sah von fern den prächtigen Garten, das schöne Lusthaus, in welchem er sich so sehr vergnügt hatte. Welche Verführung! welch' eine anziehende Kraft! Ein heftiger Streit entstand in ihm. Bald glaubte er seine Tugend in Gefahr, bald zitterte er diesen Ort wieder zu betreten. Die Leidenschaft widerlegte ihn alle Einwürfe, welche die Vernunft gegen diesen Besuch machte. Sie stellte ihm die Tugend, die Unschuld, die Güte des Herzens seiner geliebten Julia vor. Sie erinnerte ihn, daß er mit Sophien länger als ein Jahr umgegangen, ohne daß seine Tugend nur im geringsten verletzt worden wäre. Hatte Sophie nicht noch größere Reize? Konnte er nicht entfliehen, so bald er merkte, daß dieser Besuch für ihn gefährlich würde? Hatte er nicht Stärke und Verstand genug selbst den Reizen der Wollust troh zu bieten? Unter diesen und ähnlichen Gedanken, welche die Leidenschaft in ihm erzeugte, ritt er dem schönen Garten zu.

O ihr Moralisten, die ihr das Recht an euch gerissen habt, die Handlungen der Menschen zu beurtheilen, und ihre Schuld und Verdienst nach a und b und x und y zu bestimmen und abzuwägen, und besonders ihr Moralisten, die ihr von dem System der Gnade durchdrungen, behauptet, daß alles mit dieser Gnade dem Menschen zu thun und zu lassen möglich sey! Wenn euch diese Geschichte in die Hände geräth, so verdammet einen Jüngling nicht, der nicht anderst handelt, als ihr und selbst die weise Bildsäule, wie ihn die berühmte Phryne nannte, Xenokrates in diesem Falle gehandelt haben würden. Legt auf die eine Schale das schönste, reizendste Mädchen, die noch dazu das tugendhafteste, sanfteste, unschuldigste und gütigste schien, und einen zärtlichen schönen Jüngling, der sich seiner Tugend, seiner Unschuld, seiner Macht, Versuchungen zu widerstehen, innigst bewußt ist; legt ferner darauf das nothwendige und nützliche Bedürfniß des Menschen zu lieben und geliebt zu werden, legt darauf den natürlichen Hang des Menschen zum Vergnügen, zu gesellschaftlichen Freuden und noch eine Menge dergleichen nützlicher und angenehmer Triebe, Neigungen und Begierden: Legt nun auf die andre Schale alle die Gründe, welche Xenophon dem weisen Sokrates wider den

ersten Anfang der Liebe vortragen läßt, und ihre von Gnade durchdrungne Moraliſten legt dars auf alle eure Systeme, die von Thomas von Aquin bis auf Weir und Gassandrea erfunden worden sind — Wahr — Wahr! wenn dann die zweite Schale fällt, und die erstere sich erhebt — ja — dann wollen wir verloren haben, dann verdammt — verdammt unsern Hartungus — er seht, er beging ein Laster, ein Verbrechen, daß er sich in eine Gefahr begab, aus der er vermuthlich nicht ohne zu fallen heraus gehen wird. Aber ihre gefällige Seelen! die ihr so gern, bewußt eurer Schwäche, die Fehltritte eurer Mitmenschen entschuldigt, sie nie verdammt — ihr! die ihr euch in ähnlichen Fällen befunden habt — ihr! die ihr die süßeste Wollust empfanDET, die in unsern Herzen schwillt, wenn uns ein zärtliches, sanftes Mädchen — euch ein empfindsamer, schöner Jüngling entzückt — bezaubert; habt Mitleiden mit diesem Jünglinge, und wenn ihr es könnt, so seyd in ähnlichen Fällen klüger.

Viertes Buch,

Erstes Kapitel.

Ein Besuch.

Julia hatte unter andern nicht zu tadelnden Gewohnheiten auch diese, daß sie die meiste Zeit, wenn sie keine angenehme Besuche hatte, in einem kühlen Wäldchen zubachte, welches auf der einen Seite an den schönen Garten stieß. Da P. Karl allen Mädchen, welche sich unter seinen Schutz begeben hatten, die völlige Freiheit ließ, ihr Leben nach ihrem Geschmacke einzurichten, wenn sie nur seine Bäfte befriedigten, so oft er es verlangte, und da dieser Mönch iht an Julien keinen Geschmack fand; so konnte sie um so eher diesen Hatz zur Einsamkeit befriedigen, welche seit der Zeit, als sie den jungen Mönch gesehen hatte, nur noch höher gestiegen war, indem sie eine gewisse vor ihr noch nie gefühlte Peere in ihrer Seele gewahr ward, die — wenn sonst gewisse merkwürdige Regeln nicht trüglich sind — eine glückliche Rückkehr zur Tugend verkündeten. Sie saß eben zwischen einigen schattigen Bäumen,

mit Gedanken an diesen jungen Mönch beschäftigt, als dieser auf dem schmalen Wege heranritt, der von der Stadt nach dem Garten bey diesem Mädchen vorbeisührte. Sie erkannte ihn sobald sie ihn erblickte, ob er schon noch über hundert Schritte von ihr entfernt war.

Wenn wir in der Sprache der Menschen ein Wort finden könnten, welches den höchsten Grad von Freude und Angst, von Hoffnung und Furcht, von Entzücken und Ersäunen, und das Gefühl von widersprechenden und einander durchkreuzenden Wünschen zugleich ausdrückte; so würden wir durch dieses den Gemüthszustand geschildert haben, in welchem sich Julia befand, als sie ihn erblickte und erkannte. In Ermangelung eines solchen Ausdrucks müßten wir uns auf das Gefühl derer berufen, welche sich in einen solchen Zustand versetzen können. Für die, welche nicht im Stande sind dieses zu thun, würde jede andre Beschreibung unverständlich und überflüssig seyn. Unser Leser werden sich noch erinnern, daß Julia gleich Anfangs den Entschluß gefaßt hatte, sich diesem Jünglinge zu entdecken, und den Entwurf und die Absichten des P. Karls zu verrathen. Diesen Entschluß näherte sie noch in ihrer Seele; allein
ihre

ihre Eigenliebe vielleicht auch jenes glückliche Bedürfniß geliebt zu werden, welches schöne Mädchen noch mehr drückt, als schöne Jünglinge, hatte sie von neuem zu dem Entschlusse gebracht, sich nicht eher ihm zu entdecken, bis sie seiner Liebe gewiß wäre. Daher kamen ihre ängstliche Freude, ihre furchtvolle Hoffnung, ihre widersprechende Wünsche, als sie ihn erblickte. Sie war einmal im Vestiffe, sich seinen Augen zu verbergen; allein die Leidenschaft beredete sie jedesmal, zu bleiben. Endlich kam er näher und erblickte auch sie. So fest er auch beschloßen hatte, dieses Mädchen zu besuchen, und so gut er sich zu diesem Besuche vorbereitet hatte, und die ganze Zeit über mit ihr in seinen Gedanken beschäftigt gewesen war: so konnte er doch nicht hindern, daß ein gewisses angenehmes Staunen, ein Entzücken und eine Wonne sich seiner Seele bemächtigten, welches — zusammen genommen — ihn der Fähigkeit zu sprechen beraubte. Er stieg vom Pferde ab — sie sahen sich beide mit unverwandten starren Augen an — sagten sich durch Blicke, was sie fühlten — wollten sprechen — konnten nicht — und genossen eine geraume Zeit dieser seligsten stummen Wonne, die alle Wohlüste und Freude übertrifft, welcher wir in

diesem Leben Abig sind — bis endlich beyde, von dem Uebermaasse der Freude trunken, eins ander in die Arme fielen, Julia seine schönen Wangen mit Thränen benetzte, und er mit einem Tone, der den Zustand seines Herzens ausdrückte, die wenigen aber alles sagenden Worte — ich verheirathe dich, liebes Mädchen — aussprach, und in diesem Augenblicke den Habit, die Gesetze, und den Stand vergaß, welcher ihm ein solches Betragen hätte verbieten sollen.

Wenn diese Scene dem einem Theile unsrer Leser romanenähnlich vorzukömmt, und wenn sie vielleicht in Versuchung geräthet, zu glauben, daß wir in diesem Augenblicke uns erlaube hätten, von der Wahrheit der Geschichte abzuweichen; oder wenn vielleicht andre — die aus größerer plumperer Materie zusammengesetzt, oder mit einem Temperamente begabt sind, welches ein vertretlicher Lehrer der Weltweisheit *) das hässliche zu nennen beliebt hat, und vermöge dieses Temperaments von den Vergnügen des Geistes gar keine Kenntniß haben, und bloß

*) Der Herr Prof. Plattner in Leipzig in seinen moralischen Vorlesungen, in der Lehre von den Temperamenten. Er schreibt nämlich den Leuten, welche ohne Geschick und aufhöretlich nach groben plumpen Vergnügen des Körpers gieren, das hässliche Temperament zu.

nach plumpen Vergnügen des Körpers hinstreben — wenn diese etwa glauben, daß Hartungus und Julia so gehandelt haben möchten, als sie in dergleichen Umständen zu handeln pflegen: so sind wir gezwungen diesen zu sagen, daß sie sich in ihrer Meinung betrogen, und jene zu belehren, daß diese Scene dem Charakter des Hartungus und Juliens völlig angemessen war; und daß alle andre eben so denkende und empfindende in den nämlichen Umständen nicht anders gehandelt haben würden.

Daß Julia nicht spröde genug war, sich aus seinen Umarmungen los zu winden; daß sie ihn mit Küssen erstickte; daß sie sich einer verstellunglosen Freude überließ, so bald sie von seiner feurigen Liebe versichert war, daß sie alle vorher gefasste Entschlüsse in diesem Augenblicke vergaß; daß sie vielleicht wünschte, ihr Liebhaber möchte nicht so geistiger Natur seyn, und daß sie sich vielleicht seinen Wünschen überlassen haben würde, wenn er körperlicher Wünsche fähig gewesen wäre — das alles läßt sich leicht begreifen, wenn unsre Leser erwägen, daß die Tugend bey ihr nur erborgt, und sie im Grunde nichts mehr und nichts weniger war, als ein Mädchen — welches unsre weltliche Nachbarn mit einem vielsagenden Ausdrucke *l'ole de jeu* nennen. — Wenn auch in ihr

einige tugendhafte Gedanken rege wurden; so war dieses zwar ein Zeichen eines nicht ganz ver-
 derbten Herzens, allein noch lange kein Beweis,
 daß sie sich sogleich von der einmal betretenen
 Bahn des Lasters zurückziehen, und auf den
 dornigen Wegen der Tugend wandeln würde.
 Allein daß Hartungus, der schönen Sokratis-
 schen Regel vergessend, in die wonnevollsten
 Umarmungen hinsank; daß er einem Mädchen,
 welches er noch nicht hinlänglich kannte, sogleich
 seine Schwäche sehen ließ; daß er sich der Schutz-
 wehr wieder die Anfälle einer solchen ablen Lau-
 ne — wie der weise Stoiker sagt — nicht be-
 diente — dies konnte nur daher kommen, daß
 er in dem Augenblicke, da er sie sah, zugleich
 entdeckte, er sey eben so geliebt, als er wirklich
 liebte, und daß er zu glauben genöthigt ward,
 sie empfinde für ihn eben so rein und so geistig,
 als er wirklich für sie fühlte. Wenn er aber
 diese genaueste Uebereinstimmung ihrer Seelen
 nicht voraus gesetzt hätte, und voraus zu sehen
 nicht gezwungen gewesen wäre; so hätten noch
 zehn Jullien dastehen können, und er würde
 sie mit einer Kälte betrachtet und angerebet ha-
 ben, mit welcher wir andren sie — nicht be-
 trachtet hätten. Uebrigens waren diese Umarmungen so keusch und so rein, daß die feurigen
 Küsse, das einzige waren, was ein Stoiker en

was daran hätte ansetzen können. Trunken von
 übermäßiger Freude, wägend daß er sich in den
 Armen des tugendhaftesten, keuschesten Mäd-
 chens befinde, glaubte er der glücklichste Sterbli-
 che zu seyn, und wünschte keine von den Glück-
 seligkeiten, die ein P. Karl in den Armen ei-
 ner Julia nicht nur gewünscht, sondern auch
 genossen haben würde. Sie erwachten nach
 und nach aus dieser seligen keuschen Wonne,
 ihre Fieberähnlichen Anfälle verloren sich, und
 das Vermögen zu sprechen fand sich wieder
 ein. Wenn Julia auch wirklich nicht soviel
 für ihn fühlte, als er für sie, so müssen wir
 doch bekennen, daß ihr durch diese Umarmun-
 gen, eine gewisse Nährung und eine natürlit-
 che Schaam über alles vorhergegangene eins
 gegossen ward, welches alles sie bisher noch
 nicht gekennet, und noch nie so sehr gefühlt
 hatte. Und dieses zusammen genommen ver-
 ursachte, daß nicht nur Thränen Güsse über
 ihre glühenden Wangen sich herabwälzten,
 sondern daß sie auch — nachdem sie sich
 sanft aus seinen Armen los gewunden hatte
 — zu seinen Füßen niedersank, und in ei-
 ner demüthig bittenden Lage ihn um die Ver-
 gebung ihrer Fehler ersuchte. Selbst Apollo
 als die allzuspröde Daphne vor ihm zum
 Lorbeerbaum erstarrte, konnte nicht so sehr

staunen, sich nicht so sehr verwundern, als Hartungus, da Julia sich zu seinen Füßen niederwarf.

Zweifel und Unruhe schürten in seiner Seele so sehr über diesen unerwarteten Anblick, daß er beynahe vergessen hätte, sie auf zu heben. Sie flehete noch immer um Vergebung ihrer Fehler, und um die Erlaubnis, ihm einige geheime Nachrichten von ihrem Zustande geben zu dürfen, bis er endlich von seinem Erstaunen sich erhohlet hatte, und nach einigen verbindlichen Worten, die er ihr über die Güte und Unschuld ihres Herzens sagte, selbst neugierig zu seyn schien, die Ursachen dieses sanderbaren Betragens sowohl, als die geheime Geschichte ihres Herzens zu wissen. Es kostete Julien freilich nicht wenige Ueberwindung, gewisse geheime Begebenheiten zu entdecken. Da ihr aber nun einmal irgend ein guter Genius diesen ersten Schritt zu thun eingegeben hatte, so konnte sie nunmehr nicht wohl umhin, diese von ihr selbst erregte Neugierde des Hartungus zu befriedigen. Sie erzählte demnach alles, was wir nur fern Lesern in folgenden Capiteln mitzutheilen Willens sind, wenn wir ihnen zuvor gesagt haben, daß Julia über gewisse Begebenheiten ihres Lebens so artig hinweg schlüpfte, und manche mit einem gewissen fein bedeckenden und ent-

schulbigenden Schleier eben sowohl überzog, als junge empfindsame Damen, in ihren nächstlichen Gewissens-Erforschungen über ein gewisses lieblicheres Gesetz hinweg schleichen, dessen Erfüllung ihnen aus guten Gründen weit beschwerlicher ist, als jungen Mädchen.

Zweytes Kapitel.

Julia erzählt ihre Geschichte.

Nachdem beyde sich auf der Nasebank niedergelassen hatten, so fing Julia an, ihre Geschichte zu erzählen, die er mit einer außerordentlichen Aufmerksamkeit und ohne sie zu unterbrechen anhörte. Ich bin, sagte sie, die Tochter eines Schulmeisters in einem kleinen Dörfchen in Sachsen, der zwar kein überflüssiges aber doch hinlängliches Vermögen hatte, sich und seine nicht zahlreiche Familie zu unterhalten. Ich war sein Liebling, und er wendete alles auf meine Erziehung. Ich weiß nicht, welche Gründe ihn bewogen, mich zu einem Stadt-Mädchen zu bestimmen, da er selbst mit seinem Stande sehr zufrieden war, und einige Stadtbedienungen bloß um dessentwillen auszuwählen, weil es ihm auf dem Dorfe besser ge-

Nel. Vielleicht that er es seiner Schwester zu gefalle
 len, welche in dem benachbarten Städtchen ein Ge-
 werbe trieb, daß freilich für sie sehr einträglich
 war, allein ihrem Herzen keine Ehre machte.
 Denn diese bestand immer darauf, mich bey
 sich zu haben, weil sie gesonnen sey, mir ihr ganz
 zes Vermögen zu vermachen.

Mein Vater wußte freilich nichts von den
 Handlungen seiner Schwester, wenigstens glaub-
 te ich es, da er mir jederzeit Grundsätze eins
 prägte, welche jenen seiner Schwester entgegen
 gesetzt waren: allein er war schwach genug, sei-
 ne Einwilligung zu geben, daß ich gleich nach
 dem funfzehnten Jahre zu ihr ziehen sollte.
 In meiner früheren Jugend ward ich nicht nur
 in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet, sondern
 mein Vater entschloß sich sogar, auf die Zumu-
 thungen seiner Schwester, mich schreiben und
 rechnen zu lehren, und in der Französischen
 Sprache im Zeichnen und selbst im Romanze-
 sen von einem jungen Menschen unterweisen zu
 lassen, welcher in der benachbarten Stadt wohnte,
 und wöchentlich einmal für gute Bezah-
 lung zu mir kam. Ich wuchs in Unschuld un-
 ter ländlichen Spielen auf; unbekannt mit der
 Welt lebte ich sorgenlos dahin, und würde
 nicht einmal gewußt haben, daß mich die Na-
 tur schöner als meine Gespielen gebildet hatte,

wenn nicht eben dieser junge Mensch mir es manchmal gesagt, oder wenn es mir mein Spiel gel nicht verrathen hätte. .. Ich war nun in das Alter, in welchem junge Mädchen — besonders, wenn sie in der Erziehung nicht vernachlässigt worden sind, oder wenn sie durch Romanen einen gewissen Schwung bekommen haben — eine innere Leere zu fühlen anfangen. Meine Neigungen und Empfindungen wurden lebhafter, ich fing an zu denken, und die Dinge um mich her in ganz andern Verhältnissen zu betrachten, als ich bisher gewohnt war. Mittheilung und Ergießung dessen was in mir vorging, ward nun für mich Bedürfnis, ich suchte unter meinen Gespielen vergebens eine Freundin, die eben so gedacht, gefühlt und empfunden hätte, als ich. Was war wohl natürlicher, als daß ich eben diesen jungen Menschen zu meinem Freunde wählte, welcher nicht nur eine sehr glückliche Gesichtsbildung sondern auch Gesinnungen hatte, welche mit den meinigen ganz sympathisirten. Vielleicht würde diese Bekanntschaft die gefährlichsten Folgen für mich gehabt haben, da ich ihn sehr zärtlich liebte, und in den Geheimnissen der Liebe noch uneingeweiht, leicht hätte verführt werden können. Allein er dachte zu edel. und war zu sehr Freund der Tugend, als daß er sich hätte erlauben können, die

Schwäche eines unerfahrenen Mädchens zu benutzen. Er betrachtete mich als seine Freundin, er lehrte mich das Schöne in der Natur empfinden, besserte mein Herz, und brachte mir sehr edle Grundsätze bei, deren Befolgung mich zu dem glücklichsten Mädchen und der besten Frau gemacht haben würden, wenn ich nicht in der Folge in schlimmere Hände gerathen wäre. Ihn zu sehen, ihn sprechen zu hören, an seiner Seite in dunklen Wäldern oder auf dufenden Wiesen dahin zu wandeln, dies machte damals meine ganze Glückseligkeit aus.

Ich fand nicht nöthig diese zärtliche Gefühle meinem Vater zu verhehlen. Da er die Tugend dieses Jünglings kannte, so hatte er gar nichts dawider, vielmehr schien er meine Empfindlichkeit zu billigen, indem dieser Jüngling nicht viel über meinen Stand erhaben war, und er daher Hoffnung schöpfte, uns mit der Zeit mit einander zu verheirathen. Vielleicht würde sich aber dennoch diese geistige Freundschaft in eine gefährliche, körperliche Liebe mit der Zeit verwandelt haben, wenn nicht mein junger Freund von seinem Vater wäre abgerufen und gezwungen worden, eine Partisie zu thun, die ihn zwar bereicherte, aber nicht glücklich machte. Eine heftige Schwermuth bemächtigte sich meiner, als er mir die Befehle seines Vaters

mit thränenden Augen bekannt machte, und seine Willigkeit dieselben zu befolgen entdeckte. Er reißte hinweg, und hinterließ mich so trostlos, so schwermüthig, daß endlich mein Vater das durchbewogen ward, den ungesägten Bitten seiner Schwester nachzugeben, welche er bisher unter mancherley Vorwand abgewiesen hatte. Ich ward also in meinem siebenzehnten Lebensjahre genöthigt, in eine Stadt zu ziehen, die für die Sitten eines hübschen Mädchens sehr gefährlich ist. Ich kam an, ward freundlichst empfangen, und sogleich zu einigen Mädchen geführt, welche mir als die Kostgängerinnen meiner Tante und als meine künftige Gesellschaft vorgestellt wurden. Meines Vaters Schwester wies mir ein Zimmer an, welches prächtig ausgeputzt war. Meine Beschäftigungen sollten nach ihrer Vorschrift blos von meiner Wirthin abhängen; sie gab mir Bücher, Neßzeug, kurz alles, was ich nur zu wünschen schien, ward mir angeschafft. Abends kamen jederzeit einige junge Herren, welche bey uns speiseten, und unter den artigsten Scherzen und unschuldigen Spielen den Abend verbrachten. Man sagte mir, es wären Freunde vom Hause, und ich war einköstlich genutz, dieses zu glauben. Allein es besremdete mich dennoch, daß diese Herren immer mit einem Mädchen nach dem andern wechsel-

chen. Man mußte so unschuldig seyn, als ich, um hieran das Haus nicht zu erkennen, in welchem ich mich zu meinem Nachtheile befand. Vielleicht würde ich meinem Vater dieses entdecken haben, und von ihm belehrt werden seyn, wenn er nicht durch ein hitziges Fieber, kurz nach meiner Ankunft in der Stadt, von dieser Erde hinweggerafft worden wäre; so wie meine Mutter vor wenigen Zeit vorher auch gestorben war.

Drittes Kapitel.

Julia endigt ihre Erzählung.

Mein Vater hinterließ nicht so viel Vermögen, daß ich davon hätte leben können, und ich war also froh, daß ich bey meiner Tante leben durfte. Sie bewies mir viele Achtung, und wendete alles an, mich zu dem rettendsten Mädchen zu bilden. Endlich war sie es müde, mich länger ohne Nutzen zu haben; und nahm es über sich, mich die Kunst zu lehren andern zu gefallen, und die Herzen der Männer zu zaubern und zu fesseln. Ich muß gestehen, daß ihr Antrag mich Anfangs sehr bekümmerte, allein da sie mir begreiflich machte, daß ich darauf bedacht seyn müßte, mich durch eine Fei-

rath glücklich zumachen; und da ich — aufrichtig bekenne ich es, in meinem Herzen gewisse Regungen fühlte; so gewöhnte ich mich nach und nach an ihre Lehren. Dennoch konnte sie niemals von mir erhalten, daß ich dieselben ausgedrückt hätte. Unglücklicher Weise kam damals der junge Graf von G. . . in diese Stadt, und ward frühzeitig in unserm Hause bekannt. Ich sah ihn und ward von seiner Schönheit, seinem einnehmenden gefälligen Wesen, seinem aristokratischen Anstand so geblendet, daß ich nichts mehr wünschte als ihn zu sehen, ihn zu bewundern, und ihn sprechen zu hören. Auch ich mochte ihm gleich Anfangs gefallen haben, welches ich an seinem Betragen und an seinem Zudacheln bemerkte, und ich freuete mich nicht wenig über den Eindruck, den ich auf ihn gemacht. Vermuthlich mußte ihm meine Anwesenheit von meiner Unschuld und Unerfahrenheit Nachricht gegeben haben. Wenigstens beobachtete er in seinen Ansätzen auf mich einen gewissen Plan, den ich erst in der Folge einsah, der aber der geschickteste ist, ein unschuldiges, unerfahrenes Mädchen zu verführen, und zu besiegen. Er behandelte mich als seine Freundin, er schien mir alle seine geheimsten Triebe, Neigungen, Empfindungen und Gedanken entfallen zu wollen, und dies bewirkte ein ge-

gegenseitiges Vertrauen, wiewohl er nicht so of-
 fenherzig war als ich, und dieses nur that um
 mich auszuhecken. Er nahm sich keine einzige
 Freiheit heraus, bis er gewiß war, daß sie ihm
 nicht abgeschlagen werden würde. Er mochte
 endlich dieses Zurückhalten überdrüssig seyn.
 Er entdeckte mir also seine Liebe, und ich war
 einsänig genug, ihn die meinige zu versichern.
 Er machte mir den Entschluß, mich zu heira-
 then bekannt, und hielt zugleich bey meiner An-
 verwandte um ihre Einwilligung an, die sie
 um so weniger verweigerte, da dieses alles ei-
 gentlich ihr Plan war. Er stellte mir vor, daß
 er mich seines Standes wegen unmöglich öffent-
 lich heirathen könne, und ich willigte nach eini-
 gen Bedenklichkeiten darein, daß wir auf einem
 seiner benachbarten Güter von einem Priester
 zusammengegeben würden. Wir fuhren dahin,
 und meine Anverwandte fand für gut, uns zu
 begleiten. Wenn ich mehrere Weltkenntniß
 gehabt hätte, so hätte ich an allem was vor-
 ging, bemerken können, daß ich betrogen sey.
 Allein ich war zu unerfahren, vielleicht auch zu
 gutherzig, um von den Menschen denken zu
 können, daß sie unter der Maske der Tugend
 zu betrügen im Stande wären. Wir langten
 an, und es währte nicht lang, so erschien ein
 Priester, welcher uns auf ewig verknüpfte.

Konnte ich mutmaßen, daß dieser Priester eine zu diesem Endzweck verkleidete Person sey? Und doch war es kein anderer. Ich ers hielt mich eine ziemliche Zeit in des Grafen Gunst, — ich glaybte Frau Gräfin zu seyn, und ward von allen so genennet, und nichts fehlte meiner Glückseligkeit, als daß ich ewig von dem lebenswürdighen Sterblichen geliebt worden wäre. Endlich ward er meiner Aberdrehung, oder vielmehr eine neue Schönheit hatte ihn gefesselt. Da er den nehmlichen Plan auserkohren hatte, diese zu betrügen, so mußte ich ihr weichen. Wie erstaunte ich, als mir einst früh ein Billet von ihm zugesellt ward, in welchem er mir meldete, daß ich keineswegs seine Frau, sondern blos seine Maitresse gewesen sey; er bewies mir, daß die priesterliche Verbindung eine bloße, seine Erfindung gewesen, mich zu besorgen, und zu seiner Entschuldigung fügte er hinzu, daß seine Anverwandte selbst diesen Plan habe entworfen und ausführen helfen. Da ihr seine Umstände sich geändert — so beschloß er sein Schreiben — so fände er sich gut mir die Erlaubnis zu geben, mich zu entfernen. Damit ich aber nicht gezwungen seyn möchte, dem Reichsten zu überlassen, was nur dem Lebenswürdighen gehöre, so legte er in beyliegenden Danko Zetteln eine hübschliche Summe

me bey, vermittelst welcher ich anständig, nach meinem Geschmacke leben könnte, wo es mir beliebte. Ich konnte dieses Villet kaum auslesen — er war überdies so grausam, mir nur noch vier und zwanzig Stunden lang den Aufenthalt auf seinem Schlosse zu verschaffen; und hatte schon den Bedienten Befehle ertheilt, daß ich während dieser Zeit fortgeschafft werden sollte, wohin es mir belieben würde. Nichts war empfindlicher, als der Spott, welchem ich durch dieses unedle Betragen ausgesetzt ward. Ich mußte mich entschließen und ich nahm die Summe, welche er mir angeboten hatte, einertheils mit Dankbarkeit an, weil ich in der That nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte. Ich versagte mich nach... wo ich mit der Dame bekannt ward, die diesen Garten bewohnt, und ich willigte endlich in ihren Vorschlag. Ich wohne ihr bey ihr, und bezahle alles was ich verzehre. — Hier stotterte Julia, sie wollte alles verrathen, was in diesem Hause vorging; als kein natürliches Schaam, vielleicht auch der Gedanke, daß sie ihren schönen Liebhaber durch eine zu offenerzige Erzählung verlieren möchte, machten, daß sie ihren ersten Entschluß wieder aufgab. — Sie erkundete ihm ganz kurz, was sie für ihn gleich Anfangs gefühlt und empfunden

pfunden hatte, sie sagte ihm, daß sie es, für Pflicht gehalten, sich ihm zu entdecken. Denn da sie bemerkte, daß er für sie das nöthliche fühlte, was sie für ihn empfinde, so habe sie geglaubt, daß es zu ihrer eignen Veruhigung nöthig sey, ihm einen Wahn zu benehmen, der ihr vielleicht mit der Zeit einen Freund habe entziehen können, wenn er sie der Vorstellung, die er sich von ihr gemacht, nicht ähnlich befunden hätte. Sie überließ ihm zur Entscheidung wie fern sie noch Anspruch auf Tugend machen könnte, und beschloß ihre Erzählung mit einigen Entschuldigungen, daß sie zwar nicht mehr ganz unschuldig sey, allein eben ist in dieser Einsamkeit ihren Fehltritt bezuime, wenn es anders ein Fehltritt zu nennen sey, einen liebenswürdigen Jüngling unter solchen Umständen zu lieben.

Viertes Kapitel.

Nothwendige Folge des Vorigen.

Ein jeder anderer, der mehr Erfahrung und Erkenntniß gehabt hätte, würde Julius Erzählung für nichts mehr als für eine jener Märchen gehalten haben, mit welchen verglei-

chungen u. d.

Q

7

den Füllen de Joie inſgemein Neulinge, oder unerfahrene und auch empfindſame Jünglinge zu berücken pflegen. Dieſe Citte dieſer Mädechen iſt, unſeres Erachtens, kein geringer Beweis, daß die Menſchheit bei weitem noch nicht ſo verderbt ſey, als gewiſſe galliſche oder ſchweizeriſche finſtr. Köpfe ſie abbilden. Wenn verwahloſte Gemüther nicht vorausſetzten, daß die Liebe zur Tugend in den Herzen der Menſchen wohne, und wenn ſie ſich nicht innerlich vor ihrem werthen Selbſt ſchämten, was hätten ſie denn wohl für Urſache, ſolche Unſchicklichen zu erfinden, durch die ſie beweifen wollten, daß ſie tugendhaft geweſen, daß ſie verwahrt worden, und daß ſie zur Tugend zurückzukehren geſonnen ſind? Sie wollen dadurch unſer Mitleiden erregen, und ſich unſern Herzen mehr nähern, und ſie wiſſen wohl, daß vereinzelter Tugend Interſſe für die ganze Menſchheit habe. Ein Menſch der ſolche Erfahrungen gemacht hätte, würde bey Juliens Erzählung ganz kalt geblieben ſeyn, wäre er Mollüſting geworden, ſo würde er ſie vermuthlich als Mollüſting behandelt haben, und hätte er die Tugend geliebt, ſo würde er ihr zwar ſein Mitleiden nicht verſagt haben, allein ſie würde, wenn ſie noch ſo ſchön, ſo reizend, ſo unſchuldig geſchienen hätte, doch in dem Augenblicke aller

Interesse für ihn verloren haben.² Allein solcher kalten Ueberlegungen war Hartungus gar nicht fähig. Er sah in Julien nichts als den edelsten, reinsten, unschuldigsten Geist. Es schien ihm großmüthig, daß sie ihm ihren Fehltritt entdeckt hatte, und edel, daß sie gar keine Absichten auf ihn zu haben schien, und daß sie lieber seine Liebe habe verlieren, als ihn durch einen angenommenen Charakter betriegen wollen. Er entschuldigte ihren Fehltritt mit allen erfindlichen Gründen, und er brachte es während ihrer Erzählung bey sich so weit, daß er gar nicht mehr daran dachte, sondern sie als die keuschste, unschuldigste Jungfrau betrachtete. Er wollte soviel Liebe zur Tugend in ihr wahr genommen haben, daß er sich überredete, er habe nichts zu befürchten, wenn er auch ganze Nächte, bey ihr allein verweilte. Kurz, wenn Julie Absichten hatte, ihn zu verführen, so hatte sie dieselben völlig erreicht. Hartungus war gerissen, er liebte, und was das schlimmste war, er liebte sorgenlos. Sobald Julie ihre Erzählung geendigt hatte, so nahm er von dieser Anlaß, mit allem Geize eines Schwärmers die Tugend zu prellen. Er verhehlte ihr nichts von allem was in seinem Herzen vorging. Die Entschuldigungen ihres gethanen Fehltrittes, und die zärtlichsten Bitten auf der einmal be-

tretenen Bahn — die er für gut hielt — fort zu wandeln, machten den größten Theil einer Unterredung aus, von der Julie kaum die Hälfte verstand. Er bei sich überdies zu ihrem zärtlichen Freunde an. Kurz er glaubte nun ein Mädchen gefunden zu haben, mit der er Platons Geistes realisiren konnte. Zum Unglück aber hatte Julie nicht so erhabene Begriffe von diesem Philosophen, welches er freilich nicht eher entdeckte, als bis es zu spät war, von dieser Entdeckung Nutzen zu ziehen. Sie blieben noch eine geraume Zeit zusammen, und platonische Zärtlichkeit, Freundschaft und Liebe waren die einzigen Gegenstände um die sich ihr Gespräch heruntrehte. Julie, die noch nicht ganz verderbt roth, wurde zwar zuweilen durch die wonnervollen Schwärmerieen dieses Jünglings hingeworfen, und gerieth sehr oft in Versuchung, die Geschichte fort zu sehen, und die Lücke zu ergänzen, wo sie zu flottern angefangen hatte; allein andre physische und moralische Regungen unterdrückten dieses Aufsprudeln des Gewissens. Sie ward von nun an völlig wie der das Mädchen, das sie bey dem lebenswichtigen Grafen gewesen seyn mochte. Hartungus liebte so geistig, so rein, so moralisch, und glaubte dasnehmliche von Julien, so, daß er gern nicht daran dachte, wie gefährlich eine so

geistige Liebe sey; und wie leicht ein schöner Jüngling bey einem schönen Mädchen versucht werden könne, das Daseyn seines Körpers zu beweisen. Es war nicht wohl schicklich davon zu reiten, ohne der Frau vom Hause das Kompliment gemacht zu haben. Sie verfügten sich beyde dahin. Ein einziger Blick, den Julie ihrer Beherrscherin zuwarf, versicherte diese Dame des glücklichen Fortgangs ihrer mit dem P. Karl gemachten Entwürfe. Hartungus ward als ein Freund empfangen. Man klagte, daß er sich so lange Zeit nicht habe sehen lassen, man bat um fleissigere Besuche, und hätte sich legend etwas blicken zu lassen, das bey ihm hätte Verdacht erwecken können. Unbedeutende Gespräche über küßliche Angelegenheiten nahmen die übrige Zeit hinweg, bis Hartungus endlich genehmigt war, wieder nach Hause zu reiten. Julie begleitete ihn, und bat ihn inständig, sie bald wieder zu besuchen, eine Bitte, deren gewisse Erfüllung er ihr noch beim Abschied mit manchem Kuße versändete. Beide schieden vergnügt von einander — er über die glückliche Entdeckung — sie — über die Eroberung. Denn wenn sie gleich nur allzu wohl sah, daß er sie auf eine Art liebe, die ihr eben nicht die angenehmste war; so glaubte sie doch dem ohngeachtet ihres Sieges schon gewiß zu

seyn. Er war empfindlich für ihrem Geist, und sie glaubte eine kleine — zur rechten Zeit angebrachte — Verschiebung des Halsstrüchels würde hinreichend seyn, um ihn auch für subalterne Reize empfindlich zu machen. Guter Hartungus! — hättest du diese antiplatonischen Gedanken deiner Göttin gewußt, wie leicht wärest du dich aus dieser Gefahr gezogen haben, welche früh oder spät deiner Tugend den Umsturz drohte!

Fünftes Kapitel.

Entschluß etwas Unmögliches auszuführen.

So gewiß es ist, daß Hartungus fast alle seine Gedanken an diesen Gegenstand seiner geistigen Liebe hestete, und sich so oft es nur geschehen konnte, mit seiner Göttin unterhielt: so wissen wir doch auch aus zuverlässigen Nachrichten, daß er kein einziges der gewöhnlichen Klostergeschäfte dabey verschäumte. Er war nicht damit zufrieden, die Einkünfte des Klosters durch bessere ökonomische Einrichtungen zu vermehren, ohne dabey den Geistlichen und den Untergeordneten etwas abzugiehen, oder die Bauern und Bürger zu drücken, die dem Klo-

Der Abgabent entrichtet mußten: sondern er vergaß auch seinen eignen Geist nicht; indem er unaufhörlich bemühet war, sich von antikeidenden Vorurtheilen und ererbten Aberglauben zu reinigen. Ob er schon von allem Studiren befreiet war, und nicht nöthig hatte, irgend ein Buch anzusehen; *) so reichte ihn doch seine Neigung zur Lesung neuerer philosophischer Schriften, die er gegen doppelte Bezahlung von einem Buchhändler aus dem benachbarten Städtchen erhielt. Zwar war von dem Prälaten des Manns **) auf die Einführung aller neuen deutschen Schriften gelegt, und es war immer Besatzung dabei, nur eines zu besitzen; allein er dachte schon zu aufzuklären, als daß er die Dankschriften hätte fürchten sollen; und überdies hatte er in seiner Wohnung — (denn der P. Keller hat eine sehr geräumige meistentheils vom Kloster getrennte Wohnung) zu viel Gelegenheit diese Bücher zu verbergen, als daß er die Entdeckung derselben hätte befürchten können.

*) Eine solche Befreiung von Studien wird von vielen Mönchen als eine Belohnung angesehen.

**) Oder vielmehr die Suspension: welche darin besteht, daß ein solcher Mönch keine Messe lesen, im Chor zu sein dürfen, und bei Tische auf der Erde mit Wasser und Brod vorlieb nehmen muß.

Die spätern Abendstunden pflegte er diesem angenehmen Zeitvertreibe zu widmen. Er las diese Bücher nicht wie viele Deutsche sie zu lesen pflegen, sondern er verband eignes Nachdenken damit. Er forschte der Wahrheit immer weiter nach, und es glückte ihm, sie zwischen den beiden schädlichen aber von den meisten Menschen nur allzuhäufig besuchten Enden — zwischen Aberglauben und Unglauben — zu finden. Er liebte die Wahrheit zu sehr, als daß nicht in ihm der Gedanke hätte lebendig werden sollen, Wahrheit selbst aus zu breiten, und ihr mehrere Anhänger und Verehrer zu erwerben. Wie schön, dachte er, wäre es nicht, wenn ich den kaiserlichen Aberglauben, wo nicht ganz stürzen, doch ihn wenigstens so mildern könnte daß er unschädlich würde. Daran dachte er nicht, gewisse eingeimpfte Dogmen, gewisse Lehrsysteme aus den Herzen der Könige zu reißen. Er sah nicht nur die Schwierigkeiten; sondern auch die gänzliche Unmöglichkeit davon zu. Aber jene Vorurtheile, jenen Aberglauben zu entfernen, welche auf andre Menschen einen schädlichen Einfluß hatten, und nur noch nicht so allgemein privilegiert waren — der Gedanke zog seine Aufmerksamkeit ganz auf sich — und ihn auszuföhren ward nunmehr der einzige Gegenstand seiner Bestrebungen.

gen. In unsrer Jugend wagen wir uns an Unternehmungen, die wir in spätern Jahren völlig aufgeben würden. Wir scheuen keine Hindernisse, die sich uns entgegenstellen, keine Gefahren, die uns drohen, — wir opfern unser eignes Wohl, unsre Glückseligkeit, ja selbst unsre Freiheit fremder Glückseligkeit manchmal aus Eigennutz, aber auch sehr oft aus edler Selbstliebe auf. Dieses gilt freilich nicht von allen Jünglingen, aber doch von denen, welchen dieses ihre gute Erziehung oder eignes Nachdenken über den Zusammenhang der Dinge in der Welt zur Pflicht machte. In diesem Falle besand sich Hartungus. Er betrachtete die moralische Verbesserung des Klosters als das edelste Unternehmen, das in seiner kleinen Sphäre möglich sey. Er sah alle Hindernisse, alle Gefahren, welche ihn hätten abschrecken können, allein er glaubte, daß es doch wenigstens schön sey, einen Versuch zu machen. In dem Amte, in welchem er sich jetzt befand, war die Vereinerlichung dieses Zweckes ganz unmöglich, er mußte sich also um ein Amt bewerben, welches ihm Ansehen, Macht und hinlängliche Würde verschaffte. So wenig auch Hartungus mit P. Karls Denkungsart übereinstimmte, so hatte er sich doch durch einige Erfahrungen überzeugt, daß P. Karl zwar der größte Wollüstling sey,

aber doch dabei eine gewisse gute Seite habe;
 welche ihn verhindere, jemanden etwas Leides
 zu thun, wenn man ihn nur auf seiner einmal
 betretenen Bahn ungehindert fortwandeln ließ.
 Da er überdies den Einfluß kannte, welchen
 dieser Vater auf die Herzen der Anmuthlichen
 Mönche hatte: so nahm er gar keinen Anstand,
 sich ihm zu entdecken, und bey einem seiner öf-
 tern Besuche die Absichten zu eröffnen, welche
 er hatte. P. Karl stellte ihm die Schwierig-
 keiten vor, welche er zu überwinden habe, zeigte
 er ihm die Gefahren, denen er sich unndersüßiger
 Weise aussetzen würde. Er suchte ihn zu berei-
 den, daß er blos mit der Erwerbung seiner eige-
 nen Glückseligkeit sich beschäftigen solle, und
 bewies ihm durch Beispiele, daß die Verbesse-
 rung fremden Glücks eine sehr undankbare Ar-
 beit sey. Er aber gestand ihm gern zu, daß
 es in allem Betracht besser seyn würde, wenn
 die Mönche aufgelärter dächten, und er schien
 sogar die Verbesserung des Mönchswesens zu
 wünschen, ob er gleich nicht entschlossen war,
 selbst an seiner Verbesserung zu arbeiten. Er
 versprach sogar, ihm wenn er nur einige Zeit
 als Kellner so wie angefangen, fortzufahren ha-
 ren würde, zur Prior oder gar Prälaten Würde
 zu verhelfen. Allein er bat ihn inständigst,
 von seinem Vorhaben die Mönche zu bessern,

abzustehen, weil er seine Absichten schwerlich erreichen, und am Ende mit dem Verluste seiner Freiheit die Erfahrung werde bezahlen müssen, daß es unmöglich sey, gewissen Leuten einen so einträglichen Überglauben, und so beschlagliche Vorurtheile zu entreißen. Er bat ihn endlich, nach seinem System, was es auch immer für eins seyn möge, zu leben, und sich glücklich zu machen. Wenn Hartungus den Rath seines Freundes befolget hätte, so würde er sich eine Menge verdrüsslicher Begegnungen erspart haben, denen er in der Folge seiner rühmlichen und löblichen Absichten wegen ausgesetzt ward. Allein er dachte sich die Erreichung seines Endzweckes so unzertrennlich von seiner Glückseligkeit, daß er auf die Vorstellungen seines Freundes gar keine Acht hatte, und ihn nur inständigst ersuchte, die Mittel und Wege anzugeben, wie er sich empor schwingen könne, und selbst ihm hiezu behülflich zu seyn, welches auch dieser ihm heilig versprach, und nur die Bedingung hinzusetzte, daß Hartungus an seine Worte denken möge, wenn er vielleicht einmal sein Vorhaben zu spät bereuen würde.

Sechstes Kapitel.

Ein glücklicher Versuch.

Unter den Mitteln, welche Freund Karl unsern Hartungus zu Erreichung seiner Absichten anrieth, waren die vornehmsten: eine gefällige Rücksicht, mit allen kleinen Schwachheiten der Mönche zu haben; ihnen freundschaftliche Unterstützung in solchen Bedürfnissen zu zugesellen, welche nicht von der Masse des Klosters, sondern aus dem eignen Beutel eines jeden einzeln Mönchs befriediget werden müssen; strenge Orthodoxie oder wenigstens doch der Schein davon, ein außerordentlicher Fleiß im Chorgehen, und vorzüglicher Eifer in den Klosterstudien. Hartungus machte es sich zur Pflicht, alle diese Mittel anzuwenden, und hielt es nicht einmal für gut, zu untersuchen, in wie fern dieselben erlaubt wären oder nicht; er schien sogar den Grundsatz der nun abgetriebnen Jesuiten zu befolgen, daß man sich auch der schlimmsten und bösesten Mittel ohne Sünde bedienen könne, wenn sie zu einem guten Endzwecke führen. Vielleicht würden aber dennoch alle seine Vorkehrungen vergeblich gewesen seyn, wenn nicht P. Karl von der einen Seite diesen Jüngling allen Mönchen sehr empfahlen, und als den rechtgläubigsten bei Orthodoxen, als den streng-

sien Beobachter aller Thichten bey strengen Moralisten, als den nachgiebigsten bey solchen, welche sich die Freiheit manchmal im Geheim nahmen, wider eines und das andre Klostergesetz zu sündigen, kurz bey einem jeden nach dem Charakter desselben geschildert hätte. Man glaubte dem P. Karl um so eher, da er als Novizenmeister, Beichtvater und Lektor, diesen jungen Mönch genau kennen mußte.

Selbst der Prölat war ganz von ihm eingenommen, und es war kein einziger, der nicht sein Freund gewesen wäre. Er wußte es auf die Vorstellung seines Freundes bey den Prälaten so einzuleiten, daß die Einkünfte der Klosteroffizianten (worunter die Mönche begriffen werden, welche in der Küche, dem Keller, der Brauerey, dem Kornboden u. s. w. beschäftigt sind) vermehrt wurden, und er selbst gab es willig zu, daß von seinen eignen Einkünften die Akrizgen vermehrt wurden. Dieses Betragen schrieb man ohne Anstand seiner edlen Denkart an; bey, und er gewann sich dadurch so gar die Liebe des P. Isidors, welcher der einzige war, der ihn bisher gehaßt hatte. Er ersand noch ein andres Mittel diese Zuneigung der Mönche zu vermehren. Seine Mutter liebte ihn außerordentlich, weil er sich ihren Absichten so willig unterworfen hatte. Sie gab ihm, was er ver-

langte, und wünschte nichts mehr, als daß er nur mehr begehren möchte. So lang er diese Absichten noch nicht hegte, erfüllte er diesen Wunsch nur selten, ihr aber glaubte er mit Zug Gebrauch davon machen zu können. Er schrieb ihr, daß es ihm sehr angenehm seye, wenn sie die Güte haben werde, ihm ein jährliches Spielgeld von vier und zwanzig Thaler fest zu setzen, *) und es so zu ordnen, daß das Kapital davon dem Kloster gleich ausgezahlt, und nach seinem Absterben diese vier und zwanzig Thaler unter

*) Eine große Summe, wenn man die wenigen Bedürfnisse betrachtet, die der Mönch hat. Alle Nothwendigkeiten des menschlichen Lebens (und dahin zählen sie auch die Gemüthlichkeiten) erhalten sie aus der Klosterkasse, und sie können dieses Geld, wenn sie keine Liebhaber von Büchern sind, blos zum sinnlichen Genuße anwenden. Ein solches Spielgeld ist offenbar wider das Gelübde der Armuth, da sie sich durch dieses Gelübde aneignen machen, nicht nur nichts'eignes zu besitzen, sondern sie entsagen ausdrücklich, allem was nicht die höchste Nothdurft erheischt. Woher also Spielgeld, wenn sie alles notwendige vom Kloster erlangen? Daher eifern so viele von den jüngern Kirchen Vätern z. B. Bernard Abt von Clareval wider diese Eitle Spielgeld, oder wie es die Mönche nennen, ein Depositum zu haben. Daher untersagen viele

die Konventualen vertheilt werden sollten. Nun war kein Mönch so Einsichtsvoll, keiner so rechtschaffen, keiner so fromm, keiner so edelgehinnt, keiner dachte so aufgeklärt — auch dieses Wort ist in Klöstern beliebt — als eben dieser Hartungus, den sie vielleicht in den folgenden Zeiten als den Gottlosesten, bochaftesten Mann auszeichnen werden, sobald er ihnen nichts mehr schenkte, oder etwas unternimmt welches wider ihre privat Vortheile läuft. — Durch solche Handlungen hatte er sich Verdienste erworben, die ihn in den Augen der Mönche zum aufersterblichen Menschen machten, welcher dazu vor Gott gesendet worden, als Prälat das Kloster in die goldnen Zeiten wieder zu verset-

Konzilien es mit den ausdrücklichsten, anzüglichsten Worten. Allein da der Luras in den Klöstern in eben den Graden stieg, wie in der übrigen Welt; so waren die Mäße des Konziliums zu Trident genungen, um größern Ausschweifungen vorzubeugen, zu erlauben, daß jeder Mönch ein von dem Prior oder Odera abhängiges Testament haben könne, das heißt, es soll ihnen nicht fern stehen, damit nach ihrem Belieben zu schalten und zu walten, sondern es so zu verwenden, als der Prior es ihnen erlaubt. Man hat in manchen Klöstern diese Erlaubniß in einen Beicht verändert und es dahin angedacht, daß jeder ein Sündgeld haben muß.

ken, in welchen es, nach einer alten Sage, einst unter dem heiligen Abt Rhotomundus gewesen seyn soll. Nur bey einer einzigen Klasse von Mönchen hatte er noch nicht hinlängliche Verdienste zur Kürde eines Predicanten. Diese war die Klasse der Gelehrten — Mönche, die auf ihre Schul Philosophie und Theologie, die sie innerhalb zweyen Jahren erlernt und bald darauf wieder vergessen haben, stoltzer sind, als nur irgend ein Dichter seyn kann, wenn er einige artige Verse gesungen hat. Aber auch diesen wußte sich Hartungus mittelst der Anschläge des P. Katls auf eine feine Art verbindlich zu machen. Er war indessen zum Priester geweiht worden, und mußte nun wöchentlich einmal der Conferentiae Casuum *) bewohnen. Die Lehre von der Gnade ward ihm untersucht — eine Lehre, die im Vorbergehen gelagt, von Augustin bis auf unsre Zeiten, ventilirt, bestritten, untersucht und aus einander gesetzt worden ist, ohne daß man ihr mehr davon

*) Es ist bekannt daß die Kasuistik (oder ein Bündel Klätter) einen Theil der Moralthologie ausmacht; und hauptsächlich der Beichtväter wegen zusammen getragen worden. Da fast in jedem Kloster Beichtväter sind, so hat man, um ihnen dieses Geschäft zu erleichtern, für gut befunden, ein oder auch zweimal in der Woche

davon weiß, als man zu Augustins Zeiten das von wußte, und das ist eben so viel, als ob man sagt, man wisse noch nicht einmal, wovon die Rede sey. — Die Benediktiner haben die Freyheit, sich eines von den drey beliebten Eykemen zu wählen, sie können Thomistisch, Augustinianisch, oder Jesuitisch von der Sache denken. Allein wenn sie schon diese Freyheit haben, so hindert doch dieses nicht, daß die verschiedentlich denkende sich unter einander von ganzem Herzen hassen, und um die Wette sich beeifern, die Neulinge zu Anhängern ihrer Lehre zu bilden. In diesem Kloster waren die Thomisten die zahlreichsten, welches vermuthlich daher kam, weil der Prälat sich zu dieser Partey bekannte, ohne daß er etwas mehr davon gewußt hätte, als ein angehender Theolog. Hartungus hatte sich noch zu keiner bekannt, aber man drang in ihn, sich öffentlich darüber zu erklären, so wie es schon die übrige

alle Patres zusammen zu rufen, jedem einen Sündenfall vorzutragen, und denselben von jedem beurtheilen zu lassen; das heißt, ihn fragen was er thun werde, wenn ihm jemand einen solchen Fall deckte. Diese Zusammenkunft nennt man Conferentia Casuum und in manchen Klöstern Circulus (Circulum) weil einer nach dem andern die Proben seiner Talente ablegen muß. Ist wird in vielen Klöstern in dergleichen Konferenzen auch Dogmatik vorgetragen.

gen Featres gethan hatten. Es war gefährlich eine einzige anzunehmen, indem er eben dadurch die, welche sich zu einer andern bekennen wollten, zu offenbaren Feinden und Widersachern bestimmen hätte. Dieser Gefahr wußte er auf eine feine Art zu entgehen. Es ist nicht gar schwer in dieser Lehre, welche aus bloßen Wortgräbeleien zusammengesetzt ist, durch einige Verdrehungen der Worte zur nehmlichen Zeit die Theomisten glauben zu machen, daß man Theomist, die Augustinianer zu überreden, daß man Augustinianer sey, und die Jesuitisch denkenden zu überzeugen, daß man jesuitisch von der Sache denke. Diese Kunst verstand P. Karl, hatte sie zu seinem Vortheile angeeignet, und dieselbe auch unsern Hartungus gelehrt. Da er selbst diese überflüssigen Spitzfindigkeiten für ganz überflüssig hielt, so konnte er um so eher, diese kleine Verwirrung ausüben. In einer öffentlichen bloß aus dieser Absicht angeordneten Disputation wendete er die Lehren seines Freundes so gut an, daß jede Partei ihn für ihren Anhänger hielt. Seine Herrigkeit im Lateinisch sprechen, und die Geschicklichkeit vieles von der Sache zu sagen, machten ihn in den Augen der Mönche — deren Gelehrsamkeit überhaupt nicht gar weit geht *) — so gar zum

*) *Ultra posse nemo tenetur.*

großen Gefehten. Man bewarb sich um seine Freundschaft, man bestrebt sich in allem, seinen Verfall zu erhalten, ja man trieb diese Freundschaftsbeweiisungen so weit, daß selbst der Prälat und der alte murrköpfige Prior nichts unternahmen, wenn sie seine Beistimmung vorher nicht erhalten hatten. Er herrschte von dieser Zeit an unumschränkter über die Mönche, als irgend ein morgenländischer Despot über seine Sklaven. P. Karl freute sich und kochte auch oft in Geheim über den glüklichen Fortgang des Unternehmens. Und Hartungus glaubte sein Ahsichten schon erreicht zu haben, da es ihm so glüklich und so leicht geworden war, die Mittel zu jenen zu erringen.

Siebentes Kapitel.

Einige Nachrichten von Juliens Unternehmungen.

Ueber dieses aufsehnende Glück des Hartungus hatte wohl niemand größere Freude als Julie, die, während der Zeit er mit so erheblichen Nothkeiten umging, zufrieden war, seine geistige Denkungsart nach und nach herabzukommen. Er hatte sich schon daran gewöhnt, manche Nachlässigkeiten im Anzuge, die mit oder ohne Versehen dann und wann verfielen, wo nicht mit Freude doch wenigstens mit Gleichgültigkeit an-

zusehen. Er ließ allmählig von seiner bisher gewöhnlichen Mäßigkeit nach. Er fing an, die körperlichen Schönheiten dieses Mädchens, die er sonst als mit den geistigen vermengt ansah, ihr getrennt zu betrachten. Unterwiesen in der schlauesten Koterrie wußte sie ihre wahren Absichten seinem Beobachtungsgelste völlig zu verbergen. Sie war seine zärtliche Freundin — er ihr zärtlicher Freund. Sie entdeckte ihm alle die kleinen Angelegenheiten ihres Herzens, all' ihren Kummer, und er fand für gut, diese Offenherzigkeit in einem weit höheren Grade und mit einer Wahrhaftigkeit zu erwidern, die sie zu beobachten für überflüssig hielt. Das durch gewann sie so viel, daß sie seine schwache Seite ausfindig machte. Sie fand, daß er so wie alle übrigen Menschen eine Eigenliebe besäße, von der sie die größten Vortheile ziehen zu können sich versprach; sie beobachtete, daß es gar nicht schwer sey, seine Einbildungskraft zu gewinnen, und sie sagte sich selbst mit vieler Wahrscheinlichkeit voraus, daß er nicht im Stande seyn werde, zu widerstehen, wenn sie ihn — nach allen vorhergemachten Anstalten und Vorkehrungen — zu entplatonisiren versuchen werde. Jede andre Fille da joie würde alle ihre Reize aufgeboren haben, seine Sinne zu berauschen, und dann hätte sie alles verloren

gehabt. Allein dieses Mädchen wollte sich einen dauerhaften Umgang mit Hartungus erwerben. Und wirklich müssen wir gestehen, daß dieser Entschluß von einer zärtlichen Liebe herrührte, die sie gegen ihn hegte, und welche bey dergleichen Mädchen zu ungewöhnlich ist, als daß es uns nicht erlaubt seyn sollte, noch einige Worte darüber zu sprechen. So gewiß es ist, daß Julie Anfangs alles nur auf die Verfehle des P. Karls that, und so wenig sie, ehe sie unsern Hartungus sah, entschlossen war, ihn auf eine bessere Art zu lieben, als sie den Grafen geliebt haben mochte: So wahr ist es im Gegentheile, daß sie für ihn gleich beym ersten Besuche eine Neigung faßte, die auch die Gedanken verursachte, und den Entschluß erzeugte, den wir unsern Lesern oben schon mitgetheilt haben. Seine edle Mine, sein ansehnliches dem Verhalten des P. Karls ganz entgegengelegtes Betragen, seine Schönheit, seine keuschen süßamen Mienen, seine bloß Tugend und zärtliche geistige Liebe predigende Gespräche hatten ihr ein andres und besseres Leben gegeben. Sie fühlte wirklich, wie sehr sie durch eine solche Denkungsart geabelt werden könne. Allein was Hartungus bauete, riß der arglistige P. Karl ein. Er sparte keine Kosten, keine Mühe, keinen Fleiß, und keine Wor-

te, dieses Mädchen von dem Gedanken an die Rückkehr zur Tugend zu befreien. Hartung war wahrscheinlich ein neuer Beweggrund für Julien, den Lehren des P. Karls getreu zu bleiben, und ihn zwar nicht zu früh, aber doch in der Hitze der Zeit zum selbigen Gemüthe zu verführen: Aber sie liebte ihn auch zu sehr, als daß sie nicht alles hätte anwenden sollen, sich seiner beständigen Liebe zu versichern.

Nichts ist für einen Jüngling gefährlicher als in der Gesellschaft eines Mädchens zu seyn, welche die Kunst versteht, ihre wahren Absichten zu verbergen. Dies that Julie. Sie schien seine Schülerin zu seyn, sie sang von seinen Tugendpredigenden Lippen alle Worte auf. Sie setzten sich oft unter den Baum, wo sie sich einander zuerst ihre Empfindungen ausgetauscht hatten, und beide beiferten sich die Glückseligkeit zu preisen, der sie sich genossen. Aber Julie war so weit entfernt in diesen Augenblicken einen antislutenischen Versuch zu machen, daß sie vielmehr sich als eine ächte Platonikerin zu verstellen mußte; denn sie glaubte, daß alle ihre Entwürfe — alle ihre Absichten schiefgeschlagen würden, wenn dieser erste Versuch mißlinge. Seine Denkungsart mußte noch tiefer herabgestimmt werden. Die Hilfe des P. Karls kam ihr gar sehr zu statten. Kei-

ne Woche verging, wo nicht beyde Freunde diesen Tempel der Liebesgöttin besuchten. Das freye ausgelassene Betragen des erstern war jetzt dem letztern nicht mehr so auffallend; und er nahm sich nach und nach bey seinem Mädchen Treueheiten heraus, die den P. Karl geneigt machen zu glauben, daß nunmehr der für Julien und Hartungus entscheidende Augenblick nicht mehr fern sey. Und dieser Augenblick würde auch weit eher herbeigerückt seyn, als jetzt wirklich geschah, wenn nicht etwas ganz natürliches dazwischen gekommen wäre. Dem schönsten Sommer folgte der nasseste Herbst, und diesem der kälteste Winter, welcher unsern Hartungus verhinderte, Julien so fleißig zu besuchen, als er selbst wünschen mochte, und als das zu erfordert ward, wenn der geistige Hartungus aufhören sollte, der zu seyn, welcher er vorhin war. Ueberdies reisten während der Zeit seine große Absichten, und dies alles vermehrte seine Zärtlichkeit oder vielmehr seine schwärmerische Liebe und sein alles belebende Feuer. Julie unterbielt demnach diese ganze Zeit hindurch blos eine platonische Freundschaft mit ihm, und P. Karl, der vielleicht andre geheimere Absichten hatte, schien dieses zu billigen. In dessen gewann sie doch immer mehr und mehr über ihn; er ward populärer, freundschaftlicher,

und betrachtete ihr die halb entblößten Arme ihres schönen Körpers, ohne wie sonst, zu erröthen. Und so verstrich der wasse Herbst und der kalte Winter, während dessen Hartungus sonnenklar bewies, daß Platons Lehrlinge nicht immer Stricken sind. Wenn wir schon nicht Dörge seyn können noch wollen, ob Julie für gut befunden habe, eben so platonisch zu leben, oder ob sie es für einträglicher gehalten, sich in antiplatonischer Gesellschaft ganz in Geheim zu entschädigen.

Achtes Kapitel.

Hartungus wird zum Prior gewählt.

Wenn Hartungus bey den Mönchen weniger beliebt gewesen wäre, oder nur einen von ihnen zum Feinde gehabt hätte; so würden die Absichten des P. Karls, ihn durch Julien zu einem Anhänger seines Systems umzubilden, sehr frühzeitig entdeckt und vernichtet worden seyn. Ob schon das Haus, in dem P. Karl die schönen Mädchen zu unterrichten pflegte, in dem besten Rufe stand; so hätte man unsern Hartungus dennoch (vielleicht aus Neid) verboten, dahin zu gehen, weil man Ursache hat, alles zu entfernen, was dem Kloster den äußern Schein der Keuschheit rauben könnte.

Allein da alle seine Freunde waren, da alle um die Bette sich besiferten, ihm gefällig zu seyn; so waren sie weit davon entfernt, nach seinem Tritten und Schritten sich zu erkundigen, wie es sonst ihre Sitte ist, oder gar ihn darum zu befragen. Ja, wir getrauen uns zu behaupten, daß sie in diesem Anfälle von gefälliger Laune Nachsicht genug würden gehabt haben, wenn sie auch seine Gänge und Tritte gewußt hätten. Der Herbst und der Winter verstrichen, ohne daß etwas erzählenswerthes vorgefallen wäre, denn außer den gewöhnlichen Lustbarkeiten blieben die Mönche ruhig. Ihre kleinen Seelen beschäftigten sich immer nur mit einem Gegenstande. Daher dachten sie die ganze Zeit über an nichts, als eine Gelegenheit ausfindig zu machen, wie sie ihrem einzigen Günstlinge ihre herzlichste Dankbarkeit thätig beweisen könnten. Und diese erdugnete sich endlich. Der alte Prior, der zugleich Nonnens Reichwaser war, wurde in der Nacht zu einer jungen Nonne gerufen, welche bey ihren gefährlichen Umständen ihr zartes Gewissen erleichtern, und um glücklich in jene Welt schiffen zu können — sich mit der geistlichen Begzehr und der letzten Oelung versehen lassen wollte. In diesem heiligen Amtsgeschäfte zog er sich vermuthlich durch eine Erklärung oder Erziehung

— wir wissen dies nicht so genau — eine sehr gefährliche Krankheit zu. Er starb nach wenigen Tagen in seinem Berufe, und hatte das Glück mit seinem artigen Reichthum zur nehmlichen Zeit in das Land der süßen Hoffnungen zu segeln. Sogleich sein Tod richtbar werden war, ersah auch sogleich im ganzen Kloster das Gerüchte von der Erhebung des P. Hartungus zur Prior Würde. Die Mönche versammelten sich, gingen zum Prälaten, und taten sich den P. Hartungus zum Prior aus. Der Prälat ging kurz darauf zu Kapittel, und Hartungus ward einstimmig zum Prior erwählt. Die Freude des P. Karls war gewiß noch weit größer, als die unsers Hartungus, der gleich nach seiner Erhebung an der Ausführung seiner Entwürfe zu arbeiten Lust hatte. Dener konnte von ihm durch die vernünftigen Vorstellungen kaum erhalten, daß er sich ersicht, die Gemüther der Mönche dazu vorzubereiten, und: es noch einige Zeit anstreben zu lassen. Er ließ den Mönchen alle beliebige Freiheit, war freigebig, veranstaltete Lustbarkeiten, und gewann dadurch immer mehr und mehr ihre Zuneigung. Wir können sogar mit Sicherheit annehmen, daß sie ihn, wenn der ihlgte Prälat gestorben, sogleich zum Prälaten gewählt, und dem heiligen Vater in Rom gern das Geld bezahlt ha-

ben würden, welcher sie wegen der Dispensazlen (denn ein Prälat soll eigentlich dreißig Jahre alt seyn) hätten erlegen müssen. Allein da der Prälat noch nicht genügt war, dieses anziehende irdische zu verlassen; so mußte Hartungus wohl zufrieden seyn, einstweilen nur Prior zu heißen, und dabei mehr Gewalt zu haben als der Prälat selbst.

In geheim bereite er die Gemüther einiger Mönche zu dem vor, was er auszuführen beschloffen hatte. Er fand sie gelehrig, und dies verführte ihn, noch muthiger zu Werke zu gehen. Er glaubte des Erfolges gewiß zu seyn, und wünschte sich schon selbst Glück, daß man künftig in den Jahrbüchern des Klosters bey seinen Thaten lesen würde, daß durch ihn Aberglauben und tödterliche Vorurtheile gestürzt, und aufgeklärte Denkart in die finstren Köpfe der Mönche gebracht worden sey. Hätte Hartungus überlegt, daß man die Mönche und überhaupt alle Menschen auf keiner empfindlicheren Zeit angreifen könne, als wenn man sie überzeugen will, daß sie bisher dumme gewesen, irrig gedacht, und unaufrichtig gehandelt, kurz wenn man sich zu ihrem Lehrer aufwirft — hätte er in die Jahrbücher des Klosters gesehen, in welchen man viele Beispiele von unterdrückten Mönchen les-

sen kann — hätte er den guten Rath seines Freundes befolget; so würde er sich eine Menge verdrießlicher und unangenehmer Behandlungen erspart haben, die er in der Folge eben deshalb wegen zu erfahren gendehigt ward; und so wäre, da er vielleicht in seiner Erzhäre mehr gutes gestiftet haben, als er jetzt stiftete, da er auf einmal zu viel wagte, zu viel gutes stiften wollte.

Neuntes Kapitel.

Ein Frühlingsabend des Julii.

Hartungus war kaum wenige Tage Priester, als die schöne Julie und ihre Freundinnen ihm und dem P. Karl die höflichste Einladung auf ein kleines Abendessen zusendeten. Da er selbst Oberhaupt war, so hatte es gar keine Schwierigkeit diese Einladung anzunehmen, ins dem er weder dem Prälaten noch sonst jemanden davon etwas zu sagen brauchte. Freund Karl hatte ebenfalls hinlängliche Beweggründe einzuwilligen. Er übertrug also die Prior Sorgen dem Ältesten, und sobald sie zu Mittag gespeißt hatten, ergriffen sie ihre Wanderstäbe und gingen mit fröhlichen Herzen dem Garten zu, an dessen Eingange sie von ihren Huldgeistern empfangen wurden. Da P. Karl diesen Tag dazu bestimmt hatte, die Wahl des jun-

gen P. Priors zu feiern; so kann man sich vorstellen, daß dieser reiche Wollüstling keine Summen werde gespart haben, um den P. Prior, kein nunmehriges Oberhaupt zu vergnügen. Ländliche Spiele und Scherz, die feinsten Tänze und die ausgesuchteste Musik, kleine Lustspielchen, die sich jetzt mehr dem wollüstigen näherten, seit dem sich die Delikatesse des Hartungus in diesem Punkte schon sehr geändert hatte — machten den ganzen Nachmittag hindurch ihre Beschäftigung aus. Die Mannigfaltigkeit dieser Ergötzlichkeiten verursachte, daß alle sich verwunderten, als die nur noch schwach den kleinen Buchenwald vergoldenden Strahlen der Sonne die Ankunft der Vertrautlin der Liebe, der Nacht und des silbernen Mondes verkündeten. Dieses erinnerte sie das kleine Abendessen einzunehmen, welches sich mehr durch die artigste Anordnung und Zubereitung als durch die Menge der Speisen empfahl. Durch mannigfaltige Ergötzlichkeiten, so wie durch Julius's anmutige Gespräche ward Hartungus Seele, so wie seine Einbildungskraft und schwärmerische Phantasie so sehr zur Lebhaftigkeit gestimmt, und seine Sinne in so süße Wollust eingeschlummert, daß Julie sich mit aller Weisheit vorher sagte, der Versuch, den sie schon längst zu machen beschlossen hatte, werde ihr

heute gewiß nicht misslingen. Sie nahm nach der Abendmahlzeit von der Schönheit der vorzüglichen Natur, von den angenehmen Zwischenstufen der Wohlthat, von dem Wohlgeruch blühender Früchte, von dem lieblichen Anblick der Natur, die keine Gesellschaft zu einem Vergnügen einlud, zu welchem sich alle sofort bereitwillig fanden. Ein Blick, den Julie dem P. Karl zuwarf, machte diesem ihren Entschluß bekannt, und ein anderer des P. Karls versicherte sie seiner Einwilligung. Diese schlaue Kokette mußte es so zu machen, daß sie und Hartungus sich von der übrigen Gesellschaft unter den zärtlichsten Gesprächen verirrten, durch ein dunkles Buchenwäldchen gingen, und endlich auf einen kleinen Tempel stießen. Sie schlug vor, in diesem Tempel anzurufen, und Hartungus war so weit davon entfernt, ihre wahren Absichten zu errathen, daß er gar keinen Anstand nahm, in ihren Antrag zu willigen. Julie war von einem schneeweißen Gewande umflattert, und hatte Sorge getragen, daß ihr schöner Busen den Augen ihres Liebhabers nicht ganz verhüllt blieb. Er predigte seiner Gewohnheit nach Tugend und platonische Zärtlichkeit — sie war eine stumme

Zuhörern — eine heiße Thine enthielt sie ihrem Auge, als sie ihn im höchsten Grade von Begeisterung umarmte, und durch heiße Küsse ihrer Liebe versicherte — der muthwillige immer zur ungelogensten Zeit leichsinnigste Amor machte, daß bey dieser feurigen Umarmung, die auch Hartungus erwiderte, der schönste Busen seinen begierigen Augen in seiner vollen Schönheit sichtbar ward. — die Art, mit der sie diesen Fehler verbesserte, machte noch andre von Hartungus noch nie erblickte Schönheiten sichtbar. — Er verweilte mit seinem Blicken auf denselben — beide saßen sich mit liebevollen schmachtenden Augen eine geraume Zeit an — bis sie endlich von übermäßiger Freude trunken, übermüdet von dem höchsten Grade von Empfindlichkeit, besiegt von dem kleinen bisher verachteten Amor hinfielen, und des seligsten wennverrathenen Vergnügens genossen, und auf eine Art ansehn, als nur wenige Sterbliche zu genießen fähig sind. — D. Karl fand nicht für gut, diese Einzelnheiten in ihrem Vergnügen zu stören. Ein glücklicher Regen verhinderte sie diesen Tempel zu verlassen, sie blieben also die ganze Nacht hindurch dafelbst. Die beiden Freunde trafen einander früh im Kloster an, und kein Mägdchen ihre Abwesenheit bemerkt zu haben.

Wie gern hätten wir uns schon im achten Kapitel dieses Buches davon geschwiegen! wie sehr wünschen wir diese Scene aus dem Leben des Hartungus auslöschen zu können. Und wie stark ist für uns die Versuchung gewesen, hier wenigstens wider die Pflicht der Wahrhaftigkeit zu handeln!

Allein da wir aus Erfahrung und Beobachtungen wissen, daß einem zärtlichen Jünglinge unmöglich ist, einer solchen Versuchung zu widerstehen, aus einer solchen Gefahr unversehrt zu entkommen; so glaubten wir es was ganz unnatürliches zu erzählen, und uns den billigen Verdacht der Erdichtung zu ziehen, wenn wir ihn in diesem Augenblicke als eine Bildhschule hätten wollen unthätig bleiben lassen.

Wir sind gezwungen ihn in einer Lage zu verlassen, die ihn bey vielen in Mißcredit setzen wird; vielleicht erwacht er aber in der Folge, vielleicht verdrängt er durch klüßliche Unternehmungen diesen Fehltritt aus unserm Gedächtniß, vielleicht findet er Mittel sich selbst bey Frommen und Andächtigen in Gunst zu setzen, vielleicht — doch wir wollen nicht verrathen, was in den folgenden Jahren vielleicht alles geschehen kann.

Ende des ersten Theils.

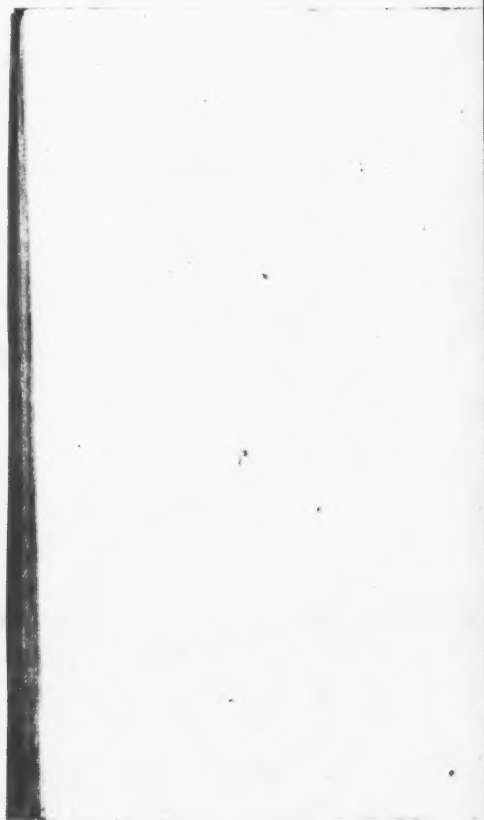
Leben,
Schicksale und Verfolgungen
des
Prior Hartungsz.

Oder
geheime Philosophie und Charakteristik
des Mönchswesens.

Herausgegeben von
Peter Adolf Winkopp,
ehemaligen Benediktinermönche im St. Petersthor
der Esfurt.

Zweiter Theil.

Leipzig,
in der Weygandischen Buchhandlung.
1782.



Vorrede.

Ich würde diesen zweiten Theil der Geschichte des Prior Hartungus seinem günstigen oder ungünstigen Schicksale ohne weitere Vorrede überlassen haben, da ich von Hartungus nichts mehr zu sagen habe, es für überflüssig halte, in einer Vorrede die Zehrer zu verbeugen, die der Schriftsteller, nachdem sein Wipr. die Presse schon verlassen, in selbem erkennt, und zu eitel oder zu stolz bin, als um Beifall zu betteln. Allein ein kleiner Umstand nöthigt mich, das Publikum noch einmal mit einer Vorrede zu belästigen. Es ist mir nemlich eine kleine Schrift *) zu Gesicht gekommen, dessen Ver-

*) Diese Schrift führt den Titel: Sendschreiben an Herrn Peter Adolt Bonkeps, sonst Brater Hartungus 2. Th.

fosser sich nicht etwa damit beschränkt, den Hartungus zu beurtheilen, zu zeigen, wo ich falsche Philosophie der Mönche für wahr verkauft, oder die Mönche ungerecht kasstririert habe, sondern der bloß darauf ausgeht, mich bei dem Publikum zu verkleinern. Der auf eine ungeschlammte Art meinen sittlichen Charakter antastet, und mir Lügen und Verschämdungen mit zu schaden, sich äußerst anzuzeigen seyn läßt. Ich weiß es, daß es ungerecht ist, das Publikum mit priestertümlichen Zünftereien zu belästigen, und ich habe daher auch keine vollständige Widerlegung **)

Manus Benedictiner im Peterkloster zu Erfurt, jetzt Herausgeber des Priester Hartungus oder der sogenannten geheimen Philosophie und Charakteristik des Mönchswesens. Von seinem wahren Freunde. Erfurt, gedruckt bei J. G. Görting. Indessen habe ich mich doch entschlossen, schriftlich mich zu vertheidigen, und diese Vertheidigung Sr. Hochwürden Gnaden dem Herrn Weihbischof, dem Herrn Prälaten, dem Hochwürden Konvente, einigen angesehenen Männern, und wenn mir der Verfasser bekannt seyn wird, demselben zuzuschicken, damit ich dadurch zeige, daß ich nichts gefürchtet, was ich nicht auf das strengste beweisen kann, und damit ich zugleich die Priesterthümlichen Lügen und Anstaltungen meines sittlichen Charakters widerlege.

dieser Schrift — welches mir sehr leicht gewesen wäre — wollen drucken lassen; allein da denn doch dieses Schriftchen in die Hände einiger Leser des Hartungus gekommen seyn könnte, so glaube ich meinem guten Nahmen diese Gerechtigkeit schuldig zu seyn, daß ich wenigstens einige Hauptpunkte, so kurz als mir möglich seyn wird, widerlege.

Diejenigen Leser des Hartungus, die diese Zänkei gar nicht interessiert, bitte ich um gütige Nachsicht.

Gleich vom Anfange erscheint der Verfasser als ein Mann der sich vorgelegt hat, zu lügen. Er sagt, der Brief habe nicht des Druckes bedürft, wenn man den Ort meines Aufenthaltes hätte erfahren können. Ich habe und werde ihn nie verheimlichen. Und warum sollte ich es auch? Gleich nach der Flucht aus dem Kloster hielt ich mich eine geraume Zeit in Gera auf, von da ich nach Treuenbriezen ging, welchen Ort ich auch am Ende der Vorrede hinzu setzte, die doch der Verfasser gewiß gelesen hat. Der Ort ist zu bekannt, als daß man auf dem Erfurtschen Oberpostamte den Brief nicht hätte annehmen, und zu klein, als daß man von dem Königl. Preuss. Postamte daselbst. besondert

bei der so vortheilhaften Polizei im Vrandenburgischen, meine Wohnung nicht hätte ausfindig machen können. Aber er wollte nun einmal meinen Aufenthalt nicht wissen, wollte einmal etwas drucken lassen.

Er fragt mich, woher ich die Mönche so kennen gelernt? und wer mir die geheime Philosophie entdeckt, da ich in kein andres Kloster gekommen. Erstlich ist dieses Vorgehen nicht wahr, und dann kann man nicht Mönche aus ihren eignen Geschichtbüchern kennen? Kamen nicht oft genug Mönche ins Peterkloster? Kann man nicht in auswärtigen Klöstern Freunde haben — und die habe ich noch jetzt — die die Geselligkeit haben, die Sitten, das Kostüm und den Geschmack — die Philosophie — ihrer Mitbrüder zu schildern, sie zu charakterisiren? Können nicht ältere Mönche, die mehr als jüngere wissen, Freunde der jüngeren seyn, und ihnen das, was sie wissen, entdecken? Bin ich verpflichtet Ihnen, mein Herr! diese Freunde, diese Mönche zu nennen? Würde es nicht vielmehr Undankbarkeit seyn, wenn ich diese Freundschaft so sehr mißbrauchen wollte?

Ich soll durchaus undankbar gegen das Peterkloster gehandelt, soll durchaus die Pe-

ermögende charakterisirt haben: Ich habe es in der Vorrede zum ersten Theile erklärt, und erkläre es hier nochmals feierlich, daß ich keinen einzigen damit meine. Wollen Sie es meiner Erklärung ohngeachtet, auf sich deuten, so mögen sie es thun. Ich will es nicht haben, aber ich kann es Ihnen doch wirklich nicht wehren. Genug! daß ich es dem Publistum gesagt habe, Sie sind es nicht, sondern andre. Wie würde es einem Schwitz, einem Rabener, einem Rabelais und andern gegangn seyn, wenn jeder Böse das was diese Böses von dem Bösen sagten, auf sich hätten ziehen, und darum jene antastn wollen? Gewiß, wenn dieses galt, so darf niemand mehr die Fehler der Menschen rügen.

Ich soll den Mönchen die höchste Unannde des Landesherrn haben zuschreiben wollen. Das war meine Absicht nicht. Aber ich habe nicht gesagt, was ich nicht beweisen könnte, und man zwingt mich ja nicht es öffentlich zu thun, was ich vor igt nur noch schriftlich thun werde.

Der gute Mann sagt, daß mir die Schilderung des Klosterlektors so sehr mißlungen, und will durchaus, daß ich durch den Vater Karl den Lektor des Peterklosters verstanden. Es ist mir dieß gar nicht beigefallen.

len. Ich kenne und schätze die Verdienste des P. Krisostomus; er hat sich rühmlich bekannt gemacht, und ich liebe ihn, habe auch vieles von ihm erlernt. Der Vektor aber, dessen ich in der Vorrede erwähnte, ist P. Bada. Leiden. Der Mann hat viele Lust zu Wissenschaften, aber die reicht doch wohl nicht hin? Und man kann doch wohl nicht sagen, daß sich der so sehr bekannt gemacht habe? wenigstens wüßte ich nicht wodurch. Der Verfasser muß noch wenig von den Ursachen wissen, welche den menschlichen Geist zu Untersuchungen aufwecken, sonst würde es ihm nicht so unwahrscheinlich vorkommen, daß ich bei Gelegenheit der philosophischen Vorlesungen des P. Bada verleitet wurde, der Wahrheit weiter nachzuspüren. Wenn ich — wie gewisse Leute sagen sollen — schon als Gymnasiast an einer göttlichen Offenbarung nach katholischem Lehrsysteme gezweifelt hätte: so wüßte ich gar nicht, was mich bewogen haben könnte, ins Kloster zu gehen, da ich es nicht aus Noth zu thun, Ursache hatte, und überdies von meinen Eltern zurückgehalten wurde.

Ich soll in der Geschichte des Priors Hartungus die schändlichsten, alle Religion und gute Sitten verdrängenden, die Nothwendigkeit der verderblichsten Laster behaupten.

tenden Grundriss vertragen ausgedehnt haben; und der Verfasser scheint zu wollen, daß die weltliche Obrigkeit mich nicht unbestraft lasse. Für das erste lasse ich das Zensur-Kollegium sorgen, da mein Buch in keinem Schlupfwinkel gedruckt wird: und vor dem andren bin ich so ziemlich sicher, da ich in einem Staate lebe, wo man nicht so viele Sünden und Laster zählt, als P. Voigt in seiner Kasuistik, oder andre fromme Katholiken.

Von dem Betragen des Herrn Weihbischofs schweige ich hier aus mancherlei Gründen; ich werde mir aber die Freiheit nehmen, mich demselben über das gesagte in der Vorrede zum ersten Theile näher zu erklären.

Der Verfasser sagt noch eine Menge Lügen, allein theils ist es mir zu klein, ihm darauf antworten, theils würde es auch zu ausführlich werden, wenn ich ihn gründlich widerlegen wollte.

Man hat mir den Verfasser genannt. Es soll der Herr Stiftspfarrer Apel seyn. Wie sehr wünsche ich zu seiner Ehre, daß man mich hinterzogen, ihn verklundet habe. Soviel kann ich versichern, daß es kein Pater Mönch seyn. Wenigstens müßte dieser ein großer Besenicht seyn, wenn er so vieles,

das er gewiß besser wußte, hätte erdichten wollen; da sich jeder andre mit Unwissenheit entschuldigen, selbst hintergangen werden kann.

Indessen ist der Verfasser — wer er auch sey — ein großer Mönchsfreund. Zum Beweise setze ich hier aus dieser Schrift S. 62. eine Stelle her, die mich gar nichts angeht. „Daß die Mönche immer die ersten waren, welche über die eingeſchlichen Mißbräuche und üblen Sitten in der Kirche und in Klöstern eiferten, und sie nach Möglichkeit zu bessern suchten, weiß jedermann: daß sie aber manchmal zu bescheiden bestn gingen, um nicht mit dem Unkraut auch den Weizen auszurupfen, und also zuweilen wenig ausrichteten, macht ihrem Herzen keine Schande.“ Wie kann das jemand behaupten, wenn er nur in die Geschichte der mittleren Zeiten zurückgeht? Waren nicht die Mönche — dieses Heer der Päpste, wie der berühmte Herr Müller in seinen *Essais historiques* sagt — die alleinige Ursache der Barbarei, der Finsternisse, der Sittenlosigkeit, des schrecklichen Aberglaubens, der fürchterlichen aber ungerechten Gewalt der Päpste? Und sind igt welche Fürsten nicht beschäftigt, das Mönchsweſen

zu unterdrücken, damit ihre Staaten erhalten, die Religion aufgeklärt, Aberglaube und Vorurtheile vertrieben, und die Macht der Päpste eingeschränkt werde? Dieß weiß jedermann, was aber jener vorgibt, behauptet nur der Einfältige oder der Unwissende, oder der von Aberglauben und Vorurtheilen überkrusete.

Mehr mag ich, um Weitläufigkeiten zu vermeiden, nicht sagen. Meine igtigen Sitten, mein igtiges Verragen, mein igtiges Bestreben den Menschen nützlich zu werden muß und kann mich am besten bei den Menschen rechts fertigen, in dessen Gesellschaft ich iht meine Tage vergnügt verleve.

Noch ein paar Worte. Schon waren die Bogen abgedruckt, als es mir befiel, daß in Franken die Benediktiner Kongregation ebenfalls unter dem Schutze der heil. Schutzengel sich nenne. Ich konnte dieses S. 87. nicht abändern, und streiche also dieses, um Mißverständnissen und Unannehmlichkeiten vorzubeugen, hiemit aus. Ich wälte diesen Namen durch Zufall. Das nemliche gilt von dem Genetralstat. Es fiel mir ebenfalls einmache ein, daß in Mainz der Oberke des Bistums Reichs diesen Titel führe, so wie zessing einen bösen Patriarchen in Rathen dem Bistum führt.

derte: so zeichnete ich auch einen beschafften, katholischen Oberhirten. Man nenne ihn nun Bischof, Patriarch, Messias oder wie man wolle; das gilt mir völlig gleich. Es sey bloß Ideal, wenn man will, wie Lessings Patriarch.

Und hiemit glaube ich nun allen fernern übeln Auslegungen vorbeugen zu haben. Will denn doch aber mein guter Freund nicht ruhen, will er mich wieder antaaten, so mag er es thun, ich werde mitleidig auf ihn herab sehen, und ihm auch nicht eine Silbe antworten. Treuenbrieyen den 30ten Herbstmond. 1782.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Herausgeber machte seinen ehemaligen Brüdern
einige Komplimente.

Da haben wir's, sprach ein gewisser from-
mer Mönch und rümpfte dazu die Nase,
als der zweite Theil der Briefe aus dem No-
vigat das Licht dieser guten Welt erblickte. Nun
wissen wir ja, warum der Kerl aus dem Novit
hat wieder fort gelaufen, nun wissen wir die sei-
nen Absichten dieses Puschens. Karschiren will
er, Mädchen will er haben, er will keine Mühe
anwenden, will nicht arbeiten, will mit dem
Fleisch, dem Teufel und den Knechtungen der
Welt nicht kämpfen. Ach! die geizlose Welt!
Ja gewiß ist der jüngste Tag nicht mehr fern,
und wie wird es da mit der armen Seele dieses
bösen Menschen aussehen? Er hat zwar die

Hand an den Hflug gelegt, aber der Treulose hat sie ohne Schaam wieder zurückgenommen *). So sprach er, und was wird er wohl nun gesprochen haben, wenn ihn irgend ein böser Genius verleitet hat, das Leben des Prior Hartungus zu durchblättern und das letzte Kapitel des vierten Buchs zu lesen? Wenn Hartungus mit dem Fegfeuer davon kömmt, so mag er immer zur Dankbarkeit für die gnädige Strafe das Te Deum laudamus anstimmen, und wenn ich nur in die Hölle hinabgeschickert werde, übrigens aber auf dieser Erde Ruhe und Frieden habe; so will ich ihm gern das Vergnügen gönnen, mich zu verdammen, und ihm dafür die ewige Seligkeit und die Gesellschaft der heiligen Engel wünschen. Aber ich denke nicht falsch zu weisagen, wenn ich mir vorstelle, er werde ebenfalls in seinem frommen Eifer ausrufen: Ach! der gottlose Mensch! das war also seine Absicht! das Schicksal der Keuschheit ward ihm zu schwer, er wollte gern mit Mädchen umgehen. Darum vertheidigt er auch die Liebe des Hartungus. Darum redet er so feurig, wenn er nur irgend Gelegenheit findet von Mädchen zu sprechen. Darum endigt er auch den ersten Theil mit dem

*) Dieser biblische Spruch wird in den Klöstern sehr häufig gebraucht, die Novizen von dem Zurücktritte in die Welt abzuhalten.

Sündenfalle des Hartungus. Wenn er so gestritten hätte, wie wir, wenn er sein widerstrebendes Fleisch gezeißelt, wenn er fleißiger gefastet, wenn er frommer und andächtiger den Beistand des heiligen Geistes angerufen hätte: so würde er noch stehen, würde Lobsingern mit Cherubinen und Seraphinen, und Hartungus würde nie in die Hände der Menschen gekommen seyn. Der gottlose Mensch!

Ich wünsche Ihnen Glück, mein andächtiger Herr! daß Sie von der unsterblichen Götin der väterlichen Liebe mit einer Kälte des Herzens und einer Fühllosigkeit beschenkt worden, welche in gewissen Fällen, ich gebe es Ihnen zu, eine sehr wünschenswerthe Sache ist, und wenn es Ihnen wohl behagt, so freue ich mich von Grund meiner Seele. Aber Sie können mir wahrlich nicht zumuthen, wenn Sie sonst nur ein mäßig billiger Mann seyn wollen, daß ich Ihre wegen die Wahrheit der Geschichte selbst verteidigen solle. Ich bin ein Geschichtschreiber — Sie wissen doch wohl, was das für ein Thier ist? — und da muß ich die Dinge erzählen, wie sie sich zutragen haben, nicht wie sie sich nach ihren Kompendien oder nach ihren Geillen zuragen sollten. Es sey fern von mir, Ihnen zu rathen, in ähnlichen Fällen sich eben so zu verhalten, wie sich der Prior Hartungus ver-

hielt. Behalte mich der Himmel vor einer so abscheulichen Sünde, die allein groß genug wäre, für mich zehn neue Hüllen zu schaffen, und von der mich kein Weichwaser in der Welt löstherren könnte. Nein! so gottlos denke ich nicht, so tief bin ich noch nicht herabgesunken. Nein! ich rathe ihnen vielmehr, machen sie es wie Xenocrates. Sehen sie immer nackte Mädchen an, aber betrachten sie dieselben wie eine Bildsäule. Oder machen sie es wie jener Heilige — er heißt, denk' ich, Dionysius, ich habe eben keine Legende und kein Vreoir bey der Hand, verzeihen sie also, wenn ich mich irre — dem der Teufel in der Gestalt des schönsten Mädchens mit halb verhüllten Busen aus keiner geringern Absicht erschien, als ihn zu einer abscheulichen Sünde zu verführen. Machen sie es also mitnewegen wie Xenocrates der graubärtige Weise, oder wie Dionysius, der große Heilige — wenn sie es können. — Aber setzen sie auch billig, und tadeln sie den guten Hartungus nicht, daß er es nicht so machte, sondern sich auf eine Art verhielt, zu welcher er von allen Umständen gezwungen ward. „Gezwungen?“, — Freilich von einem Zusammenflusse moralischer und physischer Ursachen. — „Also glauben sie keine Freiheit?“, — Wo habe ich denn das gesagt? — „Aber zwingen und Freiheit est con-

traditio, —. Ja doch! aber es ist nun einmal so, es ist hier eine Gränze für die Vernunft. — „So schlagen sie in der Bibel nach, da werden sie finden, daß — — —“, ich ihr gehorsamster Diener, unterthänigster Knecht und Freund bin.

Zweites Kapitel.

Darlegung d. Rattet des dem V. Karl einen Besuch ab.

Dank sey dem Himmel, daß wir uns den alten Kunsttrichter vom Halbe geschafft haben. Man kann mit den ehrlichen Leuten gar nicht freundschaftlich sprechen. Immer muß es gezankt seyn. Und gleich werfen die Herren solche verhängliche Fragen auf, daß man allezeit in die Hände der Inquisition fällt, man mag antworten, wie man will. Also freue ich mich, daß sich der fernme Alte durch meinen gehorsamen Diener hat unterbrechen und abweisen lassen. Denn gewiß, hätte ich ihm geantwortet, so wäre er immer tiefer in theologische Materien eingedrungen seyn, mir zuletzt alle meine Ueberzeugungen und Geheimnisse abgeleckt, und in meinem irdischen Gewissen solche Zweifel erregt haben, daß

ich es ganz und gar aufgegeben hätte, meinen adelsgesinnten Lesern und Leserinnen zu sagen, was sich mit Hartungus, mit Julien, mit P. Karla und andern Personen mehr zutragen; seit die Gutwilligkeit des frommen Alten ist also einzig und allein die Ursache der Fortsetzung dieser Geschichte, und ihm müssen es meine Leser danken, wenn sie die Geburt des zweiten Theils dieser Geschichte gewünscht haben. Hören Sie also, was sich mit dem jungen Prior weiter zutrug.

Wenn Hartungus das Unglück gehabt hätte, daß ihn der Weg von dem schönen Garten nach dem Kloster durch eine dürre, unfruchtbare, sandigte, oder von menschlichen Gleichesfen entblößte Gegend geführt hätte, so würde dieser einzige Umstand vielleicht hinreichend gewesen seyn, ihm die eben genoßnen Freuden und Vergnügen zu vergällen. Allein dieser Weg war nicht nur einer der anmuthigsten, und eine unzählbare Menge natürlicher Schönheiten wechselten in einer reizvollen Ueordnung mit einander ab; sondern der heiterste Frühlingemorgen und das Wimmeln arbeitender Menschen machten den Weg noch angenehmer, und erfüllten das Herz des empfindsamen Priors mit so vielen neuen Empfindungen, daß er sich selbst für den glücklichsten Sterblichen hielt, der je von der freunds-

schaftlichen Sonne beschienen worden. Er langte endlich trunken von Vergnügen in seiner Zelle an, und ward nach und nach durch das Anschauen einiger Affecten — welche ihm Tags vorher zur Prüfung von einem frommen Wiensche gebracht worden, und ihn zu früh in die Augen fielen — so nüchtern, daß er in den besten Stand gesetzt ward, mit sich selbst über das vergangene Betrachtungen anzustellen und sich zu fragen, um wie viel er weiser und tugendhafter geworden.

Vielleicht erwarten einige Leser, daß nunmehr das Gewissen des Hartungus erwache, daß er das Vergangene bereuete, und sich ernstlich vorgenommen habe, die Gesellschaft der süßlichen Julie zu vermeiden. Wenn sie dieses erwarteten, so müssen wir ihnen mit aller Höflichkeit gestehen, daß sie sich geirret. Hartungus dachte über den Umgang mit schönen Mädchen ohngefähr so, wie man in Athen zu Perikles Zeiten über diesen Punkt dachte, oder wie unsere deutschen Jünglinge und weltlichen Nachbarn in diesem verkehrten Zeitalter darüber zu denken pflegen. Er hielt eine geheime Vertraulichkeit mit einem Mädchen in manchen Fällen, unter gewissen Umständen, Einschränkungen und Bedingungen für etwas erlaubtes, und glaubte, „daß unter verschiedenen Titeln von der all-

„gemeinsten Regel dann und wann eine Ausnahme statt finden dürfe.“ Der Gedanke, daß er sich durch Gelübde eine höhere Verbindlichkeit aufgelegt habe, sich des Umganges mit Mädchen zu enthalten, konnte ihn nicht beunruhigen. Denn da er im eigentlichen Verstande zur Ablegung der Gelübde gezwungen worden; so konnten sie für ihn keine verbindende Kraft haben. Ueberdies war er auch überzeugt, daß durch klösterliche Gelübde einem Jünglinge keine widernatürliche Pflichten aufgelegt werden können. Der Gedanke, daß er durch Juliens Gesellschaft von ädlern Unternehmungen abgehalten werden würde, konnte hier auch nicht statt finden. Denn überdies, daß er sich selbst stark genug glaubte, dieser Vergnügen nicht so häufig zu genießen, war er ja von seiner Geliebten getrennt, und durch klösterliche Gesetze so eingeengt, daß er gar nicht zu befürchten hatte, er werde alle seine Stunden in ihren Armen verwindeln. Nichts konnte in ihm also eine Reue wegen des Vergangenen erzeugen, und nichts konnte den von vielen vermuthlich gewünschten Entschluß, Julien zu vergessen, rege machen. Ein einziger Gedanke würde vielleicht fähig gewesen seyn, diese glückliche Vergessenheit zu gebühren. Der Gedanke an Sophien. Wir müssen gestehen, daß Hartungus bisher immer

ganz in Geheim beschäftigt gewesen, den Auf-
 enthalt des von ihm zuerst geliebten Mädchens
 zu entdecken, und daß er Sophien noch immer
 eben so sehr liebte, als er vorher. Allein da er
 gar nichts von derselben erfahren konnte, da er
 es für gänzlich unmöglich hielt, sie jemals zu be-
 sitzen, wenn er sie auch entdeckt haben würde;
 da er sie zu sehr liebte, als sie in einer ohngefähr-
 ren Zusammenkunft zu den Absichten zu gebrau-
 chen, zu welchen er Julien gefällig genug ge-
 funden hatte, und da er Julien ebenfalls liebte,
 wie wohl diese Liebe jener bloß geistigen Liebe,
 welche er zu Sophien hatte, ganz entgegen ge-
 setzt war: so glaubte er, daß er durch den ver-
 traulichen Umgang mit der reizenden Julie Cos-
 phien weder beleidigen, noch ihr Abbruch thun,
 noch den gethanen Schwur ihr ewig treu zu
 seyn, verletzen werde. Alles dieses zusammen
 genommen, das natürliche Bedürfnis ebenfalls
 mit eingerechnet, bewirkte demnach, daß er fest
 beschloß, Julien bald wieder zu sehen, zu spre-
 chen und zu — umarmen.

Wenn Hartung's über diesen Punkt mit
 seinem Herzen sehr bald in Nichtigkeit kam, so
 kann noch lange nicht geschlossen werden. Daß er
 eben so bald seinen Stolz und seine Eigentliebe
 beirichtigt habe. Nein! wir müssen gesehen —
 es mag ihm nun zur Ehre gereichen oder nicht —

er erschloß, wenn er daran dachte, daß P. Karl nunmehr seine Liebe wisse. Nicht etwa, als wenn er dessen Vorwürfe befürchtet oder eine Verrätherey dieses Geheimnisses besorgt hätte. Nein! er kannte das System und die Freundschaft dieses Mönchs. Allein er vermuthete, und nicht ohne Grund, Karl werde ihn in die Klasse der groben bloß den körperlichen Genuß verlangenden Wellküstlinge herab erniedrigen, und dieses allein folterte sein Herz. Er war eine geraume Zeit unschlüssig, wie er sich bey dem P. Karl verhalten wolle, den er nothwendig besuchen mußte. Bald wollte er sich bey demselben entschuldigen, bald behaupten, daß er schon am Abend zu Hause gewesen, bald ihm das ganze Geheimniß doch mit gewissen Einschränkungen, Zusätzen und Einschränkungen vertrauen. Endlich erhielt seine gute Seele, oder vielmehr seine Liebe zur Wahrhaftigkeit die Oberhand. Er ging mit der Entschlossenheit das letzte zu thun zum P. Karl, der ihn eben beschäftigt war, seine Lebensgeister durch einige Gläser Mallaga zu erquickten.

Die Mine des P. Hartungus verrieth so deutlich die Unruhe und die vorhergegangene Unentschlossenheit seines Herzens, daß P. Karl nur einen Blick zu thun brauchte, um sich zu überzeugen, wie schwer es seinem

Freunde ankome, des gestrigen Besuches zu erwähnen. Ein Mönch der so gedacht und ein eben so gottloses Herz gehabt hätte, als Hippias würde durch ein boshaftes Lächeln oder durch einige zweideutige Mienen die Unruhe desselben vermehrt, und ihm eine unständliche Erzählung abgezwungen haben. P. Karl dachte zwar nicht viel besser als dieser berückigte Verhäft, hatte aber dabey ein adles Herz. Hartungus wollte eben anfangen einige Worte herzusottern, als P. Karl ihm mit der ruhigsten Mine sagte: „Ich habe dich gestern verlassen, da ich dich nach einigem Suchen nicht finden konnte. Schon um acht Uhr Abends war ich im Kloster, da wirst es was später angekommen seyn. Du bist doch nicht böse? Um dich in der Ruhe nicht stören zu lassen, bestellte ich so gleich bey dem Frater, *) daß er dich nicht in die Weiten wecken solle, ich hoffe, er wird meinem Befehle gehorsam gewesen seyn. Hartungus, welcher ganz gewiß glaubte, daß P. Karl ebenfalls erst gegen den Morgen den Garten verlassen habe, stuzte über diese Anrede, und wußte Anfangs nicht gleich, was er antworten

*) Einer von den jüngsten hat allezeit das Amt, die andern Mönche zum Nachgebete aufzuwecken.

stelle. Allein da Karl fortfuhr von der Schönheit des Gartens, den Vorzügen des Landes beneid, und den Reizen der artigen Frauenzimmer zu plaudern: so sammelte er sich wieder; und da ihm P. Karl eine so schnelle Entschuldigang auf die Lippen gelegt hatte, so unterdrückte seine Eigenliebe den vorigen Entschluß, und er gab zur Antwort, daß er zwar später nach Hause gekommen, aber doch die Nacht sehr gut und ungestört geschlafen habe.

Diese Heineit des P. Karls hatte die gewünschte Wirkung. Hartungus der nicht absehen konnte, was P. Karl für Absichten haben möchte, ihn zu belügen, glaubte den Worten desselben, und ging vergnügt und entrückt über diese Entdeckung von den lästigen Mönch hinweg, welcher sich ebenfalls nicht wenig freute, daß er auf diese Art einigen Besorgnissen für die Zukunft vorbeugte hatte.

Drittes Kapitel.

Vorsicht des P. Karls um die Abnahme der geistlichen Liebe des Hartungus zu verhüten.

Es ist einer der gewöhnlichsten Fehler der Menschen, daß sie die Handlungen ihrer Mits

Bilder nach ihren eigenen oder wohl gar nach
 ihren Wünschen beurtheilen. Von dem ersten
 ist vielleicht kein einziger Mensch auf der
 Erde und von dem andern sind nur jene milde-
 süchtige, ärgerliche Seeräuber befreit, welche
 geneigt sind, zu glauben, daß die Menschen
 ihnen alles zum Vossen thun. P. Karl
 war so wenig ein Anhänger dieser unnatürli-
 chen Klasse von Menschen, daß man ihn viel
 mehr für einen Antipoden derselben halten
 könnte. Es ist wahr, er hatte sehr oft die
 Tücken und Bosheiten der Mönche entdeckt,
 und ehe er noch hinter ihre Schliche gekom-
 men, war er dann und wann das Opfer der-
 selben geworden. Dieß hätte ihn verfüh-
 ren können, von den Menschen schlimm zu
 denken. Allein, da er noch nie von den Men-
 schen außer den Mönchen solche traurige Beob-
 achtungen gemacht, und sie noch nie durch
 ein moralisches Mikroskop betrachtet hatte, so
 trug er gar kein Bedenken, die Verschlimme-
 rung der Herzen der Mönche den kirchlichen
 Gesetzen zuzuschreiben, und die übrigen Erden-
 söhne für besser zu halten, als sie nach ge-
 nauer Beschichtigung größtentheils befunden wor-
 den. Daher kam es, daß er bey der Entde-
 ckung der Liebe des Pater Hartungus ver-
 muthete, dieser Jüngling wünschte nun, so wie

er, die Fortsetzung des Genusses, und in der Folge auch eine Veränderung desselben. Oder er glaubte vielmehr, Hartungus habe nunmehr sein sensitives System falsch befunden, und sey ein Anbeter des feinnigen geworden. Unte Keler werden es vermuthlich dem jungen Prior zutrauen, daß er wenigstens von dem höhern Wunsche und der Veränderung seines Systems frei blieb. Er liebte Julien, aber so wie Plato Mädchen zu lieben befehlt. Er hatte freilich diese Gesehn, und, wie wir wissen, war er sogar, sehr entschlossen, sie auch in der Zukunft zu verliehen. Allein die Liebe desselben war doch von derjenigen, von welcher ihn P. Karl befallen glaubte, so merklich unterschieden, als die Liebe eines Platons von jener eines echten Epikurders. Aus falschen Voraussetzungen werden allezeit falsche Schlüsse hergeleitet, wenn nemlich alle Regeln einer gesunden Dialektik beobachtet werden. Und so ging es dem eifrigen P. Karl. Vor ausgesetzt, daß Hartungus von seinem vorigen System abgewichen, glaubte er keine bessern Mittel anwenden zu können, ihn in der Fortdauer der Liebe zu erhalten, als wenn er ihm einen öftren Umgang mit den Frauenzimmern, und einen freieren Zutritt in den schö-
nen

nen Garten verschaffte. Nichts war leichter als dieses. P. Karl konnte um so freier und ungezwungener seine Freundinnen besuchen, da er als Lehrmeister der Religion für das junge Frauenzimmer angenommen war. Es kam also darauf an, ihm dieses Aemchen abzutreten, und er entschloß sich um so lieber zu diesem Mittel, da er ohnehin dabei wenig verlor, und dadurch seine Absichten erreichen konnte die er gleich Anfangs zu Gunsten des Hartungus gefaßt hatte. Ohne dem P. Prior ein Wort zu sagen, bewarb sich P. Karl bey dem Prälaten, die Erlaubniß zu erhalten, jenem dieses Aemchen abzutreten. Der Prälat der alles mit sich machen ließ, was andre ehrliche Leute mit ihm machen wollten, gab diese Erlaubniß sehr willig, und von Seiten der Dame und der übrigen Frauenzimmer befürchtete er keine Einwendungen. Er eilte also, dem Prior Hartungus, der eben mit einer sehr großen Kiste des Herzens die oben schon erwähnten Aetzeten durchblätterte, eine Nachricht zu ertheilen, welche er für sehr geschickt hielt, seinen Freund in den höchsten Grad von Entzücken zu setzen.

Viertes Kapitel.

Der Antrag wird mit Anstand angenommen.

P. Karl war in der gewiß nicht leichten Kunst von einer Materie zu einer sehr entfernten überzugehen ein so vollkommener Meister, daß unsre Leser sich gar nicht wundern dürfen, wenn wir ihnen sagen, daß er gleich nach dem Eintritte in der Zelle des P. Petrus von dem Schauer und kalten Fieber, welches indgemein durch das Lesen der Missionen erregt wird, Gelegenheit nahm, zu dem hübschen Fieber, mit welchem Jünglinge in dem Umgange mit dem zärtlicheren Geschlechte befallen werden sollen, überzugehen. Das Gespräch war anfangs sehr allgemein. Endlich lenkte er auf den anmuthigen Garten, die artige Dame, und die Gefühlvolle Jutte ein. „Ich bin, sagte er, des Amtes überdrüssig, welches ich bisher in dem Hause dieser Dame versehen habe. Ich wünsche einen Nachfolger, aber einen solchen, der mir Ehre macht, den Frauenzimmern angenehm ist, und das nicht wieder niederreißet, was ich mit so vieler Mühe aufgebauet habe. Die Dame, der ich meinen Entschluß bekannt machte, hat mich erfucht, die Den Antrag zu machen, und es

hängt nun bloß von deiner Willigkeit ab, ihnen und meinem Wunsch zu befehdigen."

Verroffner und entzückter als Hartungus kann selbst Jupiter nicht gewesen seyn, als die gütliche Minerva aus seinem Hien hervorsprang, und ihn durch Vulkans Bemühungen die heftigen Kopfschmerzen verließen. Er war nicht im Stande, das geringste auf diesen Antrag zu antworten. P. Karl bemerkte, was in seinem Herzen vorging. Er fuhr also fort, von dem Nutzen zu reden, den er hier zu stiften Gelegenheit habe; stellte ihm vor, daß das Aemichen einem andern Mörsche zu Theil werden würde, welcher durch seine Dummheit die Herzen der guten Mädschen unfehlbar verschlimmern, und ihren Verstand mit Aberglauben und Vorurtheilen überkreutzen könnte, und sprach ein langes und ein breites über die Vortheile, welche ein solches Aemichen verspreche; bis sich endlich Hartungus erhobte hatte, und mit einer angenommenen Gleichgültigkeit, um sich nicht zu verrathen, erwiderte, „daß er entschlossen sey dieses Geschäfte über sich zu nehmen, wenn ihn P. Karl für geschickt genug halte, dasselbe gut zu verrichten." Sie kamen also nachher mit einander überein, daß Hartungus auf die künftige Woche sein neues Amt antreten solle,

unirredeten sich noch über verschiedene und weniger wichtig scheinende Materien und trennten sich endlich beide aus sehr verschiedenen Absichten vergnügt.

Die Freude des P. Kartik wegen der glücklichen Ausführung seiner Entwürfe würde gewiß nicht so groß gewesen seyn, wenn er so gut, wie wir, eingesehen hätte, daß sich die Liebe des Prior Hartungus nur auf eine Täuschung gründete, und daß nichts geschickter sey, ihm dieselbe zu benehmen, und ihn vielleicht in seinen ursprünglichen Zustand zurück zu versetzen, als eben diese Mittel, welche er für die tauglichsten hielt, ihn noch mehr zu bestricken. Vielleicht wird die Kurzsichtigkeit dieses Mönchs unsern Hartungus Anfangs, wenn er nemlich gewisse Entdeckungen gemacht haben wird, nicht gar sehr angenehm seyn, da, wie hinlänglich erwiesen ist, der Gedanke einer vergangenen Täuschung jedes Ehrliebende Herz tränkete, aber desto willkommener wird sie ihm vielleicht in der Folge werden, wenn in seinem noch nicht ganz verderbten Herzen der glückliche Wunsch auflebet, sich von Juliens Bestrickungen zu befreien.

Fünftes Kapitel.

Ein Fehler wider die Staatstugend.

Der Mönch, dessen ich im ersten Kapitel dieses Buchs erwähnt habe, mag wohl so gar Unrecht nicht gehabt haben, wenn er mich beschuldigt, daß ich von einer solchen physischen und moralischen Zusammensetzung sey, die insgemein unter dem Nahmen verliebter Komplexion bekannt ist. Wenigstens kann er einige Gründe für seine Beschuldigung anführen, und einige Leser können selbst auf diese Vermuthung kommen, da ich in diesem ganzen Buche noch mit keiner Silbe der Mönche erwähnt, und von nichts als Liebe und verliebten Sachen gelaudert habe. Davon das Herz voll ist, sprach mein selbiger Vettervater, davon geht der Mund über, und wendete dieses weisse Sprichwort jederzeit auf mich an, wenn ich nur von einem Mädchen etwas lasse. Um nun diesen Verdacht von mir zu entfernen, in welchem ich aus Gründen, die meine Leser leicht errathen können, nicht gern seyn möchte, so will ich nun den Prior Hartungus und den P. Karl mit allen Mädchen verlassen, ihrem Belieben es völlig anheim stellen, was sie für kluge Maasregeln ergreifen wollen und die Geschichte der klösterlichen Verfälle nachholen.

Die Lieblinge des Prälaten sind eben dem nemlichen Schicksal unterworfen, welchem die ersten Minister, und erklärten Günstlinge schwarzer Fürsten ausgekehrt sind. Sie erhalten sich einige Zeit in ihrer Gunst und beherrschen unumschränkt die Herzen ihrer Herrn und erlangen dadurch den wichtigen Vortheil, daß die übrigen Mönche ihnen die Hände küssen, oder, wenn sie niederträchtig genug sind, vor ihnen die Knie beugen. Sie erheben dann in diesem Augenblicke ihr stolzes Haupt über die andern und setzen mit verächtlichen Blicken auf ihre Untergebene herab. Allein eine üble Laune befällt den Herrn Prälaten, oder ein anderer verzieht die Kunst, sich in sein Herz einzuschleichen, oder sie selbst vergessen; aufgebläht von ihrem hohen Glücke, die in diesem Posten so nothwendige Mäßigung, und sie sind gestürzt. Ihr Ansehen ist verloren, allgemeine Verachtung wird ihnen so wie dem gestürzten Minister zu Theil, und sie haben sonst nichts übrig, als durch List und Wänke ihr gebeugtes Haupt wieder empor zu schwinen.

P. Placidus war, wie wir wissen, der anerkannte Liebling des Prälaten, hatte sich ohne geachtet der Bemühung verschiedener Mönche schon manche Jahre in dieser wichtigen, ansehnlichen und einträglichen Stelle erhalten, und übte

te seine Gewalt mit nicht geringer Tiranny aus. Da es ihm geglückt hatte, die Fallen, welche ihm von andern mit vieler List waren gelegt worden, zu entdecken, und da es ihm noch nie fehlschlagen war, selben zu entweichen, und alle Bemühungen seiner Feinde zu vereiteln; so glaubte er sich in dem Besitze seiner Macht so wohl befähigt, und dachte so wenig daran, daß es irgend einem Mönche beyfallen könnte, ihn aus dem Sattel zu heben, daß er auch ohne alle Sorgen sich seinen Neigungen überließ. Zwei waren es, die ihm hätten fürchtbar verkommen können. Karl und Isidor. Allein er war von der Liebe zur Ruhe, zum Frieden und zur Gemächlichkeit, die Karl überall deutlich klingen ließ, innigst überzeugt, und Isidor war sein Freund und theilte mit ihm den Genuß dieses Amtes und zog beträchtliche Einkünfte von ihm. Wenn ihm Hartungus Anfangs und da er so schnell von Würde zu Würde aufstieg, verdächtig vorgekommen war, und wenn er sich da alle ersunkliche Mühe gab, dem Prälaten die gute Meinung zu benehmen, welche er von diesem Jünglinge zu haben schien: so beruhigte er sich doch in der Folge, da er entdeckt zu haben glaubte, daß Hartungus gar nicht fähig sey, irgend hohe Absichten zu hegen. Und da überließ das Amt eines Priors es gleichsam mit sich zu bring-

gen scheint, daß er dem Willen, den Meinungen und den Gesetzen des Prälaten entgegen handele, und der Oppositions Parthie anhänge; so verurtheilte er sich gar frühzeitig, und lachte sich selbst wegen der Furcht aus, die in seinem Herzen entsprossen war. Er war aber doch immer Hefling genug um sich als den wehmüthigen und jährlüchsten Freund des P. Priors auszugeben.

In der That Plazidus hätte auch von Seiten Hartungus nichts zu befürchten gehabt, wenn dieser nicht mit den unsern Lesern schon bekannten Absichten schwanger gegangen wäre, deren Ausführung durchaus ein größeres Ansehen, mehrere Macht und die uneingeschränkte Gunst des Prälaten erforderte. P. Karl war es eigentlich, der ihm diese Entdeckung machen half, und in ihm den Wunsch und die Begierde nach dieser ansehnlichen Stelle erregte. Er selbst liebte die Gemüthlichkeit und Ruhe vor Verfolgungen zu sehr, als daß er sich jemals darum hätte bewerben sollen. Allein er wußte, daß Hartungus keine Hindernisse scheute, und keine Gefahren befürchtete. Und da P. Karl sich ansehnliche Vortheile von dieser Erhebung versprach, und sich sowohl als seinem Freunde Klugheit genug heraussetzte, sich in diesem Vornehm zu erhalten; so war es kein Wunder, daß beide in ihren Wünschen übereinstimmten. Sie hatten

sich einander nicht selbst entdeckt, als jeder sich beeiferte, diesem die Mittel anzugeben, durch welche er seine Absichten am leichtesten und geschwindesten erreichen könnte. Diese waren keine andere, als erstlich einige Fehler und Vergehen des P. Plazidus zu entdecken, und sie dann dem Prälaten mit den schwärzesten Farben abzuschildern.

Nichts ist leichter, als die Verbrechen zu finden, wo man sie zu finden wünscht. P. Plazidus hätte noch so engendhafte seyn mögen, P. Karl würde doch immer Handlungen bemerkt haben, denen er einen Ansitz von Laster hätte geben können. Allein zu seinem eignen Nachtheile war Plazidus nichts weniger als engendhaft. Er überließ sich nicht nur seinen Begierden und Leidenschaften (wiewohl ihm dieses eben nicht gar vieles bey dem Prälaten geschadet haben würde, von dem man eine grosse Nachsicht gegen menschliche Schwachheiten rühmte) sondern er war auch gewissermaßen untreu gegen seinen Gönner oder vielmehr er griff ihn auf der empfindlichsten Seite an. Der Prälat forderte von seinem Lieblinge eine strenge Unparteilichkeit, die größte Pünktlichkeit im Rechnen, und eine tiefe Verschwiegenheit alles dessen, was in seinem Zimmer vorging. P. Plazidus beobachtete keine einzige dieser aufgelegten Pflichten.

ten. Er sorgte beständig für seinen eignen Veu-
 sel, setzte die Ausgaben höher, die Einnahmen
 geringer an, als sie wirklich waren, und plu-
 berde alles was er nur von dem Prälaten wußte,
 im ganzen Kloster aus. Der Prälat hatte eben
 vor kurzem eine Kapelle *) gekauft, welche der
 P. Plazidus für siebenhundert und fünfzig
 Gulden an gerechnet hatte, eigentlich aber nicht
 höher zu stehen kam als siebenhundert und zwei-
 ßig. P. Karl erfuhr diese Betrügerei des P.
 Plazidus durch einen Zufall. Er entdeckte
 auch noch eine Gewohnheit dieses Mönchs, wel-
 che dem Prälaten höchst unangenehm seyn mußte.
 Dieser Mönch hatte nicht sobald von einem
 Wechsel erfahren, daß man durch den Umsatz
 des Silbers etwas gewinnen könne; als er sich
 entschloß an seinem Gönner und dem ganzen

*) Kapelle heißt einmal ein kleines Kirchlein, wes-
 ches oft der größten Kirche einverleibt ist; heißt
 aber auch ein ganzer priesterlicher Ornat. Er be-
 steht aus einem Messgewande, einer Inful,
 zwey Privilegien, einer Chorlappe und so weiter.
 Man hat solche Kapellen die oft höher als tau-
 send Thaler kommen. Sie sind dann und wann
 mit kostbaren Perlen und Edelsteinen besetzt, und
 blitzen von Gold und Silber. Sie sind von ver-
 schiedener Farbe, je nachdem es das Geld erfordert.
 In diesem letzten Verstande wird hier das Wort
 Kapelle genommen.

Kloster die Untreue zu begehen und mit allem eins gegangenen Gelde zu wuchern. Er zog davon sehr beträchtliche Vorthelle, die ihn zum reichen Mann hätten machen müssen, wenn nicht der Wechsel zur Belohnung seines Unterrichts sehr gut befanden, zwei Drittheile des Gewinns sich selbst zuweignen, und wenn Plazidus, der sich auf seine so sehr ergiebige Quelle verließ, nicht so außerordentlich viel verschwendet hätte.

Trohlockend über die glücklichsten Entdeckungen, entzückt, eine sichere Gelegenheit gefunden zu haben, durch welche der heuchelnde Plazidus ganz gewiß von seinem Throne herab gestürzt werden mußte, eilte Karl, dem Prälaten die Untreue seines Lieblinges bekannt zu machen, und ihm die Augen zu öffnen. Wie, wenn der unvorsichtige Arzt seinem gefährlichen Kranken die nahe Ankunft des unerbittlichen Mörders als der Menschen verkündigt, dieser zurück bebt, erschrickt, schaudert und eben dadurch die kalte Hand seines Feindes um so mehr hervorzwingt, oder, wie Oedip steben macht, als das schreckliche Geheimniß seiner neugierigen Seele enthüllt ward, oder wie Medne zittert, als Theus Flucht ihr nun gewiß war, und die schreckliche Stimme der Orade ihr den schrecklichsten Tod bekannt machte —, so ohngefähr stand der Prälat, wenn er schon nicht das nemliche fühlte,

als er die Untreue seines Lieblings, seines besten Freundes erfuhr. Seine gedüngelte Seele schaffte sich durch eine Fluth von Verwünschungen und Schwüren Lust, und diese endigten sich mit der Verheuerung, die Niederträchtigkeit seines Untergebenen auf das Schrecklichste zu bestrafen, und mit dem Eide, keiner menschlichen Kreatur künftig zu trauen. Aber schwach wie ein Roß, das vom ersten Winde gegen West, vom andern gegen Ost getrieben wird, gab er gar bald den Eingebungen des P. Karls Gehör. Dieser lobte seinen Freund so sehr, legte ihm so viele gute Eigenschaften bey, bewies seine Treue, seine Uneigennützigkeit, und seine strenge Verschwiegenheit mit so handgreiflichen Gründen, daß der Prälat, welcher die Gemüchlichkeit gar sehr liebte, und die Schwere seiner Geschäfte schon vorher empfand, endlich den Vorstellungen dieses listigen Mönchs nachgab, und den Prior Hartungus zu seinem geheimen Sekretär und Liebtinge öffentlich ertählte. P. Plazidus und Hartungus wurden gerufen. Der eine, um den Lohn seiner Verbrechen zu holen, der andre um die Früchte seiner Verdienste einzuerndem. Plazidus ward nicht nur aller Würden und Aemter entsezt, sondern auch zu einem vier Wochen langen Gefängnisse bey Wasser und Brod, und zu einem Jahr langen Hausarrest verur-

theilt. Hartungus ward mit Lobsprüchen überhäuft, ihm die genaueste Durchsicht und Untersuchung der Rechnungen des P. Plazidus anbefohlen, und zugleich die genaueste Befolgung der dem P. Plazidus angelegten Strafen aufgetragen.

Plazidus trat beschämt ab, hinterbrachte diese traurige Nachricht seinen erkaunten Freunden, welche ihn mit Thränenvollen Augen in das Gefängniß begleiteten, und sich zuschwuren, den Untergang des Prior Hartungus zu beschleunigen, der sich jetzt auf dem höchsten Gipfel der Glückseligkeit glaubte, weil er sich der Erreichung seiner menschenfreundlichen Absichten so nahe zu seyn überredete.

Sechstes Kapitel.

Grodmuth des Prior Hartungus. Rath des P. Karls. Stolz und Eitelkeit.

P. Plazidus hatte kaum eine Nacht in dem Klostergefängnisse zugebracht, als Hartungus mit einer ruhigen und zufriedenen Mine in dasselbe eintrat, und ihm die Befreiung von demselben bekannt machte. Nicht etwa die Unschuld des P. Plazidus, sondern die Grob-

nuth oder das Mitleiden des Prior Hartungus und die Schwäche des Herrn Prälaten war die Ursache seiner Befreiung.

Plazidus hätte wirklich unschuldig seyn können, ohne daß ihm Gerechtigkeit wiederfahren wäre. Denn der Prälat war durch die Anklage des P. Karls so aufgebracht worden, daß er sich nicht einmal Zeit nahm, die Sache genauer zu durchsuchen und er gab nicht einmal dem P. Plazidus die Erlaubniß sich zu vertheidigen. Er mußte ohne Widerrede in das Gefängniß wandern, da die klösterlichen Gesetze nicht nur einen blinden Gehorsam fordern, sondern auch jene mit doppelten Ruthen züchtigen, welche sich unterstehen, gegen unvernünftige Befehle vernünftige Vorstellungen zu machen. Ist war aber dem P. Plazidus gar nicht Unrecht geschehen. Es verhielt sich nicht nur alles so, wie es P. Karl angegeben hatte; sondern Hartungus fand in der genauen Durchsuhung aller Rechnungen noch weit mehrere Unrichtigkeiten und grössere Verdrüsslichkeiten. Allein Hartungus dem die Natur ein mildes Herz gegeben hatte, ließ sich nicht so sehr angelegen seyn, als die Macht, zu welcher er eben gelangt war, dazu anzuwenden, dem gestürzten Lieblinge des Prälaten die kostbare Freiheit wieder zu verschaffen. Er setzte

also dem schwachen Prelaten so lange zu, bis er ihm die völlige Freiheit ließ nach seinem Belieben zu handeln. Wir würden keinen Anstand nehmen, dieses Betragen des jungen Priors aus der rühmlichen Quelle der Großmuth einzig und allein herzuleiten, wenn uns nicht andre Gründe bewegten, dafür zu halten, daß Stolz und Politik das meiste zu dieser ächten Handlung beigetragen. Der Gedanke sich dadurch nicht nur bey dem Verdrescher, sondern auch den Mönchen in Achtung und Ansehen zu setzen — der Rath des P. Karls sich einen Mann zum Freunde zu machen, der noch immer einen grossen fürchtbaren Anhang im Kloster hatte, und durch seine List und ausgefessenen Ränke dem Prior schädlich werden konnte — waren es eigentlich, welche diese so ädel scheinende Handlung erzeugten. Wir wollen dadurch keineswegs dem Verdienste des Prior Hartungus etwas benehmen. Er würde auch ohne diese Gründe so grossmüthig gehandelt haben. Allein als philosophischer Geschichtschreiber mußten wir diese geheimen Ursachen mit anführen.

Vielleicht würde unserm beobachtenden Auge diese Entdeckung einschläpfen seyn, wenn wir nicht durch traurige Erfahrungen gegen alle menschliche Tugenden überhaupt sehr mis-

traulich wären gemacht worden. Wir hielten Handlungen, die nur den Schein und äußerlichen Glanz von Tugend hatten, für wahre Großmuth, Menschenliebe oder Mildeiden; wir traueten dem Urheber solcher Handlungen, und wurden zu unserm eigenen oft nicht geringen Schaden betrogen. Wenn uns dann wieder solche Handlungen vorliefen, so untersuchten wir die Sache besser, forschten nach den Quellen, und fanden diese zu unserm größten Nievergnügen oft so unrein und so tückisch, daß wir geneigte waren, die Handlungen selbst aller andern nur nicht der Güte des Herzens zuzuschreiben. Diese Betrachtungen bewogen uns die Gründe der ähnl. Handlung des Prior Hartungus genauer zu erforschen, und wir fanden, daß Eitel und Possen das meiste dazu beigetragen. Diese Entdeckung wurde auch von dem P. Placidus und seinem Freunde Isidor gemacht. Sie behaupteten, er habe nur seine eignen und nicht fremde Glückseligkeit zum Endzwecke gehabt, und beide hielten sich daher sehr wenig zur Dankbarkeit verbunden.

Wir überlassen dem Schicksal unsrer Leser zu entscheiden, ob dieser Grund hinlänglich sey, einen rechtschaffnen Mann von der angenehmen Pflicht der Dankbarkeit zu befreien — oder

es irgend jemand tugendhaft handeln könnte, ohne dabey seine eigne Glückseligkeit zum Hauptzwecke zu haben. Denn wir haben es uns ein für allemal zum Geses gemacht niemals solche wichtige moralische Probleme zu enträtheln sein, und überdies ist die letztere Frage von vielen tausenden englischen und deutschen Philosophen beantwortet worden. Genug! Plazidus entschied diese Frage in seinem Herzen, und beschloß fest bey sich, so zu handeln, als ihm die Regeln der Klugheit anrathen würden. Ueberhaupt aber war es dem P. Plazidus sehr wenig daran gelegen, ob seine Handlungen den Gesetzen der Weltweisen und des Mönchswesens gemäß wären oder nicht. Er nannte jene gut, welche seinen privat Vortheil begünstigten, und setzte die unter die Mühsal hieß, welche seinem Eigennusse wider sprachen. Und so stieg er in den Graden der Verneinung, und nannte die ersten, besser, oder die besten, und die andern schlimmer oder die schlimmsten, je nachdem sie ihm mehr oder weniger Vortheile versprochen. Er machte es sich daher zur unverkündlichen Pflicht, alles an sich wendenden den neuen Verbling zu stürzen und sich selbst wieder einmoy zu schwingen, und beschloß in dem Falle, wenn er den Prie-

Hartungus in das Gefängniß gebracht haben würde, ihn in denselben verschmachten zu lassen. Diese Denkart — welche, im Vorbeigehn gesagt, der Denkart der ansehnlichsten Klasse von Menschen vollkommen gleich ist — war dem Charakter des P. Nidors so angemessen, daß er kein Bedenken trug, dem P. Plazidus seinen lauteſten Vorfall zu geben, und mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. So geschwind konnte sich Hartungus auf einmal zweien Feinde machen, die überdies noch einen sehr großen mächtigen Anhang hatten. Denn Plazidus hatte die Vorsicht gebraucht, nur seine Lieblinge, und Kreaturen zu den Klosterämtern zu befördern, und Hartungus dachte zu gut, als diese alle auf einmal aus den Nemiern zu entfernen, welches er gar sählich hätte thun können, und welches ihm auch P. Karl mehr als einmal rath. Er wird vermuthlich über kurz oder lang ihrer Ruch aufgefressen werden, und er würde derselben entgangen seyn, wenn er sich mit der Würde eines Priors begnügt, und es ganz und gar aufgegeben hätte, die Mönche besser machen zu wollen, als sie es sind, und wenn man alle Umstände ganz genau erwoigt, als sie es seyn können. Dieses Geschäft ist so gefährlich und noch dazu mit so vielen Verschweifungen und schlimmen Folgen verknüpft, daß man jenen beynah für seinen

dringsten Gehnd halten könnte, welcher zur Unternehmung desselben seinen wohlmeinenden Rath gibt.

Siebentes Kapitel.

Betrogen des P. Plazidus und P. Isidor.

P. Plazidus hatte nicht sobald seine Freyheit erhalten, als er mit seinem Freunde verabredete, noch am nehmlichen Abende sich mit ihm und den übrigen Anhängern über die Maasregeln zu unterreden, welche sie zur Ausführung ihrer Sache zu ergreifen hätten. Die Weinkellerstube, in der P. Isidor zu befehlen hatte, wurde zum Sammelplatz der ganzen Gesellschaft bestimmt. Kaum war die Abendtafel aufgehoben, so wurde genau nachgesehen, ob der Prior, P. Karl und die übrigen wenigen von der Oppositions Partei in ihre Zellen gegangen. Sobald sie befanden, daß sie völlig sicher waren, und eine Ueberrumpelung nicht zu befürchten hatten, so versammelten sich alle inösesamte zu den bestimmten Ort. P. Isidor hatte mehr als einen Grund, den P. Plazidus zu vertheidigen, und ihm zu seiner vorigen Stelle wieder zu verschaffen. Er stellte sich zwar als den wahrsten Freund des P. Plazidus, im Herzen aber hatte er ihn so, wie

alle Menschen. Er sah ein, daß wenn Plazidus wieder Liebling würde, er alles bey ihm gethan, durch seine Züßsprache sich die Herzen der Mönche gewinnen, und dadurch den Weg zur Würde eines Prälaten bahnen könnte. Der Liebling des Prälaten hat selten das Glück, Prälat zu werden, aber der Günstling des Liebings hat weit bessere Gelegenheit sich zu dieser Würde empor zu schwingen. Und dieses sah der schlaue Isidor besser als Plazidus ein. Uebers dies zweifelte er gar nicht, daß ihm das Aem eines Priors zu theil werden würde, so bald Hartungus abgesetzt wäre. Diese Gründe bewogen ihn also, sich des P. Plazidus so eifrig anzunehmen, den er verlassen haben würde, wenn ihm Hartungus nicht zu tugendhaft gewesen wäre, und er hätte hoffen können, sich bey ihm einzuschmeicheln. Möchte doch nur eine solche schwarze Seele ihr Daseyn haben!

Isidor war der erste, welcher seinen Mund eröffnet. „Fühlt ihr nicht, meine Freunde?“ sprach er mit einem angenommenen mitleidigen Ton, „fühlt ihr nicht in euren Herzen den ger-
 „rechtsten Verdacht darüber, daß die Unschuld
 „verklumdet, und unterdrückt worden? Man
 „hat diesem ehrlichen Manne die Schuld gege-
 „ben, er habe den Prälaten betrogen. Ich
 „würde mich seiner schämen, wenn er eines so

„häßlichen Verbrechens fähig gewesen wäre. Al-
 „lein ich bin von seiner Unschuld überzeugt, und
 „der stärkste Beweis ist dieser: daß er seine Stelle
 „ärmer verlassen, als er sie angetreten hat. Nur
 „der boshafte Prior konnte solche Lügen erfinden.
 „P. Plazidus erbot sich seine Unschuld zu be-
 „weisen, und wollte die Richtigkeit seiner Rech-
 „nungen darthun, allein der Prälat verurtheilte
 „ihn auf Zureden des Priors ohne ihn angehört
 „zu haben. Jedermann sieht die Ursachen die-
 „ses Vertragens ein. Hortungus fürchtete
 „nämlich, seine Tücke, seine Bosheit, seine Ver-
 „schwörung möchte entdeckt werden, und er folgte
 „sich seine Absichten nicht erreichen. Darum
 „setzte er dem Prälaten so lange zu, bis dieser
 „endlich einwilligte, dem redlichen Plazidus, oh-
 „ne ihn gehört zu haben, zu verurtheilen. Er
 „hat nun seine Absichten erreicht, die Schwäche
 „des Prälaten benutzte, den guten Plazidus ge-
 „stürzte, und sich selbst in eine Stelle eingedrums-
 „gen, die ihn uns und allen Mönchen überhaup-
 „t furchtbar machen muß. Seine Grausamkeit
 „ging gar so weit, daß er auch meinen Freund
 „in das Gefängniß werfen ließ. Allein da er
 „sich vorher sagte, daß diese Rache ihn theuer zu
 „stehen kommen könnte, so hat er ihn zwar von
 „dem Gefängnisse befreit, aber gewiß aus keiner
 „andern Absicht, als sich denselben dadurch ver-

„sindlich zu machen, und durch diese ansehens-
 „de großmüthige Handlung noch mehrere Freun-
 „de zu erwerben. Er hat uns schon mehrma-
 „len durch Ränke und List hintergangen. Ent-
 „sinnet ihr euch noch wie freigebig er sich in dem
 „Amte eines Weinkellermeisters und Kellners be-
 „trug? Wir Thoren! er legte uns so offenbare
 „Fallen, und wir waren so einfältig uns in den-
 „selben fangen zu lassen. Und wer ist denn die-
 „ser Mensch, vor dem wir uns so willig hin und
 „her drehen, so freudenvoll beherrschen lassen?
 „Wähet ihr, so wie ich, daß er ein gottloser,
 „kegerisch gesinnter, wollüstiger, boshafter, Män-
 „nevoller, listiger, betrügerischer, nach der Wä-
 „de eines Prälaten strebender Mönch sey, ihr
 „würdet ihn so sehr, als ich, hassen und unsre
 „Gefesse verbinden euch auch dazu. Ueberhebt
 „mich des Beweises der Schandthaten dieses
 „Menschen. Sein Betragen, alle seine Hand-
 „lungen sind offenbare Beweise davon. Unsre
 „Gefesse legen uns die Pflicht auf, uns der
 „Macht und Gewalt dieses Bösewichts zu ent-
 „ziehen. Allein in der Erfüllung dieser Pflicht
 „wird die genaueste Vorforschung und größte Klug-
 „heit erfordert. Würden wir ihn gerade zu an-
 „greifen, und ihm ohne Umstände seine kegeri-
 „schen Grundsätze und Bosheiten aufdecken; so
 „gehe ich dafür, er wird Mittel finden und Ränke

„ke genug erkennen, sich zu vertheidigen und
 „uns seiner Rache aufzuopfern. Das heißt also
 „ist, daß wir uns alle als seinen besten Freund
 „stellen, seine Handlungen genau beobachten, und
 „erst dann, wenn wir offenbare Beweise von sei-
 „nen Tücken in Händen haben, ihn anklagen
 „und uns auf diese Art von seiner Voranney be-
 „freien. Kommt, laßt uns ein festes Bündniß
 „unter uns errichten! Jeder beobachte seine
 „Tritte und Gänge, jeder suche sich sein Vertrau-
 „en zu erwerben, und jeder beobachte das tiefe-
 „ste Stillschweigen. Unser Prälat ist schwach
 „und schon bey Jahren. Wir müssen verbauen,
 „sonst wird er wahrhaftig Prälat, und über denn
 „seine Voranney mit noch größserer Wuth aus-
 „als ist.“ So erbißte Isidor seine Rede,
 und las in den Augen eines jeden den gewünschte-
 ten Beyfall, den auch alle mit den deutlichsten
 Worten zu bezeugen, keinen Anstand nahmen.
 Sie stimmten alle überein, daß Hartungus ein
 gottloser Keger sey, und versprachen indessen
 die genaueste Befolgung der von P. Isidor vor-
 geschlagenen Mittel. Jeder gab nun seine Zim-
 me, jeder entdeckte ein neues Laster, welches dem
 andern noch unbekant war. Jeder klagte über
 seine List, seine Tücke, und Bescheiden und kei-
 ner entsann sich der Wohlthaten, die er von ihm
 erhalten. Alle verfluchten mit ausdrücklichen

Worten, daß sie sich von einem so gottlosen Kerl hätten betrogen lassen, und jeder behauptete von sich selbst, er seye sich in seinem Leben keines größern Verbrechens bewußt, als daß er so blind, so schwärmerisch diesem Vöfswicht angehängt habe. Jeder brachte nun neue Klagen vor, und alle donnerten und wetterten über die Schwäche des Prälaten.

P. Isidor hatte die Vorsicht gebraucht zur Unterstützung seiner Rede einige ziemlich große Flaschen sieben und zwanziger und acht und vierziger Hochheimer und Rüdersheimer *) herbeizuholen. Sie tranken einander Beständigkeit zu, und wiederholten diesen Gesundheits- trank so lang, bis endlich P. Augustin einen neuen aufbrachte, der den P. Isidor und P. Placidus noch mehr entzückte. Vivat! es lebe P. Placidus unser zukünftiger Prälat hoch! und abermals hoch! und noch einmal hoch! sangen und tranken alle mit der ausgelassensten Freude. Nun fing das Bräderschaft trinken an. Zur Abwechslung tranken sie auch die Gesundheit des Prälaten und Priors, aber freilich mit der Veränderung des Wortes vivat hoch, in pereat

*) Rheinweine, denen um ihrer Güte, ihres Geistes und zugleich ihrer Annehmlichkeit wegen der Vorzug vor allen andern Rheinweinen zugesprochen wird.

sies. Der Gesundheits Bedr. ward so heftig herumgegeben, daß endlich alle in ihren Gehirnen die große Macht des Weingottes fühlten, und mit genauer Noth den Weg zu ihren Zellen zurücksinden konnten.

Achtes Kapitel.

Etwas über die wenige Menschenkenntniß, welche Hartungus zu haben scheint.

Es ist eine sehr allgemeine und sehr oft gemachte Anmerkung, daß gute Herzen, besonders, wenn sie noch wenige Erfahrung haben, von den Handlungen ihrer Nebenmenschen auch gut urtheilen. Sie verlegen sich in ihre Lage, fragen sich, wie sie in derselben würden gehandelt haben, und untersuchen die Gründe, welche sie dazu bewogen hätten. Finden sie nun, daß der andre eben so handele, als sie vermutheten, so stehen sie keinen Augenblick an, die nehmlichen Bewegungsgründe vorauszusetzen. Sie irren sich, und werden eben dadurch die Düpe des Vds. seiwichts.

So handelte Hartungus. Er vermuthete eine Dankagung von dem P. Placidus, überredete sich einen neuen Freund erworben zu

haben, und wünschte, in dem Herzen desselben eine innige Reue wegen des vergangenen zu erregen. Auch irrte er sich nicht beides von seinem vermeinten Freunde zu hören. Plazidus trat mit der Klinge eines seiner Verbrechen bewussten Menschen in das Zimmer des Hartungus. Er dankte ihm mit so auschweifenden Lobeserhebungen für die gütige Befreiung von dem Gefängnisse; erhob seine Verdäbe so sehr und bot ihm seine dauerhafte Freundschaft mit solcher Freimüthigkeit und mit einer so guten Art an, daß Hartungus entweder weniger Eisingenüße hätte beifügen dürfen, als er wirklich beifag, oder die Natur hätte ihm ein schlimmeres Herz geben und er durch Gesellschaft und Erfahrung eine größere Kenntniß der Menschen haben müssen, um die Schlange zu erblicken, welche in dem Busen des P. Plazidus versteckt lag. Isidor und alle übrigen Mitverschwornen folgten dem Beispiele dieses Mönchs. Elk erreichten alle ihre Absichten, schlichen sich in das Herz des guten Hartungus und bewirkten durch ihr heuchlerisches Betragen, daß er alle für seine Freunde hielt, und blödsinnige Vorsicht und Klugheit aus den Augen setzte, welche er nothwendig auf allen seinen Schritten und bei allen seinen Handlungen hätte beobachten müssen, wenn er sich anders in seiner Stelle erhalten; und dieses

nigen Absichten erreichen wollte, um welcher willen er diesen Posten gewünscht hatte.

P. Karl war der einzige von seinen Freunden, welcher die wahre Ursache des Betragens des P. Plazidus errieth. Allein, es sen, daß er versuchen wollte, ob Hartungus schon Klugheit genug besitze, dieses zu entdecken, oder ob er ihn durch Erfahrungen klüger wünschte, oder ob er sich selbst Klugheit genug zutraute, dem Ungerwitter ausbeugen zu können, wenn es Herabstürmen drohen würde, oder ob er endlich auf seine eigne Glückseligkeit bedacht die Wuth seiner Brüder fürchtete — genug er beschloß bey sich selbst, in Zukunft einen bloßen Zuschauer abzugeben, und nur in den höchsten Nothen, wenn es ohne Gefahr des Verlustes eigener Glückseligkeit geschehen könnte, sich in das Spiel zu mengen. Wir gestehen, daß dieses Betragen des P. Karls wenigstens eben so grausam ist als jenes des Aristipps, da er seinen Freund Agathon, an dem gefährlichsten Orte, wohin sich ein ehrlicher Mann verirren kann, sich selbst und seinen gescheimten Feinden überließ. Wenn wir aber alles genau gegen einander abwägen, so finden wir, daß P. Karl den Regeln der Klugheit völlig gemäß gehandelt habe. Er war zwar dem Prior Hartungus zur Erreichung dieser Stelle verhältnißlich gewesen, und hatte eigentlich den P. Pla-

zibus entthronter; allein dieses war so ganz
 im Geheim geschehen und er konnte sich auf die
 Verschwiegenheit des Prälaten und seines Freun-
 des so sehr verlassen, daß er die Rache und Wuth
 der gestürzten Parthie gar nicht zu befürchten
 hatte. Er glaubte freilich gleich Anfangs, daß
 Plazidus und seine Anhänger nicht so ruhia
 eine Demüthigung ertragen würden! allein er ver-
 muthete, diese Mönche würden öffentlich gegen
 denselben zu Felde ziehen. Und in diesem Falle
 hätte er sich vielleicht entschlossen, ihn im Ge-
 heim mit gutem Rathe zu unterstützen, und bei
 dem Prälaten beizustehen, da dieses ebenfalls,
 ohne von den andern Mönchen entdeckt zu wer-
 den, geschehen konnte. Allein da Plazidus die-
 sen Weg nicht einschlug, sondern vielmehr einen
 entgegengesetzten wählte; und da Hartungus
 sich so leicht in diesem Irrthum hatte fangen lassen;
 so glaubte er mit gutem Grunde, diese Mönche
 möchten, wenn Hartungus, der überhaupt zur
 Verzeilung nicht gar geschickt war, die Verände-
 rung seines Herzens an den Tag geben würde,
 gar leicht auf die Vermuthung gerathen, daß er
 von einem Freunde im Geheim unterstützt werde.
 Die Furchtung, daß er dieser Freund sey, schien
 ihm dann so gewiß, und seine Einbildungskraft
 mahnte ihm die Folgen davon so schrecklich ab,
 daß er für das rashamste hielt, sich zurückzuzie-

hen, ihren bloßen Zuschauer abzugeben, und seinen Freund seiner eignen Klugheit zu überlassen. Er hatte ihn glücklich aus dem Hafen auf die offene See geführt; da er aber die Stille des Windes für ein sicheres Zeichen eines nahen Sturms hielt; so war er auf seine eigne Sicherheit bedacht, und um dem beynahe gewissen Schiffsbruche auszuweichen, segelte er noch zur rechten Zeit allein in den Hafen zurück. Er war aber doch Menschenfreund genug, seinem Freunde Klugheit und Vorsicht zu empfehlen, eine genaue Beobachtung aller Handlung des P. Plazidus und Thidors anzurathen, und vor einem bevorstehenden Ungewitter zu warnen. Er vermittelte sogar sorgfältig die öfteren Zusammenkünfte mit seinem Freunde. Diese Vorsicht hatte die gewünschte Wirkung. Alle hielten ihn zwar für einen gleichgültigen aber ihren Absichten doch nicht entgegen arbeitenden Freund des Hattungus.

Neuntes Kapitel.

Ein mißlungener Versuch.

P. Plazidus war einer von jenen niederdrückenden Menschen, welche alle andere für dös halt

ten, und für fähig achten, schlechte Handlungen zu begehen, weil er selbst nicht im Stande war, eine einzige tugendhafte Handlung zu vollziehen. Da er von dem Geiste des Eigennuzes und der Vetrügerei beherrscht ward; so glaubte er, daß es dem Prior Hartungus ohnmöglich seyn werde, den Versuchungen zu widerstehen, welche er ihm durch eben den Wechsler, dessen wir vorhin erwähnten, zu machen gesinnt war. Hartungus sah sich kaum einige Tage in dem Besitz seiner Macht, als dieser Wechsler mit der Witze eines wuchernden Juden in sein Zimmer eintrat, und ihm die nemlichen Dienste anbot, welche er dem H. Placidus geleistet hatte. Dieser Antrag war nicht etwa die Erfindung des Wechslers, der sich gewiß nicht getraut haben würde, so frühzeitig einen solchen Versuch zu machen; sondern er geschah bloß auf Anstiften des rachziertigen Placidus, der ihn mit einer ansehnlichen Summe Geldes bestochen, und noch eine größere versprochen hatte, wenn der Versuch gelingen würde.

Hartungus verabscheute kein Laster mehr, als den Betrug, weil es überzeuge war, keines sey gefährlicher die Bande, durch welche die menschliche Gesellschaft zusammengeknüpft wird, zu zerreißen, und die Glieder derselben zu wüthenden Feinden zu machen, und uns die Achtung und

Hochschätzung, in der wir bey andern Menschen stehen, zu rauben, als eben dieses schreckliche Verbrechen. Hartungus mußte alle seine Gelassenheit zusammenraffen, den Antrag des Wechlers völlig anzuhören. Schurke! schrie er, so bald dieser seine unterthänigen Bitten und Vorstellungen geendigt hatte, Schurke! kannst du mich einer solchen Niederträchtigkeit fähig halten? Pack dich den Augenblick aus meinem Zimmer, ehe ich meine Gedult verliere, und dich durch unfre Leute zum Kloster hinauspeitschen lasse, und untersehe dich ja nicht, wenn du deinen Rücken liebst, mir wieder vor die Augen zu kommen. Der Wechler lief was er konnte, unter der Verheuerung, daß Hartungus eine einfältige Gewissenhaftigkeit habe, hinweg. Hartungus entdeckte sogleich seinem vernünftigen Freunde dem P. Plazidus den niederträchtigen Antrag des Wechlers und erzählte ihn, auf welche Art er denselben abgewiesen hatte. Dieser Mönch stellte sich ganz erstaunt über die Dreistigkeit des Wechlers; bat den Prior ihn härter zu bestrafen, und bot sich selbst zum Werkzeuge der Rache an. Er schwur hierauf, daß dieser niederträchtige ihm so lange zugesetzt habe, bis er endlich schwach genug geworden, ihm nachzugeben. Thränen quollen aus seinen Augen die Wangen herab, als er seines Verbrechens erwähnte, und

Hartungus hielt sich verpflichtet, ihn durch die freundschaftlichsten Worte aufzurichten.

Konnte wohl Hartungus mutmaßen, daß Plazidus eigentlich der Schutte war, wels cher ihm diese Falle legte? Es war der Natur eines wuchernden Wechslers so angemessen, daß er alles versuchen werde, die versiegten Quellen von neuem zu öffnen, und P. Plazidus hatte solche offenbare Zeichen einer wahren innigen Reue von sich gegeben, daß Hartungus göttliche Eigenschaften hätte besitzen müssen, wenn er diesen Verrug hätte entdecken wollen. Vielleicht glauben einige, Hartungus habe aus ganz andern Ursachen als aus Ehrlichkeit diesen Antrag verworfen, und aus der Absicht es dem P. Plazidus entdeckt, um sich seiner Freundschaft desto mehr zu versichern. Allein zu der Verabscheuung des Antrags hatte er keine andre Gründe, als weil er sich verpflichtet achtete, das Beste des Klosters zu besorgen, und die Entdeckung quod aus seinem freundschaftlichen Herzen. Er hätte nie den P. Plazidus gehaßt, ihn liebte er ihn, und war sein wahrer Freund, weil er eine wahre Reue der vergangenen Verbrechen bey demselben voraussetzte. Seine Offenherzigkeit war so groß, daß er ihn sogar entdeckte, er sey gesonnen, eben so wie er mit dem Gelde des Klosters zu mus chern,

thern, aber den Gewinn nicht sich selbst zuzueignen, sondern dem Kloster zu berechnen. Plazidus lobte seinen Ennschlus, billigte seine Ehrlichkeit, und behauptete, daß Gott ihn als einen Engel vom Himmel herabgesendet habe, die Einkünfte des Klosters zu vermehren, und die Mönche, die er gar sehr als lasterhafte Menschen anklagte, zu bestrafen und zu bessern. Diese lehrern Worte bewirkten, daß Hartungus mit seinem geheimen Anschläge herausplagte. Plazidus stellte sich ganz entzückt über die Größe des Geistes des P. Priors, bat ihn, sich durch keine Schwierigkeiten von seinem Vorhaben abschrecken zu lassen, winselte bittere Klagen über den Aberglauben und die Vorurtheile der Mönche, und bot ihm seine Hülfe in der Ausführung des Vorhabens an. Hartungus ging vergnügt von diesem Heuchler hinweg, und freute sich nicht wenig, einen neuen Mithelfer erworben zu haben. Plazidus ärgerte sich zwar nicht wenig über die Eitelkeit des Priors, und über seinen mißlungenen Versuch, und hielt sich für verbunden, dem freundschaftlichen Wecheler zur Entschädigung eine neue Summe zu übersenden: allein er konnte sich nicht enthalten, über die Offensurbarkeit und Einfalt des P. Priors aus vollem Halse zu lachen. Wie der auf dem unsicher

ren Meere herumirrende Seefahrer, wenn es ihm an Lebensmitteln zu mangeln anfängt, sich freuet, sobald ihm die oberste Schilfwacht frohebotend Land! Land! rufen: so freuete sich auch Plazidus, als Hartungus ihm entdeckte, daß er gesonnen sey, die Wüste zu bessern und sie vom Aberglauben und Vorurtheilen zu säubern. Er glaubte nunmehr die Klippen ganz gewiß entdeckt zu haben, an denen Hartungus scheitern würde. Er kannte die Gefährlichkeit dieses Unternehmens. Er wußte, daß man den Prälaten und alle Mönche überhaupt auf keiner empfindlichern Seite angreifen könnte, als wenn man ihrem schiefen Kopfe eine andre Richtung zu geben, oder ihre bißigen Rechtgläubigkeit verächtlich zu machen versuchte, und er war vergewissert, daß ein ewiges Gefängniß die gelindeste Strafe für ein solches Unternehmen seyn könnte. Um den Hartungus nicht etwa von seinem Unternehmen abzuschrecken, verschwieg er allen, ausgenommen seinem geliebten Isidor, auf dessen Verschwiegenheit er sich ganz sicher verlassen konnte, diese Entdeckung des gefährlichsten Vorrathens.

Beide freueten sich schon im Voraus über den gewissen Fall ihres Feindes.

Zehntes Kapitel.

Ein Versuch von einer andern Art.

So gewiß P. Plazidus auch des Falles des P. Priors seyn mochte, so glaubte er doch, daß es ihm erlaubt sey, noch andre Versuche zu machen, um denselben zu beschleunigen. Er sah vorher, daß Hartungus nicht so frühzeitig an der Ausführung seiner Absichten arbeiten werde, und er trauerte ihm mehrere Klugheit und eine größere Behutsamkeit zu, als dieser wirklich hatte und beobachtete. Da nun sein Herz nach einer frühzeitigen Reife dürstete; so glaubte er keinen Versuch vorbegehen lassen zu dürfen, der jenen bestricken und seinen Fall beschleunigen könnte.

Hartungus befand sich iht in jenen Jünglings Jahren, in welchen wir, nach der Aussage geschickter Naturforscher und Aerzte, am wenigsten im Stande zu seyn scheinen, den Anlockungen und Reizen schöner Mädchen zu widerstehen. Seine blühende Gesichtsfarbe, die Röthe, welche seine Wangen überlief, wenn in der Conferentia caluum das sechste und neunte Gebot ganz genau aufeinander gesetzt und untersucht ward, zeugte von seinen noch nicht abgetrobnen Leidenschaften. P. Plazidus, der wie manche Heterodoxe Göttergelehrten von übernatürlichen

Gnadenwirkungen — durch welche wir nach dem
 Beweisen der eifrigsten Ortoboren in den Stand
 gesetzt werden, allen fleischlichen Versuchungen
 des Teufels zu widersprechen — nichts oder nur
 sehr wenig glaubte; versprach sich davon sehr
 wichtige Vortheile, besonders da ihm die Liebe
 des Priors zu Zephien nicht unbekannt und er
 also berechtigt war, zu glauben, daß derselbe
 nicht unter die Klasse der Kenekrotiker gehöre.
 Obschon dieser Mönch über diese Jahr hinweg
 war, in welchen wir uns in den Umarmungen
 schöner Mädchen glücklich glauben; so fand er
 doch noch immer an ihrem Anschauen ein heiliges
 Vergnügen. Er war auch über diesen Punkt
 sehr beredt. Wenn nur irgend von Mädchen
 gelaßt ward; so behauptete er, man könne von
 der Schönheit der Kreaturen auf die Schönheit
 des höchsten Wesens schließen, und man werde
 durch nichts mehr zur Liebe Gottes angefeuert,
 als wenn man eine Schönheit betrachte. Aus
 dieser Absicht allein, sagte er, müsse man das
 schöne Geschlecht anschauen, jedes andre sey sündlich;
 aber es sey auch Unsinn oder wenigstens
 Unverstand, wenn gewisse Theosophen alles Anschauen
 untersagen. Er liebte diese Theorie so
 sehr und war von der Nutzbarkeit und Güte desselben
 so fest überzeugt, daß er es sich, so lang er
 Günstling des Prälaten war, hätte angelegen

fern lassen, nur solche weibliche Geschöpfe in die
 Klosterdienste anzunehmen, durch deren Vorschau-
 en er jene vortheilhafte Absicht erreichen konnte.
 Besonders verlor er sich sehr oft in dem Betrachte
 eines jungen Mädchens, welches in dem Klos-
 ter das Amt einer Bettmachersin und Aufseher-
 rin der Mäße bekleidete. Dieses geistige Ver-
 schäuen verwandelte sich nach und nach in eine
 gewisse Vertraulichkeit, welche ihn der Liebe des
 Höchsten vergessen machte, und bloß das schöne
 Mädchen lieben ließ. Die geheime Vertrau-
 lichkeit, in welcher er mit ihr lebte, hatte die
 schlimme Folge, welche der Umgang mit dem
 schönen Geschlechte oft zu haben pflegt. Um
 die Wirkung der Vergessenheit seiner theoreti-
 schen Grundsätze den Augen der Mönche und der
 übrigen Menschen zu verbergen, hatte er schon
 beschlossen, seine Geliebte aus dem Kloster hin-
 weg zu schaffen und sie anständig an einem ent-
 fernten Orte zu unterhalten. Das Mädchen
 war um so williger seinen Entschluß zu befre-
 dern, da sie vorher sah, daß die Bekanntma-
 chung der wahren Lage der Sachen ihr sowohl
 als dem P. Plazidus weit nachtheiliger wer-
 den würde. Dieses würde alles mit so vieler
 Klugheit und Vorsicht veranfaßt werden
 seyn, daß keine menschliche Seele auf die Ver-
 muthung des wahren Zusammenhangs gekom-

men wäre. Der Fall des P. Plazidus verzögerte zwar die Ausführung dieses Vorhabens, würde dieselbe aber dennoch nicht verhindern haben, wenn er nicht auf den Gedanken gekommen wäre, den Prior Hartungus durch dieses Mädchen zu verführen. Er beschloß — so boshaft war er — ihn dann von dem Mädchen als den Urheber alles Uebels angehen zu lassen, und da er keine Summen sparte, und noch dazu seinem Klärchen (so hieß das Mädchen) die anständigste Versorgung versprach: so glaubte sie zu ihrem Vortheile nicht besser handeln zu können, als wenn sie sich nach den Wünschen ihres Freundes bequeme. Anfangs äußerte sich bey Klärchen einige Gewissenhaftigkeit, die aber Plazidus gar bald besiegte. Er nahm es über sich seine Freundin in der Kunst zu unterrichten, wie das Herz dieses Jünglings am leichtesten zu bestreichen sey. Sein Unterricht gründete sich auf die Beobachtung des Herzens desselben. Er abstrahirte aus Thatfachen allgemeine Regeln, und glaubte ganz gewiß, daß Hartungus diesermal ganz gewiß seinen Fallstricken nicht entgehen werde, besonders da er Apolloniens Geschichte eifrig studirt, und von Klärchen die nöthlichen Künste anwenden ließ, deren sich jene bedient hatte. Aber leider! war Klärchen keine Apollonie, und was unsre Leser vermuthlich sich schon

werden vorher gesagt haben, der Versuch missling. Umsonst lächelte sie ihm zu, umsonst bemühte sie sich durch ihre angenommene Järllichkeit ihn zu fesseln, umsonst bot sie ihre Reize auf, umsonst gab sie ihre Absichten deutlich zu erkennen, umsonst versuchte sie alles, was nur irgend ein Mädchen versuchen kann, um einen järllichen Jüngling zu verführen, umsonst gab sie ihre Absichten deutlich zu erkennen. Hartungus blieb kalt. Sie drückte ihre Liebespfeile auf ein Herz ab, welches schon zu sehr verwundet war, als daß noch irgend ein Pfeil die gewünschte Wirkung hätte hervorbringen können. Hartungus widerstand dieser grossen Versuchung nicht widerstanden haben, da Klärchen nicht nur eine feine Geistesbildung hatte, sondern auch wirkte sich eine Schwester der Grazien zu fern schien, welche, wie bekannt, eine so anziehende Kraft für die Herzen järllicher Männer haben; als sein sein Geist war noch zu sehr mit Sophien und Julien vereint, und er achtete die erstere zu hoch und liebte die zweite zu sehr, als daß er an seiner Freundin und Geliebten diese Untreue hätte begahen können. Plazidus bewunderte die Zandhaftigkeit des Priors und zerbrach sich bald den Kopf über der Enträthselung dieser moralischen Seltens:

heit, ohne auf die wahre Spur zu kommen. Da ihm dieser Versuch wieder mißlungen war, so glaukte er doch auf die Zukunft bedacht seyn zu müssen. Er drehete und wendete also die Sache so lang, und ließ Klärchen so unverschämte Angriffe wagen, bis Hartungus endlich aus einem übertriebenen Eifer, der ihm in der Folge vielleicht zum größten Nachtheil gereichen dürfte, das gefällige Mädchen aus dem Kloster hinwegjagte. Dieses wünschte eben Plazidus. Er hatte schon für seine Geliebte gesorgt. Sie mietete sich ohnweit dem Kloster in einem Dörschen ein, und würde in dieser Einsamkeit Zeit genug gehabt haben, ihre Nachgiebigkeit oder vielmehr die Vergessenheit des P. Plazidus zu betrauen, wenn dieser nicht Gefälligkeit genug gehabt hätte, sie durch seine öfteren Besuche und Goldvollen Hände aufzumuntern, und durch das Beschauen dieser Schenheit nach seiner alten Theorie die Liebe Gottes in seinem Herzen zu erneuern.

Elftes Kapitel.

Wieder etwas von Liebe.

Die härtigen Philosophen des grauen Alterschums und die vortreflichen Moralisten und Theologen in unsern aufgeklärten Zeiten, welche die geheime Vertraulichkeit mit schönen Mädchen unbarmherzig verdammen, weil dieselbe theils den Geizhen aller vollzogenen Staaten zuwider ist, theils die Glückseligkeit des einzelnen zerstören — diese Herrn also haben sich von jeher angelegen seyn lassen, Mittel zu erfinden, durch welche diesem Uebel vorgebeugt werden könnte, und sind darauf bedacht gewesen, dem wünschenden Jünglinge gegen das von den feurigen Lippen oder dem waltenden Busen eines schönen Mädchens eingefogene Gift ein Gegengift zuzubereiten. Stolz und Eitelkeit verführen dieselbe mit der ihnen eignen Treulosigkeit zu behaupten, daß sie jene entdeckt, dieses erfunden haben. Fürsten! — rufen sie und stellen sich ganz begeistert, und scheuen von der Liebe zur Tugend zu glücken — Fürsten! wenn euch das Wohl eurer Unterthanen am Herzen liegt, wenn ihr dem ausschweifenden und üppigen Leben eurer Untergebenen vorbeugen oder wenn dieses schon eingedrungen ist,

Einkauf thun wolle, so mach, daß alle eure Untertanen beschäftigt seyen. Legt Arbeitshäuser an, und laßt jeden, der inäffig gefunden wird, in dieselben zwingen. So und auf keine andre Art werdet ihr eure Absichten erreichen. Sie dissertiren denn ein langes und ein breites über die Nothwendigkeit eines solchen Verhaltens, und machen es dem guten Fürsten endlich zur Pflicht, so und nicht anders zu handeln. Dann nehmen sie eine hohe Weisheits Mine an und reden als strenge Sittenrichter und Despoten über die Gewissen der Menschen zu den Jünglingen. Sie beschwören sie, die Alten bey alten unsterblichen Göttern, und die Neuen bey einem Gotte, auch manche bey der h. Jungfrau Maria, den Versuchungen zu widerstehen, und rathen ihnen als das einzige sichere Mittel eine ununterbrochene Beschäftigung an.

Aus metaphysischen oder psychologischen Grundätzen läßt sich die Güte ihres vorgeschlagenen Mittels leicht erweisen. Ein Mann oder Jüngling, der Tag und Nacht auf offner Straße Holz hackt, oder ein anderer, der die ganze Zeit seines Lebens mit Alten schreiben — auch mit Bücher schreiben? — noch probater! — zubringt, kann ohnmöglich in den Armen einer Soidien der Weltlust genießen. Allein zum Unglück für euer System kann kein Sterblicher unaufhörlich an

Seiten, er muß Erholungsstunden haben und
 neue Kräfte sammeln. Und in diesen Stunden
 den Gedanken an Liebe, diesen allmächtigen Trieb
 der Natur vergessend zu machen, einen andern
 an seine Stelle zu pflanzen, dieses Mittel, mei-
 ne Freunde, habt ihr leider! noch nicht erfunden.
 Wer war wohl mehr beschäftigt, als der große
 Perikles? Und doch eilte er nach dem entschiede-
 nen Wohl Athens von dem Rathhause in die Um-
 armungen seiner Aspasia! und doch, behauptet
 der muthwillige Aristophan, war diese ardenis-
 ensische Juno in ihren ältern Tagen, da sich ihr
 Reize in die Grenzen des gewöhnlichen zurück-
 gezogen hatten, gezwungen, für ihren Juvener
 ein Serail zu unterhalten. Hüpfte nicht Alci-
 biades aus dem Beite einer schönen Tänzerin
 noch trunken von genossener Wollust in die Ver-
 sammlung der Häupter Athens, und von dieser
 in die Umarmungen seiner Geliebten zurück? Und
 so könnte ich noch eine Menge ähnlicher Beispiele
 anführen, wenn ich vermuthen könnte, daß ihr
 daran Gefallen haben würdet. So ist — ihr
 müßt es mir doch vergönnen noch ein Beispiel
 anzuführen — der Prior Hartungus die neue-
 ste Widerlegung eurer Grundsätze. Zwar hat-
 te er nicht so wie Perikles oder Alcibiades für
 das Wohl eines ganzen Staats zu sorgen, er
 war aber doch immer so sehr beschäftigt, daß

euer Mittel gewiß gute Wirkung hätte gehabt
 haben, wenn es sonst nur probat wäre. Be-
 denke selbst, wie viel Zeit dazu erfordert werde, die
 Angelegenheiten des Klosters in allen Provinzen
 zu besorgen, die mannigfaltigen beträchtlichen Rechi-
 tungen der Klosterregimenten nachzusehen, die
 Vergnügungen und die Tafel des Prälaten anzur-
 ordnen, seine Gesellschaft zu unterhalten, als
 Prior die Ordnung im Chor zu befordern, und
 überdieß noch einen Plan zur Verbesserung der
 Mönche zu entwerfen? Und doch entfloß Har-
 tunus wöchentlich einigemal seinen Arbeiten
 und eilte, in den Armen der geliebten Julie aus-
 zuruhen, und küßte von ihren Lippen die We-
 lthe der ädeltlichsten Liebe hinweg. Wir wünscht-
 en freilich, wie alle rechtschaffne Theologen, daß
 er aus seinem Traume erwache, Julien ver-
 lassen und auf die Bahn der Tugend zurückkeh-
 ren möchte. Aber was hilft unser Wünsch,
 wenn die Vernunft noch von der Leidenschaft über-
 täubt ist oder in ihren Fesseln liegt? Laßt also
 immer, geliebte Freunde! seine Leidenschaft aus-
 toben. Von selbst wird er zurückkommen, und
 sich und seine Thorheit beweinen. Freilich nur
 ein schlechter Trost, aber doch der einzige, den
 wir bey solchen Umständen haben können. Wir
 haben gegründete Hoffnung, daß dieser Zeitpunkt
 nun nicht mehr fern sey.

Der gütige Vater wird sich noch des Antrags entsinnen, den wir dem P. Karl dem vertriebenen Prior im vierten Kapitel machen ließen. Er hatte zwar denselben angenommen und beschlossen bald den Anfang mit seinem geistlichen Unterrichte zu machen. Da aber seine Erhebung dazwischen kam, und Julie, die in der That weiser sehen konnte als P. Karl, ihn sehr oft bat, dieses fromme Geschäft noch zu unterlassen; so hatte er sich genöthigt gesehen, dasselbe einige Monate zu verschieben. Und P. Karl willigte selbst in den Entschluß des Prior Hartungus, da er in dem Herzen desselben noch immer das erste Feuer der Liebe glühen sah. Wenn er also einst seinen Unterricht anfangen und dann bemerken wird, wie sehr er sich in Juliens Charakter geirrt, so glauben wir, wird sein verwundetes Herz geheilt, und er wieder Hartungus seyn.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Orden hält ein Generalkapitel.

So wie in einem wohlgeordneten weltäufigen Staate die Häupter der verschiedenen Provinzen zu gewisser Zeit zusammen kommen, die Krankheiten des grossen Körpers zu untersuchen, vereint auf die besten Heilungsmittel zu sinnen, und überhaupt sich zu bemühen, die Glückseligkeit des ganzen so wohl als des einzelnen zu bewirken: so haben auch die Mönche solche zu so vortheilhaftigen Absichten hinwirkende Zusammenkünfte nachgeahmt. Sie haben ihren Staat in mehrere kleine getheilt, und jedem einen kleinen König vorgelegt, von welchem alle Oberen seiner Provinz abhängen, der aber ebenfalls von dem grossen Könige des Ordens beherrscht wird. Um den mannigfaltigen Uebeln vorzubeugen, welche aus einer unbeschränkten Monarchie dem Mönchswesen entspringen könnten, haben sie die Herrschaft der kleinen Könige durch die Macht der Vögte, und die Tyranny des grossen durch das Ansehen der kleinen beschränkt. Und so sind

die Prälaten den Landesfürsten mancher Staaten ähnlich. Die kleinen Könige sind unter dem Nahmen der Kongregationspräsidenten und Provinziale, die großen unter dem Titel Ordensgeneral oder Protektor des Ordens, die jederzeit zu Rom residirt, bekannt. Alle drey Jahre versammeln sich die Prälaten aller Klöster mit ihrem Präsidenten oder Provinzial an einem meistentheils in der Mitte der ganzen Provinz gelegenen Orte, um über die Verbesserung der Klosterzucht zu entscheiden, Dispensationen zu bewilligen, die Prozesse einzelner Klöster zu schlichten, und, kurz, das Wohl aller Klöster insbesondere und der ganzen Provinz zu befördern. Wenige Tage nach der Erhebung des Prior Hartmann zum ein solches Generalkapitel des Ordens.

Die kränklichen und schwächlichen Umstände des Prälaten oder vielmehr die Liebe zur Gemüthsruhe und die Furcht vor den Gefahren, denen jeder Reisende ausgesetzt ist, erlaubten diesem Hochwürdigem gnädigen Herren nicht, diese sechzig Meilen weite Reise zu thun. Da er aber gezwungen war, entweder in höchst eigner Person oder wenigstens durch einen Abgeordneten zu erscheinen; so entdeckte er seinem Günstlinge das Anliegen, welches ihn beunruhigte, und ersuchte denselben, so ungern er auch dieses zu thun vermochte, seine Person zu vertreten. Die Meinung

zum Reiten, die den Hartungus von Jugend auf gequält hatte, und die er nur selten hatte befriedigen können, machte es, daß er mit Freuden in den Antrag des Herrn Prälaten willigte. Noch eine andre aber geheime Ursache vermehrte seine Freude. Er liebte noch immer seine Sophie sehr zärtlich, und wünschte nichts so sehr, als sie noch einmal zu sehen und zu sprechen. Er hatte sich seit der letzten Trennung immer bemüht, ihren Aufenthalt auszuforschen, ohne daß es ihm gelungen wäre, denselben zu entdecken. Seine verdoppelten Witten hatten den P. Karl, aus Gründen, die jeder Leser errathen kann, nicht bewegen können, dieses Geheimniß auszusplaudern. Und die andern Mönche waren entweder zu bochhaft oder zu abergläubisch, als daß sie ihm diese Gefälligkeit hätten erweisen sollen. Er mußte also von Sophien ihr eben so wenig, als an dem ersten Tage nach der unglücklichen Trennung. Indessen hatte er doch eine Menge Gründe, die ihn bewegen, zu glauben, daß Sophie in irgend einem Kloster unter der Tiranney einer alten Abtissin oder Priorinn saesse, und ihm vielleicht — endlich einschlüpfte doch einmal seinem liebenden Herzen dieser schöne, die baldige Wiederverkehr zur Tugend verständigende

gende Gedanke! — treuer sey als er ihr bisher gewesen war. Da er auf dieser Reise in sehr viele Nonnenklöster kam, und in manchem zu übernachten gezwungen war, so vermuthete oder wünschte er vielmehr, seine geliebte Sophie hier zu finden. Und dieser entzückende Gedanke war es, welcher seine Freude vergrößerte. So bald Hartungus eingewilligt hatte, ward der Prälat von neuem beunruhigt, wen er ihm zum Gesellschafter bestimmen sollte, da es nicht wohl schicklich war, eine so weite Reise und noch dazu auf das Generalkapitel allein zu thun. Hartungus half ihm frühzeitig aus dieser Verlegenheit, indem er ihn insändigt bat, den P. Plazidus dazu zu ernennen. Hartungus hatte hieby nicht die geringste staatskluge Absicht, wie man etwa vermuthen könnte; er wünschte sich einen Freund zum Gesellschafter, er hies diesen Mönch für den seinigen, und diesen und keinen andern Grund hatte er, den Prälaten zu der Einwilligung zu bewegen, die dieser freilich nicht sehr bald gab, da er noch immer die Untreue desselben nicht vergessen konnte. So unschuldig also auch immer seine Absicht seyn mochte; so hätte er doch nicht staatsklug handeln können. P. Plazidus würde gewiß keine Mühe gespart haben, während seiner Abwesenheit eine Verfolgung

gung wider ihn anzusetzen, die sehr leicht, besonders bey einem so außerordentlich schwachen Prälaten gefährliche Folgen für ihn hätte haben können. Da er auf diese Art das Haupt der Verschwornen entfernete, so war von der übrigen Meute wenigstens nicht so vieles zu befürchten.

Der Prälat hatte also kaum seine Einwilligung gegeben; als er so gleich einen Bedienten zum P. Plazidus hinstiegen und ihn herbeizuleiten hieß. Die Freude dieses Mönchs, daß er doch einmal wieder das Zimmer des gnädigen Herrn betreten durfte, befühlte seine Hüfte, und er war augenblicklich da, um sich nach den Versetzen Sr. Hochwürden Gnaden zu erkundigen. Wie das kleine Kind unentschlossen da steht, wenn es zwischen der schönen Birn und einem rothen köstlichen Apfel wählen soll; so Plazidus zweifelhaft, als ihm der Willen des Herrn Prälaten bekannt gemacht wurde. Einmal schien ihm die Gelegenheit sich an seinem Feinde zu rächen, zu schön, als daß er sie ungenutzt vorbegehen lassen sollte, und er lenkte daher seine Willenskräfte auf den Entschluß, den Antrag auszusprechen. Dann bemächtigete sich wieder die Furcht; den Prälaten durch eine verneinende Antwort zu erzürnen, die Hoffnung, dadurch Gelegenheit zu finden, sich bey dem Prälaten wieder einzuschmeicheln, und der Gedanke, daß er durch den

P. Isidor' alles sehr gut ausführen lassen. Was ne, seiner Seele so sehr, daß er sich auch endlich entschloß, in den Antrag zu willigen, und Seiner Hochwürden Gnaden in aller Unterthänigkeit für die so hohe Gnade zu danken.

Zweites Kapitel.

Anstalten zur Abreise. Järllicher und politischer Abschied.

Wenn ein anderer ehrlicher Mann gezwungen ist sich einige Wochen von seiner Familie zu trennen; so packt er einige Stunden vorher die nöthwendigsten Sachen zusammen, umarmt seine Frau, küßt und segnet seine Kinder, und läßt sich dann von dem unbarmherzigen Postknecht forttrumpeln. Allein der Kleinigkeits Geist der Mönche ist mit dieser kurzen Anstalt nicht zufrieden. Diesen zu charakterisiren, wollen wir eine getreue Erzählung von den Anstalten machen, welche zu der Abreise des Prior Hartungus und P. Plazidus gemacht wurden, und kürzlich der Feiertlichkeiten erwähnen, welche vor und bey dem Abschiede bezaugen werden.

Noch zwey Tage waren bis zur Abreise übrig, als beyde ihre Kleider und Wäsche zusam-

menpackten, und dem Bedienten zur Verwahrung übergaben; welcher sie auch in einige feste Kisten verschloß, und dem P. Prior, den Schlüssel dazu zurückbrachte. Plazidus versammelte sich mit seinen getreuen, gekörnten Freunden, und trug dem P. Isidor sogleich auf von der erwünschten Abwesenheit ihres Feindes so vielen Nutzen als immer möglich zu ziehen. Da alle dafür hielten, daß Hartungus eben so wohl als sie aus Fleisch und Blut zusammengesetzt sey; so schlossen sie aus dessen gegen Klärchen beobachteten Betragen, daß er ein andres Mädchen liebe. Dieses auszuforschen ward allen inégesammt aufgetragen. P. Isidor nahm es aber sich, dem Prälaten vorläufig von den ketzerischen Grundsätzen und den gesetzwidrigen ehrgeizigen Absichten des Prior Hartungus einen Wink zu geben, und von dem Betragen des Priors gegen den P. Plazidus auf die Unschuld und Rechtfertigung dieses Mönchs einzulenkten. Ueberdies küßelte er noch dem P. Plazidus ins Ohr, daß er das Zimmer des Priors ausschließen oder erbrechen, und dessen Schriften durchsuchen wolle, um vielleicht Beweise seiner ketzerischen Denkungsart zu finden. Die Gesellschaft trennte sich nach einem oft wiederholten Herumirrteln aus grossen Pokalen.

Hartungus hatte ganz andre Geschäfte. So kurz auch seine Abwesenheit war, so konnte er doch nicht wegreisen ohne zuvor seine geliebte Julie gezeihen und von ihr Abschied genommen zu haben. Er beurlaubte sich also Tags vorher von dem Prälaten, und flog zu seiner Schönen, welche von tausend Liebesgöttern umflattert, in der Gesellschaft der zärtlichen Grazien die Ankunft ihres Geliebten erwartete, der ihr hatte sagen lassen, daß er sie an diesem Tage besuchen werde, doch die Absichten des Besuchs zu entdecken. Er kömmt. Die Hälfte der Liebesgöttern eilt dem schönen Adonis entgegen und streuet vor seinen Tritten Myriaden Rosen, damit er ja nicht seinen Fuß verletzen, und ihm immer der angenehmste Wohlgeruch entgegen blühe. Er tritt in dem Tempel ein, in welchem sich die schöne Julie durch die Lieder der gefühlvollen Sappho und des Liebesingenden Anakreon zur zärtlichsten Ummarmung vorbereitet hatte. Alle Liebesgötter umhülfen ihn, und beugen sich bis zur Erde hinab vor dem Geliebten ihrer Voberherrin, und beten ihn an. Sie stiegen sich in die Arme; und küßten sich von ihren Lippen die Beweise ihrer Glückseligkeit hinweg. So schön, dächte ihn, war Julie noch nie. Ihr waltender Wufen, der an seiner Brust glühte, und bald der Ebbe, bald der Fluth glich, vermehrte

das in seinem Herzen lodrende Feuer. Sie waren in dem kleinen Tempel, wo jedes Plätzchen die seligsten Erinnerungen zurückruft. Lange standen sie verstummt, und sprachen sich nur durch ihre von Liebe trunkene Blicke und zärtlichsten Küsse zu. Endlich öffnete er seinen Mund. Julie! sprach er, ich muß mich einige Wochen von dir — von dir liebes Mädchen trennen. Nur dann, wenn wir überzeugt sind, daß es einen gewissen Abnundungs oder Vorherles humasgeist gebe, können wir glauben, daß Julie wenigstens eben so bestirzt war, als ob es von einer ewigen Trennung die Rede wäre. Es ahndete ihr nemlich, sie werde den Prior Hartung aus nie wiedersehen. Dieser Gedanke fuhr in ihre Seele, so bald er ihr seine Entfernung bekannt machte. Und du wolltest, könntest mich verlassen? mich? „Ich muß, erwiederte er“ und erzählte ihr, was wie den Lesern schon vorher verriethen. Sie ergab sich in das Schicksal, welches ihr zu hart zu seyn schien. O vergiß nicht, rief sie nach seiner geendigten Erzählung, meine Liebe krankes Herz durch öftere Gedanken an mich zu erquickern. Meine Liebe ist zu groß, als daß ich nicht allezeit fühlen sollte, wenn du dich an meine Umarmungen, an meine Liebesbecken küsse — — zurückerinnerst. Ein tiefes Erillschweigen herrschte. Mit bangen forschenden

Auge versuchte sie in seinen Augen zu entdecken, ob er sie wahrhaftig so liebte, als er sie zu lieben vorgab. Und sie entdeckte seine grenzenlose Zärtlichkeit und Liebe; sie entdeckte, oder glaubte wenigstens entdeckt zu haben, daß er sie so heftig, so zärtlich, so innigst liebe, als ein Jüngling nur immer ein Mädchen lieben kann. Wennerell umschlangen sie sich von neuem, die feurigste Wollust durchströmte ihre Körper, sie vergaßen ihr Wandeln auf der Erde, glaubten sich in Elysium

— — —. Möchten doch meine alten Freunde ihre kalten Herzen dann und wann durch den Umgang mit schönen Mädchen erwärmen; so würden sie nicht so kalt, und mit so boshaften Lächeln auf Unglückliche herabschauen. Mitleidige Jähren würden sie dem Glenden zu weinen, und — anstatt durch ihre boshafte Schadenfreude sein Glend zu vermehren, das sie vielleicht auch erzeugten, — ihm helfen! — —.

Hartungus blieb bey seiner verklärten Julie noch einige Stunden. Wir überlassen; daß wir uns zur Schilderung dieser Scene ganz und gar unfähig fühlen, der Einbildungskraft unser Leser, sich die endliche Trennung der beiden Liebenden so rührend und so zärtlich zu mahlen als es nur in ihren Kräften steht. Sie können ihn hundertmal in ihre Umarmungen zurückeilen, hundertmal denselben wieder entfliehen, und tau-

Endmal von ihren schönen Lippen die Derrisse ih-
 rer Liebe einsaugen lassen. Sie werden sich nicht
 trennen, und wir glauben vielmehr, daß sie sich die
 Trennung nicht natürlich genug werden vorstellen
 können. Endlich entriß er sich ihren zurdhols-
 tenden Armen, und ging langsam nach öfterem
 Zurdablicken, in das Kloster. Eine nothwen-
 digste Verrichtung war ihm, den P. Kgl zu be-
 suchen und zu bitten, während seiner Abwesen-
 heit seine Geschäfte zu besorgen. Dieser Mönch
 war auch so gütig, daß er sogleich in die Ueber-
 nahme der klösterlichen Angelegenheiten einwi-
 sligte. Endlich erschien der zur Abreise bestimmte
 Tag. Die Postperde waren erst des Nachmitt-
 tags gegen drey Uhr bestellt. Ein fröhliches Glas-
 mal ward aus keiner andern Absicht gegeben,
 als, um den beyden Reisenden desto öfterer eine
 glückliche Reise zutrinken zu können. Eine
 Menge Gäste waren dazu eingeladen. Sie er-
 schienen und freueten sich mit den Mönchen we-
 gen des guten Weins, den der Prälat dem Pri-
 or Hartungus zu Ehren im Ueberfluß hatte
 aufsetzen lassen, und der köstlichen Speisen hal-
 ber, die der Bruder Koch zubereitet hatte. Nach
 aufgehobener Tafel ward von neuem Abschied ge-
 trunken und dieß wdhrete bis zur Vesper. Un-
 terdessen besorgte der P. Weinkellermeister einige
 Flaschenteller Wein, ohne welche kein Mönch

reisen zu können glaubt, für die Reisenden, und ließ sie wohl verwahrt in dem Wagen einpacken. Endlich rief die Sebethglocke die Mönche zu ihrem größten Verdrusse von der Weinflasche in die Kirche. Die beiden Freunde gingen in ihren Reisefelleidern auch in dieselbe. Man betete mit Innbrunst zu Gott, seinen heiligen Engeln, der den jungen Tobias so glücklich geleitet hat, zum Begleiter und Beschützer zu geben, und sie glücklich wieder zurückführen zu lassen. Die Mönche sangen die Vesper an. Hartungus und Plazidus entferneten sich, setzten sich in den Wagen und ließen sich von vier dürren Postpferden fortschaukeln. Wir rufen ihnen ebenfalls nach — Gott beglücke eure Reise.

Drittes Kapitel.

Etwas über Julien's Herz.

Während das Plazidus und Hartungus ihre Reise beschleunigen, wollen wir uns einige Augenblicke zu Julien verfügen, deren Augen noch immer in Thränen schwimmen. Sie konnte den Gedanken noch nicht aus ihrer Seele verbannen, „sie werde den Prior Hartungus nie wieder sehen.“ Woher dieser Gedanke ent-

stand, mögen diejenigen entscheiden, welche sich mit der Untersuchung des menschlichen Kosfes beschäftigen. Genugt er war Julien unerträglich. Sie seufzte und weinte und winelte den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch; daß endlich die Dame vom Hause ihrer überdrüssig ward. Diese Frau, welche ein Mädchen nur nach dem Reichthum ihres Liebhabers schätzte; und die da durch Juliens Abhärmen die Abnahme ihrer anziehenden Reize und also auch ihres Gewinns befürchtete, sagte ihr rund heraus: „Was denn daran gelegen wäre, wenn er auch nicht wieder käme? Ist es der nicht, sprach sie, so ist es ein andrer, der vielleicht noch reicher ist, und mehr aufgehen läßt. Einem schönen Mädchen fehlt es nie an Liebhabern.“ So niedrig und so Kupplerin ähnlich auch die Reden dieser Dame waren, und so gewiß sie ein jedes Vortell: Mädchen getrüßet haben würden; so dachte Julie ihr doch zu erhaben, als daß sie dadurch hätte besänftigt werden können. Wir haben schon im ersten Theile erinnert, daß Julie gleich Anfangs eine zärtliche Liebe für den jungen Hartungus faßte. Jede Zusammenkunft machte ihn ihr schätzbarer und werthrer, als vorher; und ihre Liebe stieg immer in höhere Grade. Ihr Herz ward durch den öftern Umgang mit Hartungus verbessert, dessen Denkungsart zwar nach und

nach, je nachdem er mit der Wollust vertrauter wurde, in unmerklichen Graden immer mehr und mehr herabgestimmt wurde, der aber doch noch Liebe genug zur Tugend hatte, um sie anzupressen. Oft entwichen ihrem liebenden Herzen in einer einsamen nur von singenden Vögeln besuchten Grotte heimliche der halb verlassenen Tugend geweihte Seufzer. Sie machte sich selbst Vorwürfe den liebendwürdigsten Sterblichen hintergangen zu haben, und beschloß oft, ihm ihre wahre Geschichte zu erzählen, die Absichten des P. Karls zu entdecken, und ihn also die Täuschung zu benehmen, welche ihr allein die Liebe des Hartungus verschafft zu haben deutete. Allein sie fürchtete durch ihre Offenherzigkeit ihren Geliebten zu verlieren. Es besaß er, er möchte sie verlassen, vielleicht gar verachten. Und dieser Gedanke war eine Hölle für ihr Herz. Furcht und Ahnung ließen sie von der Ausführung des glücklichsten Entschlusses zurück. Dann und wann, wenn die schöne Aurora mit ihren Rosenfingern die Pforte des Himmels verhäutete, und die hohen Bäume im Garten vergoldete, oder wenn die ermüdete Sonne von dem Thron der Erde, den sie fruchtbar gemacht hatte, den majestätischen Abschied nahm, — oder wenn der häßliche Gesang der unnahelichen Nachtigall ihre Seele in die süßesten Träumereien einleitete,

te, und sie ganz Gefühl ward — dann erröthete sie vor sich selbst, wünschte schuldlos zu seyn, wünschte ihren Geist allein in den Geist des Prior Hartungus verwebt. Oft überraschte er sie in diesen Augenblicken, und sie entdeckte demselben ihre ganze Seele, nur verhehlte sie ihm ihre Geschichte und die Absichten des P. Karls. Sie schwuren sich dann ewige Liebe.

Man hat angemerkt, daß jene Augenblicke, in denen die Seelen der Liebenden ganz hin gerissen sind, allezeit die aller gefährlichsten seyen, und sie waren es auch jederzeit für den empfindsamen Hartungus und die zärtliche Julie. Und wenn dieser dann einige Thränen entschlüpfen, so vertheidigte Hartungus mit Wärme des Herzens ihre Handlungen. Er hielt sich überzeugt, daß der Allgütige ohnmöglich den Genuß der Wollust — und wie er glaubte — einen so keuschen Genuß in den Umständen und der Lage, in der sich Hartungus befand, mißbilligen könne. Seine Gründe hatten für Julien überwiegende Kraft. Welche haben es nicht für ein liebes Herz, wenn sie der Geliebte vorträgt? Ihre Gewissenhaftigkeit ward beruhigt. Nachdem Hartungus abgeresselt war, beweinte sie nicht so wohl den Verlust des Genusses der Wollust, als den Verlust seiner Gesellschaft, weil sie wirklich fand, daß sie täglich besser wurde. In diesem

leidenden Zustand blieb sie die ganze Zeit seiner Abwesenheit. Und nichts war im Stande sie zu trösten.

Viertes Kapitel.

Eurückungen des P. Isidor.

Die beyden Reisenden mochten wohl noch nicht den dritten Theil der Reise zurück gelegt haben, als Isidor, nach dem Entwurfe des P. Plazidus, beschloß das Zimmer des Priors zu erbreschen und seine Schriften zu durchsuchen. Da er also gegen Mitternacht vermuthete, daß die Mönche im ersten Schlaf versenkt von keinem Geräusche aufgeweckt werden könnten: so nahm er eine Blend-Laterne, zween kleine Leutern, und einen Dietrich mit sich; und begab sich nach der Zelle des Prior Hartungus. Ueber den Thüren aller Mönche waren aus zwey verschiedenen Absichten Fenster gemacht. Erstlich, damit der Prior ohne in das Zimmer zu gehen, sehen könnte, wie lang ein jeder Mönch Licht habe, und wenn er sich zu Bette lege; dann vermuthlich nach dem Rathe eines weisen Arztes, damit die Ausdünstungen, welche nothwendig in einem engen Verhältnisse, das zugleich das Schlafgemach

ist, Schaden verursachen müssen, einen freyen Abzug haben möchten. Der Baumeister des Klosters hatte wohl schwerlich daran gedacht, daß diese weißlich angebrachten Fenster einem rechtschaffnen Manne Schaden verursachen könnten, und daß ein gottloser Mönch durch dasselbe in die Zelle eines andern aus bösen Absichten steigen würde. Jüder, der weder von Pflicht noch von Tugend etwas wußte, der sich alles erlaube hielt, was er wollte, und den sein Eigennutz ansporete, den Hatz des Prior Hartungus zu bewirken, bediente sich dieses Fensters, weil er glaubte, daß die Erbrechung der Thür mit zu vielem Geräusche verknüpft, und überdies auch gefährlich sey. Er setzte also die eine Leiter an, hob das Fenster aus, nahm die zweite Leiter, brachte sie durch das Fenster, setzte sie auf der andern Seite an, und stieg auf diese Art glücklich in die Zelle des Priors. Es ist zwar nicht allen Mönchen erlaubt, in ihren Zellen verschlossene Kisten oder Pulte und Schränke zu haben, wenigstens ist es wider die Klostergesetze, wenn einer etwas in seinem Zimmer verschließt, allein dem P. Prior ist dieses aus mancherley Gründen vergönnt. Hartungus hatte ebenfalls ein Pult, in welchem er seine Briefschaften und Schreibzeug verwahrte. Da niemand sein Zimmer ohne seine Erlaubniß betreten,

und noch weniger seine Schriften durchsuchen durfte: so hatte er kein Bedenken getragen, seine geheimsten Gedanken dem Papier anzuvertrauen, war aber doch jedergit darauf bedacht, das Pult zu verschließen. Jüder sah dieses vorher, und eben deshalb nahm er einen Dietrich mit sich. So bald er also aus dem Zimmer war, eröfnete er mit dem Dietrich das Pult, und durchsuchte begierig die darin verwahrten Schriften. Das erste was ihm in die Augen fiel, war ein Tagebuch des Lebens des P. Hartungus. Ha! sagte er zu sich selbst, das muß ich mit nehmen. Hier wird Plazidus himelngliche Anlage finden. — Ein Brief von der Hand eines Frauenzimmers? rief er und öfnete so gleich denselben, Julie? geschrieben im Tempel der Grazien? Wer mag diese Julie seyn? wo ist der Tempel der Grazien? Er durchlas ihn. Der Brief war wirklich von Julien, und zwar in einem keuscheren Tone geschrieben, als jener der Lais an Aristipp, da er sich am Hofe des Dionys von Syrakus befand, aber doch wohlküstig genug, um den P. Jüder zu bewegen, ihn mitzunehmen. Die Worte genossenes Vergnügen, glückliche Erinnerung des schönsten Tages, und dergleichen mehr, welche hie und da im Briefchen zerstreut waren, und die Unterschrift keine dich ärtlichst liebende Julie bekräftigten ihn in seinem Entschlusse. Er

durchblätterte noch alle übrigen Schriften, fand noch kleine Aufsätze, die er des Mitnehmens nicht werth achtete; bis er endlich auf eine starke Schrift stieß, die seine Aufmerksamkeit regte machte. Der Titel war, Versuch einer strengen Uebersetzung der Ciceronianischen Bücher von dem Wesen und Eigenschaften der Götter mit philosophischen Anmerkungen. Mitgenommen, sagte er, hier werden wir Beweise seiner kezerischen Grundsätze finden. Ueber die Sitten, den Aberglauben, die Vorurtheile, und Irreligion der Mönche! — Philosophisch strenger Beweis, daß böse Handlungen zwar ewige Folgen haben werden, aber daß sie dereinst von den Empfindungen des Guten überwogen, und daß kein Mensch auch nicht der gottloseste von einem gütigen, weisen und gerechten Gott ewig bestraft werden könne, daß vielmehr jeder einst ewig glücklich werden müsse. Vortreflich! P. Prior murmelte er, die Strafen für ihre Kezerey werden hier auf Erden schon anfangen, mit Gott mögen sie sich abfinden. Nun haben wir zu unsern Absichten hinlängliche Beweise. Er schloß das Pult wieder zu, und da man die Thür der Zelle von innen öffnen konnte, so hatte er nicht nöthig, sich der Gefahr auszusetzen, den Hals zu brechen. Er schloß sie auf, nahm seine Reitern und die

gefun-

gesundene Beute mit, und entfernte sich entzückt über die glücklichste Entdeckung.

Seine Freude war zu groß, als daß er die bis zur Meiten noch übrige Stunden hätte schlafen können, er durchsuchte also das Tagebuch, und fand in demselben nicht nur die Geschichte der Liebe des Hartungus, sondern auch den Aufsatze des Mädchens. Er packte nachher alle Schriften sorgfältig zusammen, schrieb den P. Plazidus die Geschichte der Entdeckung, sederte denselben auf, sich dieser Beweise zur Ausföhrung seiner Anschläge zu bedienen, und schickte damit in aller früh einen Poren nach der benachbarten Stadt, um das ganze Paket auf die Post zu geben, welches auch mit der so gleich abgehenden Post fortgesendet ward. Damit es dem P. Plazidus ohne Vorwissen des Priors eingehändigt würde, hatte er es an einen seiner Freunde in dem Kloster, wo das Generalkapitel gehalten ward, adressirt, den er bey der Gelegenheits hatte kennen lernen, da er vor sechs Jahren mit Ihro Hochwürden Gnaden dem Herrn Prälaten auf dem Generalkapitel zu seyn, die Gnade gehabt hatte.

Fünftes Kapitel.

Der Prior Hartwigus auf dem Generalkapitel.

Wir hätten hier die schönste Gelegenheit unsern Lesern eine einbildsame, gelehrte und neugierige Reise zu beschreiben, und ihnen eine Menge Unterredungen, welche zwischen dem P. Prior und dem P. Plazidus verliefen, mitzutheilen. Die Bemerkungen des P. Priors würden sie vielleicht von der Schärfe des Verstandes und der Güte des Herzens dieses jungen Mönchs überzeugen, so wie die Reden des P. Plazidus in der Meinung bestärken, die sie vermuthlich von dem Charakter dieses Menschen schon haben. Wir würden uns auch nicht enthalten können, einige Kapitel damit anzufüllen; wenn nicht das Original das traurige Schicksal gehabt hätte, welches so viele Handschriften in Klöstern gehabt haben. Die Reisebeschreibung ist fast gänzlich durchgefressen. Nur noch einige Bemerkungen sind unverfehrt erhalten worden. Da wir also nur eine unvollständige Beschreibung liefern könnten, und zu gewissenhaft sind, die Lücken durch eine feine Erdichtung auszufüllen, so wollen wir die vier durchgefressenen Kapitel ganz überschlagen, und den P. Prior mitten unter fünfzig Prälaten und

sitzig Abgeordneten, welche aus den größten Absichten verkommen sind, besaßen.

Der Präses der Kongregation hatte früh um sieben Uhr in höchst eigner Person die hohe Messe vom heiligen Geiste gehalten, unter welcher alle anwesende Prälaten und Abgesandten aus den Händen des P. Präses das heilige Abendmal empfingen. Nach geendigter hohen Messe verfügten sich alle in den Saal. Der Vortand des heiligen Geistes ward von neuem angerufen. Dann eröffnete der Präses — bald hätten wir gesagt, die Schaubühne! — die Versammlung mit einer Rede in höchst elenden Latein, die er mit grosser Mühe herbeizerrte, von der die Anwesenden kaum so viel verstanden, daß sie das gewöhnliche Kapitelgeld nach der angeetzten Taxe erlegen und dann ihre Klagen vorbringen sollten. Das Geld ward bezahlt, und nun fing einer nach dem andern an, seine Klagen vorzubringen. Die meisten klagten über das Zunehmen der Ketzerei in Klöstern, und gaben als die vornehmste Ursache desselben an, daß so viele deutsche Bücher und Schriften der alten Heiden gelesen würden, und die Mönche mit Kettern umgingen. Die Reihe kam auch an Hartungus. Seine Rede war kurz, aber sehr gründlich, und in einem Latein, dessen sich auch der zweite Cicero, der große Cernisti, nicht hätte schämen dürfen. Er klagte

über das Laufen, Spielen, und unmäßige Essen der Mönche. Man konnte kaum das Ende seiner kurzen Rede erwarten, so sehr machte sie den Anwesenden Langeweile. Nachdem also alle mit einander ihre Klagen vorgebracht, und nur zwei dem Prior Hartungus bezeugpflichtet hatten, so ward durch die Mehrheit der Stimmen folgender Befehl gegeben:

„Die Prälaten und Prioren der Klöster haben genau dahin zu sehen, daß in ihre Klöster keine neuen deutschen und französischen Schriften, ausgenommen solche, welche von einem katholischen Bischof censurirt und approbirt sind, eingeführt werden. Die noch zu erwählenden Visitatoren sollen allen Untergebenen das katholische Glaubensbekenntniß abnehmen, und es von ihnen beschwören, auch dieselben das Gelübde des Gehorsams gegen das Generalkapitel erneuern lassen. Die Prioren sollen gleich nach dem Kapitel die Zellen der Mönche durchsuchen, alle nicht approbirt bey legerischen Buchhändlern herausgekommene Bücher, sie mögen einen Titel haben welchen sie wollen, so wie alle Schriften der alten gottlosen Heiden wegnehmen, diese giftige Bücher in der Bibliothek der verbottenen Bücher sorgfältig verschließen, und den Schlüssel dazu nie aus der Hand geben. Der

Umgang mit Kettern wird auf das strengste verboten. Da es aber Fälle geben kann, wo das Wohl des Klosters oder die Vermuthung, daß ein Ketter zum katholischen als sein seligmachenden Glauben durch die Bekannthschaft mit den Geistlichen übergehen könnte, eine Ausnahme von dieser allgemeynen Regel erfordern; so wird den Herrn Prälaten und den Prioren der Klöstern die Erlaubniß gegeben, aus obigen Gründen zu dispensiren: jedoch soll eine Unterredung nie anders als im Beysein des P. Priors und eines doctoris sacro - lances Theologiae oder in dessen Ermangelung eines Baccalaurei bibliae formati geschehen. Gegeben aus dem Generalkapitel der Kongregation unter dem Schutz der heil. Schutzengel unter dem Innsiegel des Ordens.

Fran. Xav. Abbe.

Albertus. Abbe.

Vize Präsident.

Präsident der Kongregation.

Michael Prior.

Secretär des Ordens.

Nachdem also dieser Befehl ausgefertigt und der Secretär dahin angewiesen war, ihn unter seinen Augen in der Druckerey des Ordens abdrucken zu lassen, so hielt der Vizepräsident das zweite hehe Amt. Es ward dem heiligen Geiste darin für die gnädige Erleuch-

lung und für den erwiesenen Verstand Dank gesagt. Nachdem das Te Deum laudamus unter dem Schall der Pausen und Trompeten abgeklungen war, versüßten sich alle zu dem grossen Gastmahl, erquickten ihren Körper und saugten durch den besten Wein und die ausgesuchten besten Speisen die Kräfte wieder, welche sie durch die grosse Anstrengung ihrer Gehirne verloren hatten. Am zweiten Tage wurden nach beendeter nemlichen Ceremonie *) von den hohen Anwesenden neue Klagen vorgebracht. Hartungus wiederholte seine vorigen, ohne daß man darauf mehr Acht gehabt hätte als Tags vorher. Durch die Mehrheit der Stimmen ward folgender Befehl gegeben:

„Es ist keinem Prälaten erlaubt, von der Mittewochs Fasten zu dispensiren. In allen Klöstern sollen auf diese Tage nur Fisch und Weispsen aufgetragen, doch die nemliche Quantität wie bey dem Fleische beobachtet werden. Die Montagfasten soll die ganze Zeit der Ordensfasten hindurch unverbrüchlich gehalten werden. Die Prioren der Klöster haben genau dahin zu sehen, daß nach dem Abende essen oder nach der Komplet kein Mönch sich

*) Zur Veränderung wurde die votiv Messe von der unbefleckten Empfängnis der allerseligsten Jungfrau Maria gelesen.

unterstehe mit dem andern zu sprechen. Sie sollen daher dreu bis viermal das Schlafhaus vstreuen, zusehen, ob jeder sich auf seiner Zelle befinde, eine Stunde nach dem Nachessen, das Schlafhaus zuschließen, und diejenigen, welche sich es etwa beyfallen lassen wollten, des Abends noch zu lesen oder zu studiren, erstlich mit freundschaftlichen Worten anzumahnen, von dieser Gottlosigkeit abzusehen, und wenn dieses nicht helfen sollte, durch harte Strafen zu zwingen, sich frühzeitig zu Bette zu legen, damit sie in der Meeten gehörig erscheinen können. Wer aus derselben weg bleibt, und sich bey dem P. Prior nicht entschuldigt, verfällt in die gewöhnliche Strafe der Gasten bey Wasser und Brod, wovon jedoch der Prior nach vorwaltenden Umständen dispensiren kann. Das vielstundiren wird untersagt, weil es unsern Gesezen schnurstracks zuwider ist. Daher sollen alle Mönche angehalten werden, täglich, wenn es das Wetter erlaubt, im Garten zu arbeiten, wenn sie sonst keine andre Handarbeit vornehmen können. Dieses ist nicht nur unsern Gesezen gemäß, sondern befördert auch die Gesundheit. Ubrigens wird allen Prälaten und Prioren befohlen, daß sie genaue Acht haben, daß die Reinigkeit der katholischen Leh-

re in den Herzen der Mönchen erhalten werde. Daher sollen keine andre Studien als die Aſſeſſiſch, Dogmatiſch, Kaſuiſtiſch und Jus canonicum erlaubt ſeyn. Der Lektor ſoll die Philoſophie über den Gouner, die Dogmatic über den Gibbon, die Moral und Kaſuiſtiſch über den Buſenbaum, Billuard oder Elbel und das Jus canonicum über einen bewährten alten Schriftſteller leſen. Andre Bücher ſollen nur wenigen und zwar nur ſolchen, von deren Orthodorie man hinlänglich überzeugt iſt, erlaubt ſeyn. Ohne Ausnahme aber wird das übermäßige Studiren verboten. Die genaueſte Befolgung dieſer Kongregationsgeſetze wird allen Viſitatoren, Prälaten und Prieſtern empfohlen, und ſie ſollen gehalten ſeyn, dem Generalviſitator des Ordens getreue Verichte abzuſtatten. Die Geſetze ſind auch für unfre geiſtlichen Miſchweſtern, wenn nemlich die das Studiren betreffende ausgenommen werden. Und da die Viſitatoren der jungfräulichen Klöſter beſonders darüber geklagt haben, daß ſich die Gott geweihten Jungfrauen oft ganze Stunden allein im Sprachhimer mit Fremden und Geiſtlichen unterreden, ſo haben die Viſitatoren den Abtiſſinnen, Superiorinnen und Priorinnen der Klöſter die ſchärſten Befehle zu geben, dieſe den Geiſtlichen

der Keuschheit nachtheilige Gewohnheit sorgfältig einzuschränken. Es soll daher keiner geistlichen Jungfrau erlaubt seyn, allein mit einer Mannsperson zu sprechen. Die Visitatoren sollen sich von den Respective Oberinen der jungfräulichen Klöster öftere Berichte ersinnen lassen und diese dem Generalvisitator zusenden. Unterzeichnet wie vorhin.

Die hohen Anwesenden verfügten sich, wie das erstemal, in die Kirche und dann zur Tafel.

Sechstes Kapitel.

Freude des P. Plazidus.

Da P. Plazidus kein Abgesandter war, so durfte er auch nicht an der Tafel der Prälaten und der Repräsentanten der Prälaten speisen; sondern mußte mit den übrigen seines gleichen essen. Sie gingen jederzeit eine Stunde früher als die andern zur Tafel, und stiegen schon wieder auf, wenn jene kaum angefangen hatten zu schmauszen. Sie waren also kaum mit dem Mittagsmahl fertig, als ihn P. Benediktus der Freund des P. Isidors das eben angekommenen Pacht in seiner Zelle übergab. Er erkundete es. Man muß eben so beschaff seyn, oder ein eben so geizloses Vergnügen an dem Wohlfühlen seiner Mitmenschen empfinden als er, wenn man die Freu-

de fühlen oder durch Worte ausdrücken will, welche in seiner niederträchtigen Seele erregt wurde, als er in dem Briefe des P. Isidors die Nachricht von der Keckerei und der Liebe des Hartungus las, und durch ein geschwindes Durchblättern des Tagebuchs und der Schrift von der Nichtewigkeit der Strafen, sich von der Wahrheit dieser Nachricht überzeugte. Er war vor Freude aufser sich. Nachdem sie endlich in so weit nachgelassen hatte, daß er fähig war, darüber nachzudenken, wie er den Prior Hartungus zum unglücklichsten Menschen machen könnte, so beschloß er Anfangs, mit diesen Verweisen auf das Generalkapitel zu eilen, und den Prior Hartungus förmlich anzuklagen. Er konnte hoffen, daß ein ewiges Gefängniß die geringste Strafe dieser Verbrechen seyn würde. Allein es ward von diesem Vorhaben durch zwei sehr starke Gründe abgehalten. Er befürchtete, und nicht ohne Grund, das Kapitel möchte in ihn dringen, anzuzeigen, wie diese Schriften in seine Hände gekommen. Er kannte die Strafe, welche darauf gesetzt ist, wenn irgend ein Mönch aus der Zelle eines andern und besonders eines Priors etwas hinwegnimmt. Nun war er zwar beschämt genug sich nicht darum zu bekümmern, es sein bester Freund Isidor darunter selbe oder nicht, wenn er nur seine Absichten erreichte.

Allein er glaubte, D. Hilder sey eben so gesunt als er, und würde sich kein Bedenken darum machen, den zum Untergange des Prior Hartungus gemachten Plan zu verrathen, so bald er wegen des Diebstahls bestraft würde. Um sich also der Gefahr nicht auszusetzen, selbst einige Zeit mit seinem vertrauten Freunde ins Gefängniß wandern zu müssen, gab er die Ausführung der augenblicklichen Rache auf. Ueberdies befürchtete er, Hartungus möchte ebenfalls das Verbrechen anzeigen, um deßwillen er in die Mgnade des Prälaten gekommen, und dann besorgte er eine doppelte Strafe. Endlich glaubte er, sey bey der Aufschiebung nichts verloren. Er beschloß daher, dem Visitator ihres Klosters im Geheim die Keßerey und Liebe des Hartungus zu entdecken, wenn er ihr Kloster visitiren würde, und dieser hatte alebann das völlige Recht die Schriften des Priors zu durchsuchen. Er packte also die Schriften wieder zusammen, schrieb an den D. Hilder, daß sie in Gefahr seyen selbst streng bestraft zu werden, wenn er ihn sogleich anklagen wollte, daß sie derselben entgehen könnten, wenn sie die Anklage bis zur Ankunft des Visitators verschoben, und daß bey der Aufschubung nichts verloren sey; und ersuchte ihn schließlich, alles wieder an die gehörige Stelle zu legen, so, daß Hartungus bey seiner Ankunft gar nichts

merken könne, übrigens aber von allem ein tiefes Stillschweigen zu beobachten. Er ließ sogleich das ganze Päck auf die Post abgeben, welches auch sogleich mit abgefendet wurde, und ten dem P. Jüder einige Tage eher als der Prior selbst, anlangte.

Siebentes Kapitel.

Der dritte und letzte Tag des Generalkapitels.

Der letzte aber feierlichste Tag des Generalkapitels erschien. Nachdem der Präses, wie am ersten Tage, das hohe Amt vom heiligen Geiste gelesen, und alle Anwesende das heilige Abendmahl aus seinen Händen empfangen hatten; so verfügten sie sich in den zur Versammlung bestimmten Saal. Der Präses dankte den sämmtlichen Prälaten für das Zutrauen, welches sie in ihn gesetzt, da sie ihn vor 3 Jahren zum Präses gewählt, und legte seine Stelle nieder. Das nemliche thaten der Vicepräses, der Generalviscitor und die übrigen Viscitatoren. Und nun ward zur Wahl geschritten. Der Präses und Vicepräses wurden von neuem bestätigt. Möchte ich aber doch das Erstaunen und die Verwunderung beschreiben können, in welche alle Prälaten und Prioren gesetzt wurden, als der

Secretär des Ordens erklärte, daß der Prior Hartungus zum Generalvisitator durch sechzig Stimmen erwählt worden! Alle standen von ihren Sitzen auf, blickten den Prior mit einer halb zornigen halb spöttischen Mine an, und sagten öffentlich, daß dieses ohnmächtig von rechten Dingen zugehe. Hartungus selbst traute seinen Ohren nicht, und fragte seinen Nachbar, ob sein Name genannt worden, welcher es höhnisch bejahte. Er warf sich also sogleich auf die Erde, wie es Sitte ist, und nahm durch diese Ceremonie das Amt an, und dankte dadurch sogleich den hohen Wählenden.

Aus allem, was wir bisher gesagt, können die Leser schließen, daß nicht das Verdienst sondern irgend ein Verthum dem Prior Hartungus zu dieser hohen Würde verholfen. Wir wollen ihnen erzählen, wie dieses zugegangen.

Die Stelle eines Generalvisitators ist so ansehnlich und so einträglich, daß viele sich dieselbe wünschten. Die Prälaten, welche nach dieser hohen Würde strebten, besuchten, wenn sie irgend einem alten Prälaten ihre Stimme gaben, sie müßten sich selbst Schaden bringen. Sie erkeubren also, ohne daß es einer dem andern sagte, den jüngsten

auf dem ganzen Kapitel, weil sie es für ohn-
mächtig hielten, daß andre ebenfalls auf dens
selben fallen würden. Hartungus war so
jung, und unterschied sich durch seine Jugend
so offenbar von allen Anwesenden, daß es gar
nicht zu verwundern ist, wenn so viele ihm
ihre Stimme geben. Und da die einmal nie-
dergeschriebene Wahl nicht wieder vernichtet
werden kann, und Hartungus die Würde
angenommen hatte; so blieb er Generalsvikar
tor des Ordens, und die erzählten Prälaten
waren gezwungen, ihm zu dieser erlangten
großen Würde Glück zu wünschen. So we-
nig man vorher auf diesen jungen Prior Acht
gehabt hatte, so sehr betrachtete man ihn jetzt,
und so lang die Prälaten und Prieren zusam-
men waren, ward blos von ihm gesprochen.

Wenn D. Plazidus auf dem Generals-
kapitel selbst mit zugegen hätte seyn dürfen,
so würde er gewiß diesen Augenblick genutzt
haben. Wahrscheinlich wäre er mit sehr ge-
ringer, allein der Prior mit doppelter Strafe
daran gekommen. Aber so erfuhr er zu sei-
nem größten Verdruss die Erhebung des Har-
tungus nicht eher, als nach abgelaufenen Te-
neum laudamus, da sich die Prälaten schon
getrennt, und verschiedene schon nach ihren
Ämtern wieder abgereist waren. Noch war

er unschlüssig, wie er nunmehr den Prior führen würde, da sein erster Plan dadurch vereitelt worden, daß Hartungus ihr Kloster selbst visitirte. Er beschloß endlich nichts ohne den Rath seines Freundes Hildors zu unternehmen.

Hartungus war gezwungen noch einige Tage länger zu verweilen, um seinen untergeordneten Visitatoren die gemessensten Befehle zu geben. Anfangs wollte er seine großen Mächten allen Visitatoren bekannt machen, die Befehle des Generalkapitels zernichten, und an deren Stelle andre die Sitten verbessernde geben. Allein da er die Herzen dieser erlauchten Männer, worunter sich einige sehr Prälaten befanden, nicht kenne, so war er doch vorsichtig genug dieses zu unterlassen, indem er vorher sah, daß dieses zu nichts dienen würde, als sich Verfolgungen zuzubereiten, obgleich ihm der bestochene Placidus dieses gar sehr rath. Er unterschrieb also und sein Herz blutete, da er es that — die zwei Befehle des Kapitels, und empfiehlt seinen Untergeordneten die Vollstreckung derselben. Da er nun alles angeordnet hatte, reiste er endlich zurück. Nicht die erlangte Ehrenstelle, sondern der Gedanke, daß er nun in den Stand gesetzt sey, sein Kloster und vielleicht noch einige andre Klöster zu verbessern, und also etwas gutes zu stiften, veranlaßte seinem menschlichenfreundlichen Her-

zen die größte Freude. Er machte sie seinem Reisegefährten unterwegs bekannt, der ihn nicht weniger aufmunterte, nunmehr an der Ausdehnung des großen Plans zu arbeiten. Ein anderer Gedanke, den er aber dem P. Placidus zu verhehlen für gut fand, vermehrte seine Freude. Da er acht Nonnentöchter selbst visitiren mußte, und von allen jungfräulichen Klöstern in der ganzen Provinz die Listen bekam, so glaubte er dadurch gewiß seine geliebte Sophie zu entdecken. Sie mochte sich nun befinden, wo sie wollte, so konnte er sie ohne Anstand sehen und sprechen, da er im zweiten Jahre, die andern Klöster ebenfalls besuchen mußte. Diese Gedanken beschäftigten ihn auf seiner ganzen Reise, und wiegten seine Seele in die angenehmsten Träumereien ein. Sie beschränkten ihre Reise, und da sie sich nirgend wo länger als eine Stunde aufhielten, so haben wir keine Gelegenheit, von ihr etwas zu erwähnen. Sie langten endlich im Kloster an, und wurden von ihren Brüdern in die Kirche begleitet.

Man dankte Gott, daß er sie durch seinen Engel glücklich wieder zurück hatte führen lassen. Die Mönche traten alsdann zusammen. Die Freunde des Hartungus freueten sich so sehr über das Glück ihres Freundes, als sich die Feinde dessel-

desselben darüber ärgerten. P. Plazidus und Isidor unterredeten sich sogleich in aller Vertraulichkeit über die Maasregeln, welche sie nunmehr zu ergreifen hätten. Der Prälat freuete sich ebenfalls, daß er unter seinen Untergebenen einen Mann habe, der Verdienst genug besitze, eine so erhabene Stelle zu versehen, und P. Karl wünschte ihm von Herzen Glück dazu und empfahl ihm nichts mehr als Klugheit und Vorsicht.

Achtes Kapitel.

Gefälligkeit des P. Isidors. Folge davon.

Hartungus hatte aus verschiedenen Absichten das Kapitel, welches er als Visitator des Klosters halten mußte, auf acht Tage verschoben. Theils wollte er sich, theils die übrigen Mönche gehörig dazu vorbereiten. P. Karl rief ihm allezeit dankbar, allein sein Rath ward von jenem des Plazidus überwogen. Dieser erbot sich sogar, die Mönche dazu zu stimmen, that aber gerade das Gegentheil, entdeckte allen das Geheimniß und hefte sie auf den guten Prior zu verfolgen. Um seinen Fall desto gewisser zu machen, hatte Plazidus mit dem niederträcht-

gen Jhsder einen Anschlag gemacht, der auch ge-
 rath gelangen wäre, wenn das Herz des Priors
 eben so schlecht gewesen als das iheige. P. Jhs-
 der hatte nemlich, wie wir wissen, Juliens
 Aufenthalt entdeckt. Er lies sogleich dahin,
 theils um dieses Mädchen zu sehen, theils um
 zu erfahren, was es eigentlich für eine Bewand-
 nis habe. Er war der alten Dame willkommen,
 ebisden ihr P. Karl ausdrücklich befohlen hatte,
 keinem Mönche den Zutritt in ihr Haus zu ver-
 gönnen. Sie glaubte sich von der Pflicht der
 Beobachtung dieses Geheimes befreit, sobald der
 Zutritt verlangende Mönch, das Ansehen hatte,
 daß er die Vergnügen im Tempel der Liebe nicht
 umsonst verlange. P. Jhsder war so glücklich
 den Eigennuß der Dame zu entdecken, und ließ
 mit reisser Vorsicht seine goldreiche Börse blicken.
 Er sah sogleich, was es eigentlich für ein Haus
 sey, und ward mittelst seines Geldes zwar nicht
 von Julien aber doch von einer andern nicht so
 grausamen Schönen erhört. Er entdeckte sogleich
 dem P. Plazidus nach seiner Ankunft, daß das
 Haus, welches Hartungus besuchte, ein Verdell,
 und Julie nichts mehr und nichts weniger als
 ein Verdell: Mädchen sey. Er rühmte sich selbst
 von ihr Günstbezeugungen erhalten zu haben.
 Diese Entdeckung schien taphen wichtig. Sie
 setzten voraus, Hartungus wisse so gut, wie

sie, die eigentliche Beschaffenheit des Hauses, glaubten, er werde nicht Stärke genug haben daselbe in der Zukunft zu meiden, und beschloffen, dann ihre Anlage darauf zu richten. Damit er sich nicht etwa mit der Unwissenheit entschuldigen könnte, so ging Isidor zum P. Prier, entdeckte ihm in aller Freundschaft und Vertraulichkeit was er wußte, oder wissen wollte, und bat ihn, dieses Haus wenigstens behutsamer zu besuchen.

Wie vom Donner gerührt stand Hartung, als Isidor Julien ein Vordellmädchen nannte. Er ergrimmete über Isidor; und forderte, nach dem er sich von seinem Schrecken und Erstaunen erhehlet hatte, Beweise, und behauptete, es sey unmöglich, daß Julie so niederträchtig handeln könne. Isidor erbot sich, seine Aussage zu bestätigen.

„Wie? sagte er, wenn ich dir alle die, Tage nennste, an welchen du in Juliens Armen der Wellenlust genossen? Wenn ich dir sagte, daß Julie mir dieses selbst gesagt? Und wenn ich meine Offenherzigkeit gar so weit trieb, dir zu gestehen, daß ich von diesem Mädchen verführt worden und in ihren Armen das Gelübde der Keuschheit vergessen habe? würdest du da noch die Wahrheit meiner Erzählung bezweifeln?“

„Wenn du mir das sagen kannst, so

wiederte Hartungus, so zweifle ich auch nicht einen Augenblick, aber mein Entschluß ist dann gefaßt, ich werde dieses Haus nie wieder betreten." Isidor hielt sein Versprechen, erzählte ihm alles, was er im Tagebuche des Priors gelesen, sagte ihm einige Briefe von Julien her, die er auswendig gelernt hatte, betheuerte alles aus Juliens Munde gehört zu haben, und in ihrem Armen glücklich gewesen zu seyn.

Ich habe genug, unterbrach ihn endlich Hartungus, die Tugend ist gerochen. Nie soll mein Fuß dieses schändliche Haus wieder betreten, nie mein Mund ihren unkeuschen Namen nennen.

Der Entschluß des Priors war dem P. Isidor so unwillkommen, daß er sich nicht enthalten konnte ihn aufzumuntern und so gar zu bitten, seine Besuche künftig fortzusetzen. „Du wirst doch nicht eifersüchtig seyn, sagte er.“ Thut es denn etwas, daß ich oder ein anderer die nemlichen Günstbezeugungen wie du erhalten? Wir Mönche müssen nicht eifersüchtig seyn, und mit allem vorliebnehmen, was uns vorkommt. Versuche immerfort deine Julie, aber ich sagte dir es nur, daß du dich künftig mehr in Acht nehmen mußt. Du kennst ja die Mönche. Von meinen Lippen soll es niemand erfahren. Er plauderte noch mehreres, auf welches aber Hartun-

gus gar keine Acht hatte. Sein Herz war ihr von aller Liebe gegen Julien frey. Er war wie der Hartungus, und dachte ihr nur daran, wie er sich am besten von ihr losmachen könnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen den Prior Hartungus zu fernern Besuchen zu überreden, entfernte sich Isidor, glaubte aber dennoch, Hartungus werde nicht im Stande seyn, Julien zu vergessen, und beschloß nebst seinem Freund de Plazidus alle Schritte des Priors genau zu beobachten. Hartungus setzte sich sogleich nieder und schrieb folgendes Briefchen an Julien, damit er ja nicht in die Versuchung geführt werden möchte, seinen Entschluß zu verändern.

„Sie sollen nicht länger des Betrogenen lachen. Ich danke dem Zufalle, welcher mich sie kennen lehrte, welcher mir die Augen öffnete, daß ich unter der täuschenden Larve der Tugend die Verworfenste Ihres Geschlechtes erkenne. Besürchten Sie keine Vorwürfe von mir, ich verachte sie zu sehr. Auch diesen Brief würde ich Ihnen nie geschrieben haben; aber ich wollte Sie nicht in Ungewissheit lassen, denn ich halte es für Pflicht, auch selbst gegen eine Julie aufrichtig zu seyn.“

Hartungus.

Dieser grausame Brief, in welchem er ohne seine Schuld Julien wirklich Unrecht that,

ward sogleich an sie abgesendet, und er ging zum P. Karl, und machte diesem die bitterste Verwüß, daß er ihn verführe. P. Karl lächelte. Sagte ich es dir denn nicht deutlich, daß dieses Haus mir zugehöre, und daß ich darinn Mädchen zu meinem Vergnügen unterhalte? Sagte ich dir nicht vorher — erinnere dich an die Stunde, in der ich dich die Philosophie des Lebens lehrte — daß diese artige Sophistinnen weit eher dich von der Wahrheit meines Systems überzeugen würden, als ich? Bist du denn nun etwa unglücklicher geworden? Gestehst mir, warst du nicht in Juliens Armen glücklich? Und wenn du es warst, warum wolltest du denn aufhören, dich glücklich zu machen?

Ich war es nur in so fern, sagte Hartung, als ich glaubte, daß ich das Herz dieses Mädchens besäße. Diese Täuschung machte mich glücklich. Nun da mir meine Augen geöffnet sind, kann ich nie in ihren Armen glücklich seyn.

P. Karl sprach noch mehr von dergleichen Materien, behauptete, daß er Julien nie genossen, schwur, daß Isidor vielleicht alles bloß ersonnen, und wollte für ihre Tugend Bürgschaft wezen. Wenn er aber gleich den Pelor Hartung aus dem Entschlusse Julien nie wieder zu sezen, nicht wankend machen konnte; so bewirkte doch seine Veredsamkeit, daß dieser ihn zum Theil

das vergangne vergab. P. Karl bot ihn von neuem seine Freundschaft an, und Hartungus nahm sie unter der Bedingung an, daß P. Karl nie ein Wort von Julius sprechen sollte; welche ihm auch dieser, widerwärtig ungen, zusagte.

Neuntes Kapitel.

Hartungus hält als Generalvikar Kapitel.

Das Herz des Prior Hartungus war nun von aller Leidenschaft für Julius befreit, er hatte sogar so viel von sich erhalten, daß er nicht einmal an sie dachte. Er arbeitete nun unaufhaltsam an der Ausführung seiner Entwürfe. P. Plazidus berichtete ihm, daß er schon alle Mönche gestimmt, und daß alle bereit seyen, mit ihm gemeine Sache zu machen. Umsonst bemühte sich P. Karl, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten, umsonst sollte er ihm die Gefahren vor, denen er sich ohne Noth und ohne den geringsten Nutzen zu stiftet, aufzählen. Hartungus war taub gegen alle Gründe. Endlich erschien der zum Kapitel bestimmte Tag. Die Glocke ward geläutet, und alle erschienen im Kapitel, aus keiner geringern Absicht als ihn zu verdammen. Sie halten es für überflüssig seine ganze

Rede herzusagen, und wollen nur die Hauptpunkte berühren, welche den Mönchen nachher Gründe zur Anklage gaben.

Er fing seine Rede in einem spottenden Tone über die Befehle des Generalkapitels an. Er behauptete, daß die Lesung der Alten und neuen philosophischen Schriften nicht nur nicht verboten werden könnte, sondern so gar geboten werden müsse, damit es in den finstern Köpfen Tag werde. Hier breitete er sich sehr über die verschiedenen Arten vom Aberglauben und Vorurtheilen aus, die er an den Mönchen bemerkt haben wollte. Besonders redete er sehr scharf über die Wallfahrth, welche von einer Menge Menschen jährlich nach dem Kloster geschah, und da sich diese auf eine handgreifliche Betrügerey gründete, so wollte er einmahl für allemal, daß sie künftig unterlassen werden solle. Er empfahl allen das Studium der Weltweisheit, und bewies, daß man dadurch sich selbst und andre glücklich machen könnte. Er breitete sich nun so gar über die Dogmatik aus, und scheute sich nicht, öffentlich zu sagen, daß sie ganz und gar überflüssig sey, und befahl daher statt derselben den jungen Novizen gesunde Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften bezubringen, sie ihre Bestimmung zu lehren, und zur Erfüllung bürgerlicher Pflichten anzuhalten. Er schränkte auch

das Ebrgehen ein, und anstatt daß das Breiter sonst abgezungen ward, sollte iht nur der dritte Theil davon in der Kirche öffentlich gebetet, die zwey andren Theile sollte jeder für sich beten. Endlich kam er auch auf die Gesez der Mäßigkeit. Die gewöhnlichen vier Portionen wurden auf zwey herabgesezt, und nur die Helfte Wein erlaubt.

Das letztere war zu arg. Sie singen an unter sich zu murmeln, und sie würden alle aufgestanden seyn, und den P. Prior angefallen haben, wenn er nicht die Rede beschloffen, und sich entfernt hätte. Alle folgten ihm nach. Er glaubte, sie würden ihm nun Dank sagen, und sich freuen, würden sogleich mit der Ausführung seiner Befehle anfangen — allein er irrte, sie gaben ihre Unzufriedenheit mit so deutlichen Worten zu verstehen, daß er gar sehr befürchtete, die Weisung des P. Karls möchte eintreffen. Er bezog sich in seine Zelle und wunderte sich gar sehr, daß P. Placidus nicht zu ihm kam. P. Karl war der einzige, welcher ihn gleich besuchte. „Hast du dir es nicht gesagt, rüste er ihm zu, was du ausrichten würdest. Es ist eine erstaunliche Eßhörung unter den Mönchen; und sie wird wahrscheinlich zu deinem Nachtheile ausbrechen.“ Hartungus hoffte zwar noch immer, daß es nichts zu bedeuten haben würde, beschloß

aber doch den Rath des P. Karls zu befolgen, welcher darin bestand, daß er sogleich, da er Visitator war, nach dem entferntesten Kloster seiner Diöcese reisen sollte. Zu mehrerer Vorsicht sollte er ein andres Kloster angeben, und er versprach ihm, genaue frühzeitige Nachrichten, von den Folgen seiner Rede zu geben. Ich werde mich, sagte er zuletzt, eben so wohl für deinen Feind ausgeben, theils um mich selbst in Sicherheit zu setzen, theils um ihre Anschläge auszuforschen. Ich werde dir alles genau berichten. Hartungus ging augenblicklich zum Prälaten, machte ihm seinen Entschluß bekannt, bestellte einen alten Mönch zum Prior, und reiste nach wenigen Stunden, ehe sich noch die Mönche recht berathschlagen hatten, vom Kloster so eilig hinweg, als es nur möglich war. Er war kaum einige Meilen weit vom Kloster entfernt, als schon alle beordneten, ihn sogleich aus ihren Händen gelassen zu haben; Allein, da sie gar nicht vermutheten, daß er ihnen entweichen könne, so beruhigten sie sich. Augenblicklich erscholl das ganze Kloster von dem Geräusche — Hartungus sey ein Ketzer und müsse als ein solcher geächteter werden. Wir wünschen dem unvorsichtigen Prior Glück zu seiner Reise, und nichts würden wir lieber sehen, als wenn er den klugen Einsinn hätte, das Kloster ganz und gar zu verlassen, und statt in

einem Nonnenkloster einzulehren, sich lieber anderswohin wendete, um vor der Wuth der beleidigten Mönche sicher zu seyn.

Zehntes Kapitel.

Sturm. Bliz. Donner. Hagel.

Wenn der erzürnte Aeolus den verschlossenen Winden die Erlaubniß gibt, auf dem Meere zu rasen und die segelnden Schiffe in den Boden zu bohren; so können sie ohnmächtig auf eine so schreckliche Art wüthen, als die Mönche, da die unversichtige Rede des Prior Hartungus, und die List des P. Plazidus ihren boshaften Herzen Luft gemacht hatte. In der einen Ecke standen drey graubärtige Alte, schäumten vor Zorn, und schwuren dem Prior den gänzlichen Untergang, weil er sich unterstanden hatte, die Befehle des Generalkapitels zu verhöhnen, wider die Dogmatik zu eifern, und das Studiren zu empfehlen. Dort standen wieder andre junge Lasten, die ihn des Galgens würdig erklärten, weil er sich so weit veranlassen hatte, daß er ihnen ihre gewöhnlichen Porzienen und besonders den Wein verkleinern wollte.

In einer andern Ecke hatten sich einige Theodorzen versammelt, um über ihn das furchterliche

die Anathema auszusprechen, und in ihren Gesetzbüchern die schärfste Strafe dieses Verbrechens aufzufuchen. P. Plazidus und sein gottloser Anhang liefen von der einem Parthie zur andern, häuften Verschuldigungen auf Verschuldigungen, klagten ihn der häßlichsten Verbrechen an, die Hartungus nicht einmal kannte, und wendeten alle erfindliche Mühe an, ihren Wuth zu vermehren. Auch P. Karl stellte sich ganz unsinnig, lief bald zu diesem bald zu jenem, aber nicht um ihre Wuth zu vergrößern, sondern um ihre Anschläge auszuforschen. Er klagte, daß er das Unglück habe, einen so gottlosen Menschen erzogen zu haben; und behauptete, daß er ihm jederzeit die reifen Grundsätze des Katholizismus beigebracht, und stellte zum Beweise die drey übrigen Mönche dar, welche mit dem gottlosen Hartungus zugleich ins Kloster gekommen waren. Endlich legte sich der Sturm, eine nur größeres Unglück bedeutende Stille herrschte, und alle hörten einem wahnwitzigen Alten zu, der nach zehnmal gebetenem *Silenzium* seinen Mund geöffnet hatte. Was verlieren wir so viele Worte? Und warum lassen wir die schönste Zeit zum Verathschlagen vorübergehen? Er ist ein Ketzer, das habe ihr gehört, er ist ein Verächter unsrer Gesetze, die Strafe muß seinen Verbrechen angemessen seyn. Laßt uns also zu dem Prälaten

eilen, ihn in Forma anklagen, über ihn nach unsern Gesetzen erkennen lassen, und dann so gleich einen von uns absenden, ihn einzubehalten, denn ich fürchte immer, er werde der Strafe durch eine schändliche Flucht entgehen. Er hatte kaum seinen Mund geschlossen, als die Winde von neuem zu brausen angingen. Ein schreckliches Ungewitter folgte. Bald war alles Nacht. Nun verscheuchte ein augenblicklicher Blitz die schreckliche Finsterniß auf einen kurzen Zeitpunkt. Der prasselnde Donner rollte, die Winde heulten, und ein schrecklicher Hagel fiel auf den Prior Hartungus herab. Dieses schreckliche Ungewitter währte einige Stunden. Endlich hehlten alle ihren Chorhabit, gingen murrend weg und zwei zum Prälaten, um den Prior Hartungus anzuklagen, und über ihn sein Verdammungsurtheil zu sprechen.

Erstes Kapitel.

Anklage des P. Plazidus. Verurtheilung des
Prior Hartungus.

Sobald die Schaar der Mönche bei dem Prälaten erschienen war, trat P. Plazidus hervor, setzte sich öffentlich als einen Feind der Keckheit und

der Laster, und bewies in einer langen Rede — oder wollte vielmehr bewiesen haben — daß Hartungus ein Ketzer, ein Freigeist und Atheist sey, daß er alle klösterliche Gewohnheiten und Gesetze verachte, daß er damit umgegangen von seinen gottlosen Grundsätzen die Mönche zu überzeugen. Er machte es wahrscheinlich, daß Hartungus Alärchen — Unser Leser werden sich dieses Mädchens noch erinnern — aus keiner andern Absicht weggejagt, als weil sie von ihm schwanger gewesen. Er behauptete, daß Hartungus sich auf der Reise ziemlich frech gegen das weibliche Geschlecht betragen. Er beschuldigte ihn, daß er mit dem Wechseln einen unerlaubten Tucher getrieben. Er klagte den Hartungus an, daß derselbe ihn unschuldig desselben beschuldigt. Er erbot sich, durch seine Rechnungen seine Unschuld darzuthun. Er machte dieses durch eine Menge Gründe und besonders das durch, daß er ihn gar nicht anhöret ihm so frühzeitig seine Freiheit wieder gegeben, höchst wahrscheinlich. Er erweiterte diese Beschuldigungen durch eben die Kunstgriffe, durch welche die ehe- maligen Sophisten über den niedrigsten Gedanken die größte Rede zu halten vermögend waren. Und er beendete seine Rede mit der Bitte: daß man, ehe Hartungus noch zu einer Strafe verurtheilt würde, sein Zimmer untersuchen möchte,

um vielleicht in seinen Schriften noch größere Vortheile zu entdecken.

Der Predlar, der sich von seinem Schrecken und Erschauern kaum erholen konnte, erhob sich von seinem Sitze, und versügte sich auf die wiederholten Bitten des sämmtlichen Konvents nach dem Zimmer des Priors.

Sie schmissen seinen Pult und seine Schriften auf; durchwühlten seine Schriften, und fanden nicht nur neue Beweise seiner Ketzerey, sondern entdeckten auch seinen vertrauten Umgang mit Julien. Man fand in seinem Pulte auch hundert Thaler, die ihm ohnlängst seine Mutter geschenkt hatte. Man schrieb sogleich, daß dieses Geld gestohlen sey. Nun war kein Mensch gottloser, böchaster, listiger, thätlicher als Harminikus. Ein Keger, ein Freyschütz, ein Ketzer, ein Ungehorsamer, ein Dieb, ein Schelm, ein Hurenkerl — Generalvisitor! Himmel! leuzseten alle vereint — welche Unordnung! wie unglücklich hätten wir durch einen solchen Kerl werden können. Um noch schwerere Vorwürfe dieses Vergehens wider das Gestülde der Keuschheit zu haben, ward sogleich nach Julien und Klärchen geschickt. Julie war seit wenig Tagen verschwunden, und dieses sehr: alle in die größte Furcht, er möge mit ihr davon gelaufen seyn. Klärchen erschien, und behauptete mit

den entschlichsten Schwüren, er sey Vater zum Kinde, und habe sie durch die schrecklichsten Mittel zur Unzucht gezwungen. Die durch Julius Abwesenheit erregte Furcht, daß er entflohen seyn möge, bewegte den Prälaten, sogleich den P. Isidor und einige starke Kerts mit Extrarost den nemlichen Weg reiten zu lassen, den Hartungus zu nehmen vorgegeben hatte. Er erhielt die gemessensten Befehle, ihn gebunden ins Kloster zurückzubringen. Furcht, Angst, Hoffnung, Zorn, Wuth, Mache, durchkreuzten sich in den Herzen der Mönche. Schnaubend und wüthend liefen sie umher; bis endlich der Prälat alle ins Kapitel berief, um über ihn das Urtheil zu fällen.

Nachdem sie sich alle auf ihren Eiden niedergelassen hatten, hielten Er. Hochwürden Gnaden eine lange Rede über den geistlichen Geist des Jahrhunderts, welche noch elender ausfiel, als die welche der Abbt Monnotte seinem elenden philosophischen Lexikon hat vordrucken lassen. Er forderte am Ende den P. Placidus auf, die Anklage zu erneuern. Es geschah. Endlich wurde votirt. Nur zwey verurtheilten ihn zu einem fünfjährigen Gefängnisse bei Wasser und Brod, alle übrigen verdammt ihn, ohne auf seine vorigen Verdienste, oder auf seine Würden,

den, oder auf die Geschenke, die er ihnen gemacht, und die Freundschaft, mit welcher er allen begegnet war, Rücksicht zu nehmen — zu einem ewigen unterirdischen Gefängnisse bey Wasser und Brodt. Er sollte aller seiner geistlichen Würden entsezt, und bey der geringsten Widerspächlichkeit, und wenn er sich weigern wüßte, seine keßerischen Grundsätze abzuschwören, oder wenn er nicht Zeichen einer wahren Reue von sich gäbe, mit Stockschlägen zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses und zur Empfindung einer wahren Reue gezwungen werden. Nachdem der Prälat dieses Urtheil bestätigte, und es dahin erweitert hatte, daß er auf ewig an eine Kette geschlossen werden sollte; knieten alle nieder, dankten Gott für die Gnade, daß sie der größten Gefahr entgangen, und flehten ihr an, er möchte doch diesen gottlosen Kerl der verdienten Strafe nicht entgehen, sondern ihn in ihre Hände wieder zurückbringen lassen. Nachdem sie dieses Gebet mit einer ihnen sonst nicht gewöhnlichen Herkürzung des Herzens geendigt hatten, verließen alle das Rathelhaus. Hartungus blieb der einzige Gegenstand ihrer Unterredung, und alle warteten mit Sehnsucht auf die Ankunft des P. Möders.

Magidus begleitete den Prälaten bis auf sein Zimmer, unterhielt sich mit demselben länger als eine Stunde, und erreichte endlich die geheime Absichten, um deren willen er sich öffentlich als den Feind und Ankläger des Prior Hartungus gezeigt hatte. Hartungus war gefürst, Magidus ward von neuem in seine vorige Würde eingesetzt, und zugleich mit dem Amte eines Priors beehrt. P. Karl beweinete in der Stille das Unglück seines Freundes, stellte sich zu seiner eignen und des Hartungus Eiderheit als den schlimmsten Feind desselben, und beschloß ihm soogleich Nachrichten zu ertheilen und mit hinlänglichem Gelde zur Flucht zu beschenken.

Siebentes Buch.

Erstes Kapitel.

Hartungus langte in dem Nonnenkloster an, und machte der Abtissin sein Kompliment.

Hartungus, dem wirklich die Vorfälle im Kloster abhieten, nahm dem Rathe des P. Karls zu folge seinen Weg, welcher demjenigen, den er zu machen vorgegeben hatte, gerade entgegen gesetzt war. Umlenkend verfolgte ihn P. Isidor, der, sobald er in dem Nonnenkloster angelangt war, welches Hartungus zu visitiren vorgegeben hatte, und nun erfuhr, daß dieser gar nicht angekommen, zu den hartenden Mönchen zurückkehrte, und zu ihrem größten Verdruss erzählte, was er wußte. Seine Flucht ward von den besüßten Mönchen sogleich als gewiß angenommen. Man schickte allenfalls den Kundschafter hin, nur nicht an den Ort, an welchem er sich befand. Hartungus hatte Zeit genug in seinem einsamen Wagen Betrachtungen über das Verfloßene mit sich selbst anzustellen. War ich nicht ein Thier? Sagte es mir P. Karl nicht vorher? Und was hätte ich denn gewonnen, wenn

nur alles gelunnen wäre? Die Mönche wä-
ren äußerlich tugendhafter geworden, und
inögeheim sich für den Zwang entschuldiget ha-
ben, den sie sich meinerwegen hätten anstun
müssen. In kurzer Zeit würden sie zu ihren
verzogen Lüstern zurückgekehrt, ihre alten Gö-
tzen wieder angebetet, und mich verhöhnt ha-
ben. Daß uns doch unsre Eigenliebe so leicht
hintergehe! Nein! wenn ich diesmal ihre
Wuth entzehe, so will ich gewiß das Verhar-
ten aufgeben sie besser zu machen. Sie ver-
dienen es nicht, daß sich ein christlicher Mann
ihrentwegen Mühe und Sorgen macht. Ich
konnte ja glücklich leben. Sie dünken sich
ebenfalls glücklich zu seyn, und meine Glückseli-
gkeit scheint ihnen Unglück. In diesen Be-
trachtungen fuhr er fort, bis er endlich auf
Julien kam.

Er bedachte, als er sich diesen Namen
nennte. Aber seine Liebe ward wieder rege.
Nidors schien ihm iht ein Beckhunder, Ju-
liens Vertragen kam ihm iht so zärtlich, so
sanft, so liebevoll vor, daß er ihr gewiß ver-
geben haben würde, wenn sie den Augenblick
bey ihm gewesen wäre. Allein nun kamen
ihm wieder die Entdeckungen des P. Nidors
und die Reden seines Freundes Karls in das
Gedächtniß. Es schien ihm ohnmöglich, daß

Isidor die Geheimnisse seiner Liebe von andern Lippen als Juliens haben könnte. Ueberdies hatte ja P. Karl es selbst eingestanden, daß Julie nur ein Vordell : Mädchen sey. Und in diesem Augenblicke ward sie ihm wieder so verhasst, als sie es war, da Isidor die Gefälligkeit hatte, ihm alles zu sagen, was er in dem Tagebuche gelesen, und sich der Günst : Bezeugungen rühmte, die er nie genossen, und zu genießen nie verdiente. Diese und ähnliche Gedanken durchkreuzten seine Seele. Das Gefühl von Verdruss ward in Liebe verändert, und diese von der Verachtung und endlich von der Melancholie verdrängt, die sich seiner ganzen Seele bemächtigte, und ihn nicht eher verließ, als bis er an der äußersten Grenze der Klosterprovinz in dem Nonnenkloster anlangte, welches er zu visitiren beabsichtigt hatte. Das Geräusch von der Ankunft des Generalvisitators erscholl sogleich im ganzen Kloster, und die Aebt : In eilte mit einer ältlichen Beistatin an den Aufschenschlag, um das selbst ihren Oberhirten zu empfangen, und auf die Abreise zu begleiten. Ihr Erstaunen war nicht gering, als sie anstatt eines alten murrigen Prälatens, einen schönen wohlgebildeten einnehmenden Jüngling erblickten. Sie zweifelte einige Augenblicke an der Wahrheit des Gerüchts, und waren geneigt zu glauben, es

gend ein freundschaftlicher Mißbruder beehre sie mit seinem Besuche, als ihnen endlich Hartungus aus dem Traume half, und bezeugte, daß er zum Generalvisitor des Ordens ernannt worden. Sie freuten sich nun um so mehr über diese Verstärkung, da sie sich sogleich von der Jugend desselben viele Vortheile versprochen. Sie führten ihn dann auf die Abten, zeigten ihm sein Zimmer, und nachdem sie sich erkundigt hatten, was er zu befehlen habe, wurde durch das Lauten aller Glocken die Ankunft des Generalvisitors verkündigt, und durch das sepiertlich abgesetzene Te Deum für die glückliche Ankunft desselben Dank gesagt. Dann verfügte er sich zur Abteissin, unterhielt sich freundschaftlich mit ihr, versicherte dieselbe seiner Ergebenheit, und ging unter dem Vorwande nöthiger Geschäfte auf sein Zimmer zurück, weil ihn das ewige Geplauder des alten Mütterchens ermüdete.

Zweytes Kapitel.

Ein glücklicher Blick in den Klostergarten.

Die Fenster des Zimmers, welches dem Prier Hartungus angewiesen war, gingen in den Klostergarten. Er war nicht sowohl wegen Geschäfte, als wegen des unerträglichen Plauderns

der Nonne auf sein Zimmer zurückgegangen. Er eröffnete das Fenster, und bemerkte, daß eine Nonne, deren Gesicht er aber nicht sehen konnte, in dem Gartenhaus saß, beständig die Hände gegen dem Himmel hob, und dadurch gleichsam Gott ihr Elend zu klagen schien. Die Scene erregte sein Mitleiden. Er beschloß in den Garten zu gehen, und diese unglückliche zu trösten, wenn sie eines Trostes fähig wäre. Er klingelte also die zu seiner Aufwartung bestimmte Nonne herbey, und sagte ihr, daß er in den Garten gehen wolle. Sie lief sogleich zur Nonne, die auch keinen Anstand nahm, ihm den Schlüssel zu schicken, damit er nicht nöthig hätte durch das ganze Kloster zu gehn; denn es führten zwei Thüren in den Garten, eine von der Klausur und dem Kreuzgang, die andre von der Abtey. Er ging sogleich hinunter, und nach dem Haus um die leidende Nonne zu sehen und zu sprechen.

Ein lauter Schrey schallte ihm entgegen, sobald er die Treppe hinauf kam und die junge Nonne ihn erblickte. Hartungus eilte herzu, faßte das ohnmächtig werdende Mädchen in seine Arme, und erkannte — seine Sophie — — Ich wage es nicht die Empfindungen zu schildern, die das Herz dieser Liebenden durchdrungen, nicht die namenlose Wonne zu beschreiben, als

nach kurzem Ersäunen an sein klopendes Herz Hartungus seine Sophie drückte — o! meine Sophie — mein Hartungus — der Mund schwieg, eine Thräne glänzte in ihrem Auge, und ihre Seele fühlte die Freude der Seligen. Sie hatten sich kaum von ihrem Ersäunen erholt, als beide ihres Habits vergaßen, voll von dem Gefühle des innigsten Vergnügens sich umarmten. Sophiens noch in Thränen schwimmendes Auge erinnerte den Hartungus, wie sehr sie vorher mit ihren Händen gegen den Himmel gerungen, und daß dadurch sein Mitleiden rege geworden. Er verlangte also von ihr eine Erzählung alles dessen, was mit ihr bis ihr vorgegangen, und eine Bekanntmachung der Ursache ihrer Traurigkeit. Sie befehdigte auch seine Wünsche, und erzählte ihm das, was unsre Leser im folgenden Kapitel finden werden.

Drittes Kapitel.

Sophie erzählt ihre Begebenheiten.

Die Mönche schleppten mich von dem Zimmer, in welchem ich das letztmal mit dir sprach, in eine Kutsche, und verschlossen sie, so daß es mir ohnmächtig ward daraus zu entspringen. Der

Kanonikus A... aus der Stadt, in der nehmlich Hartungus und Sophie erogen werden, saß darin. Er hielt mir eine sehr große Strafrede, auf die ich aber keine Ache hatte, weil ich mich mit die beschäftigte. Wir mochten etwa zwölf Meilen gefahren seyn, als er mich in einem Nonnenkloster absetzte. Er las mir dars auf einen Befehl des Weihbischoffs vor, welcher enthielt, daß ich zur Buße für mein vergangenes Verbrechen ins Kloster gehen sollte. Welch ein Donnerstags für mich, fast wäre ich unsinnig geworden! Aber was konnte ich machen? Entlaufen konnte ich nicht. Um Ruhe zu haben stellte ich mich zufrieden, aber fest entschlossen die erste Gelegenheit zur Flucht zu ergreifen. Alle Mühe aber zu entkommen war vergebens. Ich war in diesem Kloster nur so lang als das Noviziat dauerte. Gleich nachher ward ich, aus was für Ursachen weiß ich nicht, in dieses Kloster gesteckt, in welche man auch von der Begebenheit zwischen dir und mir nichts zu wissen scheint. Mein sämmtliches Vermögen ist dem Kloster anheim gefallen, etliche hundert Thaler ausgenommen, welche ich noch gerettet habe. Ich kann dir gar nicht beschreiben, wie niederträchtig man mich Anfangs behandelte. Keinem einzigen Menschen war vergönnet mich zu sprechen.

Ich suchte immer Gelegenheit an dich zu schreiben, dir meinen Aufenthalt zu entdecken, meinen Kummer dir zu erzählen, um Trost und wanns möglich wäre, um Rettung dich anzusehen. Aber es war mir unmöglich. Unsenf erwartete ich Nachrichten von dir, vermuthlich hast du meinen Aufenthalt nie erfahren. Ich seufzte und weinte die wenigen Stunden, die mir nach den gewöhnlichen Beschäftigungen übrig blieben, in diesem Garthenhäuschen hinweg. Die Hoffnung vielleichte noch einft die schreiben, dich sprechen zu können, diese Hoffnung, so wenig Möglichkeit ich auch sah, war noch mein einziger Trost, sie war es, die mich noch dann und wann aufrechtete, oder die es wenigstens machte, daß ich meine Thränen, mein blutendes Herz den gefühllosen Nonnen verhehlte. Aber auch dieser einzige mir übrig gebliebene Trost ward mir bald genommen. Nach dem Generalkapitel erfuhren wir hier gleich, daß der Prior Hartungus aus dem Kloster *** zum Generalvisitor erwählt worden. Anfangs freute ich mich, daß ich deinen Namen einmal wieder aussprechen hörte, und wünschte, daß du dieser Hartungus seyn möchtest: allein der Gedanke, daß ein so junger Mann als du ohnmöglich schon Prior seyn, noch weniger

aber zum Generalvifitator des Ordens habe erwählt werden können, diefer Gedanke verdrängte meine Freude, und machte, daß ich deinen Tod für gewiß hielt *). So wie wir aber unfere leidenden Herzen fo gern mit Hoffnungen nähren, fo dachte ich mir doch bisweilen diefe Wahl als möglich, ohne andre Gründe zu haben, als meine Wünfche. Ich wartete nun mit Sehnsucht auf die Ankunft des Generalvifitators. Da ich die Erlaubniß nicht habe, bey der Abtiffin zu feyn, fo drängte ich mich, fo bald das Gerüchte von deiner Ankunft erscholl, zu den Nonnen, welche dich gefehen hatten. Ich erkundigte mich forgfältig nach deiner Gefalt. Diefe Nonnen fagten mir zwar, daß der Generalvifitator ein junger Mann fey, fchilderten dich mir aber, aus leicht abzufehenden Gründen, fo häßlich, daß ich nummehr deinen Tod für acwiß hielt. Ich beweinte deinen Tod, wünfchte mir deine Gefährtin in der Ewigkeit zu feyn, und gerieth in Verzweiflung. Ich weiß nicht, was für Entfchlüffe ich gefaßt haben würde, wenn ich dich

*) Sophiens Schluß ift richtig. Da jeder Na-
me nur einmal in jedem Klofter feyn kann, fo
mußte Hartungus entweder Generalvifitator
oder Tod feyn, das erftere hielt fie für völlig un-
möglich, das letztere also für gewiß, da doch
ein Hartungus Generalvifitator war.

nicht wieder gefunden hätte. Laß uns nun glücklich seyn, Hartungus! Warum wollen wir unter dem Joch des Mönchswesens seufzen? Laß uns unsre natürliche Freiheit wieder finden, und mit einander glücklich leben. Ich habe noch einiges Geld, und es müßte nicht gut seyn, wenn wir uns in der Welt nicht christlich ernähren könnten. Wir haben beide gesunde und starke Hände; und die Verzicht wird uns beglücken. Sie fuhr fort, mit metaphysischen und moralischen Gründen darzu thun, daß sie verpflichtet wäre ihre Glückseligkeit zu suchen, daß diese in den Klöstern nicht zu finden, und daß sie dieselbe in der Welt suchen müßten. Er schenkte durch ihre Gründe besetzt und gab keine verneinende Antwort, sondern versprach die Sache weiter zu erwägen. Nun hing auch er auf ihre Bitten an, seine Geschichte zu erzählen. Er war so aufrichtig, daß er ihr auch nicht den geringsten Umstand verhehlte. Er erzählte ihr sogar seinen vertraulichen Umgang mit Julien, den Sophie auch in so fern billigte, da er ihre Ehrsamkeit so sehr lobte, und sich immer darauf berief, daß er durch eine Täuschung verführt worden. Er war eben im Begriffe von seinen letztern Aufsitzen im Kloster aufklärende Nachrichten zu erteilen, als beide durch eine Erscheinung unterbrochen wur-

den, welche wir in einem besondern Kapitel erklären wollen.

Viertes Kapitel.

Ein Mönchen mit einem Briefe an den Prior Hartungus.

Die im vorigen Kapitel erwähnte Erscheinung, war ein junges wohlgebildetes Mönchen, welches so sitzsam, wie sie von der Novizenmeisterin war gelehrt worden, die Hände unter dem Scapulier habend mit niedergeschlagenen Augen zu dem entzückten Hartungus eilte und ihm einen Brief mit einem Wechsel von zweyhundert Stück Carl d'or überbrachte, den, wie sie sagte, der Postbote den Augenblick gebracht, welcher auch noch auf das Einschreiben war. Er bat das Mönchen der Abtissin zu sagen, daß sie sich an seiner Statt einschreiben möge. Sie küßte dem Hochwürdigsten Herrn die Hand, schielte eifersüchtig auf Sophien, und entfernte sich eben so züchtig als sie gekommen war.

Hartungus erkennt sogleich, daß dieser Brief von dem P. Karl geschrieben worden. Dieser Mönch, der bey aller seiner Freyzüßerey ein besserer Mensch und Freund war, als die

ganze Stätte von Mönchen bei ihrer so sehr gerückenen Religion, hatte nicht sobald die Anklage und Verurtheilung des Prior Hartungus angeht, als er sogleich diesen Brief an Hartungus schrieb, den Wechsel belegte, sich auf das Pferd setze, und in die benachbarte Stadt zu dem Postkutscher galoppire. Er gewann diesen durch ein kleines Präsent, daß er versprach, niemals zu sagen, daß dieser Brief auf die Post gegeben, und sendete denselben mit einer Chasette ab, welche noch eher als Hartungus selbst angekommen sein würde, wenn der letztere nicht so sehr geeilt hätte. Hartungus eröfnete dem Brief und las ihn Sepsien vor. Er erzählte die Geschichte aller Vorfälle nach seiner Abreise, die schreckliche Anklage und die Verurtheilung. „Ich rathe dir,“ schloß P. Karl, der Wuth der hochhaften Mönche zu entsichen. Aus dieser Absicht lege ich dir hier eine Summe hin, die hinreichend sein wird, dich einige Jahre zu erhalten. Wenn du während dieser Zeit noch nicht versorgt bist, so verlaß dich darauf, daß ich dich allezeit mit Geld unterstützen werde, so lange ich lebe. Ich kenne deine Schwärmereien, und dein Feuer. Vielleicht wirst du meinen Rath nicht befolgen, und dich neuen Gefahren aussetzen. Ich bitte dich aber Hartungus, denke auf deine eigene Glückseligkeit. Du wirst nie deine Ab-

sichten erreichen, und wenn du es auch dahin bringen könntest, deine Freiheit zu bewirken, so würdest du immer unglücklich leben. Fliehe eine Klasse beschäfter Menschen, die nur darauf bedacht sind, andern Elend und Unglück zuzubereiten. Kannst du meinem Rathe folgen, so will ich auch deiner Sophie, welche in dem Kloster *** *) lebt, eine Freiheit wiederschaffen, welche sie gewiß sehnlicher, als du, wünschest. Ich hatte Gründe dir bisher Ihren Aufenthalt zu verhehlen. Du würdest dich unglücklich gemacht haben. Ihr hören diese Gründe auf, und du kannst versichert seyn, daß ich sie dir wiedergeben werde. Julie hat sich entfernt, und einen Brief an dich zurückgelassen. Ich schicke dir denselben. Du hast ihr wirklich zu viel gethan. Ich weiß gewiß, daß sie dich wahrhaftig liebte, und niemanden außer dir Günstbezeugungen erteilte. Konntest du verlangen, daß sie dich lieben sollte, ehe sie dich kannte? Und war es nicht klein, der Aussage eines Jüders Glauben beizumessen? Den Empfang des Briefes und deinen Entschluß, melde mir mit der ersten Post unter der Adresse wie gewöhnlich. Wenn du,

*) Sie glaubte, Sophie befände sich noch im vorigen Kloster. Sie war so stille verkehrt worden, daß V. Karl nicht ein Wort davon erfahren hatte.

wie ich hoffe und wünsche, dich zur Glücke ent-
 schließst, so gib mir von dem ersten protestantis-
 schen Erbkischen Nachricht. Ich zweifle gar
 nicht, daß du glücklich entkommen werdest, da
 man dich gar nicht in diesem Kloster sucht, son-
 dern dich schon in protestantischen Ländern laude.
 Die Zeit ist edel, benutze sie. Lebe wohl! Ver-
 ze." So sehr sich Hartungus über die ehr-
 liche Denkart und Freundschaft des P. Karls
 freute, eben so sehr ergrimmt er über die Bos-
 heit seiner vermeinten Freunde. Er würde in
 diesen Augenblicken, wenn er diese barbarischen
 Mönche gehabt hätte, vermuthlich des schönen
 Geseges seine Feinde zu lieben vergessen haben.
 Da dieses hier der Fall nicht war, so überredete
 er sich selbst, daß er ihnen schon vergeben habe.
 Die Folge dieses Briefs war, daß Sophie ih-
 ren Hartungus noch inniger liebte, ihren und
 des P. Karls Rath zu folgen, und daß Har-
 tungus sich um so eher entschloß, ein neues
 besseres Vaterland zu suchen, als er sein Elend
 und Unglück vorher sah, wenn er sich hätte be-
 halten lassen, wider den Rath des P. Karls zu
 handeln. Hartungus hielt noch immer Jus-
 liens Brief in der Hand, und er würde ihn
 wohl schnelllich gelesen haben, wenn nicht die
 schöne Sophie ihn darum gebeten hätte. Er
 verstand

sträubte sich zwar dagegen, allein Sophiens Vorstellung, daß es die Liebe zur Gerechtigkeit erfordere, den angeklagten Theil ebenfalls anzuhören, machte, daß er endlich in so weit nach gab, Sophien den Brief zum lesen gab, aber keine Eile bei davon zu wissen verlangte.

Fünftes Kapitel.

Juliens Brief. Entschlüsse und Anschläge.

Sophie hatte kaum den Brief durchlesen, so beschwor sie den Prior, ein gleiches zu thun. Die mitleidigen Thränen, die ihren Augen entfloßen, bewegten ihn endlich, seinen ersten Entschluß zu brechen. Er las:

„Ich sollte des Betrogenen lachen? o
 „Hartungus Sie haben mich erkannt, Sie
 „kennen nicht das Mädchen, welches Ihr grausam
 „mer Brief unaussprechlich elend machte. Gott
 „verzeihe es denen, welche die schmerzste Ver-
 „kündung ausgebreitet, ihr einen Ansruch
 „von Wahrheit zu geben gewußt, daß selbst
 „Sie edler großmüthiger Mann, so hart ge-
 „gen mich, gegen die Julie handeln konnten,
 „der Sie so oft Liebe, beständige Liebe, ge-

Hartungus 2. Th.

J

„schworen. Ich habe viel gelitten, habe ge-
 „kämpft, schwer ward mir der Kampf, aber
 „ich habe geiegt. Nahe ist jetzt wieder in mei-
 „ne Seele eingekehrt, und ich danke dem
 „Höchsten, der auch dieses Verden mir schickte,
 „es war vielleicht nothwendig, um mich auf
 „den Weg der Tugend zurück zu brin-
 „gen. Ich schreibe diesen Brief nicht um Ihre Liebe
 „wieder zu gewinnen, nein, nie werde ich Sie
 „seren, nie werden Sie den Ort meines Auf-
 „enthalts erfahren, nur rechtfertigen wollte
 „ich mich gerne, wollte doch gern, daß der
 „Mann den ich liebte — den ich noch liebe —
 „nicht mit Abscheu an mich dächte, mich nicht
 „für die Verwerfungen meines Geschlechts hielt.
 „te. Wie ich Sie sah, Hartungus, liebte
 „ich Sie, Ihr Umgang suchte die schon erlos-
 „schende Flammen der Tugend in meiner Seele
 „wieder an, ich empfand innige Reue über
 „meine Fehlthaten. Du willst sie ihm entde-
 „cken dachte ich, beschloß ich, er wird Mitleid
 „den mir dir haben, wird die Gefallene nicht
 „verachten, die Neuverheirathete nicht in Staub
 „treten, dies waren meine Gedanken, oft mein
 „festes Vorhaben; aber Vergeßniß, Sie möch-
 „ten mich Ihren Umgang entziehen, möchten
 „das gefallene Mädchen ihrer Liebe unwürth
 „halten, dies hielt mich stets zurück, ersätkte

„das schon auf der Zunge schwebende Bekennt-
 „niß, ich fühlte zu sehr, daß ich Ihrer un-
 „werth war; aber Ihre Liebe war mir zu
 „theuer, zu nothwendig, selbst zu den Fort-
 „schritten zur Tugend nothwendig, ich konnte
 „ihnen nicht entsagen. Aber den Gott, bey
 „dem Gott, vor welchem auch ich einst —
 „vielleicht bald — Rechenschaft ablegen muß, bey
 „diesem Gott schwöre ich dir, meine Seele
 „war nie lasterhaft, nie habe ich jemanden ge-
 „liebt außer dich, so lange ich dich kannte,
 „hat nie mein Auge auf einen andern Mann
 „geblickt, mein Mund keinem Liebe zugesagt.
 „Leben Sie wohl, die Vorsicht beglückte Sie,
 „dies ist der letzte Wunsch, den ich Ihnen in
 „diesem Leben noch zursage.“

Julie.

Dieser Brief, welcher Sophien so schöne
 Thränen abgeloct hatte, verursachte in der Seele
 des empfindsamen Hartung's eine Schwermuth,
 von der ihn nur der Gedanke, daß durch sein
 billig zu tadelndes Verfahren ein Mädchen der
 Tugend gelehrt worden, und die wiedergefun-
 dene Sophie heilen konnten. Sophie wende-
 te alles an ihn zu trösten, und ermahnte dem-
 ihm von P. Karl gegebenen Rath zu folgen.
 Er ermannte sich, und nun beichtete ihm So-
 phie, wie sie ihre Glucke am besten ausführen

Abenten. Aus dem Kloster zu entkommen, war nicht schwer, aber wo sie weltliche Kleider herbeikommen sollten, dazu wußte Sophie kein Mittel ausfindig zu machen. Zum Glück hatte Hartungus seinen Reischabit mit; und zu noch größerm Glück noch ausserdem zwei Oberröcke. Es ward also beschlossen; Sophie solle sich des Nachts in ihrer Zelle Mannskleider anziehen, und da er als Generalvisitator den Klausurschlüssel hätte, wolle er sie alsdann herauslassen. In dem nächsten Walde sollte sie sich verbergen, bis Hartungus ankäme, welches frühzeitig geschehen würde. Zum Signal seiner Ankunft ward ein dreymaliges Blasen des Postillons bestimmt. Der vierte Tag war, aus Abicht zu dieser Flucht angelegt, weil er seine Geschäfte nicht eher beendigen, und sonst gar nicht aus dem Kloster hinwegkommen konnte. Nachdem sie also alles angeordnet hatten, trennten sie sich, und um allen Verdacht zu verhüten beschlossen Sie einander nur an dem letzten zur Flucht bestimmten Tage zu sprechen.

Sechstes Kapitel.

Die Flucht.

Hartungus fing gleich am andern Tage seine Visitation an. Um sich nicht etwa neuer Befolgungen auszuweihen, befolgte er buchstäblich die Befehle des Generalkapitels. Er unterhielt sich mit jeder Nonne freundschaftlich, und fragte jede insbesondere, ob sie über ihre Oberin zu klagen hätten. Wenn wir uns nicht mit Hartungus und Sophien aus dem Kloster hinwegwünschten, so hätten wir hier die schönste Gelegenheit eine kurze Charakteristik der Herzen der schönen und häßlichen Nonnen zu entwerfen. Da wir uns aber dazu gar nicht anheischig gemacht haben, und die's schon in manchen andern Werken geschehen ist, so überhüpfen wir die sonderbaren und launigen Einfälle im Original über die Eifersucht, das Plaudern, die Bärtlichkeit, das Tändeln, den Kleinigkeits-Geist der Nonnen, und erzählen nur, was am dritten und vierten Tage vorkam. Sobald Hartungus an diesem Tage das Kapitel geendigt hatte, und durch ein feyerliches Te Deum ihm zu verstetken gegeben wurde, daß er sich nun entfernen könnte, wenn er wollte: so meldete er der Abtissin, daß er diesen Tag noch im Kloster zubringen, und am andern in aller Früh hinwegreisen wolle.

Sie war sehr wohl zufrieden, daß er ihr wenigstens einen halben Tag die Ehre seines Besuchs zu gönnen beschloß, und bat ihn, wenn es nur sonst geschehen könnte, daß er noch einige Tage bei ihnen verweilen möchte. Es ward abgeklärt, und nun machte die Gütige Frau Klothian Anstalten zum Abschiede und zur Abreise. Nach der Vesper kamen alle Mönchen bei ihr zusammen, brachten ihre musikalischen Instrumente mit und machten einige rauschende Symphonien. Der Geist der Frölichkeit — der nur selten die Herzen der Gottgeweihten Jungfrauen befeelt — fuhr in sie: sie häßten, tanzten, forangen und küßten und herzten sich. Diese Lustbarkeit währte bis gegen Abend acht Uhr, um welche Zeit die Mutter Klothian für gut befand, ihren Untergebenen zuzurufen: „Schwestern! es ist Zeit ins Bette zu gehen, damit ihr ja morgen in die Meiden kommen könnt.“ Nun fing erst das Komplimentiren an. Alle empfanden sich dem Prior Hartungus zu Gnaden, und küßten ihm die Hände. Auch Sophie besachete diese Eitte. Sie hatte vorher Gelegenheit gefunden, ihrem Geliebten zu sagen, daß sie ihre Schelchen zusammen gepackt, und noch entschlossen sey mit ihm auf die schon bestimmte Art zu entfliehen. Nachdem nun alle Mönchen zu Bette waren, bewilligte sich auch Hartungus.

tungus von der gnädigen Frau, und ersuche sie, es ja so anzuordnen, daß er bey anbrechendem Tage fortreisen könne. Alle hatten sich nun zur Ruhe begeben, nur Hartungus und Sophie warteten mit Angst und Hoffnung auf die zur Erhaltung ihrer Freyheit bestimmte Stunde. Sie schlug. Sophie ging leise der Klausurthüre zu, an der sie Hartungus erwartete. Sie empfing aus seinen Händen die Mannetleider, welche sie auf ihrer Zelle anzog. Sie nahm ihre wenigen Sachen unter den Arm, und wanderte so zur Klausurthür und zum Kloster hinaus, welches Hartungus eben mit dem Hauptschlüssel aufgeschlossen, und ging in das bestimmte Wäldchen. Sie hatte die Vorrichtung ge'raucht, den Schlüssel von ihrer Zelle abzugiehn, denn da es der Gebrauch ist, daß die Nonne, welche das Becken zu besorgen hat, die Zimmer vorbegeht, an denen kein Schloß steckt, und da man alsdenn glaubt, die gute Schwester sey von einer Krankheit befallen: so hatte Sophie nicht zu befürchten, daß sie eher werde vermisst werden, als gegen Mittag. Dieß war wirklich sehr nothwendig, denn da sie sonst vor der Abreise des P. Hartungus wäre vermisst worden, so hätte dieser nicht so frühzeitig fortreisen, und sie gar leicht noch ermisset werden können. Sobald also die reifenfruchtige Narva

die frommen Schwestern aus ihrem sanftem Schlummer geweckt, und die Gebethslocke sie in die Weiten rief; setzte sich Hartungus in seinen Wagen, empfahl sich dem geneigten Andern den der gnädigen Frau Aebtrissin, und befahl dem Postillon so eilig als es nur immer geschehen konnte dem Walde zuzufahren. Sie waren etwa dreihundert Schritte in dem Walde fortgerückt, als Hartungus das bestimmte Zeichen geben ließ. Sophie erschien nicht. Sie hatte besser als Hartungus überlegt, daß es bey dem Postillon Aufsehen machen würde, wenn sie sich mitten im Walde einsetzte, und war also nach dem Dorfe hingegangen, welches etwa noch eine kleine Viertelstunde weiter lag. Hartungus war voll Angst; da er sich aber gar nicht vorstellen konnte, daß Sophie den Wald verfehlt, so beschloß er noch weiter zu fahren, und das Signal wiederholt zu lassen. Als Sophie wieder nicht erschien, durchkreuzten sich rauhend ängstliche Gedanken in seinem Gehirn. Er beschloß also dem ersten Dorf zuzufahren, daselbst anzuhalten und den Wald zu durchsuchen. Kaum war er in dem Dörfchen angelangt, als Sophie ihm entgegen hörfte und ihn, um sich desto besser vor den Postillon zu verbergen, sehr angelegentlich bat, sie einige Stationen mitzunehmen. Er war sogleich bereitwillig hierzu, nahm sie

In seinen verschlossenen Wagen, und drückte das liebe lebende Mädchen an sein vor Freude klopfendes Herz. Ihr erster Kuß war ein Opfer an die Vorsicht, und die Thränen in ihrem Auge dankten dem Himmel für ihre Errettung. Zuletzt als ihre Geister wieder beruhigt waren, fiel ihre Unterredung auf verschiedene wichtige Materien, z. B. den Werth der Freyheit, Religionsstände, Gelübde, und so weiter. Unter diesen Gesprächen wollen wir sie verlassen, bis sich irgend etwas merkwürdiges mit ihnen zuträgt, und bitten uns von unsern gütigen Lesern die Erlaubniß aus, uns mit ihnen über einen Gegenstand unterhalten zu dürfen, der uns lange gar sehr am Herzen lag.

Siebentes Kapitel.

Eine Digression oder neueste Apologie der weggelaufenen Mönche und Nonnen.

Das Weglaufen der Mönche ist in unsern Tagen eine so allgemeine Sache geworden, daß man es uns billig zugeben kann, unsere Meinung darüber freymüthig, da uns noch dazu die Flucht des P. Hartungus und Sophiens hierzu Gelegenheit giebt, zu erörtern. Die Gründe dieser beiden Liebenden müssen einem unbefangenen Beobachter hinreichend scheinen, ihre Flucht zu rech-

fertigen. Verde waren gewissermaßen zu einem Zwecke gezwungen worden, der weder ihren Neigungen und Einfaltungen noch ihrem Temperamente angemessen war.

Hartungus machte es sich zur Pflicht, den Gesetzen des Ordens getreu nachzuleben, und er würde sich nie entschlossen haben, in Serapion's Begehren einzuwilligen, wenn er nicht den Verlust seiner Freiheit hätte befürchten müssen. Diese ist ein so edles Gut, und alle Menschen lieben es in einem eben so hohen Grade als ihr Leben selbst. Es ist ein Geschenk der Gottheit, welches nur jene wahrhaftig zu schätzen im Stande sind, welche sich entweder nur in der Gefahr befanden es zu verlieren, oder es schon einmal verloren hatten. Dieser Grund schien dem vortheilhaften Herausgeber der Ephemeriden der Menschheit, dem ich aus mehr als einer Ursache, ohne ihn zu kennen, vielen Dank schuldig bin, schon hinreichend, einen solchen kühnen Schritt wenigstens für vertheidigbar zu halten, und er muß es auch in den Augen eines jeden Menschen freundschaftlich sein. Allein die ehrwürdigen geschehenen rechtgläubigen Köpfe, die aus Urzeiten, welche wir noch nie vollkommen ergründen können, jeden Apsentaten zurückwünschten, und durch alle Mittel zurück zu bringen trachten, ihnen ist dieser Grund so wie überhaupt alle andere Gründe

de unzulänglich. Sie sehen in dem verlaufenen Bunder nichts als einen für den Teufel wohl zugerüsteten Braten. Sie vermuthen oder glauben, eine Million Teufel warten schon, mit glühenden Zangen und Hacken, und Vilen und Peitschen und Prügeln die abgefahrene Seele eines solchen zu empfangen. Aus Menschenfreundschaft, möchte doch dieser Grund der einige seyn! — geben sie sich alle Mühe ihren Bruder aus dem schon aufgesperrten Rachen des Satans wieder herauszureißen. Katholiken, deren Gehirn nicht mehr so sehr gefroren ist, weinen dem armen Jünglinge, der zu manchen damit verknüpften Mühseligkeiten gezwungen ist, eine mitleidige Thräne zu, und wünschen, ihm helfen zu dürfen. Orthodoxe Katholiken schicken ihm einige in Menschengestalt wohnende Teufel nach, um ihn durch List, Ränke oder Gewalt wieder zurückzubringen. Eifrige Protestanten freuen sich über den neu angekommenen Proselyten, und überlassen den Unerfahrenen, den Hülflosen seinem günstigen oder ungünstigen Schicksale. Und der aufgeklärte Mann freut sich des Erlikten, wenn er ein rechtschaffener Mann ist, und bemüht sich, ihn zu unterstützen. So urtheilen ohngefähr die Menschen, wenn sich ein Mönch weltliche Kleider anzieht. Wenn ein Mensch sich in den Umständen befindet, in welchen sich

Hartungus besand, und das nemliche thut, was er that, so kann, denk ich, niemand ein Wort dagegen sagen. Aber es gibt noch eine Menge andre Gründe, die uns wenigstens nicht alle, hinlänglich scheinen, ein Verbrechen wider die Güte des Staats — denn das bleibt es doch immer — zu vertheidigen. Gewisse Mönche, welche sich durch ein böses Schulgelehrsamkeit vor andern Dummköpfen auszeichnen, und von dem Zustande der Wissenschaften außerhalb des Klosters keine Kenntniß haben, blendet ihr Stolz das Kloster zu verlassen. Sie glauben in der Welt willkommen zu seyn, und da ihre Gelehrsamkeit noch weit unter der Mittelmäßigkeit ist, so finden sie keine Unterstützung, und sehen sich dadurch den mittelmäßigsten Umständen aus. Da sie innerlich noch den Grundfäßen des Katholizismus anhängen, so ist ihre letzte Zuflucht, sich unter ihre Feinde zu demüthigen. Einigen hat die Natur ein zärtliches Herz verliehen, und sie verlassen aus Zärtlichkeit und Liebe ihre Eindrücken. Andre verleiten Ruhmsucht, andre Liebe zu Ausschweifungen, andre Haß der Einsamkeit, noch andre, weil sie ihre wahre Denkungsart nicht verheucheln können. Wer den Stand der Mönche kennt, wer den Zwang gefühlt, die lächerliche Eitten, und die den Kleinheitsgeist beweisende Ceremonien und Heucheleien derselben

mit angesehen hat, der wird jedem eine mitleidige Zähre weinen, und nicht so strenge die Bewegungsgründe, die freylich nicht allezeit die reinsten sind, untersuchen. Jeder Mönch, der keine Lust und Neigung zu diesem Stande hat, ist als ein Gefangener zu betrachten, und zwar als ein unschuldiger Gefangener. Darf man es einem solchen also verübeln, wenn er sich seine Freyheit wieder zu erringen sucht? Ich weiß, daß man dagegen einwendet — niemand werde zu diesem Stande gezwungen, jeder habe ein ganzes Jahr Zeit sich hinlänglich zu prüfen, ob er zu diesem Stande geschaffen oder nicht; und daraus entspringe die Pflicht, ewig nach den Klostergesetzen zu leben. Es ist wahr, in unsern aufgeklärten Zeiten findet phisikalischer Zwang wohl nicht mehr statt; aber doch der moralische. Die Vorpiegelungen von dem grossen Gewinn jenseit des Grabes, von den erschrecklichen Gefahren, denen jeder in der Welt nach der Meinung der Mönche ausgesetzt ist, machen auf das unbefestigte Herz des Jünglings den lebhaftesten Eindruck. Die glänzenden Zeremonien der Mönche, und — lassen Sie uns immer auch dieses bekennen — die reichbesetzten Tische der Mönche sind für das Vergnügen gierende Herz vieler Jünglinge zu starke Anlockungen, als daß sie von jenem besiegt werden könnten. Sie treten ins

Revisitat, finden, daß sie geküßt sind, wünschen sich zurück — aber fürchte vor Schande, die jeden das Revisitat verlassenden verfolgt, Zur redungen, und die mit dem Abgange aus dem Revisitat vermuthete Irrenheiten machen, daß sie mit schmerzlichen Augen die Gelübde schwören. Neben dieses kennt niemand das Klosterwesen während eines Jahres kennen, auch ist der nachtheiliche notwendige Trieb des Menschen in diesen Jahren noch nicht so stark, kriecht noch nicht so laut, und fordert noch nicht so dringend Befriedigung als in den spätern Jahren. Wenn man nicht einlauge, daß die meisten in vier oder fünf Jahren das Kloster verlassen würden, wenn sie dürften, so könnte es den Mönchen nichts verschlagen, wenn sie die Gelübde nicht auf Zeit lebens, sondern nur auf eine gewisse Zeit abzulegen ließen. Aber wie wüßt, wie es werden dann nicht Klöster sehen? Ja! selbst ihr, da in den meisten Ländern verboten ist, vor den vier und zwanzigsten Jahr ins Kloster zu treten, ihr sind schon die Annahmen nicht so stark und so häufig als sonst.

Wenn man also die Triebfedern ermüdet, durch welche Jünglinge ins Kloster gebracht werden, wenn man die natürlichen Triebe, und den Hang des Menschen zur Freizeit und Thätigkeit mit im Aufschlag bringt; so wird man den Jüngling, der das Kloster verließ, bedauern, ihn

nicht schelten, sondern ihm Glück wünschen, daß er dem Druck, unter welchen seine Seele verschnachtete, entrann.

Achtes Kapitel.

Unvorsichtigkeit des Prior Hartung u. d. Folge davon.

Hartungus hatte beschlossen sich in dem Brandenburgischen — der allgemeinen Freysätte der Menschen — niederzulassen. Dieses nöthigte ihn entweder einen Umweg zu machen, oder im protestantischen einige Meilen von dem Kloster, in welchem er gewesen war, zu reisen. Er wählte zu das letztere, obgleich ihm seine geliebte Sophie das erstere anrieth. Er befürchtete nichts, und wollte die Kosten sparen. Und wirklich würde diese Unvorsichtigkeit des Priors keine schlimmen Folgen gehabt haben, da sie sich in dieser Gegend gar nicht aufhalten wollten, wenn sich nicht etwas zwar natürliches, aber doch unvorhersehbares ereignet hätte.

Sie langten in einem Städtgen drei Meilen weit von dem Kloster an, und wollten schon die Pferde wechseln; als Sophie, welche durch die schnelle ungewohnte Reide ganz entkräftet war, auf einmal in eine Krankheit verfiel. Die häus-

figen Ohnmachten und abwechselnde Frost und Hitze machten ihre Abreise ganz unmöglich. Zum Unglück war in diesem Städtgen kein Arzt, und Hartungus, der für das Leben seiner Sophie bebt, war also gezwungen nach der Stadt zu schiffen, welche, wie wir schon erinnert haben, nur eine viertheil Stunde von dem Kloster lag. Zu noch größerem Unglück ging der Voste gerade zu dem Klosterarzt. Dieser kam und erkannte sogleich den Prier Hartungus. Hartungus, der sich keines Verbrechens bewußt war, und die Befehle kannte, welche ihn vor einer Auslieferung sicherten, befürchtete auch nicht die geringste Gefahr. Er bat aber doch den Arzt, seinen Aufenthalt zu verheimlichen. Allein dieser war nicht sobald in der Stadt angelangt, als er sogleich dem Kloster zuflief, und dem Prälaten und allen Mönchen das Geheimniß ausschüttete. Der Prälat versetzte sich sogleich zu dem Generalvikar in der Stadt — welcher die geistliche Gerichtsbarkeit in dieser Gegend ausübte — entdeckte ihm den Aufenthalt des Priors und befragte sich um die Regeln des Verhaltens. Dieser Generalvikar war eine von jenen schwarzen Seelen, welche an dem Unglücke ihrer Mitmenschen das innigste Vergnügen empfinden, sich alles für erlaubt halten, was sie wünschen, die

weder

weder Tugend noch Pflicht kennen, und auch die lasterhaftesten Mittel anwenden zu dürfen glauben, wenn sie nur dadurch ihre Absichten erreichen. Von einer so schwarzen Seele kann man nichts als Schandthaten und Laster erwarten. Der Prälat, dessen Seele zwar schwach aber doch von Natur gütiger gebildet war, stellte dem Herrn Generalvikar vor, daß er gesonnen sey, zweien Geistliche an den ehemaligen Prior abzuschicken, ihm einen Pardon : Brief zu schicken, und durch Güte zu bewegen in das Kloster wieder zurück zu kehren. Allein der andre, der dieses nicht nur für zu weitläufig, sondern auch für unsicher hielt, wählte einen ganz andern Weg. Er schickte einen Gerichtsdiener und zwey bewaffnete starke Knecht nach dem Städtchen, in dem sich Hartung aufhielt. Er gab Ihnen an die Gerichte dafelbst ein von ihm bloß und nicht von ganzem Gerichte, wie es sich eigentlich gehört, unterschriebenes Requisition : Schreiben mit, in welchem er den ausgetretenen Prior verschiedener Verbrechen besonders des Diebstahls beschuldigte, und forderte die Auslieferung desselben. Wenn die Thäthe der Mordthat nicht so weitläufig wären, so würde der Gerichtshalter dafelbst keinen Anstand genommen haben, den Prior auszuliefern. Allein er fand für gut, denselben zwar

gefänglich anzuhalten und bewachen zu lassen, aber doch ihn nicht sogleich auszuliefern, sondern vorher die Sache genauer zu untersuchen. Er befragte also auch den Prior Hartungus, welcher behauptete, daß er einige wenige Sachen ausgenommen, die er sich für sein Geld angeschafft, nichts entwender, und daß er sich auch nicht eines einzigen Verbrechens bewußt sey. Der Gerichtshalter beschloß also, dem regierenden Fürsten einen getreuen Bericht abzustatten, und seine Befehle zu erwarten.

Neuntes Kapitel.

Karakter des Fürsten. Sein Betragen gegen den Prior.

Der Fürst, in dessen Staate sich Hartungus jetzt befand, zeichnete sich durch Güte des Herzens, durch Menschenliebe, Gerechtigkeit, Weisheit und durch eine Menge andrer Tugenden nicht nur vor vielen Fürsten, sondern auch vor vielen Bürgern des Staates selbst aus. Er war der Gesetzgeber, aber der erste auch, der die gegebenen Gesetze erfüllte. Er belohnte bürgerliche und gesellige Tugenden, aber ging allein in der Ausübung derselben mit den trefflichsten Beyspielen

vor. Er bestrafte die Laster, aber kein allen Strafen leuchtete die Güte seines Herzens hervor. Er strafte nie, als nur aus der vortheilhaftesten Absicht entweder den Bestraften selbst zu bessern, oder doch wenigstens durch die Strafe andere vor Uebertretungen zu warnen, und auf bessere Wege zu leiten. Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle die Vorzüge dieses Fürsten gehörig beschreiben wollten, wir sagen daher bloß, er war der gütigste, weiseste, gerechteste und klügste Fürst seiner Zeit. Auch erkannten seine Unterthanen das Glück unter seiner Regierung zu leben, sie betrachteten ihn als den ersten Bürger, als ihren Vater, ihren Freund, und sprachen von ihm nie ohne mit jenem schmerzlichen Feuer, mit jenem glücklichen Enthusiasmus, der aus dem Gefühl der Glückseligkeit entspringt.

Die persönlichen Vorzüge dieses Fürsten waren aber nicht das einzige, welches dem gesungenen Prior Hartungus Vortheil verschaffte. Was würde es ihm geholfen haben, wenn der Fürst noch so edel, noch so gütig, so weise und so gerecht gedacht hätte, wenn er von Schmeichlern umgeben gewesen wäre, welche die Klagen und Bitten der Untergebenen unterdrückt, und den Ohren des Fürsten vorenthalten hätte. Allein dieser Hof war von Schmeichlern frey. Der weise Fürst wählte nur solche zu seinem Vertrau-

ten, die seines Vertrauens würdig waren, und auch diese hatten fast gar keine Macht — Er herrschte selbst. — Wie glücklich für Hartungus in einem solchen Staate von einem wüthenden Priester verfolgt zu seyn, wenn es doch einmal sein unglückliches Gestirn so mit sich brachte?

Hartungus hatte dem Verichte des Gerichtshalters ein Bittschreiben an den Fürsten beygelegt, in welchem er demselben die Gründe und Ursache seiner Flucht bekannt machte, und zugleich anzeigte, was er aus dem Kloster mitgenommen. Er verbreitete darinn zugleich einiges Licht über den Charakter des Generalvikars, und behauptete, daß die angeklagten Verbrechen nur in dem geizlosen Hien dieses menschenfeindlichen Geistlichen ihre Daseyn haben, und aus keiner andern Absicht begesetzt worden, als um desto eher die Auslieferung zu erhalten. So deutete sich auch Hartungus seine Unschuld bewies, so glaubte doch der Fürst dem ansuchenden Generalvikar Gerechtigkeit schuldig zu seyn. Er befahl dem Gerichtshalter, den Prior Hartungus bis auf weitere Befehle in gefänglicher Haft zu behalten, und ließ durch seine Räte an den Herrn Generalvikar als den Obersten des geistlichen Gerichts schreiben, und von ihm verlangen die Verbrechen namentlich anzugeben, genau zu bestimmen und zu beweisen. Wenn es wahr wäre,

daß der Prior gestohlen, so sollte er ohne Anstand ausgeliefert werden.

Der Generalvikar, der nicht vermuthet hatte, daß man eines einzigen Menschen wegen so viele Umstände machen würde, und der alle andere Menschen für schlechte und böse hielt, weil er es selbst in einem hohen Grade war, erschrock nicht wenig, da ihm die fürstliche Antwort zugesandt ward. Er glaubte nun gelindere Wege einschlagen zu müssen, um sich nur einer Antwort an den Fürsten zu entledigen. Noch ehe er also den schuldigen Bericht abfertigte, schickte er zwey Gesandte an den Prior Hartungus ab, gab ihnen einen von ihm eigenhändigen geschriebenen, und unterzeichneten Gnadenbrief mit, um durch diese Schlinge den Prior zur gütigen Zurückkehr zu bewegen. Allein wie konnte Hartungus dem Worte eines Mannes trauen, der nicht erschrockt war, öffentlich zu verkünden. Zwar wollte der Generalvikar sich bey Hartungus wegen der in dem Requisitions-Schreiben gebrauchten Ausdrücke dadurch entschuldigen, daß er behauptete, Hartungus sey wirklich bey ihm als ein Verbrecher und Dieb angeklagt worden, und das Amt eines Richters habe ihn verpflichtet so zu verfahren. Allein wenn auch diese Ausflucht wahr gewesen wäre, so hätte der Generalvikar doch in dem Schreiben diese beysetzen, und ihn

nicht als einen schon überführten Verbrecher an-
geben sollen. Hartungus wies also die Abge-
sandten mit aller möglichen Höflichkeit ab, und
ließ dem Fr. Generalvikar: ein sehr verbindliches
Kompliment für seine Güte sagen, und zugleich
bedeuten, daß er sein Schicksal abwarten wolle.
Der Generalvikar war also gezwungen, an den
Fürsten den erbetenen Bericht abgehen zu lassen.
Da Hartungus sich keiner Verbrechen schuldig
gemacht hatte, der Generalvikar aber doch nicht
bey dem Fürsten als ein Lächer und Verächter
der erscheinen wollte; so bediente er sich einer
sehr gewöhnlichen Ausflucht. Er behauptete
nämlich, er sey nicht schuldig, die verlangte Ver-
weise zu geben, und da er ein Priester der Wahr-
heit sey, so müsse man ihm auf sein Wort glau-
ben, er fodre also noch einmal die Auslieferung.

Der Fürst, der gar wohl wußte, daß die
Priester der Wahrheit ebenfalls Menschen sind,
und oft noch mehr als Laven, von Leidenschaften
beherescht und von Vorurtheilen und Aberglau-
ben geblendet werden, glaubte nicht verbunden
zu seyn, den bloßen Reden dieses Mannes zu
glauben. Er ließ also an den Gerichtshaber
den Befehl ergehen den Prier Hartungus so-
gleich von seiner Gefangenschaft zu befreien,
und seine Räte mußten die Loslassung dem be-
schämten Herrn Generalvikar melden.

Zehntes Kapitel.

Freundschaft des P. Karl.

Sophiens Krankheit war durch den Schmerz, welchen sie von der Gefangennahme ihres Geliebten hatte, nur noch vermehrt worden. Er ließ noch andere Aerzte befragen, und verschiedene zweifelten an ihrem Auskommen. Allein die Befreyung des Priors gab ihr neue Kräfte, und diese Freude gab Gesundheit, gab neues Leben. Man bestimmte noch acht Tage nach deren Verlauf sie wieder fortreisen konnte. Hartungus lebte ihr sehr gnädig mit seiner Sophie von deren Dürre er sich nie entfernte. Sie beschloßen nach einigen Tagen abzureisen, aber ein Brief, welchen ihm der P. Karl wenige Tage nach seiner Entlassung zusendete, machte, daß sie drey Tage eher abreiseten. P. Karl hatte bey allen seinen schlimmen unkeholsichen ja unchristlichen Grundfäßen dennoch ein eben so gutes Herz als der Generalkvlar bey seinen ähren keuholsichen ein niederträchtiges hatte. Jener bemühte sich seinen Mitmenschen so vieles Vergnügen zu verschaffen, als in seiner Gewalt stand, und von ihnen alle die Schmerzen zu entfernen, die er ihnen ersparen konnte. Das

fer hingegen war nicht zufrieden, seinen Verdern die positiven Freuden dieses Lebens zu rauben, er bemühte sich sogar ihnen so viele Leiden zu erzeugen, dieses Leben so unerträglich zu machen als ihm seine Würde, sein Ansehen, und sein Stand dazu Gelegenheit darboten. Man kann von diesem Mann nicht erwarten, daß er gleich nach dem ersten fehlgeschlagenen Versuche die Ausführung seines Vorhabens werde aufgegeben haben! Niederträchtige Seelen gehen von einer Niedertrachtigkeit zu der andern ab z. So bald er also die Loslassung des Priors erfahren, bemühte er sich, entweder den Prior heimlich wegzufangen, oder ihm doch wenigstens einen Streich zu spielen. Er hatte von dem geschwätzigen Arzt erfahren, daß Hartungus ein Mädchen bey sich habe. Im Kloster wußte man von Sophiens Flucht noch nichts. Theils war das Kloster zu weit entfernt, theils waren auch die Nonnen gar nicht auf die Vermuthung gerathen, daß der Prior dieselbe entführt. Allein das Daseyn eines Mädchens war ihm eine erwünschte Gelegenheit, sich an Hartungus zu rächen. Juliens Flucht geschah mit der des Priors zu einer Zeit. Wer konnte also wohl nach der Meinung der Mönche dieses Mädchen anders seyn, als Julie? Auf

diese falsche Voraussetzung gründeten sie ihren Entwurf. Man rief die Dame, die bey der Julie gewesen und beschuldigte sie durch ansehen der Summen, zu beschwören, daß Julie ihre Summe Geldes entwendet. Die Dame, deren Gewissen wenigstens eben so weit war, als das des Generalvikars, nahm keinen Anstand dieses Geld zu verdienen. Allein dieses konnte doch nicht so geheim geschehen, daß nicht P. Karl, auf den man überhaupt keinen Verdacht hatte, davon Nachricht bekommen hätte. Ehe also noch der Generalvikar sein zweytes Requisitionsschreiben, in dem er Julien als eine überführte Diebin angab, abschicken konnte, hatte P. Karl schon einen Brief an Hartungus abgeschickt, und ihm darin alle Verhältnisse, und die große Niederträchtigkeit des Generalvikars entdeckt. Nun wußte wohl Hartungus, daß die Requisition nichts fruchten würde, allein er befürchtete dennoch eine Verzagern seiner Reise; schrieb daher an P. Karl alles, was sich bisher mit ihm zugetragen, und ging noch am selbigen Tage mit seiner Geliebten ab, die zwar nicht vollkommen gesund war, aber dennoch Kräfte genug hatte, eine kleine Reise zu machen. Weil P. Karl ihr zugleich entdeckt hatte, daß man geheime Anschätze gegen seine Frömmigkeit

gemacht, so fand er für gut, sich einige starke Kerls aus dem Städtgen zur Bedeckung zu mieten. Sie hatten kaum wenige Stunden das Städtgen verlassen, als das zweite Requisitionsschreiben ankam, welches keine andere Wirkung erzeugte, als daß nur zurück geschrieben wurde, besagte Person sey vor wenigen Stunden abgereist, man wisse aber, wie auch wahr war, nicht wohin.

Elftes Kapitel.

Beschluß dieses Buches.

Die Reise des Prier Hartungus und der geliebten Sophie ward weder durch die boshaften Mönche, noch durch ein Ungewitter, noch durch sonst irgend einen schrecklichen Unfall verzögert. Sie kamen von Station zu Station glücklich an, und täglich nahm Sophiens Gesundheit zu. Es war nun hohe Zeit Sophien weibliche Kleider anzuschaffen. Aus dieser Ursache hielten sie sich drey Wochen in dem berühmten theuren Leipzig auf. Da Hartungus seine Ursache hatte zu verbergen, wer er, wer seine Sophie sey, so ward es auch gar bald ruckbar, daß ein Mönch und eine Nonne sich in dem Gasthof zum goldenen — — aufhalten. Manche

Leute machen sich eine so erschreckliche Vorstellung von einem Mönch oder einer Nonne, daß man es hoffentlich einigen jungen Leipziger Herren, und Damen vergeben wird, daß sie täglich in diesen Gasthof liefen, diese Seltenheit in Augenschein zu nehmen. Die, welche sich zur gelehrten Klasse bekenneten, und Verehrer der stoischen Bescheidenheit waren, bewunderten den Verstand des Priors, seine Arzigkeit, seine Weltkenntniß, bemühten sich hinlängliche Nachrichten von dem Mönchsweesen aus ihm zu locken, und warfen nur kalte Blicke auf die schöne Sophie. Andre hingegen, deren System sich mehr jenem des Epikurs oder Trinitips näherte, unterhielten sich mit Sophien, lobten ihre Schönheit, und rühmten die Feine ihrer Haut, und ihren gut gebaueten Körper. Sie glaubten, Sophie werde gefällig genug seyn, ihre gleich beim ersten Besuche gesaßten Wünsche und Entschlüsse zu befriedigen. Aber sie irrten sich sehr. Sophie war tugendhaft, und sie liebte ihren Hartungus zu sehr als daß sie nur die geringste Untreue an ihm hätte begeben sollen. Das, was sonst noch zum Halse der Tugend etwas mehr bevirgigt als ein hübsches Gesicht, — Geld konnte ihr für Sophien nicht verführerisch seyn. Hartungus hatte noch hinreichend, und die manette nichts, so lang Hartungus noch keinen Mangel fühlte.

Umsonst boten also einige junge Herren ihre Schätze dar — alle machten die Erfahrung, daß jeder zur Niederlage Sophiens gemachte Versuch schiefgeschlagen würde. Vielleicht aber wären dennoch, die mannigfaltigen Besuche ihr in der Folge der Zeit gefährlich geworden seyn, wenn nicht Hartungus für gut befunden hätte, sich mit seiner Sophie, von diesem theuren kostbaren Orte zu entfernen, und in eine andere Stadt zu begeben, in welcher er nicht nur etwas zu erwerben hoffte, sondern in der er sich auch sicherer dachte, und freyer zu leben glaubte.

Achstes Buch.

Erstes Kapitel.

Hartungus kommt in Z** an und unterhält sich mit dem Prorektor der Universität. Erfolg dieses Gesprächs.

Hartungus langte nach einigen Wechswernissen, von denen fast alle Reisen bekleidet sind, in Z** an. Seine erste Sorge war, sich diejenige öffentliche Sicherheit zu verschaffen, die besonders für einen Mann in solchen Umständen erforderlich ist. Er ging derothalben zu dem Prorektor der Universität dem Doktor Z**, entdeckte ihm seine ganze Lage, verhehlte ihm nicht den geringsten Umstand, und bat den Prorektor um weiter nichts, als um einen guten Rath, wie er am besten etwas erwerben, der sein noch habendes Geld am sichersten anlegen könne. Der Herr Doktor Z** war ein Betruggelehrter, in dessen Verstande es völlig Licht war, der sich von dem angebotnen Aberglauben und Vorurtheilen gelubert, und nur das für wahr annahm, was er vorher hinlänglich durchdacht, und geprüft hatte. Nachdem er nun die kurzgefaßte Rede

des Herrn Hartmannus — Prior dürfen wir ihn
 nun nicht mehr nennen — mit großer Aufmerk-
 samkeit angehört hatte; so sagte er mit einer
 ernstes Zutrauen erweckenden Mine: Mein
 „Freund! Ich tadle sie keines weges, daß sie
 „eine Klasse von Menschen verlassen haben, wel-
 „che auf gesunde Vernunft Anspruch machen,
 „und von denen doch jeder von Verurtheilen freye
 „Verbacher gestehen muß, daß sie die Erde gänz-
 „lich verfälst haben. Ich kenne den Druck,
 „unter welchem der rechtschaffne, selbst denkende,
 „forschende Mann in Klöstern leben muß; kenne
 „ne die Demeure des Menschen nach Freiheit,
 „und lobe Sie also, daß Sie sich der Tyrannen,
 „unter der die gesunde Vernunft in Klöstern leucht-
 „et, entzogen, und freue mich, daß Sie glück-
 „lich ihre natürliche Freiheit wieder erlangt ha-
 „ben. Sie können versichert seyn, daß Sie an
 „mir einen Freund und Unterstützer finden wer-
 „den. Aber erlauben Sie mir auch, daß ich
 „noch eine Anmerkung hinzufüge, die Ihnen
 „vielleicht nicht die angenehmste ist. Sie haben
 „ein Mädchen, eine Nonne bey sich. Ich glaub-
 „e gern, daß diese der Bewegungsgrund ihrer
 „Flucht nicht gewesen, und ich tadle Sie auch
 „nicht, daß Sie einem fühlenden und seufzenden
 „Mädchen die natürliche Freiheit wieder ge-
 „ben haben. Aber es gibt mehrere unter uns,

„welche Sie ebendeshalben verachten, und glaub-
 „ben werden, daß Sie aus Eitellichkeit — er-
 „lauben Sie mir dieses Wort, das nicht aus
 „meinem Herzen kommt — ihr Kloster verlassen,
 „und blos in die Welt gegangen, um ihre Ver-
 „gierden und Leidenschaften desto eher befriedigen
 „zu können. Es ist ungerecht — ich gehe es
 „— daß man von einem Mönche verlangt, alle
 „seine Gefühle, die ihm als Mensch eigen sind,
 „zu verläugnen, es ist sogar hart — allein die
 „Menschen urtheilen nun einmal ungerecht —
 „sind nun einmal hart gesinnt. Es würde Ih-
 „nen in der Folge schädlich werden können, wenn
 „Sie sich nicht nach dem Urtheile anderer bequem-
 „ten. Ich will Ihnen demnach einen Rath ge-
 „ben, durch dessen Befolgung Sie jenem Ver-
 „wurfe ausweichen, sich hinlängliches Brod er-
 „werben können, und doch Ihre Sophie nicht
 „verlieren werden. Ich überlasse es Ihnen, ob
 „Sie meinem Rathe folgen wollen. Mein Vor-
 „schlag ist der. Meine Frau, mit der ich Sie
 „heute noch bekannt machen werde, ist eine
 „gute Gesellschafterin; erlauben Sie Ihrer So-
 „phie, daß Sie bey uns wehne. An dem Ti-
 „sche, an welchem ich esse, soll auch Sie essen,
 „und Sie soll nicht die geringste Beschäftigung
 „haben, als die, welche sie sich selbst macht. Un-
 „ter dem Titel der Gesellschafterinn meiner Frau

„soll sie in allen Gesellschaften eingeführt werden,
 „und dadurch wird sie sich die unentbehrliche Mens-
 „schen- und Welkenntniß erwerben. Niemand
 „soll erfahren, daß sie eine Nonne ist. Ihnen
 „allein soll der freye Umgang mit Ihr erlaubt
 „seyn. Sind Sie im Stande gewesen Ihre
 „Leidenchaft so lang zu besiegen, so werden
 „Sie es auch ihr können, da es Ihr beyderseits
 „gutes Wohl erfordert. Durch meine Vermittelung
 „werden Sie die Erlaubniß erhalten, philosophi-
 „sche Vorlesungen zu hören, wenn Sie sich ge-
 „nueg genugs glauben, welches zu unterlassen,
 „Sie mir nicht verzeihen dürfen. Unsere Unis-
 „versität ist zahlreich. Vom Anfang wird man
 „Ihnen aus Neugierde zulaufen, und wenn Sie
 „Geschicklichkeit genug haben, sich Vorfall zu
 „erwerben, so werden Sie so viel verdienen, als
 „zu Ihrem Unterhalte nöthig ist, besonders, da
 „Sie von dem übrigen noch immer etwas zuse-
 „hen können. Ich bitte Ihnen meinen Tisch
 „an. Wenn Sie diesen so gern annehmen,
 „als ich Ihnen denselben gern gebe, so wird es
 „mich freuen. Sie werden auf die Art Geis-
 „tesgegenheit haben, täglich ohne allen Verdacht So-
 „phien sprechen zu können. Nach einem hal-
 „ben Jahre lassen Sie sich mit Sophien trau-
 „en. Man wird glauben, Sie haben diese Be-
 „kannnt-

„Kamtschaft erst in meinem Hause gemacht, wenn
 „Sie nemlich alles so verschwiegen halten wer-
 „den, als ich es Ihnen verspreche: Sobald Sie
 „also in Ihr Quartier kommen, so lassen Sie,
 „um allem Verdacht auszuweichen, Sophien so-
 „gleich zu mir kommen. „So endigte dieser
 „rechtschaffne Doktor seine Anrede. Hartungus
 nahm den Vorschlag desselben an, und nun ließ
 er sich mit ihm in philosophische Gespräche ein.
 Der Doktor fand, daß Hartungus seine Sas-
 sen versähe, und kein mitteländiger Lehrer der
 Weltweisheit seyn werde. Er freute sich also,
 daß er sich in ihm nicht betrogen. Er versprach,
 noch heute an den Chef der Universität zu schrei-
 ben, ihm die Erlaubniß öffentliche Vorlesungen
 zu halten, auszumitteln, und sogar zu bewirken,
 daß er ohnentsgeldlich Magister der Weltweisheit
 werden könne, welches dazu erfordert wurde.
 Hartungus ging hin, erzählte seiner Geliebten
 das gemachte Glück, die sich nicht wenig freute,
 und sich sogleich zu der Gemalin des Doktor S.
 verfügte. Sie ward von dieser artigen gefälli-
 gen, und von ihrem Mann schon unterrichteten
 Frau sehr höflich empfangen. Sie stellte sich
 von ihrer Geschichte nichts zu wissen, nahm sie
 zu ihrer Gesellschafterin auf, wies ihr ein eige-
 nes Zimmer an, befohl ihrer Aufwärterin, So-

phien eben so wie ihr zu begegnen, und kurz entfernte alles, was ihr nur irgend ihren Aufenthalt hätte unangenehm machen können. Sophie fühlte das Edle dieses Betragens, fühlte ihr Glück, und dankte täglich ihrem Gönner und ihrer Gönnerin, die beide gar bald ihre Freunde wurden. Hartungus wohnte nicht weit von dem Doktor, und verschäumte keinen einzigen Tag einige Stunden in der Gesellschaft seiner Geliebten zu verleben. Er empfand ihr erst recht die Bönne, welche wahre Liebe gewährt. Er war wirklich glücklich.

Zweytes Kapitel.

Ertheilte Erlaubniß. Einige Bedenlichkeiten.

Der Doktor E*** stand seiner Gelehrsamkeit wegen in nicht geringen Ansehen bey dem Chef der Universität. Selten und nur aus den ernstlichsten Gründen pflegte derselbe ihm etwas abzuschlagen. Das Schreiben des Doktors war also nicht sobald bey ihm angekommen, als er ihm sogleich zurückschrieb, „daß Hartungus bey der Universität als außerordentlicher öffentlicher Lehrer der Weltweisheit angestellt sey, daß er, künftig für ihn sorgen wolle, wenn es seine Ge-

„Sichlichkeit thätig beweisen würde, und daß er „sogleich nach gehaltenen Disputation zum Magister der Weltweisheit ehrenvollgelich erhoben „werden solle.“ Hartungus arbeitete auch sogleich an seiner Disputation, und wählte dazu eine Abhandlung de officiis Philosophiam legentis; die er auch frühzeitig fertig machte. Er besaß das Katheder, nachdem er vorher ex Universum von der philosophischen Fakultät examinirt worden, und sehr gut bestanden war. Er erworb sich durch sein zierliches Latein, durch seine Fertigkeit im Sprechen, durch die genaue Auseinandersetzung der ganzen Materie, durch die treffende Auflösung aller dagegen gemachten Einwürfe, nicht geringen Ruhm. Alle freueten sich ein so vorzügliches Mitglied erworben zu haben. Er wollte nun seine philosophischen Vorlesungen anfangen. Allein ein einziges Hinderniß, an das weder der Doktor noch Hartungus gedacht hatten, stand ihm im Wege. Hartungus hatte nemlich die Religion, in welcher er erzogen werden, noch nicht öffentlich verändert. Er war zwar im Herzen kein Katholik, aber er glaubte auch nicht alle Lehren, welche in den symbolischen Büchern der Protestanten aufgezeichnet sind. Er beschloß daher, die Religion niemals öffentlich zu verändern, weil er es für niederträchtig hielt, öffentlich sich zu Grundätzen zu bekennen,

von denen man nicht überzeugt ist. Allein da
 auf der Universitäts, auf der er die Professors
 Stelle erlange, keine andere als protestantischen
 Lehrer seyn durften; so befand er sich in ei-
 ner nicht geringen Verlegenheit. Er entdeckte
 sie seinem Freunde, machte ihm die Gründe, wel-
 che er hatte, sich nie öffentlich zur protestanti-
 schen Religion zu bekennen, bekannt, und ver-
 langte seinen Rath. Der Doktor nahm keinen
 Anstand, ihm seine Zweifel zu benehmen, und zu
 zeigen, daß man ein ehrlicher Mann seyn, und
 doch die protestantische Religion annehmen könn-
 te, wenn man auch nicht alles glaube. „Der
 „Glaube der Protestanten, sagte er zu ihm, be-
 „ruht nicht auf den symbolischen Büchern. Der
 „große Luther hatte bei der Reformation der
 „kirchlichen Religion keine andre Absicht, als die
 „Macht des Papstes zu entkräften, den Ego-
 „von der Untrüglichkeit der Kirche umzustossen,
 „und der unterdrückten Vernunft die verlorne
 „Freiheit zu denken, wieder zu verschaffen.
 „Würde er diese Absichten wohl erreicht haben,
 „wenn er statt des Papstes und der Kirche Epi-
 „scopten, Konsistorialräthe, und Konsi-
 „storia eingeführt, und diesen eben das nemliche
 „Recht, was jene haben, — zu entscheiden, was
 „wahr oder falsch sey — gegeben hätte? Ge-
 „wiß, wenn dieses wäre; so hätte er uns die

„Namen' nicht die Sachen verändert. Nein!
 „das wollte Luther nie, konnte er nie wollen.
 „Er gab uns das Recht, unsre Vernunft zu ge-
 „brauchen, und frey zu denken wieder. Ein
 „Protestant ist eigentlich der, welcher untersu-
 „chen, prüfen und nur das für wahr halten darf,
 „was ihm seine Vernunft für wahr halten heißt.
 „Wenn sie sich demnach zur protestantischen Res-
 „ligion bekennen, so sagen sie dadurch keines-
 „wegs, daß sie nun das glauben wollen, was in
 „den symbolischen Büchern aufgezeichnet ist, son-
 „dern sie bekennen, daß sie nunmehr alles prü-
 „fen, durch denken und das Beste behalten wol-
 „len. Ich weiß, daß just das Gegentheil von
 „allem dem noch in manchen Ländern geglaubt
 „wird, allein in unserm, wo die Finsternisse des
 „Aberglaubens durch die redlichsten Bemühun-
 „gen der Einsichtsvollesten Großen und Gelehr-
 „ten verdrängt sind, findet dieses nicht statt.
 „Ich glaube dadurch ihre Zweifel gehoben zu ha-
 „ben, und hoffe, sie werden nun keinen Anstand
 „nehmen, ihre Gesinnungen öffentlich zu bekun-
 „nen, da es ihr noch dazu Ihr Amt von Ihnen
 „fordert. Um Ihnen dieses Geschäft noch zu
 „erleichtern, so können Sie bey mir ihr Glaubens-
 „bekenntniß ablegen.“ Hartungus, der Aus-
 fangs so viele Bedenlichkeiten gehabt hatte, be-
 quemte sich endlich nach den Wünschen des Del-

tor S***. Er legte in wenigen Tagen sein Glaubensbekenntniß bey demselben ab, ging in der Kapelle zum Nachtmale, und hörte auf, öffentlich Katholik zu seyn.

Er fing nun seine philosophische Vorlesungen an. Er wählte dazu die Sittenlehre des Bernanft, welche er mit Beyfall und Ruhm vortrug. Am Ende des akademischen Jahres — während dessen nichts erhebliches vorkam — hatte er das seltene Professor Glück von allen Zuhörern — vielleicht aus Mitleiden — bezahlet zu werden. Seine Liebe zu Sophien wuchs täglich, und er wünschte nun nichts mehr, als durch eine gesetzmäßige Trauung sich mit ihr noch glücklicher zu machen. Er hatte sich durch seine Gesetzmäßigkeit, durch seine gute Aufführung die Liebe seiner Mitbrüder erworben, und alle ratheten ihm nun an durch eine Ehe die bisher noch nicht erfüllte Pflicht des Bürgers zu erfüllen. Da sie wußten, daß er Sophien kenne, und einige bemerkten, so sehr er sich auch verstellte hatte, daß ihm dieselbe nicht gleichgültig war; so ratheten sie ihm, dieses Frauenzimmer, welches sich durch ihre Schönheit sowohl als Sittsamkeit allen empfohlen hatte zu heurathen. Sie boten sich selbst an, dieses bey dem Doktor S*** auszumitteln. Hartungus nahm ihren Vorschlag an. Niemand wußte Sophiens Ge-

schichte, man hielt sie für eine weisläufige Verwandtin der Frau Doktorin, unter welchem Titel sie auch jederzeit in Gesellschaften vorgestellt worden war. Seine freundschaftlichen Mitbrüder trugen dem Doktor S.* das Verlangen des Hartungus und ihre Wünsche vor. Daß er kein Bedenken trug, seine Einwilligung zu geben, kann sich der Leser leicht gedenken. Er verrichtete selbst die Trauung, und Hartungus und Sophie befanden sich nun auf dem höchsten Gipfel der Glückseligkeit. Er hatte ohnehin schon sein reichliches Auskommen, aber der Chef der Universität verlieh ihm noch überdies die erbedigste Stelle eines Lehrers der natürlichen Philosophie mit 300 Thl. jährlichen Gehalts.

Drittes Kapitel.

Häusliche Glückseligkeit.

Die Menschen haben von jeher die geselligen Freuden, und besonders die Vergnügungen, welche der tugendhafte Umgang mit einer ästhetischen Gattin gewährt, für ein so großes Gut gehalten, daß auch einige Orientalische *) und — die sich demselben in diesem Falle sehr nähernde —

*) 1. B. Basilus.

süßliche *) Köpfe Gott kein größeres Opfer zu bringen glaubten, als wenn sie allen geistlichen und häuslichen Vergnügen entsagten, und in der alleinigen Beschauung des Höchsten ihr Leben verkauft setzten. So rein auch die Absichten der ersten Einsiedler und Stifter der Möncheorden gewesen seyn mögen; und so gewiß es ist, daß durch eine kleine Anzahl solcher Männer im Staate manches Gute gestiftet werden könnte; so ist doch offenbar, daß durch die Vervielfältigung der Einsiedler, und durch die außerordentliche Menge von Nonnen und Mönchen diese Absichten vereitelt, und dadurch dem Staate ein nicht geringer Schaden zugefügt werde. Die Abnahme des Menschengeschlechtes, die Ausbreitung des Luxus, Raubigkeit der Sitten, Menschenfeindschaft, und Unzärtlichkeit des Herzens waren, sind nochwendige Folgen davon. Diesem allen wird durch geschäftsmäßige Verbindungen vorgebeugt. Keine wirkfamern Mittel könnten zur Verminderung des Luxus und zur Verbesserung der Sitten angewendet werden, als wenn in einem Staate solche Anstalten getroffen würden, durch welche die Ehen, welche ihr fast in allen Staaten so sehr erschwert sind, erleichtert würden. Der auchschweifendste, roheste Jüngling kommt durch das

*) i. S. Benediktus. Paulus der Eremit.

Klage, sanfte härtliche Vertragen einer Göttin von seinen Ausschweifungen und Lastern zurück, und wird ein guter Bürger des Staats, ein Freund des Vaterlands und der Menschheit. Die wenigen gegentheiligen Beispiele beweisen nichts wider die Wahrheit dieser Sätze. Geschähen diese Verbindungen nun noch dazu in einem frühem Alter, ehe noch der Jüngling oder das Mädchen in Ausschweifungen erirunken wären, so würden auch diese entgegengesetzte Beispiele seltner werden. Wir überlassen es denjenigen, welche Muth und Verstand und Macht dazu haben in diese nützliche Materie tiefer einzudringen, und lehren zu Hartungus und Sophien zurück.

Diese beiden nunmehr so engverbundenen Personen genossen der häuslichen Freuden in dem höchsten Grade. Beide waren tugendhaft, und ihre Seelen stimmten von Jugend auf zusammen. Wenn auch Hartungus einige Zeit auf eben nicht lobenswürdigen Wegen gewandelt war; so ward doch sein Herz durch Juliens Umgang nicht verderbt. Die Vergnügen, welche er jetzt in Sophiens Gesellschaft genoß, waren von jenen —, die er in Juliens Armen empfunden hatte, so sehr verschieden, und ihm noch so neu, daß er sich selbst für einen von den glücklichsten Menschen hielt. Nur die Erinnerung an Julien und an den schönen Garten, führte

bisweilen seine Ruhe auf einige Augenblicke. Sophie, die noch nie die heilige Wege der Tugend verlassen hatte, war gewissermassen noch glücklicher als er, und sie theilte ihm ihre Glückseligkeit mit. Die Küsse von ihr, ein jählicher Blick und Seligkeit kehrte in seine Seele zurück. Sie lebten beyde eingezogen und mäßig, verzehrten nicht einmal ihre Einkünfte, und — was so vieles zur menschlichen Glückseligkeit beyrägt — sie wurden von allen geachtet und geliebt. So verschwanden einige Monate, Sophie ward schwanger. Mit Entzücken dachte Hartunqus sich als Vater, als Vater des Kindes seiner Sophien, inniger drückte er sie an seine Brust, und das edle Weib, weinte Thränen der Rührung. Sophie ward durch den Unterricht ihres Hartunqus und des Doktor S*** täglich weiser, ward dadurch gegen jene Gewissensbisse gewaffnet, welche in dem schwachen Herzen entführter Monnen gleich durch den geringsten Unfall rege werden, und oft verursachen, daß sie sich in ihre Klüster zurücksehn.

Viertes Kapitel.

Erkaunen, in welches Hartungus ohnvermuthet
versezt wird.

Welch ein barbarisches, menschenfeindschaftliches, gottloses Herz muß derjenige haben, welcher mit Wissen und Willen ein so glückliches Paar in dem Genuße dieser unaussprechlichen Glückseligkeit stören kann! Gewiß nur das Herz eines Generalvikars oder eines Züdor und Plazidus kann eines solchen Unternehmens fähig seyn!

Hartungus hatte sich etwa eine Viertelstunde von der Stadt einen kleinen Garten erkauft, in dem er mit seiner geliebten Sophie den noch übrigen Theil des Sommers zuzubringen beschloßen hatte. Sie waren schon vor einigen Wochen eingezogen, und weder er noch sie besüßten darin etwas, da die ganze Gegend weder von Räubern noch Dieben unsicher gemacht ward. Hartungus mußte wöchentlich viermal in die Stadt um sein Kollegium zu lesen. Sophie blieb dann mit einer Magd allein in dem Garten zurück.

Sie mochten etwa zweien glückliche Wochen nahe in diesem Garten verleben haben, als Hartungus nach gehaltener Vorlesung nach Hause kam, und in nicht geringes Erstaunen gerieth,

da er Sophien nicht fand, und die Wago in einem Todten ähnlichen Zustande auf der Erde an Händen und Füßen gebunden, antraf. Ihr Mund war mit einem starken Tuche zugestopft. Er sank bey diesem Anblick in eine Ohnmacht hin, von der er sich erst nach einer langen Zeit erhobte. Er band dann das arme Mädchen los, befragte sie um die Ursache dieser schrecklichen schnellen Veränderung, und hörte ohngefähr folgendes von ihr, welches sie kaum vor Schwäche erzählen konnte.

„Sie waren kaum eine Viertelstunde
 „hinweg, als eine Kutsche mit sechs Pferden vor
 „unserer Thür anhielt. Ihre Frau sowohl als
 „ich erstaunten darüber; weil aber Ihre Frau
 „glaubte, es sey etwa jemand aus der Stadt,
 „so lief sie die Treppe hinab, und ging den Kuts-
 „chenschlag zu. So bald sie ankam, sprang ein
 „starker Kerl aus der Kutsche, umfaßte sie, warf
 „sie ihres Widerstrebens ohngeachtet in die Kuts-
 „sche, stopfte ihr den Mund zu, und band sie
 „mit Stricken. In der Kutsche waren noch
 „zwei andre hagere Personen, die ich aber zu
 „betrachten keine Zeit hatte. Denn kaum fing
 „ich an zu schreyen, und über den Verlust meiner
 „guten Frau Verm zu machen, als eben der Kerl
 „auf mich lossprang, mich auf das Zimmer
 „schleppte, und in den Zustand versetzte, in dem

„sie mich antraten. Ach! lieber Herr! wo mag wohl die gute Frau hin seyn! In den Umständen, den, in denen sie sich befindet! Helfen sie ihr.“

Hartungus hörte nicht auf die Ausrufungen dieses theilnehmenden Mädchens, sondern lief ohne ein Wort zu sagen zu dem Doktor S***, und erzählte ihm kürzlich die schreckliche Begebenheit. Der Doktor ließ ihm sogleich zwei Pferde satteln, und gab ihm einen handsfesten Bedienten mit, um vielleicht durch Gewalt Sophien ihren Räubern zu entreißen. Er gallopirte dem Garten zu um daselbst auf die Spur zu kommen. Allein es waren zwei Wege, und zum Unglück wählten sie just die entgegengesetzte. Sie strichen die ganze Gegend durch. Hartungus, den Liebe und Zorn beherrschte, ritt gerade dem Kloster zu, und langte in dem schönen Garten ohnweit dem Kloster, von dem wir schon oft geredet haben, nach sieben mühsamen Tagen an. Die veränderten Kleider hatten Hartungus so unkenntlich gemacht, daß ihn die Dame von Hause nicht erkannte. Er fragte nach dem P. Karl, dieser befand sich zum Glück gerade in dem Garten. P. Karl erkannte sogleich seinen Freund. So sehr er sich auch über die Ankunft desselben, und über sein gemachtes Glück freute, so blutete doch sein Herz, als Hartungus ihm die traurige Geschichte erzählte. P. Karl-

versprach alles anzuwenden, Sophiens Aufseht
 halt auszukundschaften. „Und wenn ich diesen
 „weiß, sagte er, so sollst du keine Sophie wie
 „der haben, oder ich will auf ewig die verfluchte
 „ten Klostermauren verlassen. Du kennst mei
 „ne Freundschaft, verlaß dich auf dieselbe. Aber
 „wenn dir deine eigne, wenn die Sophiens
 „Glückseligkeit lieb ist, so entferne dich von ei
 „nem Orte, an dem du so wenig sicher bist. Was
 „würde es deiner Sophie helfen, wenn sie wies
 „der frey wäre, und du in Ketten schmachtetest.
 „Sey vorsichtig, denn es giebt allenthalben Verr
 „äther. Die Mönche werden dich auskundschaft
 „en, und dann fürchte ihre Wuth.“

So groß auch die Liebe des Hartungus
 war, und so gern er seine Sophie wieder gehabt
 hätte, so sah er doch ein, daß ihm sein längeres
 Hiertreiben nicht nützen konnte, sondern sogar
 höchst schädlich seyn würde. Er beschloß also
 dem Rathe des P. Karls gemäß sich zu entfer
 nen, und es der Vorsicht zu überlassen, ob sie
 ihn wieder mit Sophien beglücken wolle. P.
 Karl versprach ihm mit der ersten Post die ge
 treueste Nachricht zu geben. Nachdem sich beide
 auf das freundschaftlichste umarmt, eilte Har
 tungus seiner nunmehrigen Heimath wieder zu.
 Der Doktor S*** seufzte sich über seine An
 kunft, aber beiraurets so wie die übrigen Freun

de und Freundinnen des Hartungus Sophie ein Verlust. Alle machten Entwürfe, wie man den guten Hartungus am besten wieder zu seiner Sophie verheirathen könnte, aber jeder Plan scheiterte, weil man noch nicht einmal ihren Aufenthaltsort wußte.

Fünftes Kapitel.

Freundschaft des V. Karls. Edle Handlung.

Hartungus verlebte die Tage, in welchen seine geliebte Sophie nicht bey ihm war, in der größten Traurigkeit. Die Beschäftigungen, welche ihm sonst das größte Vergnügen gemacht hatten, waren ihm jetzt zum Ekel; noch nie war er so unglücklich gewesen. Nur in der Gesellschaft des rechtschaffenen Doktor S*** und seiner theilnehmenden Gattin fand er eine schwache Erleichterung seiner Leiden. Die vernünftigen Vorstellungen dieses redlichen Mannes allein konnten es machen, daß er nicht ganz unter den Kummer erlag, dessen Größe nur der fühlen kann, der so liebte wie er. Er erweckte in ihm den Gedanken an die allgütige nur zu unserm Wohl alles leitende — Vorsicht — Ein Gedanke, der fähig ist uns bey der Empfindung des Schmerzens zu trösten, der aber nur selten in dem Augenblicke,

wenn wir leiden, rege wird. Er hatte auch Kraft für das blutende Herz des liebenden Hartungus. Ganz zwar konnte er seinen Kummer nicht heben, doch ruhiger machte er ihn.

Nemont hatte Hartungus schon zweien Posttage von seinem Freunde dem P. Karl Nachrichten von seiner geliebten Sophie erwartet. Tausend ängstliche Gedanken entspringen in seiner Seele. Er kennt die Freundschaft des P. Karls und hatte nicht das geringste Misstrauen in dieselbe. Allein konnte nicht das Jerschrecken desselben vergeblich gewesen seyn? Vielleicht hatte man ihn entdeckt und ihn selbst unglücklich gemacht! Schrecklicher Gedanke, der den guten Hartungus unruhiger machte als vorher war. Endlich kam der so sehr gewünschte Brief. Ohne den Zustand zu beschreiben, in welchen Hartungus durch die Befund desselben versetzt ward, wollen wir ihn unsern Lesern mittheilen.

„Ich bin endlich nach vielen vergeblichen Bemühungen so glücklich gewesen, Sophies Aufenthalt zu entdecken. Ohne dich mit langen Erzählungen, wie sie erzählt worden, oder mit ausführlichen Beschreibungen des Ortes, in dem sie sich befindet, aufzuhalten, will ich dir sagen, wie du sie am sichersten und gewissten wieder in deine Hände bekommen kannst.“

„neß. Sie befindet sich in einem unterirdi-
 „schen Gefängnisse in dem Nonnenkloster zu ***
 „Der Vorsteher *) dieses Klosters ist mein Freund,
 „und hat mir versprochen zu der Befreyung dies-
 „ser Unglücklichen alles beizutragen, was er ohne
 „Gefahr des Verlustes eigener Freyheit thun
 „könnte. Das eine Schloß des Kerkers kann
 „er mit dem Hauptschlüssel, den er zum ganzen
 „Kloster hat, aufschließen, allein das andere
 „Miegel'schloß, mit dem das finstere Gefängniß
 „verwahrt ist, muß mit einem Brecheisen eröff-
 „net werden. Mein Freund hat sich dazu ver-
 „standen, diejenigen, welche du zu der Errettung
 „deiner Sophie senden werdest, bis an das
 „Gefängniß zu bringen, das eine Schloß zu öff-
 „nen, und sie, wenn sie das andere erbrochen
 „haben würden, glücklich und ohnenthindert mit
 „Sophien zum Kloster hinauszubringen. Dies-
 „ses kann aber nicht anders als des Nachts zwi-
 „schen 11 und 12 Uhr geschehen. Hast du
 „etwas machwren Leute, auf die du dich sicher ver-
 „lassen kannst, so sende sie so bald als möglich
 „in das eine halbe Stunde von dem Kloster ent-
 „legene Dorf H.***, gib ihnen einen in bequemen
 „dem Alphabet geschriebenen Brief mit, melde
 „darinn dem Vorsteher die Ankunft deiner Freunde

*) Dieser ist kein Mönch, sondern ein Weltmann.

„de, und laß diesen Brief demselben durch einen
 „Bauer zuschicken, so wird dann der Vorleser
 „zu ihnen kommen, und mündlich alles genauer
 „bestimmen. Gefällt dir diese Art der Entfä-
 „hrung, so hast du nicht nöthig mir davon etwas
 „zu schreiben; gefällt sie dir aber nicht, so mache
 „mir eine bessere bekannt, und ich erlaube mich
 „alles deinetwegen zu wagen. Weil du zu der
 „Ausführung dieses Vorhabens vieles Geld
 „brauchst, so nimm von mir inliegenden Wechsel
 „an. Die abgehende Post zwingt mich zu
 „schließen. Ich hoff und wünsche, daß du deine
 „Cephe wieder erhalten, und noch viele glück-
 „liche Tage mit ihr durchleben werdest. Bleibe
 „immer so mein Freund, wie ich bisher immer
 „der deinige gewesen und künftig seyn werde.
 „Lebe wohl.

Diese Art der Entführung schien unserm
 Hartungus so gut, daß er sich sogleich entschloß,
 dieselbe auszuführen. Die einzige Schwierig-
 keit war, wo er zweien verschwiegenen raptore? we-
 herbekommen sollte. Aber auch dieser ward bald
 abgeholfen. Unter den Studenten, welche seine
 Vorlesungen besucht hatten, waren zwei edle
 Kurländer — treffliche Jursche von Verstand
 und Herz. Sie wurden nach und nach seine
 Freunde. Er theilte Ihnen seine Leyden, seinen
 Kummer mit. Und sobald er den Brief des

P. Karls gelesen, nahm er keinen Anstand, ihnen seine Verlegenheit bekannt zu machen. Muthig erboten sie sich dieses Geschäft über sich zu nehmen. Hartungus machte zwar Anfangs einige Einwürfe; allein da sie sich nicht abschrecken ließen, so willigte er endlich ein. Sie nahmen sogleich Extrapoß. Hartungus begleitete sie bis an die Grenze, weil er sich nicht ohne Noth Gefahren aussetzen wollte. Sie fuhren an den bestimmten Ort, vollzogen genau die Vorschriften des P. Karls und waren so glücklich, am andern Morgen früh die kranke abgemüdete Sophie in die Arme des entzückten Hartungus zu bringen. Durchdrungen von dem süßigsten wonnevollsten Gefühl vergaßen beyde die Leyden, die ihnen die plötzliche Trennung verursacht hatte. Sie überließen sich der Freude, versicherten sich einander durch Küsse und durch feurige Umarmungen von neuem ihrer unveränderlichen Liebe, und dankten den adlen Jünglingen, welche so muthig und so großmüthig an ihnen gehandelt hatten.

Sechstes Kapitel.

Sophiens Erzählung.

Der Doktor Z*** erwartete mit einer zahlreichen Gesellschaft, die größtentheils aus seinen und des Hartungus Freunden bestand, seinen Mithrader und die gute Sophie. Sie langten noch eher an, als man es sich vermuthet hatte. Das ganze Haus erscholl von der Freude, welche wirklich alle Anwesende über die glückliche Befreyung ihrer Freundin fühlten. Nachdem alle Sophien ihr Theilnehmen und ihre unveränderte Freundschaft versichert, so baten sie dieselbe einstimmig, zu erzählen, wie sie emgeführt, wie man sie im Kloster behandelt, und wie sie endlich befreiet worden. Sophie erzählte.

„Mein Mann war kaum in die Stadt
„gegangen, seine Vorlesung zu halten, als eine
„Kutsche vor der Thür des Gartenhauses still
„hielt. Ich glaubte, es wäre ein Besuch aus
„der Stadt, und lief sogleich die Treppe hinab
„meine Freunde zu empfangen. Aber wie groß
„war mein Erstaunen, als ein starker Kerl aus
„dem Wagen sprang, mich umfaßte, und in den
„Wagen warf. Ich versuchte zu schreien, als
„man mich mit einem starken
„Tuche den Mund, band mir Hände und Füße;

„so, daß ich ganz stille seyn mußte. Ich sah mich um, um zu sehen, wer denn eigentlich meine Räuber wären und ich fand den Kanonikus***, der mich schon einmal fortgeschleppt hatte *) und noch einen Mönch, den ich in dem Kloster, in welchem Hartungus war, gesehen hatte. Er heißt, denk ich, Isidor.“

„Ja! ja! rief Hartungus, der und kein anderer kann es gewesen seyn; denn nur er hat eine Seele, die an dem Unglück anderer Menschen Vergnügen findet.“

„Ich kann gar nicht beschreiben, fuhr Sophie fort, wie niederträchtig mir diese Leute begegneten. Sie befragten sich unter einander, ob sie mir wohl den Trunk Wasser, den ich verlangte, zukommen lassen dürften. Verhungern sollte man die Kanaille lassen, rief der Kanonikus. Nein! sagte der andere, das wäre ein zu guter Tod für so ein Mensch. Sie muß eines langsamten qualvollen Todes sterben, denn sie hat es verdient. Wie mir zu Muth war, als ich mich von solchen Barbaren umgeben sah und mich so unanständig mußte behandeln lassen, ist über alle Beschreibung. Wir langten endlich in dem Kloster*** an. Nicht der Tod kann so schrecklich seyn, wie mir der Eintritt in dieses Kloster war. Wie wüthende Furien

*) Siehe Siebentes Buch, drittes Kapitel.

„kamen die Nonnen auf mich zu; eine schlug
 „mir sogar mit der Faust ins Gesicht, daß mir
 „Mund und Nase bluteten. Sie schleppten
 „mich nun in das Gefängniß, ein kleines finstres
 „Loch. Gott! welche Gedanken entstanden in
 „meiner Seele! Hier sollte ich mein Leben be-
 „schließen! An Errettung konnte ich gar nicht
 „denken, da weder Hartungus noch sonst ein
 „Freund meinen Aufenthalt wußte. Ich bekam
 „täglich etwas Wasser und Brod, und dieses nie,
 „ohne vorher mit den allerniedrigsten Schimpf-
 „namen verunehret zu seyn. Was meine Legs-
 „den noch vermehrte, war, daß die Zeit meiner
 „Entbindung heran nahte, noch zwey Monathe,
 „und denn sollte ich Mutter werden — hier! —
 „ohne Hülfe! — Ich weiß nicht, ob die Non-
 „nen es wußten, fast glaube ich es nicht, was
 „möglich hätten sie mich sonst so grausam behan-
 „delt. Wenn ich nur irgend eine Beschäftigung
 „gehabt hätte, so würde mir dieser Zustand noch
 „erträglich gewesen seyn, aber so lag ich den gans-
 „zen Tag auf schlechtem Stroh, und dachte an
 „meine Freunde hier — der einzige Gedanke, der
 „mich noch aufrechtete. Und so blieb ich die ganze
 „Zeit über einsam, außer daß einmal in der spä-
 „ten Nacht eine männliche Stimme ganz leise
 „an der Thüre sagte: Sophie härmen sie sich
 „nicht ab, sie werden in wenigen Tagen errettet

„sehn. Erschrecken sie nicht, wenn in der Nacht
 „ihre Thür erbrochen wird. Es werden ihre
 „Erretter sehn. — Wenn wir noch in den Zei-
 „ten der Wunder lebten, so würde ich geglaubt
 „haben, Gott sende einen Engel zu meiner
 „Errettung in das Kloster. Allein so
 „hielt ich diese Stimme für das, was
 „sie war. Nur konnte ich nicht bei-
 „greifen, wer in so später Nacht ins Kloster
 „kommen könnte. Da ich nichts zu thun hatte,
 „so machte ich tausend Auflösungen von diesem
 „Räthsel, und ich gerieth wirklich auf den Ge-
 „danken, daß P. Karl, der so warme thätige
 „Freund meines Hartungus, meine Befreiung
 „bewirke. Zwischen Angst und Hoffnung lebte
 „ich noch wenige Tage dahin. Endlich hörte
 „ich des Nachts, daß das eine Schloß der Thüre
 „aufgeschloffen, das andere erbrochen ward.
 „Wenn mir nicht dieses vorhergesagt gewesen
 „wäre, so wüßte ich geglaubt haben, die Men-
 „schen können mich ihr zu erwürgen, und ich wüßte
 „dann durch mein Schreien vielleicht die ganze
 „Verwüthung dieser rechtlichen Jünglinge fruchtlos,
 „sie selbst vielleicht unglücklich gemacht haben.
 „Allein da ich glaubte, daß niemand als meine
 „Erretter da seyn könnten; so verhielt ich mich
 „ruhig. Die Thür war erbrochen, ich floh in
 „die Arme meiner Erretter. Ich muß gestehen,

„daß ich einigermassen in Sorgen war, weil ich
 „die Stimme meines Hartungus nicht herte.
 „Meine Freude fing an zu verschwinden, und
 „meine Einbildungskraft eudlte mich mit trau-
 „rigen Vorstellungen. Zitternd ging ich dennoch
 „an der Hand des Verleehers — dieses rechts
 „schaffenen Mannes bis an die äußere Kloster-
 „thür. Nun verschwanden meine Zweifel. Ich
 „glaubte mich erlöst, und war es auch wirklich.
 „Ich war vor Freude außer mir. Alles was
 „mit mir vorgegangen, schien mir ein Traum.
 „Aber ich sah meinen Hartungus, sah ihn in
 „meinen Armen, und nun fühlte ich meines
 „Glückes Gewißheit. Möchte ich aber Ihnen
 „doch meine Herren! — dieß sagte sie zu den
 „beiden Kurländern, welche sich ebenfalls in der
 „Gesellschaft befanden — Möchte ich Ihnen doch
 „thätig die Dankbarkeit erzeigen können, wozu
 „mein Herz überfließt. Fodern Sie von mir
 „was Sie wollen, und alle Ihre Wünsche sollen
 „befriediget werden, wenn ich es kann. Neh-
 „men Sie indessen diesen innigen Dank an, weil
 „ich nicht im Stande bin, Ihnen denselben ih-
 „rig zu beweisen.“

Sophiens Erzählung hatte verschiedens
 Gespräche rege gemacht. Das Frauenzimmer
 beweinete Sophiens Leiden, und wünschte ihr
 zu den ihigen Vergnügen Glück. Die Maans-

personen — meistens Philosophen — untersuchten, wie viele Macht der Aberglaube über die Herzen der Menschen habe. Es schien ihnen unbegreiflich, daß der Mensch die Menschlichkeit so sehr verläugnen könne, und sie verloren sich endlich in Klagen über die Verschlimmerung des menschlichen Herzens. Ein kleines niedliches Abendessen, welches der Doktor S*** Sophiens Wiederkunft zu feiern, der ganzen Gesellschaft gab; die Frölichkeit, welche allgemein während des Essens herrschte; der Eher, den man sich über Mönche und Nonnen erlaubte, bewiesen dem Hartungus und Sophien, daß sie von allen Anwesenden geachtet seyn. Und wenn die Tafel des Doktors gar nicht mit den so reich und so wohlthätig besetzten Tafeln der Mönche zu vergleichen war, so behagte doch das selbe nicht nur alle Anwesenden, sondern auch dem guten Hartungus und die fröhliche Sophie weit besser, als der Mönchisch, da sie sich hier unter Freunden befanden, und mit guten Gesprächen und launigen Einfällen das Essen durchwürzte war. Die Gesellschaft trennte sich erst sehr spät, da schon der silberhelle Mond die Hälfte seines Laufes zurück gelegt hatte —. Wie wollen ihr Sophien und Hartungus, welche nun ihre vorige Lebensart fortsetzten, und durch wechselnde Beschäftigungen sich einander immer wech-

machten, auf einige Wochen verlassen, um unsern Leser mit einem Manne bekannt zu machen, der gewissermaßen unter die moralischen Misgeburten gehört, die in unsern verschlimmerten Zeiten so allgemein geworden sind, daß sie nunmehr eine eigene Klasse ausmachen, und — leider! die moralischen Schönheiten an Zahl weit übertreffen. Dieses Abenteuer hat einen großen Einfluß auf den Hartungus, und wir sind gezwungen den Leser vorher mit demselben bekannt zu machen.

Siebentes Kapitel.

Der Magister Sulpitius nebst seiner würdigen Hälfte.

Bisher haben wir in dieser Stadt nur solche Menschen kennen lernen, welche der menschlichen Natur Ehre machen. Wir wünschten, daß wir auch sonst keine andere einführen dürften. Allein die Wahrheit der Geschichte erlaube es nicht anders, als diese moralische Karikaturen der Stadt S...e auftreten zu lassen.

Herr Sulpitius — der heiligen Gottesgelehrtheit und Weltweisheit Magister — war in seinem äußerlichen sowohl als innerem ein ganz

sonderbarer Mann. Eine kleine etwa vier Fuß hohe, außerordentlich starke Maschine kündigte eine plumpe Seele an. Allein man irrte sich — er war der thätigste Mann, den J...t hatte. Sein Karakter war eine seltne Mischung von Güte und Bosheit — von Verstand und Nartheit — von Stolz und Demuth — von Geldgierde und Verschwendung — Kurz, alle moralische Widersprüche traf man bey ihm an; und nicht etwa, wie man sie vermuthen werden, bloß den Schein davon, sondern er besaß diese Eigenschaft wahrhaftig. Wenn sein Herz auf einer gewissen Seite angegriffen ward; so war niemand gütiger als er, — und eine kleine Veränderung machte ihn zum boshaftesten seines Geschlechtes, und so verhielt er sich mit allen übrigen. Er schien zwei Seelen zu haben — eine gute und eine böse. Aber was das seltenste war: nie herrschte eine über die andere; sondern wenn die eine am Ruder war; so schien die andre den Körper ganz und gar verlassen zu haben. Seine liebe Hälfte war ihm dem Äußerlichen nach vollkommen gleich, allein ihre Seele war ein Widerspruch der seinigen. Alle die bösen Eigenschaften, welche Sulpitius an sich hatte, besaß sie in einem weit höheren Grade als er, aber auch nicht eine von den

guten Eigenschaften, welche ihn wenigstens unschädlicher für die Gesellschaft machen, man müßte denn dahin rechnen, daß sie eine große Zuneigung zu schönen Jünglingen hätte, und gegen sie verschwenderisch war.

Diese beyde Leute waren es, welche Hartungus und Sophie sich auf eine unschuldige Art zu Feinden machten. Hartungus hatte nemlich mehrere Philosophische Kenntniß, eine größere körperliche Beredsamkeit und einen glänzenden Vortrag als Sulpitius. Ehe Hartungus die Erlaubniß hatte Vorlesungen zu halten, gaben alle Studenten dem Magister Sulpitius den Vorzug; allein seitdem dieser las, waren die Säle des Magisters — leer. Dieses war ein Bewegungsgrund den unschuldigen Hartungus zu hassen. — Der Chef der Universität — bey dem Hartungus außerordentlich gelobt worden, und mit dem er sich auch bey seiner Anwesenheit in F...t eine geraume Zeit unterhalten und dadurch die Kenntnisse und Verdienste desselben kennen gelernt hatte — zog den Hartungus bey der Besetzung der ordentlichen Professorstelle der natürlichen Gottesgelahrtheit dem Magister Sulpitius vor —. Ein Bewegungsgrund für Sulpitius, seinen Kollegen nicht nur zu hassen, sondern sich auch

zu bemühen, ihn zu verdrängen. Sulpitius war ein eifriger Ortodox, der sich um ein einziges Wort in der Bibel vielleicht hätte martirisiren lassen und haßte alle jene unverschämlich, welche sich von den symbolischen Vätern nur in etwas entfernten — besonders waren ihm die sogenannten Deisten ein Greuel; und er erlaubte sich alle Mittel, diese ihm schädlich scheinende Klasse von Menschen auszurotten. Hartungus lehrte die natürliche Gottesgelahrtheit, nicht — wie so viele Philosophen thun — nach der Bibel, sondern nach der Vernunft. Dieses war dem M. Sulpitius hinreichend, ihn für einen Deisten zu halten. Er glaubte nun der Gottheit kein würdigeres Opfer bringen zu können, als wenn er diesen Jugendverführer — so nannte er ihn — von der Universität hinwegjagte. Anfanglich ward der Zorn, die Rache, und die Euth des M. Sulpitius von seiner Gattin zurückgehalten, welche ihr besonderes Augenmerk auf den Herrn Hartungus warf, der von seiner jugendlichen Schönheit bei allen seinen Unfällen nichts verloren hatte. Sie wagte verschiedene Angriffe auf die Tugend des Hartungus, schoß spitze Pfeile ab, die aber jetzt derzeit auf ihr Herz zurückprallten. Wenn Hartungus auch seiner Sophie nicht so ge-

treu gewesen wäre, als er es wirklich war, so würde doch eine so hübsche Frau als die Frau Magisterin, ihn nicht haben wankend machen können. Ihre sehlgeschlagene Liebe verwandelte sich nach und nach in Haß und endlich gar in Muth. Sie wußte die Abneigung, und den Haß, welchen ihr Mann gegen den Hartungus hatte. Dabey hatte sie sich immer desselben angenommen, so lang sie noch Hoffnung hatte von ihm beglückt zu werden. Nun da ihr nichts mehr zu helfen übrig blieb, vereinigte sie sich mit ihrem Gatten, das Unglück des Hartungus zu bewirken. Seine ganze Nacht war bis ihr nur so weit gegangen, dem Hartungus seine Zuhörer zu rauben, ihn um die Professorstelle zu bringen, bewirken, daß er zu der Stadt hinausgejagt wüßte. Aber sobald diese weibliche Furie mit ihm gemeine Sache machte, so wurden teuflische Anschläge geschmiedet.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Die Frau Magisterin hatte durch ihre Creaturen auskundschaftet, daß Sophie im Alesster *** Renne gewesen. Da sie dieselbe haupt

stüßlich für die Ursache ansah, warum Hartungus sie verachtete, und da sie glaubte, die Liebe desselben noch erwerben zu können, wenn nur Sophie erst entfernt wäre; so war ihr Augenmerk besonders auf dieselbe gerichtet. Sie wußte, daß die Mönche und Nonnen, alles anwenden würden, wenn sie nur Sophien wieder bekommen könnten. Ihnen nun die Mittel und Wege anzugeben, durch welche Sophie in ihre Klauen gerathen müsse, war ihr Entschluß. Sie entdeckte ihrem Manne diesen Anschlag, stellte ihm vor, daß wenn Sophie weg wäre, Hartungus sich gewiß auch entfernen und ihr nachfolgen werde, und daß er sich auf keine bessere Art diesen gefährlichen Mann vom Halse schaffen könne. Sie suchte ihn so lang, bis er sich endlich entschloß, an den Prälaten des Klosters, in dem Hartungus lebte, zu schreiben, ihm Sophiens Aufenthalt zu entdecken, und sich zur Entführung derselben anzubieten. Zwar wollte Eulgenius Anfangs, da seine Frau ihm den teuflischen Anschlag bekannt machte, den Hartungus lieber dem Prälaten verrathen. Allein seine Frau machte ihm so viele Vorstellungen, schilderte ihm die Gefährlichkeit dieses und die Leichtigkeit jenes Unternehmens mit so lebhaften Farben, daß er endlich einwilligte, dem Prälaten alles verrieth, und die zur Entführung be-

stimmte Personen an den rechten Ort brachte. Wie freueten sich nicht beide, da sie die glückliche Ausführung ihres Entwurfes hörten, aber weith ein Donnererschlag für sie, als Sophie im Triumph wieder nach H. . . . gebracht ward.

Hartungus und Sophie wußten nichts von dieser Veräbherei, und hätten eher des Himmels Einfall als eine solche Niederrüchigkeit befürchtet. Sulpitius sowohl als seine Frau hintergingen beide mit der Larve der Freundschaft. Sie waren dennache die ersten, welche die wucherackommene Sophie umarmten, und sich ihrer Freuetung freueten, und sie waren fast immer zusammen in Gesellschaft. Vielleicht würden diese niederrüchtigen Seelen unentdeckt geblieben und in der Folge der Zeit Sophien und dem Hartungus noch schädlicher geworden seyn, wenn nicht der schlaue P. Karl so glücklich gewesen wäre, dieses Geheimniß von dem Pöblaren anzukerkern, und so gar die schriftliche Urtheile des Verbrechens in seine Hände zu bekommen, und wenn er sich nicht zur Pflicht gemacht hätte, seinen Freunde Hartungus diese Niederrüchigkeit zu offenbaren. Hartungus und Sophie erschrecken nicht wenig als sie dem Brief des P. Karls durchlesen, und die schriftlichen Beweise sahen. Sie waren unentdeckt,

wie sie sich künftig zu verhalten hätten. Hartungus wählte endlich ein Mittel, welches nur gar zu geschickt war, seinen Feind noch verbitterter zu machen. Er nahm nemlich die Briefe des Sulpitius, die er vom P. Karl erhalten hatte, und schickte sie nebst einem Valler, das aus den wenigen Worten „ich verbitte mir künftig Ihre Besuche“ bestand, versiegelt dem Hrn. Magister zu. Hartungus und Sophie dachten so edel, daß sie auch nicht einmal dem Doktor S*** diese Verräthercy entdeckten. Sulpitius traute dieses dem Hartungus nicht zu, glaubte beleidigt zu seyn, und schwur demselben ewige Rache und gewissen Untergang.

Neuntes Kapitel.

Sulpitius fährt fort den Hartungus zu verfolgen.

Der Magister Sulpitius glaubte sich nicht besser an seinem Feinde rächen zu können, als wenn er ihn unter die Hände der Theologen brächte. Er bestellte deshalb einige Studenten von seinem Anhang, welche die Worte des Hartungus in seinen Vorlesungen aufzangen und ihm hinterbringen mußten, Edhe, die im Ju

Hartungus 2. Th.

N

sammenhangs die wahren sind, werden oft Un-
sinn, wenn man sie aus demselben heraus reißt,
besonders wenn dieses von solchen jungen Leuten
als die Anhänger des Sulpitius waren, ge-
schieht. Hartungus lehrte die natürliche Theo-
logie, und er war gezwungen oft von Wahrhei-
ten zu sprechen, von denen er sonst nicht gern
öffentlich redete. Allein er nahm sich so sehr in
Acht, daß auch der strengste Theolog an seinen
Vorlesungen nichts würde auszufinden gefunden
haben. Allein Sulpitius wollte ihn als Keger
finden, und seine Vorurtheile machten ihn glau-
ben, daß er es wirklich sey, und daß er durch
die Aussagen der Studenten volle Beweise da-
von habe. Er stellte also den versammelten
Konsistorialräthen die Entdeckung der Ketzerey
vor, und bat sie anzelegentlich, zur Erhaltung
der Reinigkeit der Lehre Jesu das ihrige beizub-
tragen.

Die Konsistorialräthe, welche über den un-
schuldigen Hartungus zu sprechen hatten, was-
ren Leute von Einsichten, liebten die Gerechtig-
keit, und ließen sich weder von Leidenschaften
blenden, noch von Vorurtheilen hinreißen. Als
Sulpitius mit einer Amts- und mit ei-
nem Tone, der den eifrigen Orthodoxen ankün-
diate, seine Klagen wider den Hartungus
anbrachte; so waren sie zwar als Richter schul-

big, dieselben anzuhören, aber sie entschieden nicht — wie Sulpitius gewünscht hatte — bis sie den Hartungus ebenfalls gehört hatten. Dieser verteidigte sich gut, und zeigte so hands greiflich, daß man gestieffentlich seine Worte verk drehe habe, daß auch alle Konfistorialräthe ihn zum größten Verdruss des W. Sulpitius von aller Schuld frey sprachen. Hartungus, der schon die traurige Erfahrung gemacht hatte, daß solche Feinde wie Sulpitius, nicht eher ruhen, bis sie ihren Gegner zu Boden geschlagen haben, sehnzte sich zum erstenmal von F...t weg. Er entdeckte seiner geliebten Sophie die Wünsche seines Herzens, und sie billigte sein Vorhaben. Zwar hatten sie sich nicht zu fürchten, daß er ihnen öffentlich werde schaden können; allein sie glaubten sich nicht vor seinen heimlichen Nachstellungen sicher. Er entdeckte dem Doktor S*** seine Bedenklichkeiten. Dieser verehrungswürdige Mann erkaunte über die Bosheit des Sulpitius. So gewis er auch dem Hartungus versprochen konnte, daß er vor öffentlichen Verfolgungen sicher seyn sollte, so war er doch nicht im Stande, ihn vor den heimlichen Nachstellungen, vor den boshaften Lügen und Ränken des Sulpitius zu sichern. Er schloßte und liebte den Hartungus und war sein Freund, und eben deshalb war er auch seines Wohls wegen

bekümmert. So gern er ihn auch in S...
 behalten hätte, so hatte er doch bei diesen Um-
 ständen nichts dagegen, wenn Hartungus seine
 Stelle mit einer bessern vertauschen könne. Dies
 geschah zum größten Vergnügen des Sulpitius
 und zum geheimen Verdruss seiner Frau sehr
 frühzeitig. Der junge Graf E***, welcher den
 Hartungus auf seinen Reisen kennen gelernt
 hatte, bot ihm nach seiner Zuhausekunft, die bei
 ihm erledigte Stelle eines geheimen Sekretärs
 mit einem jährlichen Gehalt von sechshundert
 Thaler an. Hartungus, der nicht für das Hof-
 leben war, würde dieses Anerbieten nicht an-
 nehmen haben, wenn er sich nicht in den Um-
 ständen befunden hätte, welche unsre Leser schon
 kennen. Allein der W. Sulpitius machte,
 daß er dem jungen Grafen E*** für seine Gnade
 danke, und diese Stelle annahm. Er schrieb
 an den Chef der Universität, und führte man-
 cherlei Gründe an, welche ihn bewogen seinen
 Abschied zu suchen. Er dankte ihm für alle er-
 zeigte Wohlthaten, und versprach so viel in sei-
 nem Vermögen stehe dem Staate nützlich zu wer-
 den, der ihn so freundlich aufnahm. Der
 Chef, welcher nicht gern jemanden in seinem
 Glück hinderlich war, und vermutete, daß
 Hartungus bei dem Grafen sein Glück machen
 und mehr Güter stiften könne als in der Sphäre

re eines Professors, ertheilte dem Hartungus den gesuchten Abschied in den gnädigsten Ausdrücken, und erbot sich seine Stelle noch einige Zeit unbesezt zu lassen, damit Hartungus, wenn es ihm bey dem Grafen nicht gefiel, allezeit wisse, wohin er sich zu wenden habe. Hartungus machte sich also reisefertig. Sophie war während der Zeit diese Geschichte mit dem W. Sulpitius vorgefallen, von einem schönen Knaben entzückt worden, der das Band ihrer Liebe noch mehr befestigte. Sie hatte in ihrem Wochenbette nichts von ihren Reizen verloren, und man bemerkte nicht einmal die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen. Nachdem sie sich vollkommen erholt hatte, nahmen sie von ihren Freunden und Freundinnen den zärtlichsten Abschied, und reisten dem Schlosse P...g zu, in welchem der Graf E... residierte.

Neuntes Buch.

Erstes Kapitel.

Karakter des Grafen E***.

Hartungus hatte keinen Anstand genommen, den Ruf des Grafen seinen eigenen Verdiensten zuzuschreiben. Allein wie sehr hatte er sich geirrt — ganz andre Bewegungsgründe hatten dieses bewirkt. Wir wollen unsre Leser mit dem Karakter dieses Herrn bekannt machen, damit sie selbst urtheilen können, ob Hartungus sich eben Glücke zu wünschen hatte, in die Dienste desselben gekommen zu seyn.

Der junge Graf E*** hatte in seiner frühen Jugend seinen Vater verloren, und war unter der Vormundschaft seiner Frau Mutter. Diese Dame, welche ein sehr treffliches Herz und einen guten Verstand hatte, glaubte nichts besser thun zu können, als wenn sie ihren Sohn solchen Hofmeistern anvertraute, die als die geschicklichsten bekannt wären. Sie berief an ihren kleinen Hof zwei Männer, deren Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit allgemein anerkannt war. Sie bezahlte dieselben tüchtig, und erwartete

mit Recht, daß diese Männer auch ihre Vermuthungen verdoppeln würden. Auch täuschte sie sich nicht. Beide thaten alles, was sie thun konnten, und wenn sie schon ihren Endzweck nicht erreichten, so konnten sie sich doch mit den Gedanken trösten, daß diese Nebel, welche wir in der Folge von dem Grafen C*** noch erfahren werden, nicht aus ihrer Nachlässigkeit entsprossen.

Der junge Graf C*** hatte von der Natur ein außerordentlich, feuriges, lebhaftes Temperament, einen gut gebaueten starken dauerhaften Körper, einen schnellfassenden Verstand, und ein biegsames Herz erhalten. Herr B***, der die Oberaufsicht über den jungen Grafen hatte, glaubte dem kleinen Ländchen, welches derselbe künftig zu beherrschen hatte, keine größere Wohthat erweisen zu können, als wenn er das Feuer und die Lebhaftigkeit desselben unterdrückte, seinen Verstand mit nützlichen Kenntnissen bereicherte, sein Herz gefällig, gütig, wohlwollend machte, kurz, ihn zum guten weisen Regenten, und zu einem trefflichen Mitbürger bildete. Herr B*** freuete sich nicht wenig, seine Zwecke so bald erreicht zu sehen. Von dem Feuer des jungen Grafen schien so viel verloschen zu seyn, als zu jenen trefflichen Absichten erfordert wird — er lernte sehr fleißig, und niemand war gütiger, gefälliger,

herablassender, wohlwollender als der junge Graf. Herr L** der zweite Hofmeister befaß zwar nicht so ausgedehnte Kenntnisse als B**; hatte aber einen scharffen, bessergeübten Beobachtungsgesicht. Er sah das Feuer des Grafen verlöschen, aber er befürchtete, daß dieses zu einer Zeit, wo niemand es zu dämpfen im Stande seyn dürfte, nur noch heftiger ausbrechen, noch gefährlicher wüthen würde. Er stellte seine Furcht dem Herrn B** vor; allein dieser — der bey allen seinen Vollkommenheiten den so gewöhnlichen und so schädlichen Fehler hatte, daß er betrogen von seiner Eigenliebe sich selbst unfehlbar glaubte — beharrte auf sein gewöhnliches Verfahren, hielt durch Strenge den Grafen von Ausschweifungen zurück, und dachte nicht an die Zukunft. Der Graf kam endlich in das Alter, in welchem man durch die Gesetze das Ende der Vernunftschafft bestimmt hat, in dem sie aber sehr oft am nothwendigsten wäre. Er dankte noch an demselben Tage seine Hofmeister ab, gab ihnen einen jährlichen Gehalt, schien aber zu wünschen, daß sie ihn künftig mit ihren weisen Lehren nicht mehr beschwerlich fallen möchten.

Nun überließ sich der Graf allen Ausschweifungen eines sinnlichen Lebens. Bisher hatte man an ihm gar keine Neigung zu dem schönen Geschlechte bemerkt, ihr ward es Leidenschaft,

und der Funke, der bisher nun unter der Asche geglimmt hatte, brach ihr in helle Flammen aus. Das Eifern von Pflichten, von Tugend, welches ihn Herr W** gelehrt hatte, und woron dieser denselben überzeugt glaubte, ward gar bald zergerissen. Der Graf erlaubte sich alles, was er wünschte, und wünschte alles, was ihm Vergnügen versprach. Seine Mutter war die einzige, welche es wagte, ihm Gegenvorstellungen zu machen, aber auch diese waren fruchtlos, und da er endlich des Morasifirens überdrüssig wurde, so ging er in Gesellschaft eines einzigen Kollüstlings — der sich in sein Herz eingeschlichen und ihn eigentlich verderbte — auf Reisen. Wir übergehen die mannigfaltigen Vergnügen, welche er sich auf denselben machte, und eilen mit ihm bloß auf J...t, wo er den Hartungus kennen lernte. Der Graf, der wirklich manche Kenntnisse hatte, besuchte auf seinen Reisen alle Gelehrten, nicht um sie zu bewundern oder von ihnen zu lernen, sondern weil er sich selbst gelehrt glaubte, um bewundert, um geliebt zu seyn. Er lernte den Hartungus bey dem Doktor S*** kennen, und da er schon von Sophiens Schönheit viel Höfmanns gehört hatte, so besuchte er auch ihn. Er kam, und sah die reizvolle Sordhie. Er ward von ihr bezaubert — Sie zu besitzen war sein einziger Wunsch. Dies konnte

nicht anders geschehen, als wenn er den Hartungus und seine Gemalin an seinen kleinen Hof berief. Dies geschah, und wir wissen die Ursache, welche den Hartungus bewogen, diesen Vorschlag anzunehmen. Hätte der gute Hartungus gewußt, daß nur Willust die einzige Ursache dieses Rufes war, so würde er gewiß — und wenn er tausende hätte erwerben können — denselben aufgeschlagen haben.

Zweytes Kapitel.

Vertragen des Grafen gegen Hartungus und Sophien.

Der Graf überhäufte den Hartungus bey seiner Ankunft mit Lobsprüchen und Versicherungen seiner Gnade. Er wies ihm seine Geschäfte an, deren er in der That so viele hatte, daß Hartungus wenig oder gar keine Zeit für sich übrig behielt. Der Graf vergaß auch nicht, Sophien eine Stelle anzuweisen, durch welche er in den Stand gesetzt würde, sie ohne Verdacht sehen und sprechen zu können. Er ersuchte nemlich seine Gemalin Sophien dann und wann zu ihrer Gesellschaft zu bitten, und versicherte ihr, daß Sophie sich sehr gut dazu schicke, und ein gelehrtes artiges gefälliges Frauenzimmer sey.

Sie ließ es sich gefallen, und Sophie ward bey ihr eingeführt. Da er mit seiner Gemalin auf einen sehr bürgerlichen Ton lebte, und sie besuchte, wenn es ihm einfiel; so machte es gar nicht das geringste Aufsehn, daß er jederzeit bey seiner Gemalin sich einfand, wenn Sophie ihr Gesellschaft leistete. Selbst die Gräfin bemerkte es nicht, glaubte sein Herz allein zu besitzen, und war geneigt, wenn ja irgend ein argwöhnlicher Gedanke entquoll, dieses dem Ohnzufahr zuzuschreiben. Der Graf hatte auch die Gewohnheit, seine Untergebenen in ihren Wohnungen zu besuchen. Auch diese Sitte beobachtete er bey Hartungus. Aber er ging nie zu ihm, außer wenn er wußte, daß Hartungus bald nothwendig weggehen mußte. Er war auch wohl so fein, ihn wegzuschicken. Er setzte sich dann neben Sophien hin, und unterhielt sich mit ihr. Anfangs verhielt er sich so ruhig, daß sowohl Sophie, als Hartungus, dem sie alles entdeckte, geneigt waren diese Versuche seiner herzablassenden Freundschaft zuzuschreiben. Doch lange konnte er diesen Zwang nicht aushalten, gewohnt nie lange unbefriedigt zu seuffzen, schmeichelte er sich auch hier einer baldigen Eroberung. Er entdeckte ihr seine Liebe, bat um Gegenliebe und forderte Befriedigung. Sophie erlaubte — sprach von Eherz, von Versuchungen. Der

Graf, welcher dieses nur für kalte Ausfälle hielt, warnte Angriffe, Sophie widerstand, und stellte demselben Pflicht und Tugend vor. Er ward muthiger, zudringender, und drohend. Sophie verachtete seine Drohungen. Er setzte ihr endlich noch heftiger zu und da sie seinen heftigen Drohungen den stärksten Widerstand entgegen setzte, so gab ihr endlich der Graf — unbekannt mit der schönen Pflicht irgend einer Vergierde zu widerstehen — drei Tage Bedenkzeit, während welcher sie entweder Befriedigung seiner Leidenschaft geben, oder seine Rache fürchten sollte.

Vielleicht wundern sich unsre Leser darüber, daß der Graf wenigstens nicht behutsamer vorgehen, nicht versucht habe, durch sanftes, zärtliches, gefälliges, herablassendes Vortragen Sophiens Herz zu gewinnen. Allein, wenn man den Stolz, die Eitelkeit, und die Zuerficht der Großen auf ihre Macht und Ansehn, und überdies, den Hang zur Wollust, welcher diesen eine Zeitlang eingekerkerten feurigen Grafen beherrschte — wenn man dieses alles mit in Anschlag bringt, so wird man das Verfahren desselben ganz natürlich finden. Hartungus, der von seiner zärtlichen, treuen, liebenden Gattin alles erfuhr, was zwischen ihr und dem Grafen vorgefallen war, befand sich in einer nicht geringen

Verlegenheit. Er war vergewissert, daß Sophie nie in das Begehren des Grafen einwilligen werde; allein wie konnte er auch diese Art der Rache eines Liebhabers entgehen, der Macht genug in Händen hatte, ihm zu schaden, und dessen Herz zu wenig gebildet, und zu schwach war, um die Befriedigung seiner Begierden aufzusperren? Zwar konnte er seinen Abschied begehren, und er hatte jederzeit in H. . . einen Zufluchtsort. Allein die Gründe, die ihn bewogen diesen Ort zu verlassen, waren ja noch nicht gehoben, und war es nicht zu vermuthen, daß der Graf ihm Schwierigkeiten machen würde? Beide befanden sich also in einer nicht geringen Verlegenheit. Hartungus, der in allen seinen Handlungen etwas zu rash war, ging gerade zu dem Grafen, und verlangte mit einem ihm eignen Stolz seinen Abschied. Der Graf stellte sich erstaunt, drang in ihm, die Ursachen seiner Forderungen anzugeben, und schwur, alles wegzunehmen, welches in ihm diesen Entschluß regte gemacht. Er bewies ihm, wie sehr er ihn seiner in diesen und jenen Geschichten verdienstbar sey, und bot ihm eine Erhöhung des Gehalts an. Hartungus, der nicht jenen Grad von Dreistigkeit besaß, welcher dazu erfordert wird, jemanden gerade zu ins Gesicht seine Fehler zu sagen, bestand lange auf seinem Abschied, ließ sich aber

doch endlich besiegen und versprach ferner zu bleiben. Der Graf umarmte ihn, und verstellte sich so gut, daß Hartungus wirklich glaubte, der Angriff desselben sey ein bloßer Versuch gewesen zu erfahren, ob seine Sophie die Tugend liebe. Allein wie bald mußte er seine Gedanken ändern. Der Graf fing von neuem an, Sophie mit seinen Bitten und Drohungen beschwerlich zu fallen. Beyde gerietzen in die größte Verlegenheit, und wußten nicht, was sie anfangen sollten. Vielleicht würde diese Leidenschaft des Grafen endlich dennoch für Hartungus und Sophien gefährliche Folgen gehabt haben, wenn nicht der Schlag unvernünftiger dem Leben des jungen Grafen ein Ende gemacht hätte.

Drittes Kapitel.

Folge dieses Todes.

Der Tod des Grafen befreyte zwar beyde von der bisher immer ausgestandenen Angst, allein da derselbe keine Erben hinterließ, sondern die Grafschaft an eine Seitenlinie kam, so befürchtete Hartungus, daß er bey dem neuen Herrn den gehaltenen Dienst nicht wieder bekommen werde. Nach F... t zurück zu gehen, war ihm, wie

schon gesagt, unmöglich, so lange Sulpicius noch da war, andere Ränke schliessen ihm, und so führte er einige Besorgniß. Indessen war diese Furcht ganz ohnegründet. Der neue Graf, der in Freundschaft mit dem vorigen Herrn gelebt hatte, hatte auch die Verdienste des Hartungus kennen lernen. Hartungus war ein thätiger Mann, der alles mit Pünktlichkeit vollzog. Dies gefiel dem Grafen, und da Hartungus schon einige Kenntnisse von der Grafschaft hatte, so befehlet er ihn bey, ließ ihm die nöthlichen Geschäfte betreiben, und gab ihm auch eben so vielen Gehalt.

Dieser Herr war ein sehr artiger, wohlgebildeter, edeldenkender, rechtschaffner Mann. Er liebte seine Unterthanen, wie seine eigene Familie. Er wachte für ihr Wohl, und er that alles, was sie in der Meinung, die sie von ihm hatten, bestätigen konnte. Wollust diese für Fürsten, noch gefährlichere Leidenschaft als für geringere Menschen konnte er nur dem Namen nach. Seine Gemalin liebte er zärtlich, und seine Familie war ihm werth. Hartungus, der eben sowohl Menschenfreund war, als der Graf, kam also in seine Gunst. Der Graf unternahm nichts, was er nicht vorher mit demselben überlegt, geprüft und durchdacht hatte. Versändig mußte er um ihn herum seyn. Zwar

war Hartungus ein geschwornner Feind aller Abhängigkeit; allein der Graf wußte es so zu machen, daß Hartungus dieselbe gar nicht fühlte. Hartungus arbeitete willig und fleißig, und die Liebe des Grafen zu ihm, ward von Tage zu Tage größer. Hartungus fühlte auch ganz seine Glückseligkeit, und er theilte sie mit seiner lieben Sophie und seinem kleinen Sohne; Thränen der Freude und Bönne strömten seine Wangen herab, wenn er des Tages hindurch für das Wohl der Unterthanen des Grafen gearbeitet hatte, und nun des Abends sich zu Sophien setzte, die ihn, ihr Kind auf dem Arme, durch zärtliche Küsse ihrer noch unveränderlichen Liebe versicherte. O! wenn dann die kleine Frucht der zärtlichsten Liebe ihm zulächelte, wie fühlte er dann nicht die Größe seines Glückes! O Sophie! sagte er einst in einem solchen Augenblicke — wie unendlich glücklicher sind wir, als so viele tausende! Wir haben zu leben, und lieben uns. Wie waren in dem Zustande, wo wir von häßlichen Freuden nichts wußten. Wären wir noch einige Jahre in diesen verblieben, dann hätte unsre Herzen jene Kälte befallen, die allen Mönchen eigen ist. Wie kann diese Klasse von Menschen sagen, daß sie glücklich sey, oder daß sie es nur werden könne. Die größte Hälfte der Glückseligkeit

ligkeit verlieren sie dadurch, daß sie sich auf immer allen hülftlichen Freuden entziehen; und die andere, daß sie sich durch das Gelährde der Arzney alle Macht rauben, die aus Wohlwollen entquellende Vergnügen zu genießen. O Sophie! wie müssen wir uns freuen, eine Klasse von Menschen verlassen zu haben, die gewis auf der ganzen Erde sehr entbehrlich ist. Wir fühlen ihr erst unser Daseyn. Wir beschäftigen uns, aber unsere Beschäftigungen machen uns eben darum ein größeres Vergnügen, weil sie nicht nur unser eignes Wohl, sondern auch das Wohl unsrer Familie zur Absicht haben. Dadurch werden wir mit dem Staate verbunden. Was hat der König oder die Königin für Aufforderung zu arbeiten, oder dem Staate nützliche Dienste zu leisten. Sein Tisch ist gedeckt, für eine Familie hat er nicht zu sorgen, und der Untergang oder das Wohl des Staates ist ihm einerley. Er findet allenthalben ein wohlüberreitetes Nest. — So ungefähr philosophierte Hartungus, wenn er in den heiteren Abendstunden von den häufigen Arbeiten ermüdet in Sophiens Gesellschaft auseruhte — und wir überlassen den Mönchen und Nonnen zur Entscheidung, ob seine Philosophie gegründet, ob sie ihnen behage, und in wie fern die praktische Befolgung seines

Grundzüge von Nutzen sey oder nicht. Hartungus wenigstens verlebte seine Tage weit glücklicher in der Welt und in Geschäften, als jeder Mönch der im Kloster und in der von manchen freilich so gepriesenen Nüchternheit lebt. Seine Glückseligkeit ward auch durch keinen Unfall ige verringert, vielmehr dadurch noch vermehrt, daß ihn Sophie zum Vater eines zweyten Sohnes machte. Der Graf sein Herr ward inimmermehr sein Freund, und er überhäufte ihn so wohl als seine Sophie mit neuen Wohlthaten und bewies ihm täglich, durch oft gemachte Geschenke, wie sehr er ihn hochschätzte, und liebe.

Viertes Kapitel.

Eine Entdeckung.

Eine der am meisten zu beobachtenden Pflichten eines Geschichtschreibers ist, über jene Begebenheiten, welche ganz und gar ins Alltägliche fallen, und ohne weitere Folgen sind, hinwegzugehen, sie entweder nur im allgemeinen zu berühren, oder ganz und gar davon zu schweigen. Diese Pflicht beobachten wir auch in dieser Geschichte. Wir beschreiben eine ganze Periode des Lebens des Hartungus mit den wenigen Worten: Er

lebte mit Sophien und seiner kleinen Familie glücklich, und erfüllte die Pflichten seines Amtes. Aber wie vieles befaßten nicht diese wenigen Worte! Möchte doch von allen Sterblichen dieses gesagt werden können! Welche Wonne ein Mensch zu seyn! Welche Seligkeit auf dieser Erde zu wandeln!

Wir verlassen nun diesen glücklichen auf einige Augenblicke, um zu einer Person zurück zu kehren, um welche wir uns bisher nicht zu bekümmern schienen. Es ist — das können sich unsere Leser denken, keine andre, als Julie, welche gleich nach dem so harten Brief des Hartungus verschwand, und einen die Güte ihres Charakters beweisenden Brief an denselben zurück ließ. Sie entfloß aus dem Aufenthalte der Götterin der Liebe, und weder P. Karl, dem so vieles dran gelogen war, noch Sophie, die so gern diejenige gekannt hätte, welche das Herz ihres Hartungus zu fesseln vermogte, noch Hartungus selbst, der ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen wünschte — konnten den Aufenthalt dieses Mädchens, trotz allen ihren Vermählungen, erfahren. Ein Obngefahr, ein Zufall, der schon so vieles in dieser Welt bewirkt hatte, entdeckte dem Hartungus den Aufenthalt dieses Mädchens, das sich ihm durch den hinterlassenen Brief wieder empfohlen hatte.

Julie hatte aus keiner andern Absicht den Garten des P. Karls und die Gesellschaft der Dame und Mädchen dafelbst gesucht, als weil ihr ein Ort zum Ekel war, in welchem sie zum erstenmal unglücklich geliebt, und weil sie, durch Hartungus Lehren bekehrt, beschloffen hatte, künftig hin in irgend einem einsamen Orte der Tugend getreu ihr Leben zu beschließen, ihre jugendlichen Thorheiten und Verirrungen zu beweinen, und durch gute Aufzählung aus ihrem Leben wegzuschieben. Sie hatte den Hartungus geliebt, und liebte ihn noch. Er war der einzige Sterbliche, der sich in ihr Herz geschlichen, und ihr jene heiligen keuschen Gefühle eingebläht hatte, die eigentlich die Glückseligkeiten der Liebe ausmachen. Zwar hatte sich Anfangs durch Karls arglistige Vortehrungen das phisikalische der Liebe, welches so sehr jene sanften Gefühle zu schwächen scheint, mit ins Spiel gemischt; und Julie war nach verbesserten Einsichten, und mehr gebildeten Herzen nicht im Stande dieses von jenen zu trennen; allein ihre Liebe unterschied sich doch auf beyden Seiten so merklich von der gewöhnlichen Art zu lieben, daß man beyden kein größeres Unrecht thun könnte, als wenn man die ihrige dieser letztern an die Seite setzte. So lang Hartungus

noch im Kloster war, glaubte sie sich das glücklichste Mädchen. Sie betrachtete ihn als ihren Geliebten, und sie schwur sich selbst, ihm ewig getreu zu leben. War er schon durch Gelübde eingeeignet, so hinderte doch dieses nach ihren Einsichten und Meinungen nicht, daß sie ihn nicht ewig in ihren Blumenfesten hätte erhalten können. Sobald aber Hartungus das Kloster verließ, und durch seinen in der Hitze der Leidenschaft geschriebenen Brief ihre seine Verachtung bekannt machte, war ihre Glückseligkeit dahin. Finstere Schwermuth lehrte in ihrem Herzen ein, und jene Verachtung tränkte sie auf das empfindlichste. Sie liebte ihn noch eben so heftig, und ob sie sich schon dann und wann alle erdenkliche Mühe gab, ihn aus ihrem Herzen auszuschüßen, so war sie doch vergeblich. Sie wünschte Ruhe, wünschte Frieden. Aber wie konnte sie ihn da finden, wo jedes Mädchen in ihr die seltsamen, wonnenvollsten Erinnerungen zurückließ? Sie beschloß also diesen ihr sonst so werthen so lieben Garten zu verlassen. Die finstere Schwermuth erregte in ihr den schwarzen Gedanken sich in das traurige Gewand geistlicher Jungfrauen einzuhüllen, und in dem engen Bezirk von vier Klostermauern, die noch übrigen Tage ihres Lebens zu verweilen. At-

sein die Lehren ihres Geliebten, der Gedanke von der Uneinigkeit, dem Meide, dem Hass, und der Rachsucht, welche, wie sie gehört hatte am stärksten in Kislern herrschen sollten, und vielleicht auch die Hoffnung ihren Hartungus noch einmal zu sehen, zu hören, der Wunsch, ihn eines bessern zu belehren — dieses zusammengekommen bewirkte in ihr die Veränderung jenes in der Hitze aufbrausenden Gedanken, und machte, daß sie sich entschloß, in ihr väterliches Haus zurückzukehren. Ihr Vater war nicht, wie sie vergebens hatte, gestorben, sondern lebte noch, und sehnte sich nach seiner einzigen geliebten Tochter. Umsonst hatte sich bisher der liebende Vater Mühe gegeben seine Tochter zu finden. Sie blieb für ihn verloren. Welche Wonne, welche Freude, als er seine Julie einst des Abends in seinem Hause ankommen sah. Sie sank zu seinen Füßen nieder, und suchte um Vergebung. Er, der schon längst der verführten Unschuld verziehen hatte, hob sie auf; und schloß das arme bebende Mädchen in seine zitternde Arme —. Gott! welcher Auftritt! welche Wonne für den fühlenden Zuschauer! und wie freue ich mich, Wenich zu sehn, wenn ich von der Gottheit eines solchen Anblicks gewürdigt werde! — Julie erzählte ihrem Vater die Geschichte ihres Lebens, und verhehlte ihm auch keinen ihrer Fehlritte.

Seh es, daß sie dann und wann einen Gewand, einen Schleier um die nackte Wahrheit warf! Warum wollten wir dem alten Geschöpfe dieses nicht verzeihen? warum ihr nicht einiges Erbsüßes sparen? Ihr Vater vergoß Thränen des Mitleidens, als Julie ihm ihr von Liebe für Hartungus krankes Herz aufschloß und zeigte, daß dieser die Ursache ihrer Rückkehr zu ihm und der schönen Tugend sey. Julie bewies durch ihre Aufführung, daß ihre Reue nicht bloß schönbar, sondern wahrhaftig war. Sie führte die Wirthschaft ihrem alten abgelebten Vater, dem die gute Mutter vor Gram über den Verlust ihrer Tochter verzehrt in jener wonnervolle Ewigkeit schon vorgegangen war. Er lebte von neuem auf und der Greis ward in der Gesellschaft seiner Julie wieder Jüngling. Julie gab sich alle Mühe ihre Liebe zu besiegen. Allein ihre Bemühungen waren vergeblich. Sie vermochte es nicht, konnte nicht den schönen, den sanften, den züchtigen, gefühlvollen Hartungus aus ihrem Herzen verbannen; er blieb in dem vormaligen vollen Besitze. Die Folge dieser unglücklichen Liebe war, daß nach und nach ihre Reue verflüchtete, und stille Schwermuth ihre Erbsüßheit ward. Und so verging das erste Jahr, während dessen der bekümmerte Vater kein Wort von Hartungus erfahren konnte. Dieses war die Zeit, da

dieser in J...t als Professor lebte. Das Dörfchen, in welchem Julie wohnte, war nur einige Meilen von dem Schlosse des Grafen entfernt, bey dem Hartungus nachher in Diensten kam. Julie erfuhr bald den Aufenthalt desselben, und sie hörte, daß er mit eben der Sophie verbanden sey, deren sanftes, zärtliches liebendes Herz er ihr so oft vorgelobt hatte. Da das, was sie ihn für Hartungus fühlte, mehr Freundschaft, als Liebe war, so empfand sie nicht jene heftige Eifersucht, jenes Veneiden, welches im andern Falle allezeit Statt findet. Sie freute sich viel mehr über ihr beyderseitiges Glück, und um daß selbe nicht zu stören, war sie nur eine heimliche Beobachterinn, und gab sich nie dem Hartungus zu erkennen. Sie kannte Sophien nicht, und konnte also nicht wissen, ob dieses Erkennen nützlich oder schädlich sey. Allein eben dieses Zurückhalten verursachte nach und nach Schwächen und Krankheiten; und Julie von innerem Gram verzehrt, ermattet von dem Kampf zwischen Liebe und Vernunft, welkte dahin wie die abgepflückte Rose. Sie verfiel endlich in eine Auszehrung und jedermann weissagte ihr das Ende ihres Lebens. Nun wünschte sie noch einmal vor ihrem Hinscheiden den, welcher ihr der lebenswürdigste Sterbliche war, zu sehen, zu sprechen. Sie entdeckte ihrem Vater die Wäns

sche ihres Herzens, und bat ihn, den Hartungus zu bewegen, daß er sie besuche. Sie befürchtete, er möchte nicht kommen, wenn er ihren Namen hörte, weil sie nicht glauben konnte, daß er schon eines bessern belehrt sey; und ersuchte ihrem Vater, daß er den Hartungus unter einem andern Verwande herbeizulocken versuchen möge. Es geschah. Hartungus sah die verblühte, abgehärmte, verzehrte Julie! — Ich erliege unter der Schwierigkeit, diese Scene zu zeichnen.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen. Sophiens Tod.

Es ist eine alte aber nicht allezeit für wahr gehaltene Bemerkung, daß von dem gesunden oder kranken Zustande der Seele oft eben so das Wohl oder Elend des Körpers, als von dem guten oder bösen Zustande des Körpers die Heiterkeit oder üble Laune des menschlichen Geistes abhängt. Das letztere ist außer allen Zweifel; die tägliche Erfahrung bestätigt die Wahrheit des Satzes, allein das erstere scheint nicht allezeit der Erfahrung gemäß zu seyn. Ob nun dieses beweise, daß der Körper eine größere Gewalt hienieden

ausübe, als die Seele, und daß diese bey weitem nicht so stark sey, als manche Weisen glauben, und sagen, und od uns diese Bemerkung in etwas demüthigen solle, wollen wir hier eben so wenig untersuchen, als ergründen, welche Ursachen hier diese Verschiedenheit bewirken. Wir begnügen uns durch Julius's Beispiel zu zeigen, daß es wenigstens dann und wann eintreffe, und daß die Töchter des Hippocrates sehr weise handeln würden, wenn sie bey jeder vorfallender Krankheit den Zustand der Seele des Krankens eben so wohl als des Körpers beobachteten. Julie sah ihren Hartungus. Sie hörte aus seinem Munde, daß er es schon längstens eingelassen, wie sehr er sich in ihrem Karakter geirrt habe, und wie er von dem boshaften Isidor hintergangen worden. Dieses goß Balsam auf das kranke Herz der liebenden Julie. Sie würde nun gern gestorben seyn, da sie sich in den Augen des lebenswürdigsten Sterblichen gerechtfertigt sah. Das freymüthige Bekenntniß des Hartungus, daß er sie ihr zwar nicht auf eben die Art liebe, auf welche er sie vormals geliebt, daß sie aber doch noch immer seinem Herzen werth sey, daß er sie hochschätze und verehere, daß er ihr Freund sey, daß selbst seine Sophie sie adre — dieses Bekenntniß des tugendhaften Hartungus heilte Julien vollkommen. Ihr Geist ward

heiter, und die Erde, die ihr vorher nur ein öder Aufenthalt der Unglücklichen gewesen hatte, war ihr ihr wieder reichend. Ihr Körper erhielt nach und nach von den Freuden ihres Geistes so viel, daß sie binnen wenigen Wochen, während welcher sie sehr oft von Hartungus und auch von Sophien besucht ward, ihre völlige Gesundheit wieder erlangte, und das blühende, reiche volle den Grazien ähnliche Mädchen wieder ward, welches sie in dem schönen Garten war, als sie zuerst den platonisch gesinnten Hartungus von seinen Grillen befreyte, und zu einem antiplatonischen Liebhaber umbildete.

Wenn Hartungus in seinem Eifer weniger befestigt gewesen wäre, oder wenn er seine Sophie nicht so ährlich, so unumwunden geliebt hätte, als er sie wirklich liebte, oder wenn Julie noch nicht von ihren Vorurtheilen zurückgekommen wäre, und wenn sie ihn nicht so uneigennützig geliebt hätte, als der wahre Freund dem Freund liebt, so würde Hartungus sehr weise gehandelt haben, wenn er die Gesellschaft eines Mädchens gesucht hätte, bei deren bloßen Anblick in ihm so seltsame so wonnenvolle Erinnerungen erwachen mußten, und die seiner Tugend eben dadurch gefährlicher als irgend eine andere Schöne war. Allein da sie von beiden Seiten sicher waren, und da Sophie von der Tugend ihres

Hartungus vollkommen sich überzeugt glaubte, so wird man sich nicht mehr wundern, wenn wir sagen; daß Sophie ihren Hartungus anlag, Julien zu bewegen, in ihrer beiderseitigen Gesellschaft die noch übrigen Tage ihres Lebens zuzubringen. Sophie glaubte dadurch Julien für die Leiden zu entschuldigen, welche ihr Hartungus verursacht hatte. Julie und Sophie waren durch ihren öftern Umgang Freundinnen — und welches bey allen vorwaltenden Umständen allezeit zu bewundern ist — wahre Freundinnen geworden; sie liebten sich wenigstens eben so zärtlich, als sich zwei gute Schwestern lieben. Hartungus und Julie stimmten in Sophiens Witten ein. Julie zog zu ihnen, nach dem der Tod ihr ihren alten Vater geraubt hatte, und ihr den Aufenthalt in dem Dörfchen unangenehm machte. Sie nahm das Geschäft in Hartungus Verhauung über sich, auf die Erziehung der beiden Kinder desselben zu wachen; und wirklich liebte sie dieselben so innigst als ihre eigene. Alle lebten glücklich und zufrieden. Jeder Tag brachte ihnen neue Bäume, und Sophie wußte nichts von Eifersucht. So verlebten sie einige Monate, und würden noch Jahre so verlebt haben, wenn nicht die Vorsicht es gewollt hätte, daß Sophie in ihrem dritten Kindbette ihr Leben endigte. Sie verließ diese Erde unter den

heftigsten Schmerzen, und ihre letzten Worte waren eine Empfehlung ihrer Kinder an Julien und Juliens an Hartungus. Sie gebar ihm eine Tochter, der das Glück ihre Mutter zu kennen nicht beschieden war. Hartungus und Julie betrauereten den Verlust einer Gattin und einer Freundin; die zwar keine von jenen Vorsätzen besaß, die eine Frau über alle andere weiblichen Seelen erhebt, deren Lob aber doch war, daß sie eine treue, zärtliche Geliebte, eine bescheidene und gefällige Hausmutter gewesen. Sie war es, die dem Hartungus die Beschwernlichkeiten freudig ertragen half, welche er fast täglich auf seiner Bahn antraf, und sie war vielleicht die einzige Ursache, daß Hartungus sich seine Freiheit wieder genommen und ein guter Bürger, und fleißiger Mitarbeiter in einem glücklichen Staate geworden.

Sechstes Kapitel.

Julie und Hartungus.

Vortreflich! werden manche Leser denken. Kein besseres Mittel konnte erdacht werden den Roman recht romanemäßig zu Ende zu bringen, als eben dieses. Juliens Vater mußte ja nicht weit von dem Schloße wohnen, in wel-

dem Hartungus lebte; Julien muß eine Krankheit befallen, die in ihr den lang unterdrückten Wunsch erregt, ihren Hartungus zu sehen. Hartungus kommt; Julie und Sophie werden den Freundinnen, Sophie macht — das aller sonderbarste — das Hartungus, Julien beiräth, ihr Leben künftig bei Ihnen zuzubringen, Juliens Vater stirbt, und sie ergibt sich seinen Zuredungen, und da die Polygamie durch Gesetz noch nicht für gültig erklärt und Stella's Verlöbte nur in geheim gebilligt worden, so läßt der Romanschreiber Sophien im Kindbette sterben, um nur dadurch Gelegenheit zu haben, eine neue Heirath zu stiften, und damit den Roman zu schließen. Wir gestehen, daß wir selbst den nemlichen Gedanken hatten, und auch eine zweite Heirath vermutheten, als wir auf die beyden vorhergehenden Kapitel im Original stießen; und da wir so gern wünschen, daß diese Geschichte für eine wahre gehalten werden mögte, so entschlossen wir uns schon, diese Kapitel entweder ganz und gar auszustreichen, oder die darin befindliche Gedanken, doch wenigstens so zu mildern, daß sie mehr Wahrscheinlichkeit für sich hätten als sie — wir gestehen es gern — ihr für sich haben. Allein die Weisheit der Verfasser zur Bekräftigung der Wahrheit beibringe, die Folgen, welche Juliens Hinzukommen zu Har-

lungus hätten, und der Gedanke, daß sich in der wirklichen Welt oft noch seltener Begebenheiten ereignen als in der idealischen, bewirkte eine Veränderung dieses Entschlusses. Es ist etwas gewöhnliches, daß ein alter Mann stirbt, und eine Frau im Kindbette ihr Leben verliert und doch ist die eine Begebenheit der Grund, warum Julie in Sophiens Vitten willigte, und die andre machte eben, daß die Geschichte so romanen ähnlich ward. Diese Folge dieses Todes aber ist bey weitem nicht die, welche unsre Leser vielleicht erwarten, Sophie war kaum wenige Wochen todt, als Julie den Hartungus anlag ihr nur zu erlauben von ihm wieder hinzuzugehn. Sie konnte bey ihm nicht bleiben, ohne bey vielen in einen Verdacht zu kommen, der ihre Tugend wenigstens zweifelhaft gemacht hätte. Sie liebte den Hartungus, aber nicht so wie sie ihn ehemals geliebt hatte, sondern als ihren Freund als ihren Bruder. Und diese Liebe und der Eid, den sie der Tugend zugeschworen hatte, machten, daß sie auf immer auf das Herz des Hartungus Verzicht that. Sie ruhte also nicht eher, bis Hartungus ihre Vitten bewilligte. Aber um wenigstens die eine Bitte ihrer verstorbenen Freundin zu erfüllen, so blieb sie in dem Städtchen wohnen, welches bey dem Schlosse des Grafen lag; und nahm die Kinder

ihres Freundes zu sich, um ihnen die erste Theilnahme zu geben. Hartungus war Anfangs über den Verlust seiner geliebten Sophie so niedergeschlagen, daß er gar nicht daran dachte, diesen durch Juliens Besiß zu ersetzen. Er besuchte täglich Julien und seine Kinder, durch deren Anblick ihm jederzeit das Andenken seiner Sophie theurer ward —. Sophie, und häßliche Angelegenheiten waren der Inhalt ihrer Gespräche. Lang war das Herz des Hartungus vor denen Gefahren sicher, welche ein Gespräch mit einem Mädchen, und besonders mit einem solchen Mädchen einem Jüngling oder jungen Mann aussetzt. Allein durch den Tod seiner Sophie war in seinem Herzen eine Lücke geworden, die zwar Anfangs durch den Anblick der ihm so theuren Kinder ausgefüllt ward, und die er auch nicht gleich so sehr fühlte. Je nachdem aber die Länge der Zeit das Bild seiner Gattin schwächte, fing er an Julien mit andern Augen als eines Freundes und Bruders zu betrachten. War er sonst für ihre Reize empfindlich gewesen, so liebte er ihr Herz; er hatte sich von der Güte desselben überzeugt. Er bemerkte nicht so bald die Veränderung seines Herzens, als Julie. Sie, die fast entschlossen war, die Schritte, welche sie der Tugend gethan,

gerhon zu halten, versuchte er, ihn von einer Leidenschaft zu heilen, die noch nicht zu der Stärke gediehen war, wo sie glänzlich unheilbar ist. Er erschrak, als er bey genauerer Beobachtung Juliens Bemerkung wahr fand; aber er war nicht so bald im Stande seine neu entstandene Liebe wieder bis zur Freundschaft herab zu stimmen. Allein da er eben so fest als Julie beschloffen hatte, seiner Gattin treu zu leben, so wendete er alle die Mittel an, welche die kältere Julie ihm anrieth. Er beschäftigte sich mehr als gewöhnlich, und schränkte seine Besuche bey Julien ein. Aber welche Gründe — kann man fragen — hatten denn Julien und Hartungus zu einem solchen Entschlusse geführt? Keine andre, als eben die, welche Danaen bewegen, die Wünsche Igerhons ewig unbefriedigt zu lassen, als sie sich in Tarent wiederfanden. Nur der, welcher so ädeltlich denkt und fühlt, als Danae kann sie für hinlänglich halten.

Siebentes Kapitel.

Von der Regierung des Grafen, und den Beschäftigungen des Hartungus.

Wir haben hier eine Periode der Lebensgeschichte des Hartungus beschrieben, welche lan-

Hartungus 2. Th.

P

gru als ein Jahr befaßet, ohne von ihm zu sagen, wie er dem Kinde vorgesanden, zu welchem ihn der Graf berufen hatte. Wir holen dieses jetzt nach, wenn wir außerdem von der Gültigkeit der Menschen, welche der Graf beherrschte, und der wohlthätigen Regierung desselben gesprochen haben.

Der Graf hatte die edle Absicht, welche eigentlich alle Fürsten des Staats haben sollen, das Wohl derjenigen zu befördern, welche er zu beherrschen hatte. Er glaubte, er sey Vater des Staats, alle Unterthanen seine Kinder; und er liebte sie auch alle so wie ein Vater seine Kinder liebt. Jede gute Handlung, die ihm bekannt wurde, belohnte er öffentlich, und erregte dadurch einen Wetzeifer unter allen seinen Untergebenen. Wenn er gendthiget war zu strafen, so züchtigte er aus der einzigen Absicht um zu bessern oder den Folgen vorzubeugen, oder Nachahmungen zu verhindern. Allein die Strafen waren weit seltner, als die Belohnungen. Man sah wohl eher zwanzig Medaillen als Belohnungen austheilen, ehe nur einer an den öffentlichen Pranger gestellt wurde. Der Staat war klein, und konnte also gemächlich von einem übersehen werden. Daher gingen alle Geschäfte durch die Hände des Grafen; und er entschied nie allein, sondern befragte jederzeit die geschickten Leute,

welche er um sich hatte. Jeder Unerrthum sah zu deutlich ein, daß sein Wohl, und sein Elend, mit dem Wohle und Elende des Staats unzerrennlich sey, als daß er irgend etwas für die Gesellschaft nachtheiliges hätte unternehmen sollen. Jeder glühte von Liebe fürs Vaterland — eine in unsern Tagen seltne Erscheinung. Der Karakter dieses kleinen Volks war liebenswürdig, ihre Sitten rein, und Heuchelei und Lurus waren bey ihnen eben so selten, als grosse Verbrechen. Das Laster durfte sich nur blicken lassen, um sogleich nieder gedonnert zu werden. Die größte Strafe desselben war Verachtung. Man schloß den Lastergasten von allen Gesellschaften aus, aber man nahm den reuevollen gern wieder auf, und man schien die vorherigen Verbrechen vergessen zu haben, so bald er sich durch Tugenden wieder auszeichnete. Der Graf sah nicht blos auf die Erfüllung der Befehle, welche sich meistens nur auf das erstrecken was Noth ist, und wozu man jeden zwingen kann, sondern er liebte vorzüglich jene, welche die Pflichten der Liebe, oder diejenigen Befehle erfüllen, welche sich blos auf das erstrecken, was billig ist, und wozu wir nie anders als durch unser eignes Gewissen oder durch den Gedanken der Verbindlichkeit eigener Glückseligkeit gezwungen werden können. Er liebte und belohnte alle diese; und daher wa-

ren auch alle diese Tugenden so gemein, als sie in andern Staaten selten sind. Auch bemerkte man, daß alle Untergebene glücklich waren und sich ihres Glücks freuten. Sprachen sie von ihrem Herrn, so konnten sie nie aufhören ihn zu loben. Sie liebten ihn als ihren allgemeinen Vater und Freund. Unter der vorigen Regierung waren sie von den Deamien des wollüstigen Grafen tyrannisiert worden, allein da die Regierung desselben nicht lang dauerte, so hatten sie das kleine Völkgen nicht verderben können, und sie empfanden nun um so mehr ihr Glück, da sie unter dem Wohlthätigen manches ausgestanden hatten. Sie nannten ihren Herrn nicht anders als ihren Vater — der einfachste aber der ruhmvollste Name. Das Amt des Hartungus schaffte ihm hinlänglich Gelegenheit die Güte seines Herzens zu beweisen. Nebst dem daß er die geheime Korrespondenz des Grafen besorgte, war ihm derselbe Theil der Staatsverwaltung aufgetragen, welcher so sehr sonst vernachlässigt wird. Er war der Elitenrichter. Er wachte sorgfältig auf die Verbesserung der Eliten, und mit diesem Amte war zugleich die öffentliche Erziehung vereinigt. In beiden bewies er sich als einen geschickten und selbst gebildeten Mann; besonders verdient die Art, wie er die Kinder erziehen ließ, bemerkt zu werden. Er sah nicht

sowohl darauf die Köpfe der Kinder mit unnützen Spekulationen und Grillen, vollzupropfen, als vielmehr sie mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern und ihr Herz sanft, gefällig, mild und tugendhaft zu bilden. Er ließ daher seine Kinder richtig denken lehren, weil er überzeugt war, daß der Dummkopf oder der schief denkende nie gut handeln kann. Er unterschied sehr weise Religion und Theologie. Die erste war ihm heilsam und er ließ sie die Kinder lehren, die andre haßte er, und Kinder durften von ihr gar nichts wissen. Auch schöne Künste und Wissenschaften wurden geschätzt, denn er kannte ihren Einfluß auf das menschliche Herz. Er richtete auch sein Augenmerk auf den Theil der Erziehung, welchen man Oekonomie nennt. Kurz seine Schulanstalten waren vortreflich, und er sah schon in den ersten Jahren, welchen Nutzen dieselben hatten, und welchen sie erst noch in der Folge der Zeit haben würden. Dieses machte ihn auch zum Liebling des Volks, welches ihn als den zweiten Vater ansah. Glücklicher Weise hatte dasselbe nicht solche Grillen, Launen und Einfälle, als das geistliche zu haben pflegte, und er blieb also in der Gunst desselben.

Achstes Kapitel.

Streitigkeiten zwingen den Hartungus zu verreisen.

Hartungus fühlte auch die Größe seines Glücks so sehr, daß er sich nicht wieder nach H...t zu seinen Freunden zurück sehnte; und er dankte täglich lebhaft dem Grafen nicht nur für die Gnaden, mit denen er ihn überhäufte, sondern auch hauptsächlich für die Gelegenheit, welche er ihm verschaffte, gutes zu thun.

Er hatte ganz das Zutrauen des Grafen und er verdiente es auch. Noch nie hatte er eine Untreue an ihn begangen, noch nie etwas verfehlt. Daher liebte ihn auch der Graf und zog ihn allen seinen übrigen Beamten vor. War irgend ein wichtiges oder geheimes Geschäfte zu betreiben, und konnte es Hartungus beenden, so war es gewiß Hartungus, dem es aufgetragen ward, und jederzeit vollführte er es glücklich und zum Vergnügen des Grafen. Solche Vorfälle erdugneten sich oft. Wir übergehen sie, weil sie nicht von Folgen waren, und erzählten bloß eine Begebenheit, die an und für sich selbst zwar nicht so wichtig war, der Folgen wegen aber erzählt werden muß.

An der Grenze der Grafschaft lagen einige Dörfer, welche dem Bischof von *** gehörten,

und deren Bewohner also der katholischen Religion anhängen. Diese Leute pflegten jährlich das Fronleichnam's Fest mit vielem Gepränge zu feiern. Die Bewohner der benachbarten Dörfer gingen denn häufig hin um dieses heilige Schauspiel mit anzusehen. Um ähnl. Begegnungen auszuweichen waren diese der protestantischen Religion zugethane Leute so vernünftig, und entblößten, wie man es auch foderte, ihr Haupr. Viele Jahre waren ohne Streit und Unruhe vorüber gegangen. Allein ißt war ein junger rascher Pörsche dabey, der entweder aus Leichtsinm oder aus Vergessenheit oder vielleicht auch aus Verwegenheit seinen Huth süßen ließ. Dieß bemerkte ein stönmur Katholik, und bestrafte die vermeinte Verschöpfung seines Gottes mit einem so derben Schläge, daß der junge Pörsche augenblicklich auf den Boden niederfiel. Dieß erregte Aufruhr; die Schlägerey ward allgemein. Der Priester zog sich mit seinem Gotte in die Kirche zurück, verschloß ihn, kam wohlbewaffnet zu dem Streite zurück, und hieb tapfer auf die Köpfe der Keger. Mäenthalben wurde zugeschlagen. Zwar baten die Keger um Pardon, und sie gaben sich schon alle gefangen, weil theils die Anzahl ihrer Feinde weit größer war, theils sie auch ganz schwache Waffen hatten; allein man hörte nicht auf sie, sondern prügelte so lange zu,

bis sieben Mann ihren Geist ausgegeben hatten, und fast alle mit blutenden Köpfen darnieder sanken. Vielleicht würden auch diese ihr Leben verlohren haben, wenn nicht der Amtmann, der biss her lächelnd zugehört hatte, halt! halt! gerufen hätte. Er machte es sich zur Pflicht, diese Leute, welche halb tod geprügelt worden, in Verhaft zu nehmen. Die Anverwandten klagten bey dem Grafen, er verlangte die Leute zurück, und bat zugleich um Genugthuung. Der Beamte schob alle Schuld auf die Protestanten, behauptete, daß sie die öffentliche Prozeßion gestört, verlangte selbst Genugthuung, und schrieb, daß er dieselben nicht eher herausgeben werde, bis er die verlangte Genugthuung erhalten. Die Sache ging an den Bischof. Er liebte Gerechtigkeit, und versprach das zu thun, was billig und Recht wäre. Er foderte Bericht; und der Beamte schickte einen so gehässigen ein, daß der Bischof den Unterthanen des Grafen ebenfalls Unrecht gab. Dieß bewog den Grafen, jemanden an den Bischof selbst zu schicken, und in Person die wahre Beschaffenheit der Sache vortragen zu lassen. Die Wahl fiel auf den Hartungus. Der Graf dachte nicht einmal daran, daß dieser Katholik einst gewesen. Und über dies was war auch hiebey zu befürchten? Hartungus war Protestant und stand in Diensten des Grafen.

Hartungus dem jede Reise angenehm war, und der auch glaubte, durch selbe die Liebe völlig zu erstickn, welche doch noch dann und wann in seinem Herzen erwachte, entschloß sich also zu der Reise; und machte sich zu derselben bereit. Seine Kinder empfahl er Juliens Sorgfalt, und er konnte sich darauf verlassen, da sie dieselbe, als ihre eigenen liebte.

Neuntes Kapitel.

Brief an P. Karl.

Hartungus liebte seinen ehemaligen Freund den P. Karl, der ihn zwar auf der einen Seite vieles geschadet, auf der andern Seite aber dens noch so sehr genädte hatte, noch immer so wie sonst. Er vergab ihm gern die kleine Bosheit, die er an ihm in seiner Jugend ausgeübt hatte. Er wünschte sich, noch einmal mit seinem Freunde zu sprechen, um ihn mündlich die ganze Glückseligkeit, der er genoß, zu beschreiben. Er glaubte keine bessere Gelegenheit dazu finden zu können, als wenn er icht eine kleine Umreise wagte, seinem Freund davon einen Wink gäbe, und sich an einem dritten Orte ins geheim mit ihm unsertrete. Er konnte sich auf die Verschwiegen-

heit desselben verlassen, und war überzeugt, daß er demselben einen grossen Gefallen erzeigen würde. Das Unternehmen schien ihm mit gar keinen Gefahren verknüpft. Er reiste als Bevollmächtigter des Grafen, und glaubte sich also sicher. Er wollte sich in der Gegend des Klosters nicht entdecken, und hatte also keine heimlichen Nachstellungen zu befürchten. Er schrieb unter der gewöhnlichen Adresse an den P. Karl, berichtete ihm die Ursache seiner Reise, und bestimmte ihm den Garten zum Orte der Unterredung. Da er seine Reise nicht gern lang verzögern wollte; so schrieb er demselben zugleich, daß er nicht nöthig habe zu antworten; weil er sich ganz sicher darauf verließ, daß der Brief richtig ankommen würde. In dieser festen Zuversicht nahm er von dem Grafen und seinen Freunden Abschied; ließ sich die nöthigen Brieffschaften ausfertigen, und machte sich reisefertig. Der Abschied von seiner Freundin von Julien und seinen Kindern war rührend. Er drückte diese Pfänder der Liebe seiner angebeteten Sophie an seine Brust, und küßte sie. Eine geheime Ahnung sagte ihm, daß er sie sobald nicht wieder sehen würde. In seinem Unglücke glaubte er keine Ahnungen. Julien der er allein entdeckte, daß er gesonnen sei, seinen Freund den P. Karl zu besuchen, warnte ihn, bat ihn inständigst von seinem Vor-

haben abzustehen. Sie machte ihm alle Gefahren vor, denen er, im Falle er entdeckt werde, ausgesetzt sey. Allein er hörte nicht auf ihre Vorstellungen, ihre Bitten, selbst ihre Thränen waren nicht vermögend, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Das Verlangen seinen alten Freund wieder zu sehen, überwand alles, und machte den einmalgefaßten Entschlusse unumstößlich. Er wand sich aus ihren Umarmungen los, empfahl ihr seine Kinder, und reiste ohne Begleitung ab.

Zehntes Buch.

Fünftes Kapitel.

Ein unglücklicher Zufall.

Wenn man im menschlichen Leben alle die möglichen Umstände berechnen könnte, die sich uns entgegen stellen; so würde man wenig oder gar nichts von dem wissen, was man Unglück nennt. Hätte Hartungus vorher sehen können, daß sein Brief in die Hände des P. Karls nicht kommen würde, so hätte er gewiß andere Anstalten getroffen, seinen Freund in Geheim zu sprechen. Aber wie konnte er dieß wissen? Er hatte noch vor kurzem einen Brief erhalten, und schrieb ihn unter der angegebenen Adresse. Unglücklicher Weise war der Freund des P. Karls, an den Hartungus die Briefe adressirte, wenige Tage eher als sein Brief ankam, gestorben. und P. Karl hatte der Frau seines Freundes noch nicht sagen können, daß sie ihm und sonst niemanden die ankommenden Briefe geben solle, denn er war auf einige Wochen verreist. Der Brief kam also an die Frau***, welche, da sie nichts arges besorgte, und überdieß auch nicht wußte,

daß P. Karl verreist sey, den Brief ins Kloster schickte. Der P. Kellner nahm ihn der Ueberbringerin ab, und versicherte sie, daß er ihn richtig bestellen wolle, so bald P. Karl wieder zurückgekommen seyn würde. Die Neugierde zu wissen, von wem dieser Brief käme, verführte den P. Kellner, die Hand genauer zu betrachten. Er fand sie der Hand des Hartungus ähnlich, und staunte. Er war ein Feind des Hartungus. Die Muthmaßung, daß von diesem der Brief sey, machte, daß er sich ersuchte, ihn zu erblicken. Wie groß war nicht die Schadensfreude dieses boshaften Menschen, als er wirklich fand, daß der Brief von Hartungus war, und da er den Inhalt desselben las. Zerschmetternd rennte er zum P. Isidor und Plazidus, um ihnen eine Nachricht zu bringen, von der er gewiß war, daß sie ihnen Vergnügen erwecken würde. Das Triumvirat berathschlugte sich im voraus, ob sie diese Entdeckung dem Prälaten oder dem Generalvikar zuerst mittheilen sollten. Sie kannten die Güte oder eigentlich die Schwäche, die Gemüchlichkeit des Prälaten, und befürchteten daher, er möchte nicht leicht zu der Ausführung ihres Vorhabens zu bereben seyn, welches kein anderes war, als den sichern Hartungus aufzufangen. Diese Furcht ihre boshaften Absichten versteilt zu sehen, bewog sie, den P.

Plazidus mit dem aufgefangenen Briefe an den Generalvikar zu schicken. Die Freude dieses boshaften Mannes war noch größer, als die der drei Mönche. Er beschloß sogleich, den Rath des P. Plazidus zu befolgen, und gab ihm einen Brief an den Prälaten mit, in welchem er demselben die Entdeckung mittheilte, und anbei sehl, alle Maasregeln zu ergreifen, um den Hartungus in ihre Hände zu bekommen. Der Prälat schickte den P. Plazidus und Isidor nach dem Garten, welchen Hartungus dem P. Karl bestimmt hatte, und gab ihnen einige Handfeste Karl mit.

Hartungus beschleunigte seine Reise. Je mehr er sich dem Garten näherte; desto lebhafter ward seine Freude. Er dachte sich in den Armen seines Freundes. Und welche Erinnerungen rufte nicht der Anblick des Gartens in seiner Seele zurück. Er hatte hier Julien kennen lernen — Julien, die ihm ihr als Freundin und als die zweite Mutter seiner geliebten Kinder eben so werth und noch werther war, als wenn er sie in dem Verhältnisse seiner ehemaligen Liebhaberinn betrachtete. Er fuhr bey dem Baume vorbey, unter dem er zuerst ihre Leiche, sie ihm ihre Liebe entdeckt hatte. Gott! welche Erinnerungen! Wie wohl für seine Zukunft, daß Julie nicht bey ihm war. Er stieg

vor dem Garten aus, und flog von Freude und Hoffnung beflügelt in die Hände — seiner Freunde; die ihn, wie wachende Huren anhielten, und in ihren Armen schleppten, den sie schon in Bereitschaft hatten. Welcher Donnerschlag für Hartungus! Er — der Vater von drei Kindern, der Liebling eines wohlthätigen Grafen, der Vater, Freund und Günstling eines gebildeten Volkes in den Händen wüthender Mönche. Er zeigte sein Beglaubigungszeichen, entdeckte die Gesetze, welche ihn zum Bischof*** riefen; aber was half dieses den Menschen, die von Aberglauben und Vorurtheil eingenommen sind? Sie rissen ihm seine Papiere aus der Hand, fuhren mit ihm von der andern Seite des Gartens weg, und ließen den Postillon, welcher den Hartungus gebracht hatte, in der Ungewißheit, ob der Herr tod geschlagen oder entlaufen sey. O guter Hartungus! welche Leiden erwarten dich? du der du in den Armen deines Freundes neue Freuden hoftest, bist ißt gefesselt, und wirst zu den unbarmherzigen Richtern geschleppt! die dich, ehe sie dich noch gehört haben, schon verurtheilen und für schuldig erkennen. Weinet immer dem Unglücklichen eine Thräne, sie ist Beweis eures unverdorbenen Herzens, und er verdient sie.

Zwentes Kapitel.

Wie Hartungus im Kleeßer aufgenommen wird.

Wie schauert meine Seele, wenn ich den Gedanken denke — tief in meinem Herzen fühle, daß keine Wesheit so groß, welche Aberglauben oder übel verstandene Religionsgrundsätze nicht beschönigen, und für gut, für gerecht, für heilig erklären könnten! Ihr, die ihr dem Molech die Früchte eurer Liebe schlachtet, möchtet ihr doch nie Nachahmer gefunden haben! Ihr verläugnet eure natürlichen Gefühle, und opfert sie eurem Gotte; verläugnen wohl die Inquisitionsrichter die Gefühle der Menschlichkeit minder? Ihr glaubet, euer Gott finde Gleichmach an dem Blute eurer Kinder, glauben diese nicht ebenfalls, daß ihr Gott Vergnügen und Wohlgefallen an den Leyden und Peinen der Ketzer habe, und daß man ihm das gefälligste Opfer darbringe? O! möchte doch der politische und religiöse Töbungsgeist alle meine Brüder beselen! möchte man doch aufhören, zwischen Juden und Christ, zwischen Christ und Christinnen Unterschied zu machen! Sind nicht alle Menschen Kinder, Ausflüsse der Gottheit? Sind wir nicht alle Brüder? und was hindert uns, daß wir nicht auch alle Freunde sind?

Diese

Diese Gedanken waren es ohngefähr, welche dem Hartungus aufstieffen, da er zwischen zwey heuchlerischen Menschen, dem Kloster zurollte. Er kömmt an. Welch' ein Jauchzen! welche Freude! welch' ein Geschrey thut seinen Ohren entgegen! Aber nicht das Jauchzen einer wohlthellenden Menge, nicht die Freude, welche aus dem Gedanken einen verlornen Bruder wieder gefunden zu haben, entquillt. Nein! Jauchzen und Freude, daß man nun Gelegenheit sich zu rächen und zu strafen habe. Entlastet uns die Erzählung aller der niederträchtigsten Namen, mit denen man den Hartungus beehrte. Man riß ihm seine Kleider ab, und eine alte zerrißene Mönchskutte bedeckte seinen Körper, und seine schönen Haare waren gleich weggeschnitten. So verunklartet ward Hartungus — der mit der verachtenden Miene, welche eigentlich für solche Begegnungen gehört, als ein Weiser die Verunglimpfungen mit Geduld ertrug — in das Kapitalhaus geschleppt, um gerichtet zu werden. Welche Verbrechen wurden ihm nicht angesonnen? Auch glaubte Hartungus, daß er nach den angegebenen Verbrechen wenigstens lebendig gerichtet werden würde. Die erste Strafe aber war gelinder. Er mußte seinen Rock ausziehen, oder vielmehr man mußte ihm selbst herabreißen, der

P. Prior hob seine mächtige Hand auf, und gab ihm frohlich Geißeistreiche zum Willkommen. Da der Prior sein geschwerner Feind war, so kann man wohl glauben, daß diese Hiebe nicht gar gelind gewesen. Nun hörte er sein Urtheil. Er sollte auf ewig eingekerkert seyn, vier Tage bei Wasser und Brodt, die übrige Zeit aber sollte er die Woche ein oder zweymal etwas warmes haben. Er hörte lächelnd die Strafe verkündigen. Noch hatte er kein Wort gesprochen, und war auch entschlossen, nie eines zu reden. Aber wie staunte er nicht, als er seinen Freund Karl in der Versammlung der Mönche nicht erblickte? Sollte er tod? sollte er selbst bestraft seyn? Aber seine Zweifel wurden bald aufgelöst. Der Prälat untersuchte das Verbrechen des P. Karls! Zum Glück hatte Hartungus nichts von dem, was zwischen ihm und Karl vorgegangen, auch nicht einmal eine Zeile von erhaltenen Briefen geschrieben. Und da P. Karl viele gute Freunde im Kloster hatte, so gab man allein dem Hartungus die Schuld und Karl ward zum größten Vergnügen des Hartungus frey gesprochen. Vielleicht würde Hartungus das Unglück tiefer gefühlt haben, wenn er nicht noch in seinem Bußen einige Hoffnung genährt hätte, daß er von seinem Freunde erlöst werden würde. Er wanderte also in das für ihn bestimmte finstere

Zoch. Eine kleine Oefnung verflattete der Sonne, welche wahrhaftig weit freundschafterlicher gegen die Menschen ist, als die Menschen gegen sich selbst, eine kurze Zeit ihre erquickenden Strahlen in das Gefängniß zu schicken. Man hatte ihm ein Drevier, und einige Aßeten gegeben um sich zu betheuen; und damit man sehen könnte, in wie fern Hartungus geneigt sey, seine verkehrte Denkungsart zu verändern, hatte man ihm Feder, Tinte und Papier gegeben, auf daß er täglich seine Betrachtungen aufschreiben könnte. Dieß war die einzige Wohlthat, welche die Mönche ihm erzeigten. Er war gezwungen seine Betrachtungen täglich nieder zu schreiben. Hartungus der für schändlich hielt, seine innere Ueberzeugungen zu verläugnen, der denn doch aber ißt die Klugheit genug hatte, sie wenigstens zu verhelen, schrieb nur solche Betrachtungen, die mit seinen Ueberzeugungen übereinstimmten, und gegen welche auch der rechtgläubigste Katholik nichts einwenden konnte. Allein da dieses bey weitem noch nicht hinreichte, ihn den ganzen Tag zu beschäftigen; so untersuchte er noch einmal sein ganzes Gedankensystem, und ließ gleichsam alle seine Ideen noch einmal vor dem Richterstuhl der Vernunft vorübergehen. Diese seine Ueberzeugungen schrieb er

nieder, und verwahrte sie sorgfältig auf seinem Herzen.*) Und gewiß nur diese edle, notwendige und nützliche Beschäftigung machte ihm sein Gefängniß erträglich. Auch verdroß es die Mönche nicht wenig, daß er so geduldig und standhaft alle Strafen ertrug; denn sie wünschten nicht nur Vesserung, sondern auch das Gefühl der Strafen; sie brandmarkten ihn daher, so oft sie nur zu ihm kamen, mit den Namen eines verstockten Sünders; allein Hartungus ertrug auch diese Beschuldigungen mit Sanftmuth, und begnügte sich mit der Ueberzeugung, daß er das höchste aller Wesen innigst liebe und verehere, und daß er sich täglich bemühe, sich vollkommener zu machen, und dadurch dem Höchsten gefälliger zu werden.

Drittes Kapitel.

H. Karl kömmt im Kloster an.

Man stelle sich den Schrecken und den Kummer des H. Karls vor, welchen er hatte und

*) Vielleicht entschleßt sich der Herausgeber, von den Schriften des Priors Hartungus, die ihm angekommenen Fragmente herauszugeben. Zeit und Umstände werden dieses bestimmen.

fühlte, Als man ihm gleich beym Eintritte ins Kloster benachrichtigte, daß Hartungus aufgefangen worden. Er sah sich, als die Ursache dieses Zufalls an, und schwur bey sich selbst, alles anzuwenden, dem Hartungus die völlige Freyheit wieder zu verschaffen. Um seine Absichten desto besser erreichen zu können, stellte er sich ganz erstaunt über die Verwegenheit des Hartungus, ihm zu schreiben, betheuerte, daß er ebenfalls den Brief an den Generalvikar abgegeben haben würde, fand die Strafe noch zu gelinde, und verlangte mit Hartungus zu reden, um denselben noch durch Vorwürfe wegen seiner Verwegenheit zu kränken. Man machte gar keine Umsstände, ihm zu erlauben, bey dem ehemaligen Prior einen Besuch abzustatten.

Aber wie verschieden war dieser Besuch von dem, welchen er bey ihm zu machen den Mönchen versprochen hatte. Er war ohne irgend einen Menschen hingegangen. Wie pochte sein Herz, als er das finstere Loch öffnete, in welchem Hartungus sich mit Gott und seinem Eizem beschäftigte. O Freund! in was für einem Zustande muß ich dich antreffen! Wie sehr kränkte es mich, daß ich die entfernte Ursache deines Unglücks bin! Aber ich werde auch alles thun, dich von demselben wieder zu befreien. Hartungus drückte den lieben Karl an sich, und beweinete

mit ihm nicht sowohl sein eigenes Schicksal, als das Schicksal seiner Kinder, welche er zwar in guten Händen wußte, die aber doch unglücklich werden mußten, wenn sie ohne Vater und ohne großes Vermögen künftig in die weite Welt treten sollten. Doch verließ er sich auch in diesem Falle auf die Vorsicht und den wohlwollenden Careßen. P. Karl, der auf die Vorsicht nicht so viel trauete, und auf die Wohlthaten der Grafen nicht rechnete, welche wie er meinte, diese nur denjenigen zu ertheilen pflegten, die ihnen wesentliche Dienste leisten — P. Karl glaubte also seinem Freunde keine größere Gefälligkeit erweisen zu können, als wenn er dem Grafen die Umsätze des Hartungus berichtete, ihm Mittel an die Hand gäbe, wie er zu besorgen, und zugleich eine kleine Summe Geldes an Julien mitsendete. Er sagte dieses dem Hartungus, und freute sich nicht wenig, da dieser ihm nicht nur dazu die Erlaubniß gab, sondern auch selbst sowohl an den Grafen als an Julien einen Brief beizulegen versprach. P. Karl trennte sich von ihm, und befeuerte bey den andern Mönchen, daß Hartungus zwar ein sehr verstockter Säufer sey, daß er aber dennoch einige Hefnung habe, ihn zu bekehren. Er lachte heimlich über die Dummheit der Mönche, machte seine Briefe fertig, und ging am andern Tage zu Hartungus

wieder. Die andern Mönche ließen ihn um so lieber zu demselben, theils weil Hartungus kein Wort mit ihnen sprach, theils weil sie auch weit mehr Geschäfte hatten, als sich mit einem verstockten Sünder abzugeben, dessen Belehrung sie nicht einmal wünschten, weil ihre Mache alsdenn hätte aufhören müssen.

Sonderbar ist es, daß die Mönche die Zwecke und Absichten der Strafen, noch weit mehr verkennen, als irgend andere Gesetzgeber. Sie bestrafen bloß das vergangene Verbrechen, und wählen nicht solche Strafen, welche dem Verbrechen angemessen wären, oder durch welche Besserung erhalten werden könnte. Sie befriedigen bloß ihre Neigungen, ihre rachsüchtigen Begierden; daher wählen sie so kindische, abgeschmackte, lächerliche Strafen, wenn der Noviz einen kleinen Fehler macht; daher wählen sie so grausame, so allen menschlichen Empfindungen widersprechende Strafen, wenn irgend einer von ihnen keßerischer Meinungen wegen, verdächtig; oder wenn er ihre Tücken aufzudecken heraus möchte ist. Wären sie gewiß, daß ihre Gründe so wahr wären, als sie es uns gern glauben machen wollen, so bedürften sie ja nur eines vernünftigen Unterrichts um den Irrthum auf die rechten Wege zurückzubringen. Vielleicht würde dann dieser auch nicht befehrt, aber müßten sie

alsdann mit dem Irrenden nicht vielmehr Mitleiden haben, als ihn noch quälen? Aber wie können Mönche solche fromme, menschenfreund-schaftliche, wohlwollende Gesinnungen hegen, da ihre Gesetzbücher von solchen Gesetzen strotzen, welche nothwendig alle menschliche Empfindungen aufheben müssen. Die Geschichte hat leider! die Wahrheit dieser Bemerkung bewiesen. Wer kann ohne innigste Mithrungs, ohne Theilnahme die Geschichte der Mönchsorden durchlesen? Wem blutet nicht das Herz, wenn er sich der Verfolgungen erinnert, welche eine Gesellschaft die unter dem Namen Jesu so sehr diesen Wohlthätigen Namen diesen Freund der Menschen entehrte, angezettelt hat?

Wer kann die Geschichte des heil. Dominikus, der Albingenser, der Arianer, der Eutychianer, Nestorianer, Pelagianer und wie alle diese Sekten und ihre Verfolger heißen, lesen, ohne den Verfolgten, Bedrängten, geplagten nicht allezeit irrenden Menschen noch eine mitleidige Thräne zuzuwenden? Wer kann Horetis *) Geschichte der Päpste lesen, ohne einen ge-

*) Dieser ehehche Katholik erzählt in aller Einfachheit die Thatthaten und Verbrechen verschiedener kirchlicher Personen. Er ist Katholik genug, um sie theils auf Gottes Rechnung zu schreiben, theils als Folgen eines religiösen Eifers anzupreisen.

heimen Widerwillen zu empfinden, ohne dann und wann öffentliche Zeichen seiner menschlichen Empfindungen von sich zu geben? Ich will aufhören meine Leser in die vergangenen Zeiten zurückzuführen, auch will ich ihnen nicht einige unzuldsamen Begebenheiten ihrer Zeiten schildern, und ihnen dadurch einige schöne ihrem Herzen Ehre machenden Tugenden ersparen. Der unzuldsame wird dadurch nicht gebessert, und was hilft das predigen, wenn man nur solche Zuhörer hat, die schon alles wissen und erfüllen, was man predigt, und wenn jene sich dreiste aus der Predigt hinweggeben, denen es am nützlichsten wäre, dazinn zu bleiben. Und Gott behüte uns dafür, daß wir zuldsamen Leute Dragonermissionen anstellen sollten. Dadurch verdienten wir den Vorwurf, welchen der Herr Ronnotte *) Voltaire'n und Rousseau'n macht, daß diese nemlich auf allen Blättern ihrer Schriften Tadelung für sich und ihre Glaubensgenossen foderten und doch von den Diegenen verlangten, den Aberglauben mit Feuer und Schwert auszurotten. Der Leser mag entscheiden, in wie fern dieser Vorwurf gegründet sey.

Ich mußte diese Geschichte täglich hören, aber ich konnte sie nie hören, ohne mich zu ärgern.

*) *Lexicon philosophique de la religion, M. Tellerance.*

Viertes Kapitel.

Briefe des P. Karls und Hartungus, an den
Grafen und an Julien.

P. Karl gab seine Briefe dem lebenden Hartungus, und dieser war vollkommen mit denselben zufrieden. Sie enthielten Wahrheit. Er stellte dem Grafen die Gründe vor, welche den Hartungus bewogen hatten, hieher zu reisen, er entschuldigte ihn mit der engen Freundschaft, welche zwischen ihnen beiden statt fände, er erzählte ihm den Zufall, durch den der Brief in die Hände der Mönche gekommen, und berichtete ihm endlich die schrecklichen Folgen davon. Er schilderte den Zustand seines Freundes, und beschrieb die Geduld und den Muth, mit welchen er die Begegnungen der Mönche ertrug. Er gab ihm endlich die Mittel an, durch die Hartungus befreiet werden könnte. Diese waren; entweder durch Bitten, oder durch Recht oder durch Gewalt. Er glaubte, daß Bitten bey solchen Leuten nichts helfen würden, und rieth ihm deshalb an, dem Prälaten, und dem ganzen Konvent einen drohenden Brief zu schreiben, die Auslieferung des Hartungus zu fordern und wenn dieses nicht geschehen sollte, dem Prälaten und das ganze Konvent zu verklagen, und also durch den Weg des Rechtes die Freyheit des Hartungus zu erlangen.

tungus zu bewirken. Sollte dieses nicht an-
 gehen, so meinte er, es sey nichts mehr übrig,
 als seinen Freund mit Gewalt aus dem Gefäng-
 nisse zu holen, und er erbot sich das feintge dazu
 beizutragen, allein er wünschte, daß dieses nicht
 eher geschehen möchte, als bis alle andere Ver-
 suche vergeblich gewesen wären. Hartungus
 legte diesem Briefe auch einen bey. Er entschul-
 digte sich darinn wegen seiner Unbesonnenheit,
 bat seinen Gönner um Verzeihung, daß er ihm
 so viele Ungelegenheit mache, und ersuchte ihn,
 ihm zu seiner Freyheit wieder zu verhelfen, die
 er für das schönste Geschenk der Gottheit hielt.

Der Brief des P. Karls an Yllien war
 ganz anders. Er schmerzte anfänglich mit ihr
 wegen ihres so unvermutheten Verschwindens,
 und bereitete sie nach und nach zu dem Verfall,
 welcher ihrem Hartungus angethien. Har-
 tungus meldete ihr denselben, und bat sie um
 die Sorge für seine Kinder, wozu er ihr das
 von P. Karl erhaltene Geld mitsendete.

Der Graf erschrock, als er diese Briefe
 durchlas, und in der ersten Hitze war er ent-
 schlossen das äußerste zu wagen. Er liebte den
 Hartungus, er kannte seine Verdienste, und er
 sah die Niederrichtigkeit, welche an denselben
 von den Mönchen ausgeübt worden, als Beleg-
 dungen seiner eigenen Person an. Nachdem

er aber die Sache rechtlicher überlegt hatte, beschloß er dem Rathe des P. Karls zu folgen. Er schrieb unter der angegebenen Adresse dem P. Karl, danke ihm für die Freundschaft, die er für Hartungus gehabt, bat ihn diesen seinen Zustand so erträglich als möglich zu machen, und theilte ihm eine Abschrift seines an den Prälaten geschickten Briefs mit. Nach Hartungus erhielt von seinem Obener ein Schreiben. Er machte ihm keine Verwürfe, sondern versprach ihm zu helfen und ermunterte ihn durch Hoffnung zur Geduld.

Julie — die jährlche Julie konnte nicht aufhören den Verlust ihres Freundes, ihres Geliebten zu beweinen. Da sie die unerlöstliche Nachbegierde der Mönche kannte, so befürchtete sie das schlimmste für Hartungus, und nur die große Freundschaft des P. Karls für ihn, und die Zusage, welche ihr der Graf that, konnten einigermaßen ihre Leiden lindern. Sie drückte die Kinder ihres Freundes an ihr gefühlvolles Herz, und schwur, für sie, wie für ihre eigenen zu sorgen. Der wohlthätige Graf bestimmte den jährlichen Gehalt des Hartungus für sie. Sie schrieb an Hartungus. Sie beklagte sein Schicksal, aber sie konnte nicht unterlassen, ihm wegen des vergangenen, einige Vorwürfe zu machen. „O Hartungus, schrieb sie, waren sie

„nicht durch eine Menge trauriger Erfahrungen
 „von den Gefahren belehrt worden, welchen ein
 „solches Unternehmen sie aussetzen mußte? Er-
 „innerten Sie Sich nicht mehr wie es Ihnen
 „auf Ihrer Flucht ging? Erinnernten Sie Sich
 „nicht, wie Ihrer Sophie begegnet ward? O
 „was würde meine Freundin gelitten haben,
 „wenn Sie diesen schrecklichen Zufall erlebt hätte.
 „Ist empfinde ich erst, wie werth Sie meinem
 „Herzen sind. Der Graf, ihr Wohltäter, wird
 „für Sie als Vater sorgen, wird Sie besorgen.
 „Aber denn o Hartungus! erlauben Sie mir
 „dieses, dann schätzen Sie ihre Freiheit höher,
 „ein Gut, welches sie mit so vielen Gefahren
 „erkauften. Können Sie wohl zweifeln, daß
 „ich für Ihre Kinder — für die Kinder meines
 „Freundes und meiner Freundin — sorgen wer-
 „de? Ich hätte Ihr Geld nicht gebraucht; sie
 „wissen, daß ich noch einiges Vermögen habe.
 „Würde ich es nicht gern meinem Freunde aufze-
 „spfert haben, wenn der Graf Ihnen auch
 „nicht die Wohlthat erzeigte, Ihr Ihrliches
 „Gehalt mir auf immer für Ihre Kinder aus-
 „zahlen zu lassen?“ Sie ermahnte ihn nunmehr
 „mit Geduld sein Schicksal zu ertragen, und eif-
 „rig auf die Wiedererlangung seiner Freiheit zu
 „hoffen. Auch an den P. Karl schrieb sie, und
 „bat ihn, für ihren und seinen Freund zu sorgen

So dachten, so handelten der Graf, Julie und P. Karl — Julie, die so manchen Schwachheiten unterworfen war — Karl, der ein so gefährliches Eilem hatte! Und wir dachten, wie handelten die Mönche. — Sie konnten darauf dem guten Hartungus das bürgerliche Leben noch bitterer zu machen, und versuchten, ihn durch die ausgelassenen Spöttereien über seine Kinder, sein Ansehen bey dem Grafen, seine Professur zu ärgern. Aber Hartungus ertrug sie mit Gedult und erfüllte das Geheiß, welches die Mönche so oft predigen und so selten erfüllen.

Fünftes Kapitel.

Von dem Briefe des Grafen an den Prälaten und dessen Wirkungen.

Der Graf überzeugt von der Gerechtigkeit seines Gesuchs bediente sich in seinem Briefe an den Prälaten sehr heftiger Ausdrücke. Er leitete aus den Grundsätzen des allgemein anerkannten Völkerechts her, daß der Prälat verbunden sey, den Hartungus wieder frey zu lassen. Er sagte, daß er nun größere Weitläufigkeiten zu vermeiden, sich so weit herabgelassen habe, den Prälaten um die Freyheit seines Dieners zu ers

suchen; aber er versicherte auch, daß wenn diese Güte nicht fruchten wolle, ihn bey seinen Obern zu verklagen, und dann nicht nur auf die Loslassung des Hartungus, sondern auch auf Vergütung für die Verleumdung und Kränkung seiner Rechte zu dringen.

Unsere Leser kennen den Charakter des Prälaten, und können sich also vorstellen, wie sehr er über die Drohungen des Grafen erschrocken. Er war geneigt den Willen des Grafen augensichtlich zu erfüllen, denn er wollte nicht noch am Ende seiner Tage sich in Unruhen verwickeln, und entdeckte seinen untreuen Rathgebern dem P. Isidor und Placidus was der Graf verlangte habe, und was er zu thun Willens sey. Wie schämten diese Clender, als sie den Brief des Grafen lasen, und wie ergrimmten sie, als sie den Prälaten geneigt fanden, den Willen desselben zu erfüllen, und eine in ihren Augen so große Ungerechtigkeit zu begehen. Sie setzten also dem Prälaten so lange zu, stellten ihm die Hässlichkeit seines Entschlusses so schrecklich vor, malten ihm die Größe seiner Sünde mit so schwarzen Farben und droheten ihm mit hundertfachen Höllenstrafen jenseit des Grabes so sehr, daß der arme Prälat zitterte und bebte, und endlich ihnen zugestand, daß sie machen könnten was sie wollten. Ja er trug ihnen auf, sich mit dem

Generalsvikar zu besprechen, und nach dessen Mache den Brief zu beantworten.

Das Gerücht von dem Briefe des Grafen erscholl sogleich im ganzen Kloster, und es wurde fast ein allgemeiner Aufruhr dadurch verursacht worden. Die Mönche der Hirschkloster und der die Ruhe liebenden besorgte das schrecklichste Unglück, wenn man dem Grafen nach den Entwürfen der beherzteren eine abschlägliche Antwort zurückschicken würde, um in ihrer Ruhe nur einige Augenblicke gestört zu werden — welcher ein unerträglicher Gedanke! Allein eben weil sie fürchteten waren und die Ruhe liebten, so hatten sie nicht Muth genug sich dem P. Isidor und Plazidus zu widersetzen. Diese verfügten sich also zum Generalsvikar, und hielten einen Rath, wie man wohl am besten dem Grafen antworten könne. Sie wollten doch wenigstens den Schein solcher Leute haben, welche die Gerechtigkeit lieben, und sie sannnen also nach, was sie ihm für Gründe wegen seiner Weigerung entgegensetzen könnten. P. Isidor rief zuerst an, man solle ganz und gar das Daseyn des Hartungus leugnen. Diesem widersprach Plazidus. Man könnte nicht wissen, behauptete er und der Generalsvikar, ob nicht der Graf volle Beweise habe, und wenn dieses wäre, so würde man durch dieses

dieses Verfahren alsdann dem Grafen Gelegen-
heit geben, mit gutem Grunde zu behaupten,
daß wir Unrecht hätten, und gleichsam beweisen,
wie sehr wir unser Unrecht eingesehen. Nein!
sagte der Generalvikar — Wir streiten für die
Ehre Gottes und der allerheiligsten Jungfrau
Maria. Diese wird uns beistehen, uns schüt-
zen, und diesen gottlosen Keher zur Strafe in
unsern Händen lassen. Nein! Ihro Hochwürde
den Gnaden, sagte Plazidus, mit gnädiger Er-
laubniß, wir müssen schreiben. Wir würden
sonst den Grafen aufbringen, und am Ende kö-
men wir immer wieder auf das nemliche zurück.
Ich habe so einige Gründe in meinem Kopfe,
ich denke, die sollen hinreichend seyn. Plazidus
hatte vor seinem Eintritt in das Kloster auch
etwas von den Rechten studirt. Er hatte zwar
nicht viel erlernt, aber er wußte doch so viel, daß
man sein Eigenthum nehmen dürfe, wo man es
finde. Nun schloß er nach römischen Grund-
sätzen, Hartungus ist durch die feyerliche Ables-
ung der Gelübde unser Eigenthum geworden,
er ist uns entlaufen, er kommt wieder, und wir
eignen ihn uns wieder zu, oder in der Sprache
der Rechtsgelehrten, wir vindiziren unser Eige-
nthum. D. Nisidor gab zu, daß diese Gründe
hinreichend seyn würden, aber nie, sagte er,

wenn wir unsere Antwort so einkitteten, daß wir zwar aus den von P. Plazidus angegebenen Gründen befaßt gewesen wären, den Hartungus mit Gewalt wegzunehmen, allein, daß wir diese gar nicht nöthig gehabt hätten, indem er freiwillig wiederkommen? Der Beweis ist leicht, nach dem Briefe des Grafen sollte Hartungus nach *** reifen, wir dürfen also nur behaupten, daß Hartungus gewiß nicht einen so großen Umweg gemacht haben würde, wenn er nicht entschlossen gewesen wäre, freiwillig ins Kloster zurückzukommen. Was will alsdann, sube er fort, der Graf machen. Hartungus kann an ihn nicht schreiben, und wir können ihn auch allensals zwingen, schriftlich zu bekennen, daß er freiwillig zurückgegangen. Dieser Rath ward befolgt, und dem Grafen im Namen des Konvents und des Abtens weiter nichts geschrieben, als was unsere Leser schon aus den Reden des P. Jsidors vernommen; doch hatte man den Hartungus noch nicht gezwungen, das erwähnte Bekenntniß von sich zu geben. Dieses ward gleichsam zu einer Duplir aufgehoben.

Sechstes Kapitel.

Etwas vom guten und bösen Rufe. Anwendung auf die Mönche.

Es ist mit dem, was man guten und schlechten Ruf haben nennt, eine sehr wunderliche, drollische Sache, in dieser liebenswürdigen Welt, wie es denn dergleichen freylich noch gar viele und mancherley in derselben gibt. Wenn einmal ein Mensch durch niederträchtige, boshafte, schlechte Handlungen sich den Namen eines Bösewichts erworben hat, so mag er nachher anfangen, was er will, er wird sehr schwer diesen bösen Ruf auslöschen können, und man wird die beste Handlung verkehrt auslegen. Und so im Gegentheil. Ein Mensch, den man für einen Menschenfreund, für einen Liebhaber der Tugend einmal kenne, der kann schon manche schlechte Handlungen mit einlaufen lassen, man hegt die nemliche gute Meinung von ihm, und hält dieselben nur für Schwachheiten, denen ein jeder Mensch unterworfen ist. Tartüffe mag immer sich wahrhaftig zu Gott bekehren, seine verstellte Aekümmlichkeit in wahre Andacht verändern und ein redlicher Mann werden, — in der Meinung der Menschen bleibt er Tartüffe. Sokrates hätte manche schlechte Handlung mit begehen können

nen, wie er sie aber nicht bezangen hat, und wäre doch Sokrates geblieben. Nur muß ich noch hinzufügen, daß man im letzten Falle weit partiischer zu seyn pflegt, als im ersten, man kann eher den guten Namen verlieren, als wenn man einmal einen schlechten hat, einen guten erwerben. Und so geht es den guten Mönchen. Sie stehen einmal in einem sehr schlechten Rufe, man glaubt, daß sie Heuchler sind, daß sie die Distinktionen lieben, daß sie mehr äußere als innere Andacht besüßen, daß sie sich in ihrem ganzen Leben mit ganz kleinen Kleinigkeiten beschäftigen, daß sie ein sehr grosser Verfolgungs-Geist besetzt, daß sie an dem Elende anderer Menschen Vergnügen finden, daß sie ganz unempfindlich sind, daß — was weiß ich, was man noch alles von ihnen glaubt — kurz sie stehen in einem bösen Rufe, und die Geschichte der verfloffenen Zeiten, besonders des elften, zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts mag entscheiden, wie sie denselben verdient haben. Durch alle ihre gute Handlungen sind sie seit drey und einem halben Jahrhunderte nicht im Stande gewesen, sich bey der christlichen Welt in bessern Credit zu setzen.

Unglücklicher Weise hatte der Graf eben die böse Meinung von den Mönchen, welche so viele andere ehrliche Leute von ihnen haben. Als

er also den Brief des Prälaten und sämlichen Konvents durchlesen hatte, so erkannte er sogleich die Lücke derer, welche diesen Brief geschrieben hatten. Er lachte über die Gründe, durch welche sie ein Recht zu haben behaupteten, jeden entlaufenen Mönch mit Gewalt wieder zu nehmen, wo sie ihn fänden, und er würde das vorgegebene freiwillige Zurückkommen des Hartungus für eine Lüge und Erfindung der Mönche gehalten haben, wenn ihn auch P. Karl die ganze Geschichte, den Rath, die Entschlüsse des Trizumvirats nicht geschrieben hätte.

Wie leicht hätte sich der Graf irren, und den guten Mönchen Unrecht thun können! Wäre es denn nicht möglich gewesen, daß Hartungus der Welt überdrüssig geworden und im Kloster seine Thorheiten hätte abbüßen wollen? Sophie war gestorben. Wozu kann nicht der Tod eines geliebten Mädchens oder — einer Frau einen feurigen Liebhaber bewegen? War es denn endlich nicht wahrscheinlich, da Hartungus einen so großen Umweg machte, und sich in Gefahren stürzte, die er nothwendig kennen mußte? Jedoch dachte der Graf an alle diese Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten nicht. Er beantwortete die Gründe, aus welchen sie ein Recht zu erschleichen glaubten, und zeigte ihnen, daß sie Unrecht hätten; Und — welche Dreistigkeit! —

er sagte ihnen rund heraus, daß das freiwillige Zurückkommen des Hartungus eine beschafte Erfindung von ihnen sey. Der Schluß des Briefes enthielt Trohungen, wenn sie sich nicht bald entschließen würden, den Hartungus auf festen Fuß zu stellen, sie bey höhern unpartischen Gerichten zu verklagen. Dieser Brief würde wahrscheintlicher Weise wieder einige Zerrüttungen unter den Mönchen bewirkt haben, wenn nicht der unerbittliche Tod den ehrlichen alten Prälaten von dieser Erde hinweggerafft hätte. Da sich nach der Mönche Meinung einige sonderbare Begebenheiten dabei zugetragen haben, und aus der Erzählung dieser Meinungen der Charakter des selbst besser erkannt werden kann, so widmen wir der Beschreibung des Todes seiner Hochwürden Gnaden des Herrn Prälaten und der Erwähnung jener Meinungen ein ganz besondres Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Leben und Tod Seiner Hochwürden Gnaden.

Ein ehrlicher Schumacher in 1777, der sich mit eines andern rechtschaffnen Schumachermeisters leiblichen Tochter verheirathet hatte, gab dem

künftigen Herren Prälaten das Leben. Augensichtliche Nachrichten versichern, daß der alte Schumacher Anfangs geneigt gewesen zu zweifeln, ob er der wahre Vater zu diesem Kinde sey. Er glaubte höchstwichtige Gründe dazu zu haben; denn er war alt, seine Frau schön und erst achtzehn Jahr alt, und sie lächelte ihm viel zu frey dem Schutzen des Dorfes zu. Aber es gelang der hübschen Frau ihren alten Mann zu überreden, daß sie ihn nur allein liebe; und er freuete sich einen so hübschen, dicken, fetten Jungen gezeugt zu haben. Eben diese Nachrichten versichern auch, daß man dem jungen Schumacher gleich angesehen habe, daß er bestimmt sey, künftig eine Herde Mönche zu regiren. Nebst dem nemlich, daß sein Aeußerliches ziemlich Prälatens mäßig war, so bemerkte man auch gar bald an ihm, daß er ziemlich dumm und träge war. Dieß machte, daß ihn sein Vater studiren ließ. Wie freuete er sich nicht, als sein Sohn in seinem zwölften so ziemlich lateinisch lesen, im dreizehnten dekliniren, und im vierzehnten gar conjugiren konnte. Nun nannte er ihn nicht anders als seinen gelehrten Jungen. Als er aber gar in seinem funfzehnten und sechzehnten Jahre ich liebe meinen Vater, meine Mutter, meine Eltern auf lateinisch sagen konnte, so war seine Freude ganz außerordentlich, und er nannte

ihn nun seinen gelehrten Herrn Sohn. Im funfzehnten Jahre kam er auf das Gymnasium zu F*** und weil sehr viele solche Jünggen just in seiner Klasse waren; so ließ er mit durch, und endigte in seinem ein und zwanzigten seine Schul Laufbahn so rühmlichst, daß er nun die Messe so ziemlich verstand. Sein Vater wünschte nun sehr, daß sein Herr Sohn ein geistlicher Herr Sohn werden möchte, er sagte ihm dieses, und er war zu träge als ihm zu widersprechen. Der Vater hielt also in diesem Kloster für seinen Sohn an, und da er unter der Hand — denn öffentlich darf es zur Vermeidung simonischer Sünde nicht geschehen — zu versprechen gab, daß er 2000 Thlr. baar mitzugeben gesinnt sey, und übrigens alle Kosten bey der Einkleidung und Profession tragen wolle; so fand man gar keine Schwierigkeit. Er ward angenommen, eingekleidet, ließ sich während des Noviziats alles gefallen, legte Gelübde ab, und studirte nachher eben so unermüdet als er vorher gewöhnt gewesen die scholastische Philosophie und Theologie. Als der hochselige Prälat dieses zeitliche gesegnet hatte, so hatten die verschiedenen Gattungen von Mönchen, welche sich damals im Kloster befanden, höchst wichtige Gründe, ihn und keinen andern dazu zu erwählen. Vermög seiner Dummheit war er auch sehr andächtig

und fromm — das heißt, um alle Misdemeanors zu vermeiden — Er war der erste und lehrte im Chore, er ging nie ohne Rosenkranz, er bückte sich demüthig, schlug die Augen nieder, liebte die Handarbeiten, humilirte sich häufig, geißelte sich, sang einen guten Paß, und hielt sich über alle auf, die nicht so sangen und beteten und arbeiteten wie er. Die Klasse der Frommen wählte ihn also, weil er fromm war, und sich durch seine Frömmigkeit vor allen andern Frommen auszeichnete. P. Karl und seine gleichen wählten ihn, weil sie keinen im ganzen Kloster finden konnten, der mit sich so alles hätte machen lassen, als er. P. Placidus und seine Freunde vermutheten sich von ihm reiche Geschenke, denn seine Aeltern hatten ihn oft Geld gegeben, und da sie eben so wohl wie die Karlschen einen Prälaten wünschten, der von sich glaube, zu herrschen, und doch nur beherrscht würde: so wählten sie ihn ebenfalls. Die Trägen nahmen ihn um entweder ihre Trägheit zu beschönigen oder darinn unterstützte zu seyn, und die Guten erlohten ihn zu Ihrem würdigen Oberhaupte, weil sie seine Schwäche, seine Ohnmacht für Güte hielten. Seine Orthoderie war außer allem Zweifel, denn er hatte in seinem ganzen Leben auch nicht über eine Religions-Wahrheit nachgedacht. Deshalb ward er auch von den Orto-

deren gewählt. So ward der Schumacher Sohn
 von **** Prälat, und die Befehlungen von
 ihm trafen ein. Seine Eltern starben vor Kreuz-
 de, als sie ihren Herrn Sohn nunmehr gar
 Ihre Hochwürden Gnaden nennen hörten. Al-
 le Wählende erreichten Anfangs ihre Absichten.
 Allein er konnte es doch nicht allen recht machen.
 Besonders waren die Frommen und strengen nicht
 mit ihm zufrieden, weil er gar zu gütig, und
 nachgebend war. Die Trägen lobten ihn auch
 nicht, denn da er zu träge war, als sie zu un-
 tersätzen, so nahm der Prior daher sehr oft
 Gelegenheit sie zu kapitaliren. Kurz er war
 noch nicht einmal zwei Jahre lang Prälat, als
 schon die meisten über ihn murmelten und ihm die
 ewige Seligkeit wünschten. Allein es verstrich
 den noch manche Jahre, ehe dieser fromme
 Wunsch erhört wurde. Und es schon es allen
 ziemlich wohl ging, weil der Prälat mit sich al-
 les machen ließ; so dachten ihnen doch diese
 Jahre länger als ein tausend Jahre. Er trau-
 kelte oft, allein er erholte sich zum größten Miß-
 vergnügen der Mönche eben so oft. Deshalb
 saßen die unruhigen manchmal zusammen auf
 ihrer Zelle, betrachteten traurig die Prälatur,
 und wählten sich unter sich. Einst an einem
 heiteren Sommerabend saßen auch ihrer sechs
 auf der Zelle eines kranken Paters, und trans-

ten zur Linderung seiner podagrischen Schmerzen einige Flaschen Wein aus, als Romanus den bösen Todes Vogel singen hörte, welcher über den Schlafzimmer des Prälaten saß. Romanus freute sich dessen und alle übrigen mit ihm, weil sie dieses für ein wahres Zeichen des Todes des Prälaten glaubten. Der Kranke behauptete, daß er ihn schon acht Tage lang gehört habe. Dieß ward für ein sicheres Zeichen seines Todes gehalten, und eben deshalb noch flüssiger getrunken.

Aber hieß es, er ist ja noch frisch und gesund, und es hat ihm diesen Abend recht gut geschmeckt. Ja! sagte ein anderer, der hat noch keine Lust zu sterben. Unter Trinken und Sprechen vergingen einige Stunden, sie wurden müde und schnarchten ein. Nur der Kranke konnte vor Schmerz nicht schlafen. Er hörte auf einmal einen Lärm auf dem Schlafhause, der sich immer vermehrte, endlich eröffnete einer seine Thüre und sagte freudenvoll „der Prälat ist tod.“ Es war auch wahr. Der Schlag hatte ihn gerührt. So war denn auf einmal der Wunsch der Mönche erfüllt! der Prälat hatte zwar lange Jahre gelebt, wenn man aber berechnete, was er während dieser langen Zeit gethan hat, so dürfte seine Grabstätte ganz kurz werden, man müßte denn dahin seine Tüdel rechnen,

deren er sehr viele hatte. Aber so wie es in der Welt gehet, so ging es auch hier. Man rufte einstimmig, wir haben einen würdigen Prälaten verlohren, der uns Ehre macht; und vermuthlich wird man auf seinen Grabstein alle die Tugenden setzen, die er hätte besitzen sollen.

Achtes Capitel.

Was sich nach dem Tode des Prälaten zugetragen.

Nachdem der Herr Prälat verblieben, so war das erste Geschäft gewisser Mönche das Zimmer desselben zu verändern. D. Karl blieb auf seiner Zelle, kümmerte sich um nichts, sondern beschäftigte sich blos mit sich selbst. So entfernte er auch sonst war, nach der Würde eines Prälaten zu streben, weil sie ihm viel zu unruhig war: so erregte doch der Gedanke, den Hartungus desto eher zu befreien, in ihm das Verlangen, Prälat zu seyn. Nichts war gewissermaßen für ihm zu erhalten leichter. Er war fast bey allen beliebt, und die wenigen die ihn nicht ausüßen konnten, waren unter sich getheilt. Plazidus, Züder, Romanus die Hauptcompetenten, hatten zwar einen Anhang, allein da jeder Prälat werden wollte, so über-

weg die Parthie des P. Karls alle drey. Karl dachte also gleich nach dem Tode an Mittel seinen Entwurf völlig auszuführen. Sich selbst anzubieten war er zu stolz, er schickte daher einen seiner Lieblinge ab, der für ihn werben mußte. Noch ehe die andern, welche damit beschäftigt wären, von den hinterlassenen Sachen des Prälaten auf ihre Zellen zu schleppen, daran dachten, Stimmen zu sammeln, hatte dieser Lieb ling schon bey vielen seinen Antrag gemacht, und unter gewissen heimlichen Bedingungen, verschiedene Stimmen erhalten, die einer von jenen dreyen bekommen haben würde, wenn einer so klug gewesen wäre als Karl. Um dieser Stimmen gewiß zu seyn, beschenkte P. Karl einen jeden, der ihm dieselben versprochen. Und dieses wirkte so vortreflich, daß sich auch kein einziger abwendig machen ließ.

Nach dem feyerlichen Begräbniß des Prälaten dachte man auch an Hartungus. Die Mönche halten von dem Sprichworte: Zeit gewonnen vieles gewonnen, eben so viel als andere Menschen. Sie fürchteten die Drohungen des Grafen, aber sie waren noch zu rachgierig, um ihn in völlige Freyheit zu setzen. Sie beschloßen daher einhellig dem Grafen zu schreiben, daß sie ihn durch den unvermutheten Tod des Prälaten ganz außer Stand gesetzt worden, in der

Sache des Hartungus etwas zu beschließen, und sie wollten ihn bitten, bis zur Wahl wenigstens zu warten. Diefz geschah. Vielleicht aber würde dieser Brief dennoch bei dem Grafen wenige Wirkung gehabt haben, wenn nicht P. Karl ihn zugleich ersucht hätte, sich zu beruhigen. Er entdeckte ihm nemlich, daß er die gewisste Bestimmung habe, Prälar zu werden, und daß er alsdann gewiß den Hartungus auf freyen Fuß stellen wolle. In dieser nehmlichen Berathschlangung ward auch die Frage aufgeworfen, ob Hartungus bei der Wahl eine Stimme haben könnte. Und sie ward bejahend zu noch größerem Vortheile des P. Karls entchieden. Ja! P. Karl und sein Anhang brachten es so gar so weit, daß Hartungus in ein ausständigeres Gefängniß gebracht ward, und dann und wann an den Lustbarkeiten Antheil nehmen durfte, welche während der Zeit zwischen den Tod und der Wahl angestellt zu werden pflegen.

Wir haben schon einmal der Mönchslustbarkeiten erwähnt, diese unterscheiden sich von jenen nicht im geringsten, nur daß sie anhaltender und mit mehrerem Geringen waren. Wehe spielen, mehr und besser essen und trinken, öfterer spazieren geben als sonst —, in diesen wenigen Worten möchten ohngefähr alle Vegetations

heiten erzählt seyn, welche in dieser Zeit, die man das Interregnum nennt, vorkamen.

Sie hatten bey den geistlichen Obern um die Erlaubniß angehalten, zu einer neuen Wahl schreiten zu dürfen, welche sie auch erhielten, nachdem sie die gewöhnlichen Gelder erlegt hatten.

Der Tag erschien. Der Herr Generalvikar begleitet von einem Notarius Apostolicus und zwey Beysitzern des geistlichen Gerichts kam in einem sechsspännigen Wagen angefahren. An der Kirchthüre erwartete ihn das ganze Convent mit Fackeln und Kreuzern. Auch Hartungus war dabey. Nachdem der Herr Generalvikar sein Gebet verrichtet, und allen Anwesenden den Segen ertheilt hatte, fing er das hohe Amt an, in welchem er kamt allen übrigen den heiligen Geist um Erleuchtung und göttlichen Beistand anflehte, und alle empfingen aus seiner Hand das heilige Abendmal. Nach verrichtetem gewöhnlichen Stuhgebete verfügten sie sich in den Conventsaal, wo die Tafeln mit Wein und Zuckerwerk besetzt waren. Nachdem sie sich eine Stunde lang dadurch zu einer bessern Wahl vorbereitet hatten, wurden alle Thüren des Klosters verschlossen, und sie begaben sich insgesamt in das Wahlzimmer. Auf dem Tische stand ein Kreuzstich und zwey brennende Wachskerzen und ein Kelch. Der Generalvikar las

die Erlaubniß vor, und ermahnte alle, denjenigen Eid zu erfüllen, welchen Sie ihm schwören würden. Der Eid, welcher darin bestand, daß jeder nur den zum Alt wählen sollte, welcher der würdigste sey, ward allen abgenommen. Nun bekam jeder einen Zettel, auf dem alle Namen der Mönche, auch sogar des Hortm., us. gedruckt waren; nur war der Name desselben ausgeschnitten, der den Zettel erhielt. Jeder ging in eine Ecke des Saals, schnitt den Namen dessen, welchen er zum Prälaten haben wollte, heraus, wickelte dieses kleine Zettelchen zusammen, und warf es in den Keich. Nachdem alle ein gleiches beobachtet hatten, las der Generalvikar alle Zettelchen ab; die Stimmen wurden in einem Protokolle niedergeschrieben. Es ergab sich, daß P. Karl über die erforderlichen zwey Drittheile hatte, und der Generalvikar erklärte ihn also zum Prälaten, wofür sich P. Karl in aller Unterthänigkeit bedankte. Der Notarius Apostolicus verkündigte dem in der Kirche anwesenden Volke von der Kanzel herab, daß P. Karl zum Prälaten durch die Mehrheit der Stimmen gewählt worden. Der Generalvikar führte den neuen Prälaten in dem Chöre ein, wo unter dem Schalle der Trompeten und Pauken das: Herr Gott dich loben wir! angestimmt ward. Nach

Ende

Erzählung dessen ward er im Kapitelsaale dem ganzen Konvente vorgestellt. Der Generalsvikar ermahnte alle zur Liebe und Gehorsam, und übergab dem neu erwählten Prälaten die Schlüssel der Abtey und des Klosters. Plazidus und Hildor schauerten vor Bosheit und schwuren Rache, aber Hartungus war voller Freude. Nun verfügten sich alle ins Konvent, wo der Wahltag mit einer prächtigen Mahlzeit beschlossen wurde.

Neuntes Kapitel.

Was H. Karl für Hartungus that.

H. Karl hatte, wie wir wissen, da er sich um das Amt eines Prälaten bewarb, keine andere Absichten, als die Freyheit des Hartungus zu bewirken. Denn was hätte ihn sonst bewegen sollen ein mit so vielen Beschwernissen verknüpfttes Amt zu suchen? Er hatte alles, was sein Herz nur wünschte, und war ohne Sorgen, ohne Angst. Daher beschloß er auch, wenn er diesen Zweck erlangt haben würde, sein Amt sogleich niederzulegen, und zu seiner vorigen Lebensart zurück zu kehren. Es waren also kaum zwey

Hartungus 2. Th.

2

oder drei Tage verfloßen, als er sich zu dem nun
wieder wienwohnen anständiger eingekerkerten
Hartungus verfügte, und ihm die Ursache ent-
deckte, warum er sich bemühet habe, Prälat zu
werden. „Ich will dich frey haben“ sagte er zu
ihm „und da ich weiß, daß ich es mit Gewalt
nicht durchsetzen kann, so gebe ich dir hier einen
„Anschlag. Morgen früh um zwey Uhr soll ein
„vierspänniger Wagen deiner am Thore warten.
„Hier hast du einen Hauptschlüssel. Die Thü-
„re des Klosters kennst du. Mit diesem Schlüs-
„sel kannst du alle Thüren öffnen. Benutze diese
„Augenblicke, du müdest deren nicht gar viele
„mehr haben. Hier hast du Geld zu deiner
„Reise, für das übrige laß mich sorgen. Es
„thut mir leid, daß ich deiner Gesellschaft küns-
„tig nicht mehr genießen kann, allein wenn ich
„dir auch deine Freyheit im Kloster geben wollte,
„so würde dich dieses vor heimlichen Verfolgung
„gen nicht sichern, und ich dürfte dann vielleicht
„nicht Macht genug haben, dich zu schützen.
„Weß' also, und behalte mich lieb. Ich werde
„ewig dein Freund seyn. Wiß du an Ort und
„Stelle, so schreibe mir, und du kannst dich ih-
„gerade zu meiner Adresse bedienen, da niemand
„meine Briefe öffnen darf.“ Thränen der Freu-
de quellen aus den Augen des Hartungus her-
ab. Er dankte seinem Freunde mit Mienen

und Geberden, da er nicht vermochte zu sprechen. Er nahm das angebotene Geld und den Hauptschlüssel, und versprach diese kostbaren Augenblicke zu benutzen. Sie umarmten sich zärtlich, und P. Karl verließ seinen Freund mit thronenden Augen.

So geseht auch Hartungus sonst in seinem ganzen Betragen war, so konnte er sich doch jetzt nicht halten, vor Freude wegen seiner nun bald zu erlangenden Freyheit herumzuspringen. O edles Geschenk der Gottheit! Warum lernen wir es nicht eher schätzen, warum empfinden wir die Größe desselben nicht eher, als bis wir es entweder schon verloren haben, oder in Gefahr sind es zu verlieren? Wie viele Jünglinge verschuten es in ihren frühen Jahren durch einen verwegenen Schritt, durch ein einziges unbedachtes sam gesprochenes Wort? Aber wie viele bereuen nicht diesen Schritt gethan, dieses Wort gesprochen zu haben? Wüßte ich doch dem vorurtheilvollen Abt Nonnotte *) nachsagen können, daß es so wenige Misvergnügte in Klöstern gebe! Ich, der ich gern die Menschen glücklich sehe, muß bekennen daß ich noch in keinem Stande, so viele Misvergnügte, so viele Unglückliche getroffen habe, als in Klöstern. Warum sind sie mis-

*) Im philosoph. Lexicon der Religion. Artikel Orden u. geistliche.

verzögert? Weil sie ihre Freiheit wünscheten, die sie in ihrer Jugend zu schätzen noch nicht gelernt hatten, erst nach erlangter reiferer Vernunft, da es zu spät war, zu schätzen lernen, weil sie Gelübde schwuren, die zu halten ihnen so leicht schien, und die ihnen ihr zu halten unnatürlich fällt. Jünglinge! denen irgend dieses Buch in die Hände fällt, glaubt nicht den Schmeicheln reden der Verführer, die euch einen Stand so leicht machen, der so ganz überflüssig, so ganz unnütz in der Welt ist. Glaube einem erfahrenen, der ganz die Schwere dieses Joches empfunden, der unter der Tyranny des Mönchswesens gekämpft hat. Wie glücklich, wenn ihr euch befeugt, treue rechtschaffene Bürger des Staats zu werden, wie unglücklich, wie elend, wenn ihr euch durch die Sophistereien der Mönche verführen, und aus falsch verstandenen Religionegründen bewegen laßt, Mönche zu werden. Mönche seufzen ihr unter dem Drucke, klagen und winseln über Eingriffe in die Religion. Sie sehen den Aberglauben gestürzt, und fürchten, daß auch sie dem Grabe nahe sind. Aber mähnen doch die weisen Verfügungen grosser Regenten, in Betreff des Mönchswesens nicht das nemliche bewirken, was die Verfolgungen der Christen unter den Kaisern hervorbrachten. Je mehr man verfolgte, je mehr man marterte, desto größer

ward die Anzahl der Christen, desto schwärmerischer sprangen die Menschen dem Scheiterhaufen zu. Ach! wenn nur nicht Jünglinge desto eifriger in die Klöster eilen! wenn sie nur nicht die weissesten Verfügungen als Aufforderungen ansehen, die Klöster zu bevölkern!

Zehntes Kapitel.

Hartungus kommt bey dem Grafen an.

Endlich schlug die so sehr gewünschte zur Erlangung der Freiheit bestimmte Glocke. Der Gott der Träume umflatterte die Schläfe der Mönche, und auch nicht einer von ihnen ahndete, daß Hartungus ihn auf Anstiften des Prälaten seine Freiheit sich wieder nehme. Alle glaubten vielmehr, daß sie ihn noch lange in ihren Fesseln erhalten würden. Allein Hartungus ging dennoch mit bangen Schritten aus seinem Kloster, öffnete eine Thür nach der andern, und kam endlich an die äußerste Pforte des Klosters, wo der von dem Prälaten bestellte Wagen schon seiner wartete. Er setzte sich hinein, und in wenigen Stunden, noch ehe es einmal den Mönchen einfiel, nachzusehen, ob der Gefangene entflohen, war er schon in einem andern Gebiete. Wohl dir! guter Hartungus! daß

du zum zweitemmale den nachgerigsten Menschen entzogen. Auch sahste Hartungus ganz die Größe der Wohlthat des P. Karls. Er schickte ihm die herzlichsten Dankbegrüßungen zu, und würde ihn mit seinen freundschaftlichen Küßsen ganz verschlungen haben, wenn er gegenwärtig gewesen wäre. Unter mancherley Betrachtungen, besonders unter Untersuchung der Frage, wie es komme, daß ein so großer Wohlthätiger, ein so eifriger Verehrer und praktischer Befolger des Christlichen und Epikureischen Lehres gleichwohl dennoch ein so warmer Menschenfreund sey, langte er endlich bey dem Grafen — seinem wahren Freunde — an. Wir können die Freude dieses Mannes nicht lebhafter schildern, als wenn wir sie mit der Freude eines Liebhabers vergleichen, wenn er seine zärtliche Geliebte nach langer Zeit unverheßt, sie noch liebend wieder findet. Er wünschte ihm Glück zu seiner neu erlangten Freiheit, und ermahnte ihn freundschaftlichst, sich künftig besser in Acht zu nehmen, damit er ja nicht wieder in den Klauen dieser reißenden Wolfe falle. Hartungus von Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter gerührt, versprach alles, und setzte hinzu, daß er durch seine künftige Ausübung, durch das Bemühen das Wohl des Grafen und seiner Untergebenen zu befördern, beweisen werde, wie hoch er die Gnas

de schickte in seinen Diensten zu seyn. Sie unterließen sich noch eine geraume Zeit, theils über die Zufälle, welche dem Hartungus begegnet, theils über die Veränderungen, die der Graf unterdessen gemacht, endlich beurlaubte er den Hartungus, um ihn nicht länger von dem Vergnügen, seine Kinder an sein liebendes Herz zu drücken, abzuhalten.

Julie hatte seine Ankunft schon erfahren. Mit sehnsuchtvollen Blicken wartete sie an der Hausthüre, ob sie ihn nicht von fern erblicken würde. So wartete die andere Julie, da ihr Romeo verweilte. Endlich kam er. Sie liebte ihn noch so rein, so uneigenmächtig, so herzlich, so innigst als vormals. Ihre Freundschaft hatte sich sogar in eine etwas zärtlichere Liebe verwandelt, ob schon sie sich selbst die Veränderung ihres Herzens nicht geziehen wollte. Er erblickte sie und der Gott der Freundschaft oder — Liebe besüßelte seine Lippen; er flog in ihre Umarmungen.

Gott! welche reine, große, unnennbare Vergnügen gewährest du schönere, gefälligere, zärtlichere Hälfte der menschlichen Natur dem Jünglinge — dem Manne, der Herr genug über sich geworden, Freund der Tugend genug ist, um in der Gesellschaft nicht zum Thiere herabgesunken zu werden? Verdammte immer ihr kal-

ten gefühllosen Geschlechts, ihr! die ihr durch eine gänzliche Entfernung von dem menschlichen Geschlechte, durch eine gänzliche geistlichen Unwissenheit alles dessen was schön, wahr und gut ist, Misogine und Misanthropen geworden, verdammt ihr immer diese wonnereichen Gefühle! sagt immer, daß sie schon an sich Sünde seyn, oder es doch wegen der nächsten Gelegenheit zur Sünde werde; verbietet immer den Umgang benderley Geschlechts, verdammt immerhin alle jene, welche euren Verfehlern den Gehorsam verweigern — eure Verdammungen, all euer sagen, verbieten und verdammen soll uns nicht abhalten, uns jenen seligen Gefühlen zu überlassen. Schuf nicht der Allwizige für uns das Weib, so reizend so schön? Würde er es gethan haben, wenn er uns nicht eben dadurch einen Wink hätte geben wollen, die Vergnügen zu genießen, welche ein tugendhafter Umgang gewährt? —

Julie und Hartungus hatten sich tausend Dinge zu sagen, die sie aber alle — trunken von Vergnügen — vergaßen. Sie führte ihn zu seinen Kindern. Noch einmal so glücklich dänkte er sich ihr, und war es wirklich, da er sich Vater nennen hörte, da Vatergefühle in seinem keuschen Herzen er-

wachten, da diese Früchte der zärtlichen Liebe ihn an seine zärtliche Sophie erinnerten. Julie erzählte ihm darauf, wie sie bisher gewirthschaftet. Sie hatte so sparsam gelebt, daß sie von dem Gelde, welches ihr der wohlthätige Graf gegeben, eine nicht unansehnliche Summe zurückgelegt hatte. Sie übergab ihm dieses Geld. Er nahm es nicht an, sondern gab es ihr als eine schwache Belohnung für ihre Bemühungen zurück. Sie nahm es nur unter der Bedingung, es an seine Kinder verwenden zu dürfen an. Julie ward ihm dadurch noch immer werther, und er fing wieder an, sie mit mehr als freundschaftlichen Augen zu betrachten. Auch sie fühlte das Bedürfnis etwas zu lieben ihr stärker als jemals. Allein beide kannten sich zu wenig, als diese Gefühle für etwas anders als Freundschaft zu erklären. Hartungus überließ ihr seine Kinder zur Erziehung, weil er sie keinen bessern Händen anvertrauen zu können glaubte. Um allen Verdachte vorzubeugen, wohnte er ganz allein entfernt von Juliens Behausung.

Elftes Kapitel.

Hartungus schreibt an H. Karl. Inhalten des Grafen.

Die erste Befehlshung des Hartungus war an den H. Karl zu schreiben, ihm zu berichten, daß er glücklich entkommen, und von dem Grafen und der guten Julie freundschaftlich aufgenommen worden. Er dankte ihm nochmals für seine ihm erwiesene Wohlthaten, verlobte ihn seiner herzlichsten Freundschaft, und ersuchte ihn zu gleich, ihm doch zu schreiben, was sich nach seiner Flucht im Kloster zugezogen.

Der Graf wies ihm seine sonst gewöhnlichen Gesichte wieder an, und freute sich nicht wenig über die Genauigkeit, mit der Hartungus alle ihm aufgetragene Gesichte vollzoh. Der Graf, ein genauer Beobachter und Kenner des menschlichen Herzens, bemerkte während der Gesichtsarbeit des Hartungus, daß in dem Herzen desselben eine Veränderung vorgegangen. Er wußte um seine Gesichte mit Julien, wußte es auch, daß beide sich vorgelegt hatten, ewig Freunde zu bleiben. Aber er sah auch ein, wie schwer es beiden ward ihr Versprechen zu halten. Ein Freund des Christen thums wünschte er, daß beide sich entschließen möchten, in eine gesellige

Verbindung zu treten. Einst da er allein bey ihm war, entdeckte er ihm seine Wünsche, und zeigte ihm, daß er liebe, ohne es zu wissen. Hartungus erschrock nicht wenig darüber, denn er hatte sich in allem Ernste vorgenommen, Julien nie anders als Freundin zu sehen. Aber nachdem ihm der Graf sein ganzes Herz, welsches er schon längst durchschauet, entfaltet hatte, so mußte er sich am Ende selbst gestehen, daß er Julien ikt eben so sehr liebe, als er einst seine Sophie geliebt hatte. Der Graf drang in ihm, seine Wünsche zu befriedigen, und bediente sich hierzu eines Vweggrundes, den Hartungus verleitet haben würde, wenn er auch nicht so verliebt gewesen wäre. Er zeichnete ihm nemlich die Glückseligkeit, die er während der Ehe mit Sophien genossen, mit so lebhaften Farben, daß Hartungus sich endlich gefangen gab, und Julien zu heirathen versprach, wenn sie ihre Einwilligung dazu geben würde. Der Graf gab sich selbst die Mühe, zu versuchen, ob Julie nicht von ihrem Entschlusse abzubringen sey. Die Zurredungen des Grafen und Hartungus wurden erweichend sie endlich; sie gaben sich einander die Hände, und nach wenigen Wochen waren sie Eheleute.

Nach reuete es keinen von beiden, die Wünsche des Grafen befriedigt zu haben. Sie süßten ganz ihr Glück, und genossen es ohne von irgend etwas darin geföhrt zu werden. Julie liebte Sophiens Kinder noch eben so — sie waren die Kinder ihrer Freundin und ihres Geliebten; und er konnte sie nie ansehen, ohne sich an Sophien zu erinnern. Ihre Liebe, da sie sich auf Tugend und auf sympathetische Neigungen gründete, war so merklich von jener sinnlichen Liebe, die bloß aus dem Anschauen eines schönen Gesichts entsteht, verschieden, daß sie auch durch den Genuß, wie sonst gemeiniglich zu geschehen pflegt, nicht aufhörte, nicht geschwächt ward. Jeden Tag sahen sie sich eben so zärtlich und mit eben dem wahren Vergnügen an, als sie es von jeher gewohnt waren. Die Freude, die der Graf darüber empfand, war groß. Wie unglücklich würde er sich geglaubt haben, wenn er eine misvergnügte Ehe geknüpft hätte?

Zwölftes Kapitel.

Was sich nach der Flucht des Hartungus im Kloster zugetragen.

H. Karl schmete keinen Augenblick, den Brief des Hartungus zu beantworten. Nach-

dem er ihm seine Freude wegen der glücklichen Ankunft und der guten Aufnahme bey dem Grafen und Julien mit den lebhaftesten Farben geschildert hatte; so machte er ihm eine umständliche Erzählung von dem, was sich nach seiner Flucht im Kloster zugetragen hatte.

Erst gegen acht Uhr des Morgens war er vermist worden, da nemlich der zu seiner Aufwartung bestimmte Frater zu ihm gegangen war, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er ersaunte, als er die Zelle leer und offen fand. Er lief in aller Eil zu dem Prälaten und meldete ihm, was er gesehen. Dieser stellte sich ganz ersaunt, besaue das Kapitel und erzählte öffentlich, was sich zugetragen. Man untersuchte sehr genau, wie er wohl entkommen seyn möchte, und da man keine Spur von gewaltsamer Flucht auffinden konnte; so schloß man, daß jemand im Kloster selbst ihm dazu behülfslich müßte gewesen seyn. Nur konnte man auf gar niemand Verdacht haben, als auf den Prälaten selbst; weil sonst niemand zu ihm gekommen war, (wenn man noch den Frater ausnimmt; der aber zu wenige Gelegenheit hatte, als ihm dazu verhoffen zu können;) und dieses zu denken, welche Verwegenheit? Man konnte also

gar nicht klug werden, wie er entkammet, Ihm nachzusetzen war es zu spät; also ließ man alles gut sein. Allein Plazidus und Isidor sahen weiter. Sie wußten von alten Zeiten her, daß P. Karl ein Freund des Hartungus gewesen; er hatte sich zwar bisher öffentlich als seinen Feind wenigstens ganz gleichgültig betragen; allein man konnte doch einsehen, daß es ihm nicht ums Herz war. Allein da sie es nicht beweisen konnten, so gaben sie es bloß dem P. Karl zu verstehen; der für das rathsamste hielt nach seinen erreichten Absichten seine Prälatenwürde nieder zu legen, und zu veranstalten, daß Plazidus selbst Prälat würde. Auf diese Art glaubte er der Nachbeizende des Plazidus zu entgehen, und sich ihn so gar verbindlich zu machen. Zwar hatte er dieses noch nicht gethan; er versprach es aber nicht nur schon dem P. Plazidus, der darüber ganz vor Freude außer sich war, sondern er hielt auch wirklich bei der geistlichen Obrigkeit um die Erlaubniß an, dieses Amt niederzulegen zu dürfen. Auf diese Art hatte sich P. Karl aus der Schlinge gezogen. Man würde ihn gewiß zur Verantwortung gefordert haben, wenn man etwa nähere und bestimmtere Nachrichten erhalten hätte. Da aber P. Plazidus,

welcher das Haupt der Kitzer gewesen seyn würde, die Erreichung seiner Absichten so nahe sah, so hörte er auf die andern Mönche aufzuhören, und die ganze Verschwörung starb in der Geburt. P. Karl ermahnte am Ende des Briefes den Hartungus sich in Acht zu nehmen, und nie wieder dem Kloster so nahe zu kommen; welches derselbe auch zu halten dem Grafen und seiner Julie feyerlich versprach.

Elftes Buch.

Erstes Kapitel.

Karakter der Gräfin, und noch eines andern Persohn.

Hier haben wir den Leser mit dem liebenswürdigen Karakter des Grafen bekannt gemacht. Ist da die Gemalin desselben einen Einfluß auf den kaum erreiteten Hartungus zu haben anfängt, müssen wir auch dem Leser vorher den Karakter derselben kurzlich schildern. Man bekommt schon eine vortheilhafte Meinung von ihr, wenn man nur daran denkt, daß sie die Gemalin eines so würdigen, so weisen, so menschenfreundhaftlichen Regenten war; der, wenn sie auch nicht einen guten Karakter gehabt hätte, sich dennoch alle Mühe geben haben würde, sie zu bilden. Aber auch diese Mühe hatte er nicht nöthig. Sie war von fürstlichen Vötern erzeugt, die sich selbst die Mühe gegeben hatten, sie für ihren künftigen Gemal auszubilden, und da sie das selbste Glück der Gressen gehabt hatte, aus Mei-

gang

gung einen Gemal wählen zu dürfen, indem das Haus, aus welchen sie entsprossen, zu klein war, um aus Staats Interesse eine Heurath zu stiften. So war sie eine häßliche Gattin, eine liebreiche, gefällige, herablassende Regentin. Sie mischte sich nicht in die Geschäfte des Staats, sondern überließ diese ihrem Gemal; aber sie hörte die Bitten beklemmter Unreethanen — wie wolten es dieser sehr wenige gab — an, und menschenfreundschäftlich half sie ihnen, wenn es nur irgend möglich war. Mittheilung gegen Arme wendete sie ihre Spielgelder dazu an, daß sie davon jährlich den Kranken — und Arbeits — Häusern etwas gewisses aussetzte, und als eine Freundin der Menschheit und der Aufklärung, beschenkte sie die Knaben, Mädchen und Jünglinge, welche sich in den vorreflichen von Harrungus errichteten Schulen, vor andern auszeichneten. Kurz sie war eine vorrefliche, gute Frau, die würdigste Gattin eines so ädlen Regenten! Zwar hatte auch sie ihre Fehler, sie war kein Engel, sondern immer eine Sterbliche, allein ihrer Fehler waren so wenige, daß man sie vor der Menge guter Handlungen und Tugenden gar nicht bemerkte. Harrungus war in ihre vorzüglichste Gnade gekommen, und sie würdigte ihn oft Ihrer Gesellschaft. Sie be-

handelte ihn nicht, als ihren Unterthan, sondern als ihren Freund. Hatte er keine wichtigeren Geschäfte; so mußte er ihr aus guten Christenstellern ganze Stücke vorlesen, und dasjenige, was sie etwa nicht verstand, erklären. Der Graf hatte so wenig Misstrauen in seine Gemalin, und den Hartungus gesagt, daß er vielmehr die kstern Besuche desselben, billigte, und sich über die Wißbeizende seiner Gemalin freute.

Niemals würde er in das Betragen des Hartungus das geringste Misstrauen gesetzt haben, wenn nicht ein Mann seine Hand in das Spiel gemengt hätte, dessen Karakter wir eben falls voranzuschicken, für nothwendig halten. Während der Abwesenheit des Hartungus hatte der Graf einen gewissen geheimen Sekretär — Wigleb war sein Name — bestimmt seine Geschäfte zu besorgen. Er war ein außerordentlich sähiger Kopf, der mit schnellen Blicken das Ganze durchschauen konnte, ein Mann von unermüdeter Thätigkeit, der alles, was ihm der Graf nur auftrug, schnell und geschickt ausführte. Erst seit wenigen Jahren in Diensten des Grafen, hatte dieser noch nicht den Karakter dieses Mannes ganz kennen gelernt. Ehrgeiz, Ruhmsucht, kurz die Begierde der Erste zu seyn, lieber auf einem Dorfe der Vornehmste, als in

einer grossen Stadt der Zweyte zu seyn, war die Triebfeder aller seiner Handlungen. Dieß verführte sein Herz oft zu Wünschen und Begierden, und ihn zu Handlungen, die er wenn er weniger ehrgeizig, weniger ruhmstüchtig gewesen wäre, nicht unternommen hätte. Anfangs war er ein blosser Schreiber; allein da der Graf seine Fähigkeiten bemerkte, und auch ausserdem ein gutes Herz — wovon Wigleb allen äussern Schein hatte, so daß er auch den scharfsinnigsten Beobachter hätte hintergehen können — in ihm zu finden glaubte; so wählte er ihm zu seinem geheimen Sekretär, hier hatte er Gelegenheit genug sich hervorzuthun und bemerkt zu werden. So lang Hartungus da war, bequeme er sich nach allen seinen Entwürfen, und wenn er ja einmal widersprach; so schien dieses bloß aus einer Liebe zum Wohle des Vaterlandes, oder aus einer Neigung belehrt zu werden, zu geschehen. Niemand war nachgiebiger, niemand lenksamer, niemand gelehriger als er. Er gab sich gefallen sobald Hartungus auf seinen Entschlüsse beharrte, und verweigerte nicht ein einzigesmal den entgegengelegten Gründen seinen Beyfall. Wer kennt nicht die Eigenliebe, dieses allmächtige Triebrad aller menschlichen Handlungen? Auch Hartungus ward von ihr, so wie alle Erdenkinder beherrscht. Wiglebs Nachgiebigkeit,

Gelahrtheit und setzen wir hinzu seinen Dienst-eifer, seine Thätigkeit, und sein untadelhaftes Betragen verursachten, daß Hartungus sein einziger wahrer Freund ward, bewirkten daß dieser ihn dem Grafen empfahl, als er wegzureisen willens war. Der Graf der schon die Geschicklichkeit desselben kannte, nahm um so williger auf die Empfehlung des Hartungus Rücksicht, und bestimmte ihn noch vor der Abreise desselben dazu seine Geschäfte zu verwalten. Wiglebs Wünsche waren wenigstens für ihn erreicht. Hartungus war der Liebling des Grafen, der erste im Staate. Nun war es Wigleb, und er sprang wenigstens fünf andern vor. Um ja keinen Fehler zu begehen, ließ er sich von Hartungus in allem unterrichten, was er zu thun hatte. Hartungus verzeigte, und Wigleb besorgte die Geschäfte desselben, mit solcher Pünktlichkeit, solcher Ehrlichkeit, solcher Geschicklichkeit, daß es dem Grafen auch nicht ein einziges mal gereuete, ihn vor andern gewählt zu haben, und daß er die Abwesenheit des Hartungus gar nicht spürte.

Zweytes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Die Nachricht von der Gefangennehmung des Hartungus kam auch zu Wiglebs Ohren. So wenig er sich auch über das Unglück und Elend anderer Menschen sonst freuete, so machte doch ihr seine unersättliche Ehrbegierde, daß ihm diese willkommen war, daß er sogar wünschte, Hartungus möge ewig ein Gefangener bleiben. Er sah vorher, daß Hartungus in seine vorigen Würden gleich wieder eingesetzt werden würde, so bald er angelange wäre. Wie unangenehm mußte es ihm nun nicht seyn, welche Kränkung für seine Eigenliebe, welche Demüthigung seines Stolzes, zu erfahren, daß Hartungus frey sey, und nechstens bey dem Grafen eintreffen werde, und daß er denn nur der zweyte seyn sollte. Er kam, und der Graf trug dem Hartungus seine vorigen Geschäfte auf, und Wigleb war wieder Sekretär. Indessen hatte er sich doch bey dem Grafen so eingeschmeichelt, daß dieser ihn oft seiner Gesellschaft würdigte, ihm fremde Geschäfte auftrug, und das Innere seines Herzens entblätterte. Kurz Wigleb blieb der zweyte Lieb- ling des Grafen. Schnell loderte in seiner Seele der Gedanke auf, den Hartungus zu stürzen,

und wieder der zu werden, der er gewesen war, der erste und einzige Hünsling. Nun war die's nicht das Werk eines Tages, auch war es mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, und so vielen Gefahren unterworfen, daß ein minder fähiger, und thätiger Mann als Wigleb es ganz und gar würde aufgegeben haben. Die Liebe des Grafen zu Hartungus, und sein Vertrauen in ihm war fest gegründet, ruhete auf der Kenntniß seiner Verdienste, seiner Treue. Hartungus verwaltete seine Geschäfte redlich, rechtschaffen, ehrlich und geschickt; der Graf untersuchte alles selbst und sehr genau; und Wigleb's Fall wäre groß gewesen, wenn er sich hätte unterfangen wollen, den Hartungus unecht zu beschuldigen. Nur auf einer Seite war es möglich dem Grafen beizukommen. Er liebte seine Gemalin herzlich, war aber auch sehr eifersüchtig. Ihm den Geranken von der Unreue seiner Gemalin beizubringen, den Hartungus desfalls verdächtig zu machen, beschloß ihr Wigleb.

Die Gelegenheit dazu nahm er von den öftern Besuchen, welche Hartungus bey der Gräfin machte. Wigleb war selbst oft bey der Gräfin, und konnte also ihre Sitten und Gewohnheiten. Die Gräfin pflegte, wenn sie mit jemanden vertraut sprach, die Hand dessel

ben zu ergreifen, sie zu drücken, und dabey frey dem andern ins Gesicht zu sehen. Dieß wußte er. Hartungus hatte das ganze Vertrauen der Gräfin, erschloß also ganz richtig, daß sie bey ihm das nemliche thun würde. Sie that es ohne alle Absicht aus Gewohnheit, dies sollte dem Wigleb den Grund zu seiner Beschuldigung geben, und baute dabey auf die Eifersucht des Grafen. Er glaubte wenn vorher, einige wie absichtslos hingeworfene Worte diese Eifersucht rege gemacht hätten, dann eine solche Scene, in Entfernung von ihm gesehen, den Funken zur Gluth ansachen würde. Viele Wochen verfloßen, ehe er Gelegenheit fand, dem Grafen einigen Verdacht beyzubringen. Endlich kam der so lang von Wigleb gewünschte Augenblick. Der Graf unterhielt sich einst mit ihm ganz freundschaftlich, und sprach von verschiedenen Angelegenheiten, bis er auch des Hartungus gedachte. Er lobte seine Thätigkeit, seinen unermüdeten Eifer in Beförderung des Wohls des Ganzen, rühmte seine Treue — Wigleb stimmte ein. Er ging weiter, und pries ihn als einen glücklichen treuen Vatten — Wigleb zuckte bedenklich die Achseln. Dem Grafen dessen Augen auch nicht die geringste Bewegung derjenigen entwich, mit denen er sprach, bemerkte auch die Gebärde. Er fragte um die Bedeutung derselben, Wigleb

gab vor, sie ohne Absicht, ohne Ursache gemacht zu haben, und er gab dieser bloß so vor, um nur den Grafen noch neugieriger zu machen. Er drang nun noch mehr in ihm und so heftig, daß Wigleb gestand, sie habe zwar etwas zu bedeuten; allein, setzte er hinzu, die Pflichten der Freundschaft, meine Ehrfurcht halten mich ab, es zu bekennen, und die Bedeutung dieses Zustands zu erklären. Ehrfurcht erwiderte der Graf — ich will nicht hoffen, daß Hartungus — Ich hab nichts gesagt, antwortete Wigleb, mit einer bedenklichen Mine, Hartungus ist der ärtlichste, treueste Gatte, und wie können der Herr Graf aus meinen Absichtslosen gesagten Worten etwas ihnen nachtheiliges nur vermuthen. — Es liegt ein Geheimniß darunter verborgen, versetzte der Graf, und es muß herr aus. Bey meiner höchsten Ungnade, wenn Sie es noch länger verkehlen. Ehrfurcht, welche Ehrfurcht hielt sie zurück, mir ihren Verdacht zu entdecken? — Gnädiger Herr! Sie ereisern sich, erwiderte Wigleb. Das war mein Will nicht, und überdies — Jeder Händedruck, jedes freundliche Zulächeln ist noch nicht Untreue. — Wigleb du weißt mehr als du sagst, rede, sage alles; denn ihr hast du schon zu viel gesagt, um das übrige verschweigen zu können. Sprich, glaubst du, daß meine Gemalin —

Gnädiger Herr, ich will offenherzig reden. Sie befehlen es. Aber seyn Sie auch ruhig, es ist nichts weiter, als was ich Ihnen schon gesagt habe. Zwar leugne ich es nicht, die öfteren Zusammentünfte der Gräfin und des Hartungus die jähtlichen Blicke, das Drücken der Hände es gibt Verdacht, aber es ist doch immer Verdacht, noch lange keine Ueberzeugung. Zu früh geduldeter Eifersucht würde sie aber verhindern, diese Ueberzeugung ganz zu erlangen.

Der Graf stand bestürzt da. Wigles war ihm ein zu ehrlicher Mann, als daß er glauben konnte, es sey blos eine Erfindung von ihm. Das Händedrücken, die jähtlichen Blicke waren ihm zu bedenklich, als daß er sich nicht selbst eine größere Ueberzeugung hätte wünschen sollen. Er beschloß also die Gräfin und den Hartungus unvermerkt zu überraschen, um zu sehen, ob Wigles Beschuldigung wahr sey, aber zur Vermeidung größerer Uebel versprach er sich selbst und dem Grafen, seine Eifersucht zu verbergen, und auch nach erlangter voller Ueberzeugung die Gräfin so wohl als den Hartungus nur mit Kälte und Verachtung zu bestrafen, und ihnen auch nicht ein Wort darüber zu sagen.

Drittes Kapitel.

Erfolg von Wiglebs Unternehmen.

Der Graf erwartete also die Zeit, wenn Hartungus von der Gräfin würde gerufen werden. Dies geschah frühzeitig. Die Gräfin schickte ihren Bedienten mit einem offenen Billet an Hartungus; diesen traf der Graf. Er nahm ihm das Billet und laß? Kommen Sie diesen Nachmittag um drey Uhr zu mir in den Garten, und bringen Sie den Ossian mit. Sie werden mich allein treffen." Der Graf ersäunte, das Wort allein machte seinen Verdacht größer. Jedoch verstellte er sich vor dem Bedienten, sagte ihm, daß er zu Hartungus gehen, und seine Antwort ihm wissen lassen solle. Der Bediente ging zu Hartungus, welcher schriftlich antwortete, daß die Erfüllung der Befehle Ihrer Excellenz ihm das größte Vergnügen gewähren, und daß er ohne Verzug zur bestimmten Stunde da seyn werde." Der Bediente der nichts Arges nichts Nachtheiliges dachte verschwieг der Gräfin daß der Graf beyde Billets gelesen und also ahndete es weder der Gräfin noch dem Hartungus, daß ihnen daraus etwas nachtheiliges erwachsen könne. Hartungus kam und die Gräfin wartete seiner in einer schönen Laube.

Er laß; Thränen des Mitleides entfloßen ihren blauen Augen, hören sie auf sagte die Gräfin, als Hartungus einige Zeit gelesen, kamen sie, wie wollen spazieren gehen, hierauf nahm sie ihn bey der Hand und ging zur Laube heraus. Der Graf hatte sich ihnen unbemerkt hinter einer Hecke versteckt, und hofte nun gewiß Ueberzeugung seines Verdachts zu erhalten, er hatte sie in die Laube gehen sehen, sein Herz klopfte stark, schon war er Willens sich zu zeigen, und ihre Zusammenkunft zu stören, doch die Begierde völlige Gewißheit zu haben hielt ihm zurück, icht sah er sie heraus kommen, eine sanfte Thräne glänzte noch in dem Auge der Gräfin, die den Hartungus bey der Hand hielt, und die wie es ihm dünkte zärtlich mit demselben sprach. Mehr brauchte es nicht, nun glaubte er völlige Ueberzeugung zu haben, er laß in dem geweinten Auge, in dem gerührten Blick seine Schande, und ihr genossenes Vergnügen. Er trat hervor. Beyde sahen ihn nicht so bald, als sie ihm entgegen eilten. Freilich hatte die so unerwartete Erscheinung des Grafen beyde einigermaßen erschreckt, und es war auf beyder Gesichtszügen deutlich zu lesen, allein dieses rührte gewiß nicht von dem Bewußtseyn einer Schuld her, sondern war bloß natürliche Folge des Unerwarteten. Allein der schon eingenommene

Graf interpretirte es nach seinen Absichten. Ich komme nicht, sagte er, der ihn umarmen wollenden Gemaltn, ich komme nicht sie zu sehen, ich habe einige Sachen zu überlegen, und will allein spazieren gehen. Und mit diesen mit einer verächtlichen Mine gesprochenen Worten empfahl er sich beiden. Die Gräfin und Hartungus argwohnten so wenig, daß der Graf solche Absichten habe, daß sie vielmehr sich wieder niederlegten und weiter fortliefen. Aber der Graf eilte zu seinem Buzleb, sagte ihm was er gesehen und dankte ihm für seine Entdeckung.

So kann der rechtschaffenste, edelste, beste Mann hintergangen werden! So kann der Unschuldige, durch eine unbedeutende Gewohnheit die nur durch die hassenswürdige Schilderung des unädlen bedeutend wird, elend werden. Elend? Nein nicht Elend. Der Tugendhafte, auch wenn er seinen guten Namen ungerecht verliert, findet in sich selbst die Quelle seiner Vergnügungen. Das Verwußtseyn rechtschaffen gehandelt zu haben ist Ersatz für die Schmerzen, welche dieser in allem Verrachte große Verlust erzeugt. Und der Lasterhafte ist nicht glücklich zu preisen, wenn er seine Begierden und Wünsche erreicht hat, sondern man muß ihn für elend halten, und er ist es in der That, daß er solche Begierden, solche Wünsche hatte. So waren

die Gräfin und Hartungus um gleich glücklich
 her, hatten an sich selbst ungleich mehrere Ver-
 gnügen als Wigleb, dessen Ehrbegierde ihn zu
 einem so niedrigen Streiche verführte hatte. Der
 Graf hielt sein Versprechen, er machte weder
 der Gräfin noch dem Hartungus Vorwürfe.
 Aber jene bestrafte er durch eine ungewöhnliche
 Kälte; die so weit ging, daß er sich von ihr
 rente, und ihr sagen ließ, daß sie nunmehr für
 sich nach ihrer eignen Laune leben könne. Dem
 Hartungus gab er keine Arbeiten, sondern über-
 trug alle seine Geschäfte dem stolckenden Wig-
 leb. Wie sehr befremdete dieses Betragen die
 Gräfin und dem Hartungus, welches beyde
 nicht verdient zu haben glaubten. Vergeblich
 suchten sie sich das Geheimniß zu entzücken.
 Hartungus befragte seinen Freund Wigleb.
 Er stellte sich unwissend, beklagte seinen Fall,
 den er einen unerseßlichen Verlust nannte, und
 klagte über die Last, welche nunmehr auf ihn
 allein fiel. Er versprach dem Hartungus, al-
 les anzuwenden hinter das Geheimniß zu kom-
 men, und aus Liebe zu ihn zu bewirken, daß
 er in die sonstige Gnade des Grafen komme.
 Hartungus verstand zu wenig die Sprache des
 Hofes, um diesen seinen Feind erkennen zu kön-
 nen. Und die Gräfin glaubte sich von der Gna-
 de des Herzogs des neuen Liebings zu sehr über-

zeugt, als daß sie hätte glauben sollen, er sey es, der ihnen diesen Streich gespielt. Kurz weder die Gräfin noch Hartungus konnten das Geheimniß errathen. Umsonst versuchte die Gräfin mit dem Grafen zu sprechen, er wich ihr aus, und wenn sie sich bey ihm meilen ließ, so verbat er sich ihre Besuche. Ein gleiches beobachtete er bey Hartungus. Nothwendiger Weise mußte Wigleb alle Zusammenkünfte der Gräfin und des Hartungus mit dem Grafen verhindern, denn er befürchtete mit Recht, daß er, wenn es zu Erklärungen und Entwürfungen kommen würde, als ein Verdämler erscheinen dürfte. Auch kostete es ihm nicht viele Mühe, dieses bey dem Grafen zu bewirken, denn da er selbst mit eignen Augen gesehen hatte, was Wigleb angegeben, so konnte er gar keinen Verdacht auf ihn haben; und er hielt die Kälte und Verachtung für die beste unter allen Strafen.

Viertes Kapitel.

Betragen des Hartungus.

Der Bedient, welcher dem Hartungus das Billet überbrachte hatte, errieth gar bald, daß das Betragen des Grafen gegen die Gräfin und

dem Hartungus, welches gleich allgemein bekannt ward, von diesem Villet herrühre, wenigstens vermuthete er es. Aus Pflicht und aus Dankbarkeit für die Wohlthaten, welche er von der Gräfin erhalten, sagte er derselben, was vorgegangen war. Und sie nahm es für gewiß an, daß dieses aus so unschuldigen Absichten geschriebene Villet die Quelle gewesen, aus der diese Eifersucht, und die darauf erfolgte Verachtung entstanden. Sie versuchte schriftlich dem Grafen ihre Unschuld darzuthun; aber er nahm den Brief von ihr nicht an. Auch Hartungus erfuhr den Verdacht, welchen der Graf in ihn gesetzt. Er benachrichtigte den sich ganz verwundend stellenden Wigleb von seiner Entdeckung. Dieser versprach ihm, dem Grafen diesen unbisligten Verdacht zu nehmen, glaubte sich aber so wenig verpflichtet, sein Wort zu halten, daß er vielmehr die Eifersucht desselben noch mehr ansachte. Auch Hartungus versuchte umsonst dem Grafen einen Brief beizubringen.

Da Hartungus an dem Hofe des Grafen gar nichts mehr zu thun hatte, so glaubte er, daß es ungerecht seyn würde, wenn er den Gehalt, den ihm der großmüthige Graf gelassen hatte, und gewiß niemals genommen haben würde, fernerhin annehmen wolle. Er beschloß demnach seinen Abschied zu suchen und nach J. . .

zurückzuführen. Er entdeckte Julien sein Ver-
haben. Sein Wille war jederzeit auch der Ihr-
rige; nichts hinderte also dem Hartungus mehr
im Wege. Er schrieb dem Grafen, „da er ses-
se, daß er jetzt an seinem Hofe eine überflüssi-
ge und für den Staat lästige Person sey, so wird
er um seinen Abschied.“ Er dankte ihm
hierauf für alle die Gnade, mit welcher er ihn
überhäuft, und für alle die Wohlthaten, die er
von demselben genossen. Am Ende setzte er hin-
zu, daß er glaube, die Ungnade des Grafen nicht
verdient zu haben, er habe seine Geschäfte jeders-
zeit rechtschaffen und ehrlich verwaltet: er wisse
wohl, welchen Verdacht der Graf in ihm gesetzt,
aber er selbst sey von seiner Unschuld überzeugt,
und bereit, diese allezeit zu vertheidigen. Er
sagte dem Wigleb, daß er seinen Abschied su-
chen, und hat ihn, den Brief dem Grafen zu
übergeben. Niemand war troher als Wigleb.
Er sah den Hartungus noch immer als seinen
Nebenbuhler an, und befürchtete, daß seine Un-
schuld doch einst an den Tag kommen möchte,
wie willkommen mußte ihm also der Entschluß
des Hartungus seyn? Er übergab den Brief
dem Grafen, und bat ihn inländisch, sel-
bigen zu lesen, nach dem er ihn den Inhalt des-
selben bekannt gemacht hatte. Der Graf stand
leb

keinen Augenblick an, die Bitte des Hartungus zu gewähren, und trug dem Wigleb auf, dieses demselben zu sagen. Der großmüthige Graf ließ ihm aber seinen jährlichen Gehalt für immer, und setzte hinzu, daß er gewohnt sey, die Verdienste zu belohnen. Nachdem Hartungus seinen Abschied erhalten; so entfernte er sich mit schwerem Herzen von einem Orte, wo es ihm so vorzüglich gefallen, wo er so viel gutes Genossen, wo er so geliebt und geschätzt worden. Auch Julius entschlüpfte einige Thränen über den Verlust väterlicher Freundschaften, die sie sich durch ihre vorrefliche Denkungsart und durch ihr gutes Herz erworben hatte. Jedermann beweinte den Verlust eines so geschickten, arbeitsamen, rechtschaffenen Mannes. Die Ursache ward bald bekannt, und alle glaubten die Unschuld der Gräfin und des Hartungus, aber niemand konnte errathen, wer dieser Verklünder gewesen; und auch nicht einer muthmaßte auf dem Wigleb, denn niemand schien ein größerer Freund des Hartungus zu seyn, niemand beklagte den Fall und Verlust desselben mehr als Wigleb. Alle beeiferten sich dem Grafen die Auen zu öfren, allein Wigleb hatte eine so starke Vinde um dieselben gewunden, bemühte sich so unaussprechbar zu machen, daß alle ihre Mühe vergebens war.

Fünftes Kapitel.

Hartungus in J...t.

Hartungus war noch immer in dem besten Andenken in J...t und er hatte sich bisher mit dem Doktor und andern Freunden schriftlich unterhalten. Alle freuten sich also wegen des Entschlusses des Hartungus, und alle wünschten, daß er sich durch nichts davon mehr abwendig machen lassen. Er kam also dasebst an, und erhielt ohne weitere Umstände die Erlaubniß öffentliche Vorträge zu halten, und hatte gar bald den Zulauf wieder, den er vormals gehabt. Und in der That verdiente er auch den Beyfall den man ihm gönnte. Seine Philosophie war gereinigt, und nichts war ihm so sehr angelegen, als seine Lehrlinge denken zu lehren. Mancher Professor hat sehr viele Gelehrsamkeit, besitzt ausgebreitete Kenntnisse; allein weil er die Kunst nicht versteht, die Lehren seinen Schülern gefällig zu machen, so gehen sie unmutig von ihm, und lernen nichts. Hartungus verstand diese Kunst vollkommen. Die schwülstigsten, tiefstnigigen, metaphysischen Lehren machte er so leicht, als andre. Ihm aber war es nicht so wohl darum zu thun, die Köpfe seiner Lehrlinge mit vielen Sachen vollzustopfen; sondern seine De-

maßungen gingen hauptsächlich dahin, seine Schüler an das Selbstdenken zu gewöhnen, ihnen euerbie Vorurtheile zu nehmen, und zu bewirken, daß sie die theoretischen Grundsätze auf die vorkommenden Fälle im menschlichen Leben anwenden lernten. Er zeigte, was so sehr vernachlässigt wird, welche Lehren hauptsächlich dem Arzte, dem Gottesgelehrten, dem Rechtsgelehrten, dem Geschäftsmann, dem Bürger nützlich seien. Kurz seine Vorkünftigen verdienten wirklich allen Verfall; und niemand mißgönnte ihm denselben ausgenommen der Tragiker Cuspitius, dessen Herz noch immer von dem alten Grolle nicht frey war. Hartungus sahste auch ganz die Größe seines neuen Glücks. War er schon an dem Hofe des Grafen von jederman geliebt, geschätzt und verehrt worden; so war er doch von der Menge der Geschäfte so eingeengt, daß er wenig an die Verbesserung seines Selbstdenkens, wenig an der fernern Aufklärung, an den weitem Fortschritten seines Verstandes arbeiten konnte. Dieses und die Bedurftigkeit, mit der er alle seine Geschäfte hatte betreiben müssen, der Zwang der mit dem Hofleben allzeit verbunden ist, die große Abhängigkeit, in der er lebte, machten, daß ihm manchmal das Vergnügen vergällt ward, welches er durch den Gedanken der Lieblich eines neuen Regenten zu

seyn, und das Wohl vieler Menschen beständig zu haben, genoß. Unterdeß würde er dieses alles willig aufgegeben haben, wenn nicht der Graf einen so unbilligen Verdacht in ihn gesetzt hätte. Das Bewußtseyn seiner Unschuld, und seines jederzeit rechtschaffnen Betragens machten ihm die Ungnade des Grafen erträglich. Nichts aber war ihm angenehmer, als zu hören, wie sehr man noch bey dem Grafen seine Uneigennützigkeit rühme, und wie willig dieses selbst der Graf zugebe. Er ging ärmlicher von ihm hinweg, als er gekommen war. Welches Lob! gewiß das größte, welches der Liebling eines Regenten hinterlassen kann. Welche verführerische Gelegenheiten hatte er nicht sich zu bereichern? Allein alle ließ er unbenuzt vorbegehen; und dessentwegen fand auch der strengste Tadel an ihm nichts, was er ihm hätte vorwerfen können.

Zulien gefiel der Aufenthalt in F...t sehr gut. Sie kam in den nemlichen Zirkel von guten Menschen, in dem Sophie gelebt und erwacht sich eben die Freundinnen, welche jene gehabt hatte. Wer hätte es denken sollen, daß aus einem solchen Mädchen eine gute zärtliche Hausmutter, eine Freundin der Tugend hätte werden können? Sie war beydes wirklich. Sie hatte keine Kinder, aber sie liebte Sophiens Kinder eben so herzlich, eben so innigst als wenn

sie die Ihrigen gewesen wären. Sie trachten nun heran, und sowohl Hartungus als Juste gaben sich alle Mühe sie zu tugendhaften, und geschickten Menschen zu bilden.

Wir wollen einige Augenblicke beyde verlassen, um zu erfahren, was die Eifersucht des Grafen und Diglebs Unternehmen für Folgen so wohl für den Grafen, als die Gräfin gehabt.

Sechstes Kapitel.

Folgen der Eifersucht.

Tugendhaftes Leiden, spricht Sterne, gibt eine gewisse Würde, die es dem Leidenden nicht erlaubt, sich an die Welt um Mitleiden oder Hülfe zu wenden; und gewiß, nichts kann uns diese Würde, nichts kann uns mehrere Geduld und einen größern Trost im Unlücke geben, als das Gefühl der Unschuld. Wenn unser Gewissen uns sagt: Du bist nicht strafbar, es ist nicht dein Werk, das Leiden, was ich dich drückt; o! wie leicht wird uns dann jede Last. Aber auch eben dieses Gefühl gibt uns den edlen Stolz, gibt uns die Kraft, unsere Leiden der Welt zu verbergen, und nicht um ihr Mitleiden zu betteln.

Auch die Gräfin genoss dieses Glückes; auch sie hatte den so beruhigenden Trost, den nur Unschuld gibt. Oft weinte sie zwar im Geheim eine Thräne, bedauerte den Verlust der Liebe ihres Gemahls, wünschte ihn von seinem Irthum geheilt, wünschte von seinen Augen die Decke hinweg, die ihn hinderte, die Wahrheit zu sehen. Doch nie sah diese Thräne die Welt, und nie würde jemand es an ihrem Betragen gemerkt haben, daß Uneinigkeit in ihre Ehe gekommen, und daß sie die Liebe des Grafens verlohren. Immer noch die sanfte, zukommende Gattin, immer noch das edle Weib, das die Verirrungen des Mannes zu vergeben, seine Schwachheiten vor der Welt zu verbergen weiß, zeigte jede Handlung, jeder Blick von ihr Liebe und Achtung.

Nicht so der Graf, Haß kochte in seinem Busen. Er glaubte sich beleidigt, beleidigt von dem Weibe, das er geachtet, geliebt hatte. Er konnte sich nicht verhehlen, konnte nicht Liebe aufheben, die er nicht mehr fühlte, ja seine Verehrung stieg ihn in dem Grade, als vorher seine Liebe groß war. Nicht lange also blieb es ein Geheimniß, daß der Graf eifersüchtig auf seine Gemalin sey, daß er dieselbe mit dem Hartungus auf eine Art überrascht habe, die ihm keine Ungewißheit seiner Schande übrig ließ, und

Da nun jedes Gerüchte wächst, wenn es von Mund zu Mund geht; so erzählte man sich auch schon die genauesten Umstände, die bey dieser Geschichte sich zugetragen haben sollten, wußte so viele Anekdoten, wollte es schon lange gemerkt haben, daß Hartungus und die Gräfin sehr vertraut mit einander gewesen, konnte es nicht begreifen, wie der Graf so lange habe blind seyn können, bedauerte den Grafen, schimpfte auf den abwesenden Hartungus, und verdachte es der Gräfin, daß ihre Wahl auf so einen Mann gefallen wäre. Ich dachte doch, sagte ein kleines ausgemergeltes Hofkavalierchen, und gab sich dabey eine große wichtige Mine, ich dachte doch, sagte er mit einem selbstgefälligen Lächeln, die Gräfin hätte ja noch wohl eine bessere Wahl treffen können, wenn sie doch einmal dem Hymen einen Streich spielen wollte. Für Wigselb war alles dieses ein wahres Fest; er freute sich, daß seine List so gut gelungen, daß er dem Hartungus von Hofe entfernt, und ihr der Vertraute, und einzige Liebling des Grafen geworden sey. Nie sprach er von dieser Begebenheit, behauptete stets ein bescheidenes Stillschweigen, wenn in Gesellschaften davon gesprochen wurde; doch seine Miene, und ein Lächeln, welches ihm nur zu entwischen schien, diese sagten mehr als die lauten Reden der gleichglaubigen

Verzagten, sagten mehr, als des Verklümmers bitterster Spott. Der Graf, goß in denen der Freundschaft geheiligten Stunden seine Klagen in seinen Schoosß aus. Hier war es, wo er unter der Miene des Erschuldigten, den Jern des Grafen noch mehr reizte, und in seine Seele das Gift aß, welches sein Leben verbitterte und die Tage der Gräfin traurig und gramvoll machte. Triumphirend sah er dann auf sein Werk, freute sich seiner Klugheit, und lachte der Thronen der Unschuld.

Siebentes Kapitel.

Eine Intrigue.

Die Ausöhnung des Grafen mit seiner Gemahlin, Hartungus Rückkunft und Wiglebs Fall, waren alles nothwendige Folgen, die aus einander entspringen mußten, Wigleb fühlte dieses recht gut, er wußte, daß wenn das blühende Blut des Grafen angezogen hätte, und kalte Vernunft ihn die Sache vor ihrem Richterstuhle untersuchte, daß dann die Verblendung des Grafen aufhören, die Aufführung seiner Gemahlin ihm minder strafbar scheinen würde, daß ihr thigiges Verzaggen ihn rühren, und ihre ruhige

gillleidende Wiene ihm sagen mußte, sie sey unschuldig. Eine Leidenschaft, die dem Grafen nicht zum Nachdenken kommen ließe, die ihn mit Blumensesseln fetterte, die Verblendung ihm lieb machte, und alles Forschen nach wahrer Verzeigung verhinderte — Eine solche Leidenschaft glaubte Wigleb würde das beste Mittel seyn, diese gefährdete Ausöhnung zu verhindern, und sich in seinem mit Müß erzwungenen Poßen zu erhalten. Der Plan war gut, Wigleb urtheilte als Menschenkenner, aber die Ausführung war nicht so leicht, als der Entwurf. Der Graf war ein Mann, der aus Grundtügen tugendhafte handelte; zwar heftig von Leidenschaften, aber wachsam, daß sie nicht aufbrauseten. Doch dieser tugendhafte Mann befand sich in einer Lage die ihm unbehaglich war. Gewohnt zu lieben, jeden Gedanken, jede Empfindung der Geliebten mitzuheilen, war Lieben bey ihm wahres Bedürfnis geworden, und er fühlte eine Leere in seiner Seele, welche durch nichts, auch nicht einmal durch die innigste Freundschaft ausgefüllt werden konnte. Die schon hatte ihm dies Gefühl den heimlichen Wunsch abgeloct: „würst du wieder mit deiner Gemahlin ausgezöhnt, würst du doch wieder der glückliche Vater, der du vorher warst.“ Gleich aber erwachte die Eifersucht, zeigte ihm das Verbrechen sehr

nes Weibes, zeigte ihm die Gewißheit ihrer Untreue. „Und diese Schande wollst du vergessen“, sagte der Stolz, „kannst auch nur einen Augenblick bereuen, dich von einem solchen Weibe getrennt zu haben.“ Eifersucht und Stolz unterdrückten dann bald den guten heimlichen Wunsch.

Wigleb kannte ganz die Gemüthsverfassung des Grafen, jeden Kampf der in seiner Seele verging, schüttete er in seinem Dusen aus. Er wußte wie sehr das empfindende Herz des Grafen nach Liebe sich sehnte, wußte den Verdruß, den er über seine Lage ißt empfand, wußte, daß wenn Leidenschaften herrschen, die Eifersucht uns mit Furiengeißeln peitscht, daß zur Verführung dann der Weg gekahnt ist; und glaubte also, daß es in dieser Lage nicht unmöglich seyn würde, ihn von der Tugend zu entfernen, die Verblendung ewig daurend, und sein Ansehen unumstößlich zu machen.

Seine einzige Sorge ging ißt nur dahin eine Person ausfindig zu machen, die Reize genug hätte den Grafen zu rühren, und Klugheit genug ihn zu fesseln. Er ließ alle Schönen der Stadt in seinem Kopfe die Musterung passiren und fand endlich keine zu seinem Plan geschickter als Wilhelmine L... Diese Wilhelmine war die Tochter eines Kaufmanns. Ihr Va-

ter stark, als sie noch jung war, und hinterließ seiner Frau zwar ein kleines Vermögen, allein es reichte zu ihrem Unterhalte nicht hin. Wilhelminens Mutter, eine gute vernünftige Frau, hatte ihre Tochter zu lieb um das kleine Kapital zu verzehren und suchte durch Nähen und Puhe machen ihr Brod zu verdienen. So lebte sie noch neun Jahr nach ihres Mannes Tode, ruhig und sorglos dahin, gab ihren Mienschen eine gute Erziehung, suchte ihren Verstand und ihr Herz zu bilden und hatte die Freude ihr Mienschen, als ein schönes und wohlgezogenes Mädchen rühmen zu hören. Zu Mienschens Unglück starb diese gute Mutter zu früh. In ihrem siebenzehnten Jahre ward sie ihr eigener Herr, hatte keine Aufsichterin, keine kluge warnende Freundin mehr.

Jugend — schwache Schutzwehr gegen Verführung und Blud — weh dem Mädchen, das allein auf sich sich stützt, das nicht die süße Sprache des Bösewichts kennt, nicht hört die warnende Stimme der Freundin. Wigleb sah dieses blühende Mädchen, seine unreine Seele hatte nicht Achtung für jungfräuliche Unschuld, er scheute nur das wachsame Auge der Mutter, und kaum war dieses geschlossen, als er seinen verruchten Plan auszuführen beschloß, und die

schönste Rose verblühte an dem Busen des Verworfenen.

Dies war das Mädchen, welches Wigleb zur Mätresse des Grafen bestimmte. Er ging zu ihr, trug ihr seinen gemachten Plan vor, und suchte ihr denselben recht schön vorzumahlen. Niemanden erdhete, noch war sie nicht lasterhaft, nur verführt, auch liebte sie Wigleben wirklich; doch er mußte diesen adlen Unwillen, der auf ihren Wangen die Schaamröthe trieb, mußte die aufwachende Tugend bald zu bekämpfen, mußte ihre Eitelkeit zu reizen, und ihrem Stolz mit ins Spiel zu mischen, und sie gab endlich ihre Einwilligung.

Nicht weit von der Stadt hatte der Graf ein Lustschloß, wo er sich bisweilen einige Tage aufzuhalten pflegte. Dies war der Ort, wo Wigleb die erste Miene springen lassen wollte. Er beredete eines Tages den Grafen eine kleine Reise dahin zu machen. „Ihr Gemüth, sagte er zum Grafen, ist unruhig, ihre Lebensgefährtin, zu sehr noch in Bewegung. eine Veränderung wird ihnen zuträglich seyn, und die Entfernung von dem Orte wo jeder Gegenstand ihrem Kummer Nahrung gibt, wird bald wieder in ihre Seele die verlohrene Ruhe bringen.“ Der Graf folgte dem Rath seines Vertrauten. Wigleb gab seiner Miene von dem Tage ihrer Ab-

reife Nachricht. Der Abrede gemäß kam sie an einem Nachmittage in Gesellschaft zweier Freundinnen heraus, um sich in dem an das Schloß stoßenden Garten zu belustigen. Da der Eintritt in diesen Garten jedermann offen stand, und er oft von Leuten in der Stadt besucht ward; so konnte dies keinen Verdacht geben, und Niemand konnte hierunter eine Verabredung ahnden.

Sie saß mit ihren Gespielinnen in einer Laube des Gartens, als der Graf in Wiglebs Gesellschaft vor selcher vorbeý ging. Mienchen und ihre Freundin standen plötzlich auf, als der Graf gegen die Laube kam, schienen bestürzt über seine Gegenwart, und wollten die Laube verlassen. Der Graf war zu gnädig um diesen Mädchen nicht ein Kompliment zu machen, und zu gesellschaftlich als sie nicht zu bitten, sich nicht durch ihn führen zu lassen. Wigleb der das Gespräch nicht gern so bald abgebrochen haben wollte, redte Mienchen besonders an, sagte ihr einige kleine Schmeicheleyen vor und sprach von den Schönheiten des Gartens. Der sanfte Ton ihrer Stimme erregte die Aufmerksamkeit des Grafens, sein Auge, welches vorher nur die ganze Gruppe übersah, wollte ihr auf ihrem Gesichte, einem Gesichte, auf welchen Willst und Unschuld thronte — es war der letzte Blick der stehenden Tugend —. Der schlankte Busch,

die Grazie ihrer Bewegungen erregten die Bewunderung des Grafen; auch er sprach mit ihr, fand Gefallen an diesem Gespräche, und empfand ein kleines Mißvergnügen, als diese Mädchen nach wiederholten Bitten und Entschuldigung sich ihm empfahlen.

Der Graf. Es ist ein artiges Mädchen, kennen Sie es Wigleb?

Wigleb. Ja! gnädiger Herr! Es ist eine Waife, ihr Vater war Kaufmann und ein redlicher Mann.

Der Graf. Das Mädchen ist schön und hat einen guten Anstand.

W. Der Ruf sagt auch, daß sie tugendhaft sey.

Der Graf. Schade! wenn sie es nicht bliebe.

Wigleb. Schade! wenn Noth sie einmal zwingen sollte, einen Mann zu nehmen, dem ihr Herz nicht wählte.

Der Graf. Das muß man zu verhindern suchen.

Wigleb. Ihre Excellenz sind sehr gnädig.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung, und Wigleb glaubte genug erlangt zu haben, da Miene dem Grafen gefallen, und er an ihren Reden Vergnügen gefunden. Als sie des folgenden Tages wieder in Garten

gingen und sich der Laube näherten, nahm Wigleb Gelegenheit wieder von ihr zu sprechen. Wie schwelt er sich als er bemerkte, daß diese Unterredung dem Grafen gefiel, und er noch mit Wärme von ihr sprach.

Nach Verlauf von acht Tagen begegnete Miene dem Grafen, als dieser mit Wigleb spazieren ritt. Daß diese Begegnung nicht ein bloßes Ohngefähr war, wird der Leser wohl merken. Der Graf hielt still, sprach mit dem Mädchen, und bat sie beym Wegreiten, seinen Lustgarten bald wieder zu ihrem Spaziergange zu wählen.

Doch wir wollen dem Leser nicht den ganzen Verlauf dieser Intrigue ausmahlen. Ränke, List und Bosheit siegten auch hier über die Tugend. Schon vier Wochen nach der ersten Unterredung war Miene auf des Grafen Lustschloß. Der Graf hielt sich für glücklich. Das Verre in seiner Seele war ausgefüllt, der Unmuth von seiner Stien gestochen, und sein Gemüth heiter. In Wienens Armen vergaß er des Kammerers, den die Untreue seiner Gemahlin ihm gemacht. Wenn Wienens Auge ihm Liebe lächelte, wenn ihr Mund ihm Treue schwur, und er an seinem Busen das Klopfen ihres Herzens fühlte, so dann war kein Sterblicher so glücklich wie er,

dann glaubte er, sein Loos seye das Beste, das ein Sterblicher hienieden haben könne.

Achtes Capitel.

Fortsetzung des vorigen.

Wenn der Tugendhafte einmal den glüklichen Weg verlassen hat; so sind die Fortschritte desselben in dem Laster so schnell, daß man ihn binnen weniger Zeit fast gar nicht mehr kennt. Ja! sich selbst wird er in kurzem so unkenntlich, daß er, zu der Zeit wenn kalte Vernunft wieder zurückkehrt, oder wenn die Hitze der Leidenschaft verloschen, oder wenn das eingeschlummerte Gewissen durch irgend eine physische oder moralische Ursache wieder aufgeweckt wird — dann ganz staunend sich betrachtet, und vor dem scheußlichen Bilde, das sich seinen Augen darbietet, zurückschreckend erschreßt, sich selbst fragt: Bin ich es wirklich? —

So ging es mit dem Grafen. Seit der Zeit er Wilhelminen auf seinem Kusse losse hatte, und in ihren Blumenfesseln lag, war er ganz der Mann nicht mehr, welcher er vorher gewesen. Sonst ein guter Haushalter verschwundene er ißt bald auf Niglebs bald auf Wilhelmis-

nens

nens Ansehen grosse Summen. Wilhelmine, die nie in einem so vornehmen Stande gelebt hatte, ward stolz, eitel, und hatte Einsälle, Launen, Grillen, die befriedigt werden mußten, und wenn auch die halbe Grafschaft hätte drauf gehen sollen. Wigleb dachte auch auf seinen Nutzen, und wenn der Graf für Wilhelminen eine Ausgabe machte, so hatte er auch gewiß einen Theil davon. Vielleicht aber würde diese Verschwendung, wiewol sie sehr beträchtlich war, dennoch ein wieder gut zu machendes Uebel gewesen, vielleicht unter allen, welche die Adressen grosser Herrn erzeugen, das kleinste gewesen seyn, wenigstens in so fern als der Graf im Stande gewesen wäre, nachher, wenn er von der Leidenschaft geheilt, durch eine genaue Wirtschaft die verschwendeten Güter wieder zu ersetzen. Allein seine Verirrungen — die Ausföhrung der teuflischen Anschläge Wiglebs — hatten weit nachtheiliger Folgen. Er war sonst der thätigste arbeitssamste Mann. Alle Geschäfte seines kleinen Staates gingen durch seine Hände. Alle Rechtschändel untersuchte, entschied er selbst. Alle Klagen, alle Bitten seiner Unterthanen hörte er selbst an. Kurz er wußte von allem. Daher konnten auch keine Unterschleife keine Betrügereien vorkommen. Jeder seiner Ver-

amten mußte rechtschaffen und redlich handeln, wenn er auch im Herzen ein Schalk war. Als sein Iht verlebte er erst ganze Wochen in Wiglebs und Wilhelmnes Gesellschaft auf dem schönen Landhause. Hante er auch endlich Stärcke genug, sich auf einige Tage aus den Armen seiner Geliebten loszuwinden, und kam er dann zu Hause, so fand er so viele Geschäfte, daß ihm — bey so sehr erschlaiffen Kräften — der Muth gebrach, nur eines anzufangen. Er ließ also alle liegen, und übertrug sie Wigleb, der sie nach seinem Wohlgefallen unter seine Günstlinge vertheilte. Diese waren, wie leicht zu erachten, von keinem bessern Karakter als Wigleb selbst. Denn der Gottlose kann nie den Rechtschaffnen zum Freunde haben. Und so ward auf einmal ein Ländgen, wo vorher alles so wohl geordnet war, wo es so wenige Unglückliche gab, wo jeder so zufrieden mit seinem Landesvater war, jeder so entzückt von ihm sprach, in diesem Ländgen ward alles auf einmal verwirrt, elend, unzufrieden, niedergeschlagen, und auf diese Art der unerfättlichen Ehrbegierde eines einzigen ein ganzes glückliches Völkgen aufgeopfert. Der Verräther konnte Iht seine Maaße abnehmen, und ohne gecheut den Rechtschaffnen drücken. Er hatte bey Wigleb Schatz. Zwar drängte sich dann und wann der Leidende zum Vpfer des Staats

selbst; allein da der Graf von keiner einzigen Sache unterrichtet war, so versprach er zwar Hilfe, versprach Untersuchung, und trug auch wirklich seinem Lieblinge die Sache auf; da er aber selbst ununterrichtet nicht entscheiden konnte; so war nichts natürlicher, als daß Wigleb ihm alle Sachen jederzeit von so einer Seite vorstellte, daß allezeit alles bey dem alten bleiben mußte. Niemanden gingen diese Unordnungen mehr zu Herzen, als der rechtschaffnen, edelthenden, wohlwollenden, menschenfreundschaftlichen Gräfin. Sie sah die Unordnungen im Staat, sie hörte das Klagen und Winseln der leidenden Untertanen — und doch vermogte sie nicht demselben abzuhelfen. Denn es war ihr gar nicht möglich mit dem Grafen zu sprechen, oder einen Brief in seine Hände zu bringen. Sie beweinete also in ihrer Einsame den Verlust der Liebe ihres Gatten, noch mehr aber seine Verirrungen, und deren unglückliche Folgen.

Neuntes Kapitel.

Das Beispiel des Hofes wird nachgeahmt.

Anfangs hatte der Graf dennoch bey seiner Liebe einige Vorsicht beobachtet. Wilhelmine wohnte auf dem Schlosse als eine Haushälterin,

und der Graf war von jeher gewohnt gewesen, von Zeit zu Zeit sich auf dem Schlosse zu belustigen: die Oftern Reisen dahin machten nun zwar Verdacht, aber man liepelte sich doch nun ins Ohr, daß sich der Graf eine Märreise halte, man sprach wenigstens mit einiger Zurückhaltung davon. Allein der Graf gab gar bald Anlaß öffentlich und ohne Scheu davon zu reden. Ueberdrüssig der Unbequemlichkeiten, welche mit dieser auf gewisse Art heimlichen Verbindung verknüpft waren, beschloß er Wilhelmine öffentlich für seine Märreise zu erklären, und ihr auf seinem Schlosse den einen Flügel zu ihrer Wohnung zu überlassen. Einige Zeit lang hielt ihn noch immer eine gewisse Schaam, welche den gefallenen Tugendhaften so geschwind nicht verläßt, von diesem Schritte zurück, allein Wigleb wußte diese zu besiegen, und ihn endlich zur wirklichen Ausführung seines Entschlusses zu bewegen. Wilhelmine bezog den mit vielem Geschmack und Pracht neu gehanderten Flügel, hatte ihre Damen, ihre Mädchen ihre Bedienten; machte großen Staat und Aufwand, und der Graf erdichtete nun nicht mehr, sich öffentlich mit ihr sehen zu lassen. Ein Hof von Schmeichlern und niederträchtigen Seelen versammelte sich um ihr, um durch sie entweder neue Gnaden zu erhalten, oder die Befestigung der schon erlangten zu be-

wirkten. Kurz sie war Regentin, aber wir müssen hinzusetzen unter Wiglebs Vormundschaft. Denn dieser schlaue Hölzling, der sich in Wilhelminens Herz eingeschlichen hatte, wußte sich in dem ungesicherten Besitze desselben zu erhalten. Wilhelmine liebte ihn zärtlich, und die Gunstbezeugungen, welche sie dem Grafen erlaubte, und mit denen sie ihn immer als eine weise Haushälterin beschenkte, waren bloß Verstellung, bloß Grimasse. Daher theilte Wilhelmine Wiglebs die geheimsten Vorfälle zwischen ihr und dem Grafen mit, daher unternahm sie nichts ohne seinen Rath, nichts ohne seinen Befehl. Man kann sich vorstellen, wie unordentlich es an einem Hofe zugegangen seyn müsse, wo der Regent ein Wollüstling war, und alle Geschäfte durch die Hand eines Völschwichts gingen. Auch härmte sich die gute Gräfin über diese so schreckliche Veränderung des sonst so tugendhaften Grafen so sehr ab, daß sie für gut befand, ihren erlauchten Aeltern ein passendes Gemälde von diesem betlagenswürdigen Zustande zu geben, und sie um die Erlaubniß zu bitten, sich von dem Hofe des Grafen zu entfernen, und bey Ihnen die übrige Zeit ihres Lebens zuzubringen. Sie erhielt auch diese Erlaubniß um so leichter, da sie von ihren Aeltern geliebt wurde, und diese von ihrer Tugend sich überzeugt glaubten. Die

Gräfin ließ dem Grafen ihren Entschluß wissen, und er bewilligte dieses ihr so gleich, und setzte ihr ein jährliches ansehnliches Gehalt aus, welches sie auch nicht ausschlug. Sie trennten sich von einander auf Hofmanier. Wer ihr Mißverständniß nicht geruht hätte, der würde geglaubt haben, sie schieden als Freunde von einander.

Welche Freude für Wigleb, der denn doch noch immer einige Furcht in seinem Busen nährte, daß die Unschuld der Gräfin und des Hartungus an den Tag kommen möge. Ist verschwand sie völlig, und nur Freude belebte seine Seele, da eben die Perionen sich freiwillig entfernten, welche ihm hätten schaden können. Wie war es möglich, glaubte er, daß jemals seine Vertäumdungen entdeckt würden?

Die Anwesenheit der tugendhaften Gräfin hatte bisher immer bewirkt, daß sich die uneblen und bösen noch mit einer gewissen Schüchternheit zeigten. Sie glaubten noch immer die Möglichkeit einer Ausöhnung, dachten das Laster auf dem Throne noch nicht so gekrönt, so gesichert; aber ist verschwand alle ihre Furcht. Man sah die meisten, welche sich an dem Hofe befanden, Mätressen halten. Selbst Wigleb, der bisher immer noch

den Tugendhaften gespielt hatte, legte nun die Maske ab, nahm mit vielem Lärm und Aufwand eine Mätresse an, nicht etwa aus Bedürfniß, oder aus Neigung, oder aus Wahl — sondern aus Mode, aus Gefälligkeit, weil er sehr wohl wußte, daß große Herren — um in ihren Augen Rechtfertigung ihrer Laster zu finden, nichts lieber sehen, als wenn ihre Thorheiten, ihre Verirrungen, ihre Fehler, ihre Schwachheiten nachgeahmt werden. Auch dem Grafen gefiel Wiglebs und der andern lasterhaften Höflinge Verragen. Sein Gewissen war nun ganz eingeschláfert, und er entfernte sich von Tag zu Tag immer mehr und mehr von dem Wege der Tugend. Er bekümmerte sich iht um gar nichts mehr, ja es ging gar mit ihm so weit, daß er nicht einmal den leybenden, den von Wigleb und seinen Kreaturen gedrückten und geängstigten Unterthanen Audienz verschattete, oder wenn er ihren Klagen ja nicht ausweichen konnte, so hörte er sie mit Misvergnügen, mit Ungeduld an, und wies sie an Wigleb, an eben den, der sie gedrückte hatte, und nun nur noch mehr drückte, wenn er hörte, daß sie sich ersreckt hatten, bey dem Grafen zu klagen. Der Graf sann auf nichts, als sich in Wilhelmínens Armen neue Vergnügen zu schaffen.

Diese Verderbniß der Sitten des Hofes breitete sich nach und nach bis unter der geringen

kein Klasse von Bürgern aus. Zwar gab es noch immer unter allen Ständen rechtschaffne, edle Seelen, welche dieses Gift nicht einsaugten, und treue, thätige Bürger des Staats blieben, aber ihre Anzahl war theils so gering, daß ihr herrliches Beispiel nichts fruchtete, theils durften sie auch nicht einmal sicher ihr Haupt vor der großen Anzahl der Lasterhaften emporrecken.

Wie unglücklich kann nicht ein einziger verschlagener Bösewicht ein ganzes Völkgen machen! die Begierde der erste zu seyn verleitete Wigleben zur Verblöndung, und diese war die Quelle aller dieser ungeheuern Folgen. Ein jählicher, gefälliger Gatte, ein wohlthätiger, weiser, tugendhafter, bloß um die Glückseligkeit seines Völkgens bekümmelter stets handelnder Fürst wird — Eubarie, verräunt, verschlummert in den Armen einer feilen Dirne die schönsten Tage seines Lebens, und vergiftet den Posten, auf den ihn die Gottheit gesetzt, vergiftet, wo zu er von ihr bestimmt war. Ein sonst glückliches Völkgen wird ißt elend, lafferhaft, ausgemergelt, entkräftet, tyrannisiert — durch einen einzigen ehrgeizigen Bösewicht. Es ist wahr, Wigleb konnte diese Folgen nicht alle vorher sehen, aber es ist gewiß, daß er eben so gehandelt, eben so das wahre Interesse seines Fürsten und des Staats seinen ehrgeizigen Absichten aufgeopfert haben,

und ein eben so niederträchtiger Verräther an beyden geworden seyn würde, wenn er auch diese und noch schlimmere Folgen seiner Handlungen vorher gesehen hätte.

O! Fürsten! Wähle lange, the ihr irgend einen eurer Freundschaft würdiget, aber habe ihr einen Freund der Menschen gefunden, so danke der gütigen Gottheit für ihre Vorsee, und schätze ihn — denn er ist es werth — höher, als alle eure irdische Schätze.

Letztes Buch.

Erstes Kapitel.

Einige Hochstapfer treten zusammen, ihrem Vaterlande die verlorne Glückseligkeit wieder zu erlangen.

Ein Volk mag noch so verderbt — so verführt seyn; der Regent mag noch so sehr durch seine Sittenlosigkeit die sonst reine Luft vergiften; der Völkerricht die Rechte der Unterthanen kränken, die rechtschaffnen Bürger zu unterdrücken sich bemühen, und alles anwenden bloß sein Interesse zu befördern, und Verräther an dem wahren Vortheile des Fürsten und des Staates werden, dies alles wird nicht hindern, daß nicht der Geist der Menschenliebe noch einige adle Seelen antreiben, sich öffentlich der Bosheit entgegen zu stellen, ihr Troß zu bieten, und sich für das Wohl ihrer geliebten Mitbürger aufzuopfern. Troß der Verderbniß unsers verzärtelten Jahrhunderts finden sich noch zur Ehre der Menschheit in allen Staaten solche Weise, die Muth genug haben, dem Fürsten die Binde, welche um seine Augen gewunden ist, aufzulösen.

sen, und hinlängliche Weisheit besitzen, sie auf eine Art loszubinden, daß der Fürst sich selbst freuet, wenn ihm nun wieder die Augen geöffnet sind. Freilich beseelt dieser Geist nur immer eine kleine Anzahl, aber auch diese ist hinlänglich, wenn nur der Fürst noch nicht so verderbt ist, daß er durchs aus das Elend seiner Untergebenen will. Und wie tief muß nicht der Mensch gesunken seyn, wenn er so grausam, so menschenfeindlich gegen sich selbst und seine Mitmenschen seyn soll? O gewiß! So tief kann fast der Mensch nicht sinken, so bösehaft kann er fast nicht wollen. Und wer wollte auch Mensch seyn, wer unter Menschen walten, wenn viele solche Teufel in menschlicher Gestalt herum wandelten und — Fürsten wären.

Der Graf — der durch seine Sittenlosigkeit noch mehr aber dadurch, daß er sich gar nicht um seine Unterthanen bekümmerte, den Staat unglücklich und elend machte, und durch Verschwendung ungeheurer Summen an Wilhelmitten nicht nur seine Schatzkammer ausleerte, sondern auch nicht unbeträchtliche Schulden machte — blieb dennoch immer im Herzen Menschenfreund, wünschte nichts so sehr als das Wohl seiner Untergebenen. Auch glaubte er wirklich das Schicksal seines Völkchens keinen bessern Händen anvertraut zu haben, als da er es Wigle:

ben übergab, den er für einen Tugendhaften, für einen Weisen, für einen Menschenfreund hielt. Und war es denn Wunder, wenn er ihn dafür hielt? Dieser Bösewicht konnte seine Laster so sehr durch Scheintugenden verschleiern, daß auch der geübteste Menschenkenner dadurch hintergangen werden mußte. Konnte denn der Graf errathen, daß die Geschichte mit der Gräfin und Hartungus Wiglebs Werk sey? Er hatte ja selbst mit eignen Augen gesehen, erst gezwiselt, ehe er gehandelt, erst selbst geprüft, selbst beobachtet, ehe er etwas zum Nachtheil der Gräfin und des Hartungus unternommen. Ueberdies hatte sich Wigleb — freylich nur erst, da er gewiß war, daß dieses die Galle des Grafen nur noch mehr erhitzen würde — zum Vertheidiger der Gräfin und des Hartungus aufgeworfen. Konnte er ferner errathen, daß Wigleb es gewesen, der ihn nach und nach in das Labyrinth der Wollust irre geführt. Und fühlte er denn nicht schon seine Verirrung? Hatte er denn einen Freund, welcher ihm die wahre Gestalt dieses Bösewichts gezeigt hätte? Wigleb erstattete dem Grafen von dem Zustande seines Staates öftere Berichte, und nach diesen lebte niemand glücklicher als seine Untergebenen. Klage jemand, so berichtete Wigleb jederzeit, daß dem Klagen schon abgeholfen sey. Kurz der Graf kannte

den Zustand seines Völkchens nicht mehr, aber glaubte ihn den besten, seitdem er von Rithelminens schönen Lippen das Gift einsaugte, welches ihm alle Kräfte benahm, thätig zu seyn, selbst zu handeln. Vey allem diesem guten Willen des Grafen ward es von Tagen zu Tagen schlimmer mit seinen Untergebenen, so, daß endlich eine kleine Anzahl Medicer — getrieben vom Geiste der Menschenliebe — zusammentrat, von dem elenden Zustande des Staates ein passendes Gemälde machte, die entblößten Kassen, die erhöhten Auflagen schilderte, die Quellen davon anzeigte und auch überdieß von der allgemeinen Sittenverderbniß die nöthigen Klagen mit einfließen ließ. Diese Schrift, welche von jenem heiligen Eifer glühte, der den Tugendhaften anfeuert für seine Nebenmenschen zu arbeiten, übergaben sie — ihre Namen unterschrieben — in einem bittenden Tone dem Grafen, nachdem sie umsonst versucht hatten, ihm mündlich von dem elenden Zustande seines Völkchens eine Schilderung zu machen.

Der Graf nahm die Schrift gnädig an, und versprach — ohne die Schrift gelesen zu haben — den Klagen abzuhefeln, ihre Vitten zu erhehren. Das, was der Graf seit langer Zeit nicht gethan hatte, that er jetzt, er

durchlas die ganze Schrift — und was bey einem Wellküstlinge noch immer zu bewundern ist — mit Aufmerksamkeit. Er erstaunte, als er — was ihm auch gar nicht einmal geräunt hatte — las, „daß sein Land elend, „sein Völkgen unglücklich, seine Kassen leer, „sein Land mit Nothgaben belästet, und verschult, „der, Wigles ein Völkwicht — und er durch „seine Unthätigkeit die Ursache aller dieser Uebel sey.“ Er erstaunte, und ob schon er nicht einsehen konnte, ob alle Klagen gegründet, alle Beschuldigungen wahr seyen; so mußte er sich doch selbst gestehen, daß er seit der unglücklichen Epoche, da er in das Vertrauen der Gräfin und des Hartungus einen — wie wir wissen — ungerechten Verdacht gekriegt; daß er seit dieser Zeit sich gar nicht um das Interesse des Staats bekümmert habe. Er mußte sich dieses gestehen, und beschloß daher, sich auf eine Zeit von Wilhelmminen loszuwinden, selbst die Klagen zu untersuchen, die Noth des Staats wieder herzustellen, und das Wohl seiner Untertanen zu befördern. Ehen war der Entschluß. Aber was ist der Entschluß eines Wellküstlinge, dessen Lebenskraft noch nicht abgetüht ist, dessen Kräfte noch erschläft, noch zu solchen Unternehmungen nicht hinlänglich sind? Eine einzige verführerische Miene, ein einziges Zucke

Helm, ein Kuß, eine Liebkosung, eine Schmei-
 cheley, ein neues vorgeschlagenes noch ungenos-
 nes Vergnügen, ja oft eine bloße Grimasse der
 Götter, welche den Wollüstling nach ihrem Wohls-
 gefallen gänzelt, ist hinreichend ihn dieses Ent-
 schlusses vergessen zu machen. Wilhelmine ver-
 stand diese Kunst vollkommen, sie wußte durch
 einen einzigen Blick ihren Grafen zu ihren Füß-
 sen nieder zu zwingen. Sie wußte ihm das
 Vergnügen in so veränderten Gestalten zu zeigen,
 daß er es jederzeit als neu genoß. Sie ersüßte
 also nicht so bald von Nigebien was vorgegan-
 gen, als sie ihre Kräfte aufbot, ihn zu einem
 monatlichen Aufenthalte auf dem Lande zu ver-
 führen. Die Stadtlust behagte Wilhelminen
 nicht mehr, der Arzt verordnete die reinere Land-
 lust — einige Schmeicheleyen, ein Grazienblick,
 ein Kuß, wie Loidion Küsse gab, gegeben, und
 der zur Thätigkeit, zur Arbeit, zum Recht ver-
 schafften, zum Klagen abhelfen, zum Wohlthun
 entschlossene Graf sinkt in Wilhelminens Arme,
 läßt von ihren Rosen Lippen das tödende Gift,
 entflieht den Geschäften, verläßt die Stadt, und
 verschlummert in Minens Armen einen ganzen
 Monat auf dem reichenden Landhause, wo jedes
 Pflüchchen an genossene Vergnügen zurück erin-
 nern mußte.

Ob er abreiste, übergab er Wigsleb diese Klage und Vitzschrift mit dem ernstlichen Befehle „nicht nur sich zu vertheiligen, sondern auch über die Beschwerden Rede und Antwort zu geben, und den Klagen abzuheifen.“ Wigsleb nahm aus seinen Händen mit jener frechen dem Bösen wichte eignen Mine, klagte über Verblöndung, wählte, daß man ihm bloß die Gnade mißgönne, in der er bey Er. Excellenz zu seyn die Ehre habe, und aus Neid ihm bey dem Grafen verdächtig zu machen suche; behauptete seine Ehrlichkeit, versprach sie zu beweisen, und ebenfals darzuthun, daß die Klagen über das Elend des Staats ungegründet, daß er vielmehr durch mehrere Unterthanen dem Grafen handgreiflich zu zeigen bereit sey, wie gar es mit seinen Untergebenen stehe, und wie wohl sie fast alle mit seiner Regierung zufrieden. „Es gibt in jedem Staate, setzte er endlich hinzu, unruhige Köpfe, die gern einen Staat nach ihrem Eigensinne beherrscht haben möchten. Wenn ich Er. Excellenz meine Unschuld werde dargethan, die Ungründlichkeit der Klagen werde erwiesen haben; so wird es freylich um ferneren Unordnungen vorzubeugen, nöthig seyn, daß Ihre Excellenz auch diese unruhige Köpfe bestrafen.“ Der Graf war zwar mit dieser Antwort zufrieden,

ten, foderte aber dennoch eine schriftliche Versicherung und den Verweis des gesagten, welches auch Wigleb zu versprechen gar keinen Anstand nahm.

Ruhig und zufrieden verrieth also der Graf mit seiner angebeteten Wilhelmine auf das Landhaus, um da den Grazien und der Göttern der Liebe gefällige Opfer zu bringen.

Wiglebs erste Sorge war, seine Getreuen, seine Lieblinge zusammen zu berufen, ihnen die Schrift vorzulegen, und mit ihnen gemeinschaftlich zu Werke zu gehen. Zuersttheidigte er sich selbst. Nach einer langen Einleitung, worinn er zeigte, wie viele Mühe, wie viele Ueberwindung es ihn kostete, von dem Guten, von den Wohlthaten zu sprechen, welche er dem Staate erwiesen, und wo er behauptete, daß nur der Befehl des Grafen und die Aufforderung einiger unruhigen Köpfe ihn zwingen könnte, dieses zu thun — wies er den Grafen auf die öffentlichen Schulanstalten des Hartunges, die er weislich nicht nur zu lassen, sondern auch noch hie und da zu verbessern sehr gut befunden hatte; brachte eine Menge schriftlicher Beweise von Leuten, die er mit Geld zu dem Staate nützlichen Unternehmungen unterstützte, welches er auch wirklich gethan. Er hatte einige neue

Handlungszweige dem Staate geöffnet, auch mit diesen prahlte er. Er hatte einige Arme unterstützt, einigen Familien seiner Lieblinge aufzuhelfen, diese mußten ihm dieses bezeugen. Er bewies endlich dem Grafen, wie unermüdet er für das Wohl seiner Untergebenen gearbeitet, wie redlich und treu er seinem Amte vorgestanden. Nun kam er auf die Klagen über das Elend des Staates. Nichts war ihm leichter, als die Ungründlichkeit derselben zu erheben. Er hatte eine Menge Anhänger, die ganz wohl mit seiner Verwaltung zufrieden waren, weil sie ihren Vortheil dabei fanden. Diese unterschrieben willig eine Schrift, worinn man sich zu freuen vorgab, in einem so glücklichen Staate unter einer so weisen Regierung zu leben. Das gute Herz des Grafen ward so übertrieben davon gelehrt, daß der gute Graf einen geringern Antheil Eigenliebe von der Natur hätte müssen empfangen haben, wenn dieser Kunstgriff auf ihn nicht hätte wirken sollen. Durch benutzte Rechnungen, die freylich von Schmeichlern sehr erhöht waren, bewies er, auf was für eine rühmliche Art die Gelder verschwendet worden. Hier waren neue öffentliche Gebäude errichtet, dort hatte der Wasserbau große Summen verzehret, da waren neue Manufakturen und Fabriken angelegt. Alles hatte seine Nichtigkeit, nur freylich hatten

alle diese Dinge nur die Heiße von dem gekostet, was er angab. Er berechnete auch die Summen, welche der Graf auf sein eignes Vergnügen verwendet. Diese hatte er mit gutem Vorbedachte so gering vorgestellt, daß der Graf sich gar gern diese kleine Verschwendung vergab. Was endlich die vorgegebene Sittenlosigkeit betraf; so zeigte er, daß eben dieses ein Beweis von dem glücklichen Zustande seiner Untergebenen sey. Denn, sagte er, wenn die Untergebenen, wie jene unruhige Köpfe vorgeben, wirklich so elend, so gedrückt, so getränkt wären; wo würden die Unterthanen Muth her haben, so glücklich zu seyn? Er gab zu, daß dieses zwar eine Unordnung im Staate sey, „allein, sagte er, wor-
 „der Ew. Excellenz noch ich haben daran Schuld.
 „Ich werde dahin Bedacht nehmen, setzte er
 „hinz, diesen Unordnungen abzuheffen, größ-
 „ten vorzubeugen; aber wer mag die Ausbrüche
 „des zufriedenen, glücklichen Unterthans ganz
 „hemmen. Selbst diese Unordnungen sind Fols-
 „gen, sind Beweise von dem allzuglücklichen Zu-
 „stande Ihres Willkürs. Und um Ew. Ex-
 „cellenz den vollständigen Beweis von meiner
 „Treue, meiner Redlichkeit, meiner Rechtschaf-
 „fenheit zu geben, so lege ich hiemit mein Amt
 „nieder, und bitte um meine Entlassung, nach-
 „dem ich, wie ich glaube, meine Unschuld hin-

„Königlich dargesthan habe. Wer mag noch Muth
 „haben seine Kräfte für einen Staat aufzu-
 „opfern, wenn der Verklünder so ungescheut den
 „Unschuldigen antastet kann. Ich sehe, daß
 „man mich der Gnade wegen, in der ich bey
 „Ihro Excellenz zu stehen überzeugt bin, beneidet.
 „Der Neid kann da Fehler entdecken, wo keine
 „sind. Ueberdies bin ich ein Mensch und kann
 „straucheln. Jede kleine Gelegenheit würden die
 „unruhigen, neidischen Köpfe ergreifen, mich bey
 „Ihro Excellenz zu verklündern. Ich würde
 „am Ende höchst unglücklich werden, und für
 „alle meine Mühe, Sorgfalt und Arbeit endlich
 „keine andre Belohnung haben, als die Erfah-
 „rung, daß man die Menschen nicht empfindlich
 „her belehigen kann, als wenn man einzig und
 „allein darauf sinnt, sie glücklich zu machen.
 „Ich glaube, die Pflichten des Bürgers und
 „Menschen erfüllt zu haben, und bitte nun Ew.
 „Excellenz um nichts mehr, als um meine Ent-
 „lassung, um in Ruhe die mir noch übrigen
 „Tage meines Lebens zu verleben. Sie wer-
 „den noch Männer finden, die Muth und Klug-
 „heit genug besitzen, sich bey diesen unruhigen
 „Köpfen beliebt zu machen, und ihrem Neide
 „und ihrer Verklünderung zu entgegen. Die
 „Ruhe Ew. Excellenz selbst fodert meine Entlas-
 „sung. Diese unruhigen Köpfe werden nicht

„aufhören, werden Ew. Excellenz immer quälen
 „und beunruhigen, und Ihnen die Freuden des
 „Lebens verbittern. Ich liebe Ew. Excellenz
 „viel zu sehr, als die Ursache deſo Kummerſ
 „ſeyn zu können, und bitte alſo nochmals um
 „meine Entlaſſung.“

Wigleb kannte das Herz des Grafen viel
 zu gut, als daß er ſich nicht den gewünſchten
 Erfolg von dieſer Schmeicheleiſchrift hätte verſpre-
 chen dürfen. Er griff ihn auf ſeiner ſchwächſten
 Seite an, und war ſeines Sieges gewiß. Er
 überſendete dem Grafen dieſe Papiere nebst ei-
 ner Menge Beſlagen. In zween Tagen erhielt
 er von dem Grafen folgendes Handſchreiben.

Mein lieber Wigleb!

„Ihre Rechtfertigung hatte mir, wovon
 „ich ſchon längſt überzeugt war, dargeſtan, daß
 „ich mein Vertrauen keinem unwürdigen ſondern
 „einem verdienſtvollen Manne geſchenkt habe.
 „Ich erkenne die Sprache der Weider und Ver-
 „klumder. Wenn ich Ihre Bitte erhören, und
 „Sie Ihres Dienſtes entlaſſen wollte, ſo würde
 „ich eine nie wieder gut zu machende Ungerechtig-
 „keit begehen, dem Staate einen Wohltäter
 „und mir einen Freund rauben. Fahren ſie alſo
 „fort, ferner mir ſo treu als biſher zu dienen.
 „Und um Ihnen einen vollen Beweis von mei-
 „nem unbegrenzten Zutrauen zu geben, um Sie

„zugleich vor Verläumdungen zu sichern, um
 „Sie zu künftigen grossen Unternehmungen auf-
 „zumuntern; so machen Sie hiemit diese meine
 „Willensmeinung öffentlich bekannt.“ —

„Da mich einige Verläumder und schwarze
 „Seelen hintergangen, und einen Mann bey
 „mir anschwärzen wollten, dessen Verdienste uns
 „klugbar sind; so bin ich gezwungen, allen Un-
 „terthanen zu untersagen, künftig mich mit sol-
 „chen ungegründeten Klagen zu belästigen. Ich
 „überlasse die Verstrafung dieser unruhigen Köpfe
 „se meinem Staatssekretär Wigleb, dem ich alle
 „Geschäfte des Staats auch übertragen habe.
 „Wer sich getränkt glaubt, hat sich an ihn zu
 „wenden, und kann versichert seyn, daß seinen
 „Klagen, wenn sie gerecht sind, gewiß abgehül-
 „fen werden wird. Ich wünsche nichts so sehr als
 „das Wohl meiner Unterthanen, und ich bin
 „überzeugt, daß meine Wünsche durch keine
 „Maassregeln besser erfüllt werden können, als
 „neben durch die welche ich ergriffen habe.“

„Von Ihnen mein lieber Wigleb, fodere
 „ich nichts, als einen monatlichen Bericht von
 „dem Zustande meiner Kasse, und meiner Staat-
 „ten. Und um Sie ganz und gar vor allen Ver-
 „läumdungen zu sichern, so verspreche ich Ihnen
 „hiemit feyerlich gar keine Klagen anzuhören,
 „und wenn ich ja denselben nicht entgegen könnte;

„Sie verlassen Sie sich darauf, daß ich Sie nie verurtheilen werde, ohne vorher Ihre Vertheidigung gehört zu haben.“ Ich bin ganz Ihr Freund.“

Dieses und nichts weniger hatte Wigleb erwartet. Er dankte dem Grafen, und nahm, wie wohl jeder erwarten könnte, den Dienst wieder an. Den Befehl des Grafen machte er öffentlich bekannt, war aber wohl bedächtig so wohlthätig, seinen so genannten Verklündern nicht nur zu vergeben, sondern er besaß sogar einen so hohen Grad von Dreistigkeit, daß er sie auffoderte, wenn Sie etwas an seiner Staatsverwaltung auszufehen hätten, so möchten Sie ihm seine Fehler ohne Scheu, ohne Furcht entdecken. Er sey ein Mensch, setzte er hinzu, der leicht straucheln könne, aber er nehme Belehrung an, und nichts werde ihm angenehmer seyn, als wenn ihm jemand seine Fehler entdecke, und zeige, wie er das Wohl der Unterthanen immer mehr und mehr befördern könne. Durch diesen leichten Kunstgriff gewann er sich vollends ganz das Herz des betrogenen Grafen, und selbst des blinden Pöbels, der so leicht durch Worte und Schmeicheleyen geblendet werden kann.

Niedergebeugt traten ihn diese adlen Patrioten zusammen. Sie bereuerten das Elend des Staats, die Verblendung ihres Regenten, die

Vesheit, die Dreißigkeit Wiglebs. Wie gern hätten sie die Namen „Verkümder, unruhige, Äpfe“ ertragen, wenn sie nur ihre ädlen Absichten erreicht, den Regenten von seiner Verirrung zurückgeführt, der Verwegenheit, der Sittenlosigkeit, der Vesheit gesteuert hätten. Allein so konnten sie nicht nur zu ihrer Krönung das Gegentheil erfahren, sondern so gar mit ansehen, wie sie bewirkt, daß die Unterthanen noch elender, die Verderbniß der Sitten noch größer, die Vesheit noch verwegener geworden. Denn nun herrschte der Bösewicht unumschränkt, sah am Ruder des Staats ungestört, genoß ruhig der Früchte seiner Verwegenheit, und niemand war im Stande diesen Unordnungen Einhalt zu thun.

Welche Kränkung! welche Demüthigung für den ädlen Menschenfreund!

Zweites Kapitel.

Hartungus.

Solche Begegnungen sind zwar vermißend, dem kleinen Geist niederschlagend, muthlos zu machen, und von weitem Unternehmungen abzuschrecken; aber starke, muthige Seelen lassen sich

dadurch von der weitem Ausführung ihres Plans nicht zurück scheuchen. So auch diese Patrioten. Sie ertrugen die Angriffe auf ihren guten Namen mit Standhaftigkeit und Geduld. Noch einmal wollten sie versuchen, dem Grafen die Augen zu öffnen. Aber vergeblich bemühten sie sich ihn zu sprechen. Er hörte sie nicht an, und wies sie drohend als Verläumder und unruhige Köpfe hinweg. Auch Wigleb, der so sehr mit Gerechtigkeit öffentlich geurtheilt hatte, zeigte durch sein Betragen, wie wenig er geneigt sei, Verleumdung anzunehmen, wie standhaft er beschloß, nach dem einmal angefangenen Plane fortzuarbeiten. Er hörte sie zwar an, verwarf aber allen Nebeln abzuweichen, aber hielt als Höfling Wort — es blieb alles bey dem Alten.

Nun blieb diesen rechtschaffnen Männern nur noch ein einziges Mittel übrig. Auch dieses wollten sie nicht unversucht lassen.

Sie waren von der Unschuld des Hartungus überzeugt. Sein Andenken war ihnen heilig. Sie kannten sein Herz, wußten es, daß auch ihn der Geist der Menschenliebe besetze; daß er den Staat liebe, in dem er so wohl aufgenommen worden; daß ihn Dankbarkeit noch an seinen fesselt; daß er das Unglück des Staates, die Verblendung und Verirrung des Grafen, die Bosheit Wiglebs besesse; und daß er

willig seine Hände zur Begräbung dieser Uebel bieten werde. Dieses alles wußten sie, und sie hatten schon seit geraumer Zeit mit ihm deshalb in Unterhandlungen gestanden, hatten schon oft in seinen Busen ihre Klagen ausgegossen, hatten versuchen wollen, ihn mit dem Grafen auszusöhnen, ihn wieder zurück zu bringen, obschon sie bisher vergeblich hiezu eine schickliche Gelegenheit gesucht hatten. Iht, da alles auf's äußerste gekommen war, da sie gar nicht wußten, wie diesen Unordnungen abzuhelpfen, iht beschloß sie, den Hartungus anzugehen, und ihn zu bitten, daß er dem Grafen schreiben ihn von seiner Unschuld zu überzeugen versuchen, von dem elenden Zustande des Staates, von Wiglebs Bosheit, Unternehmungen und so weiter Nachrichten geben solle. Sie glaubten daß dieses auf den Grafen, von dessen Herzen sie wußten, daß es noch nicht ganz verderbt sey, einigen Eindruck machen würde, wenn Hartungus — der iht, da er in Z... hindänglich zu leben hatte, gar keine privat Vortheile dabey zur Absicht haben konnte — ihm von dem traurigen Zustande seiner Untergebenen, und von Wiglebs schwarzer Seele Nachricht gäbe. Sie schrieben also in dieser Zuversicht wirklich an den Hartungus, stellten ihm die wahre Lage der Sachen vor, übergaben ihm davon alle schriftliche Beweise und

haren ihn; aus Menschenliebe, aus Patriotismus, aus Dankbarkeit Hand an das Werk zu legen.

Hartungus, dem überhaupt nichts wichtiger war, als eine Gelegenheit, den Menschen, seinen Brüdern zu dienen und der überdies noch von Dankbarkeit und Liebe für diesen Staat glühte, stand keinen Augenblick an, sich zur Unternehmung dieses Geschäftes zu entschließen. Wir müssen gestehen, daß nicht allein diese Menschenliebe, dieser adeliche Patriotismus, diese Dankbarkeit ihn dazu reichte. Auch er war ein Mensch, und warum wollten wir ihm nicht vergeben, wenn er hiebei einige andre menschliche Nebenabsichten hatte. Wie schön, dachte es ihn, müsse es seyn, wenn er das ausführte, was uns sonst eine beträchtliche Anzahl kluger und weiser Männer versuchte hatte? Wie schmeichelhaft war das nicht für seine Eigenliebe? Gelang sein Unternehmen, so war die öffentliche Rechtfertigung seiner Unschuld, und eine ruhmvolle Zurückberufung die nothwendige Folge davon. Wie schwellte das nicht seinen Busen auf? Welche Nahrung für seinen Stolz? Er war zwar in F... geliebt, geschätzt, aber er war doch nur — Professor, konnte nicht so unmittelbar auf das Wohl so vieler Menschen wirken. Und was wagte er denn? Wenn sein Unternehmen auch

nicht gelang, wenn der Graf sich die Binde von seinen Augen nicht loswinden lassen wollte, wenn die Daseiheit siegte, am Ende blieb? Nichts wagte er. Er blieb, was er war — Professor, und hatte sein Auskommen. Er glaubte also sich selbst in der Unternehmung dieses Geschäftes verbunden; und schrieb daher seinen Freunden zurück, daß er ehestens dem Grafen schreiben, alles versuchen wolle, ihn von seinen Verirrungen zurück zu führen, und sobald dieses geschehen, ihnen frühzeitig Nachricht davon zu geben, damit sie ihre Massregeln alsdann darnach nehmen könnten.

Hartungus Dumte keinen Augenblick an der Ausführung seines Vorhabens zu arbeiten. Er entdeckte es seinen würdigen Freunden in F..., welche über den veränderten schlimmen Zustand des Grafen nicht wenig erstaunt mittheilten und menschenfreundschäftlich ihre Hände boten, dem Hartungus in der Ausführung seiner Absichten beizustehen.

Wie freueten sich nicht die rechtschaffnen Patrioten, daß sie sich in dem Karakter des Hartungus nicht geirrt, und daß sie nun einige Hoffnung hatten, ihre gewiß ädlen Absichten erreichen zu sehen. Wir wollen den nun für das Wohl

seiner ehemaligen Mitbürger beschäftigten Harkungus auf einige Augenblicke verlassen, um zu sehen, was sich indessen mit der tugendhaften Gräfin zuge tragen.

Drittes Kapitel.

Vetragen der Aeltern der Gräfin.

So willkommen auch die Gräfin ihren erlauch ten Aeltern war, und so gern sie sich dieselbe zu ihrer beständigen Gesellschafterin wünschten; so konnten sie doch die Beleidigungen, welche der Graf der Gräfin anthat, und die ungerechten Beschuldigungen desselben nicht mit Gleichgültig keit ertragen. Zwar verlangte die Gräfin zu folge ihres sanften Charakters, daß Ihre Aeltern sich gar nicht mit dem Grafen einlassen sollten. Sie vermuthete oder sie wünschte vielmehr, daß er von selbst von seinen Verirrungen zurückkom men, von selbst ihre Unschuld einsehen lernen möchte. Und eben diese Tugenden der Gräfin hat ten ihre Aeltern bisher bewogen sich ruhig zu verhalten, und dem Grafen keine Vorwürfe we gen seines Vetragens zu machen. Allein ihre hatten sich die schon mehrmalen erwähnte Patrioten auch an die Gräfin gewendet, und sie innigst

gebeten durch die Vermittelung ihrer Aeltern zu versuchen, ob nicht zwischen beyden eine Ausöhnung zu bewirken. Sie schilderten ihr die bösen Folgen ihrer Trennung und den guten Erfolg, wenn sie wieder ausgesöhnt wären, mit so lebhaften Farben, daß sie endlich ihren bisherigen Entschluß änderte, und ihre Aeltern selbst ersuchte, nuncmehr zu versuchen, was Ihr Ansehen und Ihre Vorstellung bey dem Grafen bewirken würden.

Der Vater der Gräfin übernahm dieses Geschäft. Eigenhändig schrieb er an ihn, nicht etwa in einem polternden, Genugthuung wegen angethaner Verleumdungen fordernden Tone, nein! in jenem ernstlichen Tone schrieb er, in welchem der überzeugte, der Wahrheit liebende Mann spricht. Er wollte ihn nicht etwa zu einer Ausöhnung zwingen, noch weniger bat er ihn darum. Nein! er zeigte ihm bloß in dem Eingange seines Briefes, wie glücklich er vor jener unglücklichen Epoche mit seiner treuen Gattin gelebt, und erinnerte ihn, wie oft er dieses selbst gesehnden, und wie häufig er ihm wegen der Größe seines Glückes gedankt. Hierauf ging er zu der Ursache der Zerstörung dieser großen Glückseligkeit über. Hier erzählte er den Verfall, so wie wir wissen, daß er sich zugetragen, und er erzählte es in jenem ernsten das Gepräge der Wahrheit

an sich tragenden Tone, der uns so schnell menschlichkeit unsern Beyfall ablockt. Nun theilte er das Betragen des Grafen, und zeigte ihm, wie unweise er gehandelt, daß er die Sache so öffentlich bekannt gemacht habe. Er zeigte ihm, wie sehr er die Gräfin dadurch beleidigt, wie empfindlich er ihre Ehre und ihre Tugend angegriffen, und wie billig sie auf eine hinlängliche Genußnahme dringen könne. Allein die Gräfin sey weise genug, solche Verleumdungen mit Geduld zu ertragen, ihm zu vergeben, und durch Ihr Betragen der Welt zu zeigen, daß Verdacht des Grafen ungerecht gewesen.

Er sagt endlich, daß die Gräfin für immer geschwiegen, und erwartet haben würde, ob er nicht von selbst von seinen Verirrungen zurück kommen, von selbst ihre Unschuld einssehen lernen werde, wenn ihr nicht das Elend, die Bedrängnisse seiner Unterthanen zu Herzen gegangen wären, wenn sie nicht hätte mit ansehen müssen, wie verwegen hochhaft Wigleb handle. Er entlarvte nunmehr den heuchlerischen Oberwicht durch unauflösbare Thatsachen. Wigleb hatte die Unbesonnenheit begangen, sich in dem anstehenden den Staate ein großes Gut zu erkaufen, auf dessen Verschönerung er große Summen verschwendet, und er war so unklug gewesen, dem Grafen den Erkauf dieses Gutes zu verheimlichen.

Er hatte dieses Gut aus keiner geringern Absicht erkauft, als daß es ihm einst zum Zufluchtsorte dienen sollte, wenn er von der Höhe etwa, auf der er sich jetzt befand, herabgestürzt würde. Die rechtschaffnen Patrioten hatten dieses ausgetuschelt, und es der Gräfin sowohl als dem Hartungius angezeigt. Der gute Vater der tugendhaften Gräfin entdeckte dieses dem geliebtesten Grafen und zeigte ihm, daß es ohnmöglich sey, daß Wigleb, der von Haus aus wenig Vermögen hatte, von seinem bloßen Gehalte sich ein so ansehnliches Gut habe erkaufen können, daß er also nothwendig den Grafen und das Land müsse betrogen haben. Er entdeckte ihm ferner eine Menge Betrügereien, Ungerechtigkeiten und Unterschlässe Wiglebs und bewies alles durch unumstößliche Gründe, durch Thatfachen. Nun kam er auf Wilhelminen. Er sagte ihm, was das ganze Land, der Graf allein nicht wußte, daß sie Wiglebs Mätresse gewesen, und daß Wigleb wahrscheinlicher Weise dem Grafen durch dieses Mädchen bestricket, um ihn zu verhindern, die Sache der Gräfin und des Hartungius zu untersuchen, und die Unschuld beider einzusehen. Er malte ihm nun die Folgen dieser Verirrung. Er verschlummere die schönsten Tage seines Lebens in Unthätigkeit, in den Armen einer feilen Dirne,

Diene, bekümmere sich nicht um seine Unterthanen, und überlasse den ganzen Staat einem Verräther, einem ehrgeizigen Obdienten, einer nie verrückten Seele. Da die Folgen seiner Verirrungen, setzte er hinzu, so schlimm seyen, so könne auch die Quelle, aus der sie geflossen, ehrendlich rein und lauter seyn. Er zeigte ihm endlich, wie unglücklich er sich selbst gemacht. Er verließ sich hier auf sein eignes Gefühl, und befragte ihn, ob er nicht selbst fühle, daß die Glückseligkeit in den Armen einer feilen Diene die schönsten Tage zu verschwenden, irriger Wahn und Blendwerk sey. Er bat ihn, um seiner eignen Ruhe und Glückseligkeit willen, über sich selbst und über die Folgen seines bisherigen Verräthers Betrachtungen anzustellen, und besonders den Charakter und die Handlungen Wiglebs näher zu untersuchen. „Und, schloß er, wenn der Herr Graf ihren Irrthum und ihre Verirrungen werden erkannt, und die Unschuld der Gräfin erklärt haben, so wird meine Tochter fähig seyn, alles mögliche für Sie zu thun. Sie wird Ihnen Ihre Erwachheiten vergeben, Sie wie vorher lieben, und vereint mit Ihnen an der Wiederherstellung der Glückseligkeit des Staats arbeiten.“

Dieses offenherzige, freundschaftliche Schreiben ward dem Grafen durch einen diesem Geschäfte besonders gewählten biederern Mann dem Grafen übergeben. Damit ja nicht dasselbe in Mialob's Hände käme, und durch ihn unterdrückt würde.

Viertes Kapitel.

Hartungs Schreiben an den Grafen.

Fast zu der nemlichen Zeit, als das Schreiben des Vaters der Gräfin den Grafen in Erstaunen setzte, erhielt er auch ein Schreiben von Hartung.

Nachdem er ihm eben so, wie der Vater der Gräfin, seine Unschuld dargethan, und seine Zusammenkunft mit der Gräfin in dem Garten, welche den Verdacht des Grafen erregt, auf die nemliche Art, als jener, beschrieben hatte, so deckte er noch überdies die Tücke und Bosheit Mialobs auf, und zeigte dem Grafen, daß nur durch die List dieses Völkewichts geblendet der Graf gesehen zu haben glaube, was nicht wirklich. Er erwähnte der Sitte der Gräfin, wenn sie im Vertrauen mit jemanden sprach, demselben die Hände zu drücken; er sagte ihm, daß nur Mialob

ons Gedichte der Gräfin die Thräne abgelockt die so sehr seine Eifersucht rege gemacht. Er zeigte ihm hierauf, daß nicht allein die Rechtfertigung seiner Unschuld ihn zum Schreiben bewege sondern nur hauptsächlich seine Liebe zu einem Staate, von dem er so viele Wohlthaten genossen, der Wunsch, seine ehemaligen Mitbürger wieder glücklich zu wissen, und die Begierde, die Verleumdung des Grafen aufhören zu sehen.

Das übrige in dem Schreiben war mit jenem des Vaters der Gräfin völlig übereinstimmend. Nur daß er das Unglück der Unterthanen besser aus einander setzte, und Wiglebs Tücken, Bosheiten, Verrügereien und Unterschleife mehr aufdeckte, welches er auch weit eher konnte, da er eine genaue vollständige Kenntniß sich vom ganzen Staate erworben.

Er sprach als Patriot, aber mit der ihm eignen Bescheidenheit. Am Ende ließ er auch etwas von Wilhelminen mit einfließen, aber nur so viel, als er für nöthig erachtete, dem Grafen die Augen zu öffnen. Er entdeckte ihm auch dem, daß Wilhelmine die ehemalige Mätresse Wiglebs gewesen, noch dieses, daß Wigleb noch immer mit Wilhelminen in gewisser Vertraulichkeit lebe, daß Wilhelmine nichts ohne den Rath und Befehl Wiglebs unternehme, daß dieser sie oft in geheim unterrichte. Auch n. 22

Kunstgriffe, durch welche Grimaassen sie den Grafen länger in ihren Fesseln zu erhalten suchen müßte, und daß der Graf leicht einmal Zeuge und Anhörer einer so heimlichen, vertrauten Unterredung seyn könne.

Dieses Schreiben ward dem Grafen auf das Landhaus zugesandt, auf welchem er sich ganz allein mit Wilhelmine befand, so, daß es also gar nicht in Wiglebs Hände kommen konnte, nothwendig von dem Grafen gelesen werden mußte.

Am nemlichen Tage, da der Graf dieses Schreiben von Hartungus erhielt, bekam er auch jenes von dem Vater der Gräfin, und auf Hartungus Anrathen versügte sich auch der muthigste von den Patrioten zum Grafen, aber nicht eher, als bis der Graf beyde Briefe gelesen hatte.

Ehe wir von den Wirkungen reden, welche so wohl beyde Briefe als die Bitten und Klagen des Patrioten auf das Herz des verführten Grafen gemacht, wollen wir den Zustand schildern, in welchem ihn diese Briefe trafen, und nur einige Worte von Wiglebs und Wilhelmine's Betragen veranschaulichen.

Fünftes Kapitel.

Ueber die Leidenschaft des Grafen und über Wiglets
und Wilhelminens Betragen.

Die Leidenschaften der Menschen und besonders die so sehr verschleierte Leidenschaft der Liebe entstehen gemeiniglich sehr schnell. Oft ist ein einziger Blick, ein einziges Zulächeln eines klugen oder sanften Mädchens fähig, unsern Verstand zu benebeln, und in uns die Begierde nach dem Genuße so stark zu erregen, daß nichts als Befriedigung im Stande ist, uns zu beruhigen. Nach Maassgabe die Nerven und Fibern des Liebhabers entweder ädeltlich und fein oder stark gebaut, sein Temperament hitzig oder kalt, seine Seele weniger oder mehr zu feinern oder niedriger Empfindungen gebildet, seine Begriffe von Pflicht und Tugend in seinem Herzen einen mehr oder weniger lebhaften Eindruck hinterlassen — nach diesem Maassstabe wird auf die Befriedigung der Begierde entweder früher oder später — aber doch gewiß einmal Zättigung erfolgen, wenn nicht die Geliebte die seltene Kunst versteht, sich dem Herzen ihres Liebhabers ganz unentbehrlich zu machen, so wie sich ohngesähr Aspasia bey ihrem Perikles, Danaë bey ihrem Eurys einzuschleichen wußte. Eine andre Dame, die

nur die Sinne des Liebhabers zu betäuben ver-
steht, sein Herz zu verführen nicht weiß, wird
nach Maßgabe jener Umstände entweder früher
oder später Sättigung erzeigen, und so also gar
bald von der Höhe, auf der sie sich vorher be-
fand, herabgeführt werden, wenn sich nur irgend
noch einige der Jugend günstige Umstände er-
zeugen.

Bei unserm Grafen fanden sich einige der
früheren Erwähnung eben nicht günstige Umstände
ein. Er hatte eines von jenen festen Tempera-
menten und seine Fibern und Nerven waren von
der Festigkeit, daß er in allem dem, was
er einmal angefangen, standhaft fortsetzte, wenn
sich nicht besondere Zufälle erzeugten. Er hatte
Wilhelminen gesehen. Nicht ihr schlanker Wuchs,
nicht ihr kleiner niedlicher Fuß, nicht das glatte,
schöne Gesicht, nicht der schöne weiße Arm, nicht
der emporwallende nur Wollust und Liebe ath-
mende, und Verführung der Sinne einhauchende
Rufen — nicht das feurige von Wollust glühende
Auge waren es, welche dem Grafen so schnell
Wilhelminen lieben machten. Wenn es auf
diese Umstände angekommen wäre, so würde
Wilhelmine vielleicht nie auf dem Grafen Ein-
druck gemacht, Wigleb nie seine Absicht erreichen
haben, denn der Graf war schon über diejenigen
Jahre hinweg, in welchen ein solches Mädchen —

und wenn es die feileste Dirne wäre — den noch unerfahrenen Jüngling verführt, und in das Labyrinth der gefährlichsten aller Leidenschaften, der schrecklichsten Feindin wahrer Tugend, und der Ruhe und Glückseligkeit des Menschen verwickelt. Also von dieser Verführung war er frey. Aber der schmachende zärtliche Blick, mit dem ihn Wilhelmine durchschaute, Blicke, die das beste Herz verkündigten, so ein gewisser Zustand, der sich unmöglich beschreiben läßt, der nur gefühlt werden kann — diese Umstände waren es, welche den Grafen auf Wilhelminen aufmerksam machten, welche seine ganze Seele in Verwirrung setzten. Seit dem erstenmale er sie gesehen, war er unruhig, und der für seine Glückseligkeit so gefährliche Wunsch — Wilhelminen mehrmalen zu sehen, lebte schnell in seinem Herzen auf.

Wigleb war einer der feinsten Menschenkenner; auch die geheimsten Falten des Herzens des Grafen entzückten seinem Beobachtungsgenisse nicht. Er konnte die Schwächen des Grafen, wußte auf welcher Seite er angegriffen werden mußte, wenn Wilhelmine siegen, er seine Absichten erreichen wollte. Auf diese Kenntniß baute er die Theorie, nach der Wilhelmine auf den Grafen losstürmen sollte. Er unterrichtete sie in diesen weiblichen Künsten so aus,

und Wilhelmine verstand sie vollkommen, daß die Niederlage des Grafen fast nothwendig erfolgen mußte. Seinem Plane zufolge brachte es Wilhelmine dahin, daß der Graf sich innigst und zärtlichst geliebt glaubte. Nicht der Graf — so dachte ihn — war es, der Wilhelminen harte bewegen können, die so kostbare, so geschätzte Gutsbezeugungen zu erzeigen, nein! seine eigene Person — abgesehen der Exzellenz — hatte, seinem Wahn nach, ihm Wilhelminens Liebe erworben. Welche Schmeichelei für seine Eigenliebe? Noch eine andre Ursache machte ihm Wilhelminen werther als irgend ein andres Mädchen. Auf Wiglebs Rath, der wie schon gesagt dem Grafen ganz genau kannte, spielte Wilhelmine die Rolle des Herzens und des Verstandes des Grafen; ich will sagen, sie dachte, sie empfand, sie fühlte, sie beschloß, sie handelte, ich sage — sie schien so zu denken, zu empfinden, zu fühlen, zu beschließen, zu handeln, wie der Graf selbst. Diese scheinbare Uebereinstimmung des Herzens und Verstandes liegt mehr an, als alle andre weibliche Künste, machte es, daß der Graf nicht bloß Wilhelminens Liebhaber war, sondern auch ihr wahrer, theilnehmender, und die geheimsten Vorfälle seines Herzens mittheilender Freund ward. Diese Uebereinstimmung knüpfte ihre Herzen so enge zusammen, als menschi-

liche Herzen geknüpft werden können. Man konnte so leicht nicht jene Zügelung erfolgen, die so manchemal den Jüngling zur Tugend wiederkehren macht. Und da Wilhelmine mit ihrem Gußbezeugungen, als eine kluge Haus-
hälterin wucherte, da sie die Vergnügen so mannigfaltig genießen zu lassen verstand, da sie ihm dieselbe jederzeit so neu schmecken ließ, da sie seine vertraueste Freundin zu seyn schien, da sie sich seinem Herzen unentbehrlich zu machen gewußt hatte — so mußte eine Menge glücklicher Umstände zusammen treffen, wenn die Verblendung des Grafen aufhören, wenn der Durst, die Sehnsucht nach einem bessern Zustande in ihm aufkeimen sollte.

Nichts konnte den Absichten Wiglebs wir-
drigeres, und der Zurückkehr zur Tugend günsti-
geres erdugnen, als daß die schon mehrmalen
erwähnten Patrioten dem Grafen die Klage und
Dittichstift übergaben, von der wir oben geredet
hatten. Wenn schon die Wollust, die Lustens-
chafe, die Trübsie des Grafen verzehrt, ihn zu
nützlichen Unternehmungen unthätig gemacht
hatte; so ward doch durch diese Schrift, welche
in einem so ganz eignen rührenden Tone geschrie-
ben war, der Geist der Menschlichkeit, die Liebe
zur Gerechtigkeit und zum Wohltun wieder er-
regt. Wigleb hatte nun unter zweien Uebeln zu wäh-
len.

len. Entweder mußte er den Grafen wieder thätig werden lassen, oder ihn auf einige Zeit von dem Schlosse entfernen, damit er in Wilhelmminens Armen, durch Wilhelmminens Ränke jener Klagen vergesse, und Walebs Vertheidigung so auf gerade wohl für Wahrheit annähme. Das ersiere schien ihm zu gefährlich, als daß er es dem andern Mittel hätte vorziehen sollen. Zwar sah er auch die Gefährlichkeit, welche mit dem andern verknüpft war, deutlich ein: allein er traute einmal Wilhelmminen Klugheit genug zu, die Schwierigkeiten zu überwinden, und dann zwang ihn auch die Nothwendigkeit, die Unmöglichkeit ein andres Mittel vorzulehren, dazu, den Grafen durch Wilhelmminen zu bewegen, sich mit ihr auf eine geraume Zeit auf das prächtige, zum Genuße des Vergnügens eingerichtete Landhaus zu begeben. Es geschah: allein es erfolgte auch wirklich, was er sich vorher geweissaget hatte.

So lange der Graf in der Stadt war, hatte er täglich so mannigfaltige Zerstreuungen, daß er nicht immer Wilhelmminen sehen, nicht immer um sie herum seyn konnte. Bald wurden seine Sinne durch wohlbesetzte Konzerte, bald durch aufmunternde Schauspiele, bald durch Opern, bald durch angenehme Spaziergänge, bald durch die Gesellschaft anderer Menschen zu

dem Vergnügen, welches ihm die Wollust gewährete, vorbereitet. Oft sah er Wilhelminen Tage lang nicht, und er sehnte sich dann nach ihren Umarmungen, sehnste sich an ihrem Busen sein Herz auszuschütten. Dieß machte nun seine Wiederkehr zur Tugend fast unmöglich. Allein auf dem Landhause war er stets von Wilhelminen umgeben, sah wenige andre Menschen, und wenn er ja sich mit der Natur unterhalten wollte, so war sie stets bey ihm. So sehr sich also auch Wilhelmine Mühe gab, sich ihm unentbehrlich zu machen, und so klug, so weise, sparsam sie auch mit ihren Gunstbezeugungen war; so konnte sie doch nicht verhindern, daß nicht durch eine starke Abnahme der Leidenschaft erfolget würde. Das Feuer, welches ihn bisher durchglüht hatte, ward von Tag zu Tage immer kleiner; stets verblühte ein Funken nach dem andern. Er sah ihr Wilhelminen nicht mehr so mit jenen wollüstigen Augen an; betrachtete sie mit ruhigeren Blicken, mit kälteren Herzen und, was so vieles hier zur gänzlichen Ausrottung der Leidenschaft beytrug, seine Sinne waren erschlaft, seine Kräfte verauschte, — und er war nicht ganz doch größtentheils gestärkt. Er fing an, an der Aufsechtigkeit von Wilhelminens Liebe Zweifel zu setzen, fing an, sie als eine Dirne zu betrachten, die ihn durch Grinasse zu verschören sich bemühe,

fing an, eine gewisse Unbehaglichkeit — die
 nöthwendigste Folge der gestörten Leidenschaft
 — zu fühlen, fing an — der sicherste Vor-
 bote der baldigst wiederkehrenden Tugend —
 über sich selbst Betrachtungen anzustellen, sich
 zu fragen, wer er gewesen, wer er jetzt war,
 und den gegenwärtigen Zustand mit dem vor-
 hergehenden zu vergleichen. Diese Selbstbe-
 trachtungen waren von einem so großen Er-
 staunen über seinen veränderten Zustand, den
 er nun einsehen lernte, begleitet, und ließen
 so deutliche Spuren davon in seinen Gesichtszü-
 gen zurück; die Unruhe seines Herzens war
 so merklich; sein Betragen gegen Wilhelmine
 so affectirt, daß Wilhelmine ganz rich-
 tig auf die vorgegangene Veränderung schloß.
 Sie benachrichtigte davon ihren Wigleb, der
 nun alle Mittel vorkehrte, ihn wieder umzu-
 stimmen. Wilhelmine bot auch alle ihre Kün-
 ste auf, so, daß endlich der Graf von neuem
 wieder in die gelegten Fallen fiel. Allein
 dieß verhinderte dennoch nicht, daß nicht sein
 Geist dann und wann von diesem wellüthigen
 Schlummer erwache und in jenen glücklichen
 Zustand wieder fort gerissen worden wäre.

Sechstes Kapitel.

Glückliche Wirkung der beiden Briefe. Unterredung
des Herrn S... mit dem Grafen.

In diesen der Tugend günstigen Augenblicken fanden ihn die Briefe des Vaters der Gräfin und des Hartungus. Er erkannte, als er die Geschichte der Gräfin und des Hartungus so übereinstimmend fand. Es war nichts unwahrscheinliches darinn. Er überlegte, daß er so ohne alle Untersuchung die Gräfin und den Hartungus verurtheile, daß er sie beyde verdamme, ohne sie angehört zu haben. Er ging nun auf Wiglebs Verräthen zurück, und fand alles wahr, was Hartungus ihm davon entdeckt. Ueber die Klagen von dem elenden Zustande des Staats konnte er nicht entscheiden, weil er sich bisher darsum gar nicht bekümmert. Allein da die Klagen mit jenen der Patrioten übereinstimmten, und da er nicht einsehen konnte, was Hartungus für falsche Absichten haben konnte, so machten sie ihn wenigstens geneigt, selbst zu untersuchen, mit eignen Augen zu sehen, und es nicht bloß auf Wigleben ankommen zu lassen, der ihm nun durch Hartungus Beschreibung verdächtig ward. Nichts aber bestreimte ihn so sehr, als daß Wigleb sich ein so ansehnliches Gut und zwar

in einem fremden Staate gekauft haben sollte. „Wenn dieses wahr wäre, sagte er zu sich selbst, wie sehr hätte ich mich betrogen? Wo kann er das Geld dazu herannehmen haben, als aus meinen Kassen. Solche Zusammen mit einer Durne verschwender, fuhr er fort, als er die Rechnungen fand, meine Unterthemen mit neuen Abgaben belästigt, von lauter Betrüggern umgeben, welches Unalück!“ Aber was seinen Stolz, und seine Eigenliebe beleidigte, war die Entdeckung, daß Wilhelmine Mätreffe gewesen, noch sey. Diese Betrachtungen versetzten ihn in den thatammernwürdigen Zustand, der auf das Verwundtsein des Lasterers folgt. Er betrachtete sich nun ernsthafter als er je gethan. Wie bedte er, in dessen Herzen die Liebe zur Tugend noch nicht verlöschen war, vor dem schenftlichen Wilde zurück, das sich seinen Augen darbot? Allein, so ohnmächtig ist der Vollstättung, Wilhelmine überrückte ihn in diesen Augenblicken, und so fest er Anfangs beschloßen hatte, sich wenigstens so lange bis er alles genau untersucht haben würde, von ihr zu trennen, so siegte doch Wilhelmine, durch ihre verführerische Sackte für diesmal, er sank in ihre Arme und hatte die große Schwachheit, ihr alles zu entdecken, was vorgegangen. Wilhelmine trankausen, Ergrimmten ist über alle Beschreibung. Allein sie war so klug beides zu

verhehlen, sie vertheidigte ihre Unschuld, und um unschuldig zu scheinen, ging sie gar so weit, daß sie in ihn drang, die Sache genau zu untersuchen, wie wohl ihr dieses nicht Ernst war, und sie schon auf Mittel sann, es zu verhindern. Und gewiß würde der Graf in seiner einmal aus gefangenen Lebensart fortgefahren haben, wenn nicht, nach dem Wilhelmine — um sich bey Wigleben Rathes zu erholen und ihm alle Vorfälle zu entdecken — sich entfernte hatte, Herr S... der mutigste und klügste von jenen Patrioten dringend bey dem Grafen um Audienz gebeten hätte, unter dem Vorwande, daß er Dinge von Wichtigkeit ihm zu entdecken habe. Der Graf war ihr besser als jemals gesinnt, sich mit Menschen zu unterhalten, und ließ ihn also vor sich. Mit einer furchtlosen, unerschrockenen Mine, in dem das Gepräge der Wahrheit an sich tragenden Tone redete er ihn an, sagte ihm das nemliche, was Hartungus ihm geschrieben, beschwor ihn, von seiner Verirrung zurück zu kommen, und der weise, gütige Vater und Freund seiner Unterthanen wieder zu werden. Er bewies ihm, was am meisten seinen Stolz und seine Eigenliebe beleidigte, daß Wilhelmine die Mätresse Wiglebs gewesen, und er erbot sich dem Grafen Beweise von der geheimen Vertraulichkeit zu verschaffen, worinn beyde noch lebten,

und wollte darthun, daß Wigleb sich das Gut, wie wohlten unter einem fremden Nahmen erkauft habe. Ich bürgte, so schloß dieser Patriot, mit meinem Kopfe dafür, daß ich nichts als die launere, reine Wahrheit gesprochen, ich biete willig meinen Nacken dem Schwerte des Scharfrichters dar, wenn Em. Excellenz mich auch nur auf der kleinsten Lüge ertappen.

Diese Eurschlossenheit, dieser Muth, diese scheinbare Wahrheitsliebe, dieser Patriotismus öffnete endlich dem Grafen die Augen.

„Ich danke Ihnen edelmüthiger Mann,“
 „sozue er und ergriff seine Hand, ich danke
 „Ihnen, daß Sie mir meine Augen geöffnet.
 „Ich sehe das Labyrinth, in dem ich mich
 „verirrte. Ich erkenne, daß ich betrogen ward.
 „Aber ich bin so unruhig, daß ich mir weder
 „zu rathen noch zu helfen weiß. O! rathen
 „Sie mir, wie ich zu Werke gehen muß, wie
 „ich den Völschwärz bestrafen soll. Ich will
 „alles — alles thun.“

Ich würde das Zutrauen — erwiederte
 Herr S... — welches Em. Excellenz in
 mich zu setzen sich würdigen, mißtrauchen,
 wenn ich forderte, daß dieselben meinen Worten
 so gerade zu Glauben beumeßen möchten.
 Nein! Wigleb würde, wenn keine größere Ue-
 berzeug-

herzeugung da wäre, immer Mittel und Wege
 finden, sich bey Ihnen wieder einzuschleichen.
 Wollen Sie diesem wüthen größsern Uebel vor-
 beugen; so verfahren Sie ohngefähr auf folgende
 Art: Lassen Sie mich unter dem Vorwande, daß
 ich wider den neulich ergangenen Befehl gehan-
 delt, in Verhaft nehmen; entdecken Sie Wigle-
 ben, was Sie erfahren, verstellen Sie Sich,
 als ob Sie glaubten, so wohl die Briefe als
 meine Reden seyen Verläumdungen, tragen Sie
 Ihm auf sich zu vertheidigen Wigleb wird
 Ihnen trauen und sich vertheidigen, und dann
 untersuchen Sie, und Sie werden den Lügner,
 den Verräther finden. Auch können Sie Sich
 leicht davon überzeugen, daß Wigleb mit Wil-
 helmine noch immer in Vertraulichkeit lebe.
 Wahrscheinlicher Weise wird er sich mit Wil-
 helmine über die gegenwärtige Lage in geheim
 unterhalten, denn glauben Sie nur, daß Wil-
 helmine nichts ohne seinen Rath unternimmt;
 durch Geschenke, Versprechen und Drohungen
 können Sie, und ich wollte dieses fast über mich
 nehmen, Wiglebs Bedienten gewinnen, daß sie
 Ihnen verrathen, wo er sich mit ihr zu unterre-
 den pflegt. Den Ort kann ich nicht bestimmen,
 aber ich weiß, daß es geschieht. Und so können
 gar leicht Ew. Excellenz die Verräthercy mit an-

hören, sich selbst von der Wahrheit dessen, was ich behauptet, überzeugen.

„Ich gehe Ihrem Rathe. Ich werde sogleich mich nach Hause begeben, Wilhelminen mitnehmen, und um allen Verdachte vorzubeugen, mich eben den nemlichen stellen, der ich hieher war. Aber wozu Sie in Verhaft nehmen?“

Um Mitleiden desto sicherer zu machen, Thun es nur Ew. Excellenz. Habe ich gelogen, so verdiene ich Verstrafung; habe ich die Wahrheit gesprochen, so gereicht mir dieses Gefängniß mehr zur Ehre als Schande.

„So sey es dann. Versagen Sie Sich wieder in die Stadt. Ich fertige wie wohl ungern den Verhaftbefehl aus, und komme so dann gleich nach, um keinen Augenblick zu verflumen, das Uebel wieder gut zu machen, welches ich gestiftet.“

Der verehrungswürdige Z... ging einzüßte zur Stadt zurück, und verkündigte seinen harrenden Mitbürgern, daß der Graf von seiner Verirrung zurückgekommen, und wieder der Vater seiner Unterthanen, der wohlwollende Freund seiner Untergebenen geworden.

Siebentes Kapitel.

Folge des Vorigen. Willige Uebergangung, Entschluß des Grafen.

Der Graf blieb standhaft bey dem einmal gefaßten Entschlusse. Er fertigte sogleich den Verhaftsbefehl des Herrn E... aus, schrieb an Wigleb alles, was vorgefallen, berichtete ihn, daß er des andern Tages eintreffen würde, daß er sein völliges Zutrauen habe, daß er durch diese Bestrafung dieses Verldumders zeigen wolle, wie hoch er die Verachtung seiner Befehle aufnehme, daß Wigleb sich vertheidigen und seine Feinde zu Schande machen solle, und kurz er machte ihn so trauherzig, daß er sich selbst beredete, der Graf sey noch eben so wie vorher bestrickt. Nichts dächte ihm nun leichter als seine Vertheidigung, da es ihm mit der erstern so gut gelungen war. Er sagte Wilhelminen, daß er entschlossen sey, des morgenden Tages zurück zu reisen. Umsonst verschwendete Wilhelmine ihre sonstigen Künste, ihr von seinem gefühllichen Entschlusse zurück zu halten. Sie war des andern Tages gezwungen neben ihm in die Stadt zu fahren. Der Graf verstand, sich so gut zu verstellen, er affectirte so viele Liebe, so viele Zärtlichkeit, so viele gefällige Freundschaft, daß endlich Wilhelmine, be-

nagen, aufhörte, wegen der Briefe, von denen der Graf mit ihr gesprochen, etwas Gefährliches zu befürchten, sie glaubte vielmehr, daß sie einen vollständigen Sieg über sein Herz durch ihre Klugheit erhalten habe.

Sie kamen an, und Wigleb war der erste, der den Grafen sich darstellte. Wenn wir von etwas schon vorher eingenommen sind, so ist nichts leichter als da etwas zu vermuthen, wo nichts ist. So ging es auch dem Grafen. Er dünkte sich von Wiglebs Bosheit und Verrätherey überzeugt, und nun glaubte er — sobald er ihn sah — in allen seinen Mienen und Gesichtszügen, und in seinen ganzen Betragen die größte Verführung und Verlogenheit zu bemerken. Jeden andern von vorgesehnen Meinungen freyen Beobachter würde hingegen Wiglebs Miene Treue, Aufrichtigkeit und Verwegene, entschlossene Bosheit geschiene haben. Und diese Miene war es auch wirklich. Er verließ sich darauf, daß er vereint mit Wilhelmien den Grafen in seinen Schlingen behalten werde.

Die erste Sorge des Grafen war Wiglebs Bedienten zu gewinnen. Es aelang ihm, denselben durch Drohungen und Geschenke in der Klauen Verrätherey zu bewegen. Er versprach, ihm ausserordentlich Muchsch zu geben, wenn Wigleb mit Wilhelmien sich unterreden wär-

de. Als dieses geschehen, berief er Wigleben zu sich, erkundigte sich, ob Herr S... schon in Verhaft genommen worden, welches auch geschehen, und bat endlich — verabsichtete nicht — im vertraulichsten Tone der Freundschaft Wigleben, sich zu vertheidigen. „Ich erkenne ihre Unschuld,“ sagte er zu ihm, aber ich wünsche, daß auch die Menschen, die unruhigen Bürger besonders, davon überzeugt seyn möchten.“

Sagte ich es nicht Ew. Excellenz vorher, erwiederte Wigleb, daß ich keine Ruhe haben würde, daß man nie aufhöre würde, mich zu verkränken und zu versuchen, mich dero Gnade verlustig zu machen? Da diese Verkränker nichts ausrichten, so wendeten sie sich sogar an die Götter und an Hartungus. Hören Sie sich nicht viele Unruhe gespart, wenn Sie meinen damaligen Wunsch gewährt hätten. Ich wiederhole ihn nochmals. Wenn Ew. Excellenz Ruhe wünschen, so ertheilen Sie mir meinen Abschied. Sie haben noch würdevolle Männer im Staate, die dem Amte, das ich hier verwalte, gewiß vorzuziehen können, und die vielleicht dem Reiche weniger ausgesetzt wären, als ich.

„Ich habe Ihnen schon, lieber Wigleb! meine Meinung hinlänglich erklärt. Handeln Sie rechtschaffen und treu; so werde ich Sie schützen, und kein Verkränker soll im Stande

„sey, Ihnen meine Gnade zu rauben. Hier
 „haben Sie also — und da übergab er ihm die
 „Briefe — die Klagen wider Sie; beantwort
 „ten sie alles Punkt für Punkt. Verschümen
 „Sie aber keinen Augenblick, ich wünsche ihre
 „Verteidigung bald zu lesen, und ihre Feinde
 „frühzeitig von ihrem Karakter zu überzeugen.
 „Gehen Sie iht.“

Wigleb ging entzückt von dem Grafen hin
 weg. Er kannte ihn zwar genau, aber er hatte
 ihn noch nicht auf dem Verstellen angetroffen.
 Was für Gründe hätte er also haben können,
 in die Reden des Grafen ein Mißtrauen zu se
 hen? Seine Freude war so groß, daß er augen
 blicklich sich zu Wilhelminen verfügte, theils
 um sie daran Antheil nehmen zu lassen, theils
 auch, sie zu unterrichten, wie sie sich künftig bey
 dem Grafen zu benehmen habe. Wiglebs Fre
 dianter, den sich der Graf, wie schon gesagt, er
 kauft hatte, verrieth so gleich dem Grafen, daß
 er iht bey Wilhelminen sey, und verschaffte ihm
 Gelegenheit, sie zu behorchen, und so gar alles
 zu sehen, was zwischen beyden vorging.

Er flog dahin. Was sah', was hört' er
 da nicht? Sie erstickten sich fast mit Küßen,
 welche die Freude, den Grafen in ihrem Neße zu
 haben, gebahr. Sie nannten sich Du, Verweis
 seth genug für den Grafen von der Vertraulichkeit,

in der Beide gelebt, noch lebten. Wigleb fing seinen Unterricht an, und der Graf erkannte über dessen Bosheit und über Wilhelminens Gelehrigkeit. Wie kränkte es ihn nicht, daß er sich durch die Grimassen einer fellen Diene so lange hatte hintergehen lassen. Was ihm aber am meisten aufbrachte, war, daß Wigleb Wilhelminen sagte: „wenn ja alles schief ginge, so haben wir doch unser Gut. Wir flüchten, und wer will uns in einem fremden Gebiete etwas thun? Vielmehr werden wir da mit unsern gesammelten Schätzen willkommen seyn.“ Kaum konnte sich der Graf halten, sich dem Bismarck und der niederträchtigen Wilhelmine zu zeigen, und sie so gleich zu bestrafen. Nur der Gedanke, sich auch von der Wahrheit der andern Beschwerden vollkommen zu überzeugen konnte ihn davon zurück halten.

Eifersucht und gekränkte Eigenliebe und beleidigter Stolz hatten ihn nur von einer Leidenschaft geheilt, die ihn und seine Untertanen so unglücklich gemacht hatten. Er war ihr so frei von Liebe für Wilhelminen, als er es war, da er noch mit der Gräfin in Freundschaft lebte. Ihre und des Hartungus Unschuld war ihm nur ganz gewiß, und er wünschte nichts so sehr, als daß er der erstern Liebe, des andern Freundschaft wieder erwerben möchte.

Gegen Wigleb stellte er sich noch immer als vertrauter Freund, um diesen Obseiwicht desto besser zu entlarven. Er drang in ihn, seine Vertheidigung zu fertigen, und gab indessen geheime Befehle, genaue Acht auf ihn zu haben, damit er ja nicht seiner schon bestimmten Strafe entweichen möchte.

Wigleb ganz sorgenlos vertheidigte sich durch seine gewöhnlichen Kunstgriffe. Kaum hatte er seine Rechtfertigung übergeben, als ihn der Graf in enge Verhaft nehmen ließ. Es ward alles genau untersucht, und man entdeckte den Verräther, den Obseiwicht. In seinen Papieren fand man nicht nur den Kaufbrief von dem Gute, sondern auch eine Menge Rechnungen, weraus auf die Verschwendungen desselben der richtigste Schluß gemacht werden konnte.

Wiglebs Verstummen, Wilhelminens Erstaunen, der Schrecken der Kreaturen Wiglebs, und die Freude der Edelgesinnten ist über alle Beschreibung. Herr S** ward sogleich seiner Hefe sein entledigt, und Wilhelminen angedeutet, daß sie sich so gleich von dem Schlosse und aus dem Staate des Grafen entfernen solle. Er war so aroemüthig, ihr eine beträchtliche Summe zu geben, damit sie wenigstens nicht nöthig haben möchte, aus Noth lächerlich und lasterhafter zu werden. Nach genauer Untersuchung ward Wig-

leb und alle jene, die sich in der ersten Vertheidigung unterschrieben, und folglich Mitbeträger gewesen, zu einer ewigen Zuchthausstrafe verurtheilt; und so also der Graf sowol als seine Untergebenen von den Völschichtern befreit, welche unter der Larve der Tugend und Menschenfreundschaft den Grafen betrogen, und ein glückliches Völschen beinahe ganz elend gemacht hatten.

Achtes Kapitel.

Schöne Handlung des Grafen. *

Einer der gewöhnlichsten Fehler nicht nur des Großen, der Fürsten — wiewohl er diesen ganz besonders eigen ist — sondern auch fast aller Menschen ist; daß sie ihre Versehen nicht bekennen wollen, wenn sie auch einsehen, daß sie gesehlt haben. Dieses gilt nicht nur von den Herrschern des Verstandes, sondern auch von den Verirrungen und Schwachheiten des Herzens. Was für ungeheure Folgen hat nicht dieser Stolz des Menschen schon gehabt? Man darf nur mit flüchtigen Blicken die Kirchen und Staatsgeschichte durchsehen, um sich davon zu überzeugen. Aber nirgendwo hat dieser Stolz schädlichere Folgen als bei Fürsten. Trotz auch der einzeln Mensch, so

schadet er nur sich selbst; trotz aber der Hölle, hat sein Fehler Einfluß auf seine Unterthanen, so macht er, wenn er nicht durch entgegen gesetzte Handlungen seinen Fehler bekennet, nicht nur sich selbst, sondern auch seine Unterthanen unglücklich.

Wie! wenn der verirrte Graf, nachdem er seine Schwachheiten einsehen gelernt, von eitlem Stolze aufgebläht, so schwach oder so unweise gewesen wäre, in seinen Verirrungen fortzufahren? Wie, wenn er von eben diesem Stolze verführt, die Unschuld der Gräfin und des Hartungus zwar eingesehen, aber dennoch nicht hätte bekennen wollen? Wie elend unglücklich hätte er durch dieses Vertragen sich und seine Unterthanen gemacht?

Zum guten Glücke hatte der Graf diesen Fehler nicht an sich, oder wenn er ihn auch ja hatte, so siegte dennoch für diesmal seine Liebe zur Gerechtigkeit, und zum Wohltun über den Stolz. Er schrieb so gleich — nachdem er die Ruhe im Staate wieder hergestellt — an die Gräfin, bekannte seine Verirrung, seine Schwachheit, seine Fehler, bekannte ihre Unschuld, seine Schuld, und beschwor sie, seine Bitten nicht zu verschmähen, zu ihm wieder zurück zu kehren, ihn durch ihre Gegenwart, ihre Freundschaft, ihre Liebe wieder so glücklich zu machen, als er es vorher gewesen, da er noch nicht durch diesen

Betrüger war betrogen worden. Er zeigte ihr
 so gleich Wilhelminens Entfernung, Wiegels
 und seiner Kreaturen Verstrafung, und des Har-
 tungus Zurückberufung an. Diesem Brief legte
 er ein demüthig bittendes Schreiben an der
 Gräfin Eltern bey, die er ebenfalls beschwor, ihre
 Tochter zur Rückkunft zu bereeden. Desgleichen
 schrieb er an Hartungus. Er dankte ihm
 daß er so patriotisch gesinnt gewesen, ihm die Aus-
 gen öffnen zu helfen. Er bekannte, daß er unges-
 rechten Verdacht in sein Betragen gesetzt, und bat
 ihn endlich, seine Stelle in F...t niederzulegen,
 zu ihm zurück zu kommen, ihm seine Unterthanen
 wieder in ihren vorigen glücklichen Zustand
 zurück versetzen zu helfen, und bei ihm mit seiner
 Julie und seiner Familie seine noch übrige
 Lebenstage zu verleben. „Dies, sagte er, ist die
 „einzige Art ihnen Genugthuung zu verschaffen,
 „das einzige Mittel mich zu beruhigen. Ich bin
 „viel zu ohnmächtig allein das wieder gut zu ma-
 „chen, was der Verdrüßliche böses gestiftet. Und
 „wen könnte ich zum bessern Räthler wählen,
 „als eben den, welcher mir so treu gedient, sich
 „so verdient um mich und meinen Unterthanen
 „gemacht hat. Vergessen Sie des Unrechtes, wel-
 „ches ich Ihnen zugefügt; vergessen Sie, daß
 „ich Sie jemals verkannt habe; kommen Sie und
 „bleiben Sie ewig mein Freund. Waschen Sie

Bedingungen, unter welchen Sie wieder in „meine Dienste treten wollen, ich werde Sie alle „billigen und halten.“

So machte der Graf durch diese einzige demüthige Handlung den größten Theil seiner Verirrungen wieder gut. Was dürfte man nun nicht hoffen, nicht erwarten? Der Graf wieder einmal, ein rechtschaffner, Adler, wohlwollender Mann ihm zur Hilfe, und eine tugendhafte weiße Magd die das Muster für alle diejenigen, welche sich durch des Grafen Schwächen hatten verführen lassen, lästerhaft zu werden! Innerd erbrach die Gräfin das Schreiben, welches ihr Schicksal bestimmen sollte. Sie liest den Grafen trotz aller seiner Schwächen zu häßlich um nicht zu wünschen, daß er frühzeitig wieder der ehemalige häßliche Gauner seyn möchte. Sie kannte sein Herz, und versprach sich, daß dieser Zeitpunkt einst kommen würde. Aber sie wußte es auch, was eine schlaue Duhlerin und ein verrätherischer Freund für unumschränkte Gewalt über das gute Herz ausüben; und dieser Gedanke machte sie zittern, machte sie befürchten, daß der, der sie so innigst liebte, von seinem — freilich im Wachen süßem — Schlummer noch nicht erwacht sey. Zwischen Angst und Hoffnung getheilt erbrach sie den entscheidenden Brief.

Thränen der Freude quollen ihre Wangen herab, da sie die Verehrung ihres geliebten Gie-
mals sah. Ohne noch ihre Aeltern zu befrag-
en schrieb sie sogleich an den Grafen, und ver-
sprach ihm, in seine Umarmungen zu eilen,
seine treue, liebende Gattin wieder zu sehn, und
nie seiner vorherigen Schwachheiten zu erwä-
hen. Sie übergab dann ihren Aeltern freudes-
voll das Schreiben ihres Gieimal's, und sagte
ihnen, daß sie bereits ihm geschrieben, und ihren
Entschluß zu ihm zurück zu eilen bekannt ge-
macht habe. Ihre Aeltern billigten dieses, und schrie-
ben so gleich an den Grafen, um ihm den Tag
zu bestimmen, an welchem sie ihm ihre Tochter
wieder zurückbringen würden.

Hartungus durchlas das Schreiben des
Grafen mit der innigsten Freude. Wir haben
schon oben angemerkt, daß nicht nur Patrio-
tismus, Menschenliebe und Dankbarkeit ihn be-
wegten, an den Grafen zu schreiben; sondern
daß auch Eitel und Eiteliebe und Ehrfurcht
dieses bewirkten. Was Wunder also, daß er
augenblicklich sich entschloß, den Antrag des Gra-
fen anzunehmen. Er theilte seinen Entschluß
Julien und seinen Freunden mit. Alle freu-
ten sich nicht wenig den unschuldigen gerechtferti-
get zu sehn. So ungern sie auch den Har-
tungus verlieren; so riefen sie ihm doch an die

Bitten des Grafen zu erhören. Er suchte um seinen Abschied nach, und erhielt ihn auch, worüber sich der noch immer feindselig gesinnte Magister Eulpirius nicht wenig freute. Hartungus machte dem Grafen seinen Entschluß, seine Bereitwilligkeit die Bitten desselben, die ihm Beschle wären, zu erfüllen bekannt. Aber er setzte nichts von Bedingungen hinzu, er verließ sich in diesem Falle auf die Güte des Herzens des Grafen; er bestimmte nur noch den Tag, an welchem er bey ihm eintreffen würde.

Die Freude des Grafen seine Wünsche so bald erfüllt zu sehen, war so groß, daß er auch seine Unterthanen daran wollte Theil nehmen lassen. Er erklärte daher öffentlich die Unschuld der Gräfin und des Hartungus, verprach künftigher wieder ihr Vater und Freund zu seyn, hob alles auf, was Wigleb böses veranstaltet, und gab öffentliche Feste, um seinen Untergebenen einigermaßen zu zeigen, wie sehr er geneigt sey, das verflorrene wieder gut zu machen, und sie für alle den Kummer und die Bedrängnisse zu entschädigen, die ihnen Wigleb verursacht hatte.

Freude und Freßleben durchströmte die Herzen der redlichen Unterthanen. Sie dankten der Vorsicht, daß sie ihnen einen Vater, einen Freund wieder geschenkt, und von so einer beschwerlichen Last und Volkzeißel befreiet hatte.

Jedermann erwartete Sehnsuchtsvoll die Ankunft der allgemein verehrten tugendhaften Landesmutter, und des so oft besessenen, so oft schon zurückgewünschten Hartungus.

Neuntes Kapitel.

Der Gräfin und des Hartungus Zurückkunft. Angestellte Feyerlichkeiten.

In dieser Zwischenzeit wendete der Graf alle seine ihm übrige Stunden darauf, sich genau von allen dem zu unterrichten, was während seiner Verurteilung vorgefallen. Er bediente sich hierzu des Rathes und der Hülfe des Herrn Z... und der übrigen Patrioten, welche so muthig für das Wohl des Vaterlandes gearbeitet, so weise ihm die Binde von seinen Augen gelöst hatten. Endlich erschien der Tag, an dem die Gräfin eintreffen wollte. Er ließ ihr Ehrenböden errichten, und Denkmäler ihrer öffentlich erklärten Unschuld aufbauen. Für alle Unterthanen war dieser Tag, ein Tag der Feyerlichkeit, und der Freude. Alle erschienen in ihrem größten Putze, um sie zu sehen, um ihr ein Vivat zu rufen, um auch äußerlich die Freude auszudrücken, die ihre Herzen durchströmte. Der Graf fuhr ihr

bis an die Gräben entgegen. O! möchte ich doch diesen ersten Augenblick malen können, da beider Augen sich begegneten. Möchte ich doch die ruhige, sanfte, zärtliche, vergebende, freudige Mine der Gräfin, die Schaam, die sich in allen Gesichtszügen des Grafen ausdrückte, die um Vergebung schmachenden Augen, die Tugend, Liebe, und zärtliche innige Freundschaft versprechende Mine desselben zeichnen können? Ich erliege unter der Schwierigkeit des Gemäldes, fühle meine Ohnmacht, überlasse es dem Gefühle eines jeden tugendhaften und — schweige.

Sie kamen endlich in der Stadt an. Der laute Juch des Volks, das Freudengeschrey, das Vivat rufen verfolgte sie bis ins Schloß. Jedermann drängte sich, seine tugendhafte Landesmutter zu sehen und zu grüßen, jeder wünschte von ihr gesehen, von ihr begrüßt zu seyn. Sindig blickte sie auf jeden herab, und ihre sanfte Mine erquickte alle welche bisher unter Verdrängnissen gelebt hatten. Ein Ball, wozu alle distinguirte Personen eingeladen waren, und ein herrliches Abendmal beendete diesen Tag der Feyerlichkeit. Auch der gemeine Mann nahm an dieser Frölichkeit durch die Güte des Grafen und der Gräfin Antheil. Sie hatten beträchtliche Summen austheilen lassen, und besonders

empha,

empfangen die Hausarmen reichliche Gaben. Der Vater und die Mutter der Gräfin waren über die Freude des Volkes und über des Grafen so wie die Gräfin ganz erzaubt. Einigemal wollte der Graf Entschuldigungen wegen seiner Verirrungen stottern, allein sie waren alle so bescheiden, ihn davon zurückzuhalten, und eine Schaam ersparen, die nothwendig auf dieses Gesändniß, auf diese Erinnerungen hätte folgen müssen. Alle schienen vergessen zu haben, was vorgesehn war. Sie lebten so vergnügt, so zufrieden, so glücklich mit einander, als sie vorher geliebt hatten. Ja die Neuheit der Vergnügungen, sowohl für den Grafen — der nun erst den Unterschied zwischen der Liebe einer tugendhaften Gattin und der Grimaße einer feilen Diene empfand — als für die Gräfin — die lange ohne Gegenliebe zärtlich geliebt hatte — erhöhte ihre Glückseligkeit. Die tugendhafte Gräfin ermunterte ihren zur Tugend zurückgekehrten Gatten zur Thätigkeit, zur Vermähung die bedrängten Unterthanen wieder glücklich zu machen. Er fand so viele Arbeit, daß er nun mehr als jemals den Hartungus sich zu seinem freundschaftlichen Gehülfsen zurück wünschte.

Endlich kam auch dieser Tag, an welchem Hartungus einzutreffen versprochen hatte. Der

Graf eilte ihm entgegen; er wollte ihm zeigen, wie sehr er Verdienste zu schätzen wisse, und wie geneigt er sey, dem Unschuldigen öffentliche Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. So bald Hartungus den Grafen erblickte, fiel er ihm entgegen, um ihm für die Gnade zu danken, die er auf ihn hatte herablassen lassen.

„Keinen Dank, würdiger Mann! sagte
 „der Graf ihn umarmend, ich thue nichts als
 „meine Schuldigkeit. Wer den Unschuldigen
 „tränkt, der muß ihm auch, so bald er seine Un-
 „schuld einsieht, öffentliche Gerechtigkeit wieder-
 „fahren lassen. Seien Sie mein Freund, und
 „dienen Sie mir so gern, als gern ich Sie in mei-
 „nen Diensten habe. Helfen Sie mir die Bür-
 „de ertragen, unter der ich ohne einen treuen
 „rechtschaffnen Gehülfsen erliegen würde. Sie
 „haben mein unbegrenztes Vertrauen, meine Liebe,
 „und was uns das mehrest helfen wird, das Zu-
 „trauen und die Liebe des Volks.“

Hartungus ganz erstaunt über die Herr-
 ablassung des Grafen stotterte Dank, stammelts
 Versicherungen seiner Treue, seiner Rechtschaffen-
 heit, seiner Ergebenheit. Auch Julien redete
 der Graf gnädig an. „Ich habe Ihren Gatten,
 „sprach er zu ihr, Unrecht gethan, aber seien Sie
 „versichert, daß ich es wieder gut zu machen suchen.

„und Ihnen und Ihrer Familie alles thun wer:
 „de, was in meinen Kräften steht. Kommen
 „Sie beyde in meinen Wagen, ich will öffentlich
 „zeigen, wie sehr ich Sie schätze.“

Und so fuhren sie denn der Stadt zu, wo
 die edlen Patrioten, die beständigen Freunde des
 Hartungus, ihres Erretters warteten, wo ihm
 das laute Freudengeschrey, das Jauchzen des Vol:
 kes bis in das Schloß begleitete. Der Graf
 stellte den Hartungus, Julien, und ihre Kin:
 der der Gräfin vor, welche sich nicht wenig über
 ihre Ankunft freute. Dieser Tag war wiederum
 ein der öffentlichen Freude bestimmter Tag. Da
 Niemand und alle seine Kreaturen entfernt waren,
 so war auch nicht einer unter den Unterthanen,
 der sich nicht der Rückkunft des Hartungus ge:
 freut hätte. Allenthalben herrschte Freude und
 Frölichkeit, und der Graf und die Gräfin mach:
 ten durch reichliche Auspendungen, daß jeder
 daran Theil nehmen konnte.

Zehntes Kapitel.

Des Grafen und Hartungus Anhalten und Besorger.

Ein nicht geringer Beweis von der Nothwen:
 digkeit des moralischen Uebels oder wenigstens

dabon, daß das moralische Uebel nicht absolutes
 Sies relatives Uebel sey, ist: daß die Vorsicht es
 hienieden so leitet, daß aus dem uns scheinenden
 größten moralischen Uebeln est das beste Gut
 erwachse. Wir haben schon einigemal in dieser
 Geschichte Beweise von dieser Wahrheit gehabt.
 D. Karl mußte ein Freigeist des Herzens seyn,
 mußte seine Freigeisterei so sehr lieben, daß er
 sich einen Schüler wünschte, mußte sich den Har-
 tungus dazu auserkoren, damit dieser nun in
 den Garten kam, und eine gesunkene Julie der
 Tugend wieder schenkte, und zur rechtschaffnen
 Gattin umbildete. Isidor und Plazidus muß-
 ten Verräther werden, damit Hartungus das
 Kloster verließ, Sophien wieder fand, und seine
 Kräfte für das Wohl der Menschen und Bürger
 verwendete. Ein fienlosor Graf mußte auf
 Sophien Anschläge machen, damit ein Hartun-
 gus der Beförderer des Wohls einer beträchtli-
 chen Anzahl Bürger würde. Und Wyleben
 endlich mußte der Ehrgeiz zum Verläumder,
 Verräther und Bösewicht machen, damit die
 Liebe des Grafen zu seiner Gattin dauerhafter,
 das Band der Freundschaft zwischen ihm und
 Hartungus fester geknüpft, und jene Bösewicht-
 er entdeckt würden, welche mit der Larve der
 Tugend umherschlichen und den Grafen und den
 Hartungus betrogen, und heimliche — desto

geschicklichere — Besorger waren. Denn so bald Wigleb an das Ruder kam, hoben sie, die sich bisher immer gebiet und geschmiegt hatten, das Haupt empor, und entdeckten dadurch ihr Herz, das sonst auf immer vielleicht verborgen geblieben wäre. Der Graf konnte also nun seine getreuen und seine bösen Unterthanen, und konnte diese bestrafen und entfernen, jene belohnen, und zu nützlichen Geschäften brauchen. Der Graf lernte dadurch die Verdienste des Hatzungus erkennen und schätzen, und ward ein größerer und festerer Freund der Tugend als er vorher gewesen. Immer Wohlthaten genug, die die Vorsicht aus Wiglebs Bosheit hervorwachsen ließ.

Die erste Sorge des Grafen und des Hatzungus — die nun mit vereinten Kräften an der Wiederauflebung des Staates arbeiteten — war: die Zügellosigkeit auszuretten, welche sich durch das Beispiel des Hofes eingeathlet hatte. Es wurden nicht nur die vortrefflichsten Befehle wider den Luxus — als die Mutter der Zügellosigkeit — gegeben; nicht nur gezeigt, wie schädlich es dem Ganzen und dem Einzelnen sey, wenn Zügellosigkeit herrsche, wie viel im Gemeintheil jeder gewinne, wenn er die Pflichten des Menschen und Bürgers erfüllt; sondern der Hof ging auch mit den trefflichsten Beispielen vor. Und so geschwind sich durch Wiglebs Begünsti-

gung die Sitten zum Nachtheile des Staates geändert, eben so geschwind veränderten sie sich zu seinem Vortheile.

Ein andrer eben so wichtiger Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit war: die zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen, die Schulden zu bezahlen, welche Witleb gemacht, und die Unterthanen von unnützen Abgaben zu befreien. Das erstere erreichten sie durch eine Einschränkung und weisse Ersparung des Hofes, das andre theils durch die Verkaufung des ansehnlichen Witlebischen Gutes, theils durch freiwillige Zuschüsse einiger reicher Edelgesinnten, und das letztere endlich, in dem sie — statt daß Witleb bloß den Armen mit Abgaben belegt hatte, um den Reichen sich verbindlich zu machen — starke Abgaben auf solche Waaren legten, die bloß zur Bequemlichkeit dienten. So daß also ihr der Reiche, der mehr Vortheile vom Staate hatte, ihr auch mehrere Lasten tragen mußte. Dadurch wurde der Arme mehr aufgemuntert, und der Reiche fühlte die Abgabe doch nicht so sehr.

Auch verwendeten sie ihre Kräfte darauf dem Staate neue Handlungswege zu eröffnen, Künste, Manufakturen und Fabriken und Wissenschaften blühend zu machen. Sie besoldete ihre Schullehrer, damit diese alle ihre Kräfte darauf

verwenden mißten der Nation treuer, rechtschaffner, und geschickte Bürger zu erziehen.

Sie erreichten durch unermüdete Thätigkeit frühzeitig ihre wohlwollenden Absichten. Sie hatten das Vergnügen, zu sehen, wie geschwind ein unglückliches Völkgen wieder glücklich geworden, wie entzückt jeder war, unter einem so weisen, gütigen und gerechten Fürsten und weisen Minister zu leben, — zu hören — wie enthusiastisch jeder Unterthan von ihnen sprach. Auch fühlten der Graf und Hartungus ganz die Größe ihrer Glückseligkeit.

Fürsten! ihr habt das Schicksal eurer Untergebenen in euren Händen. Bedenke bey jedem Schritte, den ihr thut, daß ihr nie anders glücklich seyd, als wenn ihr die wahre Glückseligkeit eurer Unterthanen befördert habt.

Erstes Kapitel.

Nachrichten aus dem Kloster.

Wir müssen vorher, ehe wir unsern Lesern das Lebenswohl sagen, denselben diejenigen Nachrichten mittheilen, welche P. Karl dem Hartungus von Zeit zu Zeit gab, und auch die, welche er von einem andern Kloster, Freunde nach Paris

Tode erhielt, und die wir einzurufen keinen schicksalichen Plag fanden.

P. Karl hatte, wie wir wissen, aus Liebe zur Bequemlichkeit, seine Prälatenwürde nicht verlegt, und sie dem P. Plazidus übergeben. Aber er war schlaun und vorsichtig genug, sich zu versichern, daß er sein einmal angewöhntes Leben fortsetzen könnte. So machte es daher zur Bedingung der Uebergabe seiner Würde an Plazidus, daß dieser ihn nach seinem eignen Gutdünken leben lasse. Plazidus, der freilich, wenn er im Herzen ein wahrer Mönch gewesen, dieses nicht hätte thun können, bewilligte dem P. Karl alles, um nur eine Würde und ein Ansehen zu erlangen, welches der einzige Zweck aller seiner Wünsche, der einzige Gegenstand aller seiner Hoffnungen und das letzte Ziel aller seiner Handlungen war. P. Karl war so vorsichtig oder so misstrauisch — wie ihr es nennen wollt — und P. Plazidus so einfältig, oder so schwach, oder so häßig auf die Erlangung seiner Absichten, daß er die Bedingungen des P. Karls unterschrieb und unterschickte. Und damit es dem P. Plazidus nicht befallen könnte, einst zurückzutreten, setzte der schlaue Karl ausdrücklich hinzu: unter der Bedingung, daß ich Chorherr bin, daß ich ausgehen kann wenn und wohin ich will, daß mich niemand über meine Hand-

sungen zur Rede setzt, daß ich mein Geld nie dem Prior in das Depositum zu geben nöthig habe u. s. w. trete ich die Würde und Stelle eines Prälaten an P. Plazidus ab. Hätte also ja einmal P. Plazidus den P. Karl verfolgen und unterdrücken wollen; so dürfte der letztere nur dieses Papier aufzeigen, um den erstern unglücklich zu machen. P. Plazidus liebte seine Glückseligkeit zu sehr, und sah dieses zu gut ein; als daß jemals nur der Schein eines Wunsches in ihm erwacht wäre, diese Bedingungen unersfüllt zu lassen.

P. Karl fuhr also als Erprälat in der Lebensart fort, die wir unsern Lesern im ersten Theile beschrieben haben. Schöne Mädchen, gute Speisen und kostbarer Wein, kurz alle Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft waren ihm bis an das Ende seines Lebens willkommen. Er lebte wie Aristipp, wenn man die geringe Einschränkung abrechnet, die er bey aller seiner genommenen Freiheit erfahren mußte. Die alte Dame im Garten blieb ihm, er ihr bis an seinen Tod getreu. Er war großmüthig genug ihre Verdienste um ihn — wenn man anders die Verdienste solcher Damen, Verdienste nennen kann — dadurch zu belohnen, daß er ihr nicht nur den schönen Garten samt allem dem was darin war, schenkte, sondern auch noch vor

seinem Tode, den er gleichsam vorher fühlte, alle seine erbeuteten Reichthümer zu ihrem willkührlichen Gebrauche zu überlassen. Allein diese Dame genoss nicht lange die Früchte ihrer Thätigkeit und der Großmuth des H. Karls. So lange er lebte, hatte der Abte Plazidus sich gesüßet, etwas zu unternehmen, aber nun er tod war, reizte ihn der schöne Garten, etwas zu wagen. Durch untersuchene Briefschaften erwiß Plazidus, daß Karl sich vom gestohlenen Klostergelde diesen Garten erkauft, daß die Dame blos ihren Namen hergegeben, daß sie eine alte Kupplerin sey, und zum Vergnügen des H. Karls und auch anderer Jünglinge schöne Mädchen unterhalten habe, noch unterhalte, und daß also nach Recht und Billigkeit dem Kloster dieser Garten anheim falle, und die Dame nebst ihren schönen Mädchen Bestrafung verdienen. Plazidus befehlt Recht, und da der Garten unter die Gerichtsbarkeit eines alten Hagestolzes gehörte, der schon ergrimmt und wüthete, wenn er nur von Kupplerinnen und Vordell: Mädchen etwas hörte, so hörte er auch nicht auf die Bitten und Thränen von Aphroditens Oberpriesterin und ihrer Freundsinnen. Es ward ihnen nicht nur alles Geschenk abgenommen, sondern sie wurden auch zu einer ewigen Zuchthaus: Strafe und zum Reutigen der Strassen verurtheilt. Sie mußten

ohne Gnade dahin wandeln, sich zu dieser ungewohnten Arbeit bequemen, und die Schande erdulden, welche damit verknüpft war. Auch keine einzige von ihnen war, die nicht ihr Leben in diesem ruhmlosen Verhältnisse beschloffen hätte. Wir kommen noch einmal zu P. Karl zurück, um seines Todes zu erwähnen.

P. Karl blieb bis an das Ende seines Lebens ein getreuer Anhänger des Systems, welches wir im ersten Theile mitgetheilt haben. Er nahm alle Freuden des Lebens mit, und entfernte von sich allem Schmerz, aber er ertrug diese mit Standhaftigkeit und Gedult wenn er sich ihrer nicht entledigen konnte. Er liebte unter allen Menschen, die er kannte, wir müßten denn einige Mädchen ausnehmen, keinen mehr als den Hartungus, dessen Offenheit und glückliche Gesichtsbildung ihn so außerordentlich eingenommen hatte. Daher freute er sich ganz außerordentlich, wenn es ihm wohl ging, und härmte sich ab, wenn er litt, und suchte ihm seine Leiden durch seine thätige Freundschaft erträglich zu machen. Er erlebte es noch, daß der Graf den Hartungus zurück berief, und starb mit Vergnügen, da er noch vor seinem Ende seinen besten Freund gerechtfertigt, glücklich und geehrt sah. Kurz nachher verfiel er in eine Auszehrung, die ihm den gewissen, baldigen Tod ankündigte.

Noch auf seinem Todesbette hatte er die nemlichen Ueberzeugungen, die er während seines ganzen Lebens gehabt hatte, und er erwartete den Tod standhaft. Er sah ihn entweder als das Ende seiner Leiden oder (denn in diesem Punkte, war er wie wir wissen, ein Zweifler) als den ersten Schritt in eine bessere Zukunft an. Er lernte die Falschheit einiger seiner Grundsätze — denn alle waren sie doch nicht falsch — weder durch die Zuredungen einiger frommen Mönche, noch durch den Gedanken des nahen Todes einsehen. Ob diese Bereitseheit dem Einflusse des Himmels und einer Verfassung der Gnade, wie bei Pharaos; oder aber vielmehr dem zuzuschreiben sey, daß diese Ideen durch die öftere Wiederholung dem Gehirne so fest eingedruckt worden, daß es zu jeder Annahme anderer Eindrücke unfähig gewesen; und daß durch das öftere nemliche Vibriren der nemliche Fibern jede andre Vibration gleichsam unmöglich geworden, indem nemlich nach den bekannten Gesetzen in der Seelenlehre die öftere Vibration bewirkt, daß bei der geringsten Gelegenheit die alte Vibration entstehe. — Diese Frage wollen wir von weissen Gottesgelehrten oder noch lieber von Weltweisen beantworten lassen. Genug! Karl blieb auf seinem Todesbette der nemliche, welcher er in seinem Leben gewesen. Ja! er ging sogar noch

weiter. Seines nahen Todes gewiß, glaubte er, sich selbst es schuldig zu seyn, die übrigen Mönche nicht länger über seinen Karakter in Ungewißheit und Zweifel zu lassen. Gleichgültig darüber, was man nach seinem Tode mit seinem Körper machen würde ließ er die Mönche zusammenberufen, und entdeckte ihnen, wer er in seinem Leben gewesen, wer er noch sey. Er legte sein überaus kurzes Glaubensbekenntnis ab, und ertwarf sein Eistern von den Pflichten des Menschen. Er spottete über den Aberglauben der Kirche, und zeigte ihnen, wie tief sie in Aberglauben steckten. Er ermahnete sie, sich zur Prüfung und Untersuchung fähig zu machen, um nicht in ewiger Unthätigkeit ihr Leben zu verschlimmern. Trauend gasten ihn die frommen Mönche an, und wußten nicht, was sie zu einer solchen Kezerei sagen sollten. Nach einer Pause, sah er noch einmal um sich herum, und sagte: Seid dultend, verzeuert niemanden, glaube weniger, und handelt mehr. Seine Kräfte nahmen ab, mitleidig blickte er noch einmal die Mönche an, deren einige ihn wüthend ansahen, andre hinsanken, um bei Gott um Gnade und Vermerzlichkeit für diesen Sünder zu bitten, andre bloß staunten, und doch einigen eine freundschaftliche oder mitleidige Thräne herabquoll. Er lächelte über diese seltene Szene, und ruhig entschlief er.

Nach seinem Tode war man sehr darüber getheilt, ob man an seinem Körper die Aezerschnitte vollziehen, oder ihn in der Stille begraben solle. Zur Vermeidung größerer Aezernuß, beschloß man das letztere, aber niemand wollte es zugeben, daß durch seinen Körper die Kirche oder sonst ein geweihter Ort entheiligt werde. Er wurde daher ganz in der Stille an einer Ecke des Kirchhofes begraben, welche nicht geweiht war. P. Christian war der einzige, welcher nach seinem Tode noch sein Freund blieb, und dieser Mönch war es auch, welcher dem Hartungus diese Nachrichten ertheilte.

Nach dem Tode dieses sonderbaren Mannes, sprach man sehr oft von den P. Karl. Die Standhaftigkeit, die Dreistigkeit, die Entschlossenheit, die Beharrlichkeit dieses Mönchs machte einige aufgeweckte Köpfe stutzen. Es schien ihnen ganz eigen, daß ein Mönch, dem man den Verstand nicht abzurechen konnte, bei dem augenscheinlich nahen Tode so beharrlich auf dergleichen Grundsätzen geblieben. Dieses Wunderbare, welches sie aus Mangel psychologischer Einsichten darin zu finden glaubten, bewog sie dem Dinge weiter nachzuspüren. Sie wurden bald, wo nicht ganz, doch wenigstens die Hälfte von dem, was P. Karl war; und da sie die Freiheit nicht hat-

ten, nach ihrem Systeme zu leben, so wurden sie des Dranges überdrüssig, und zwei von ihnen waren so glücklich dem Kloster zu entkommen, und bei dem wohlwollenden Hartungus eine Freisstätte zu finden. Er stellte sie den Grafen vor, und da es diesen Leuten an Einsichten nicht fehlte, so erhielten sie bald Bedienungen, denen sie gewachsen waren, und von welchen sie ihr reichliches Auskommen hatten.

Der Abbt Majidus hatte sich seit seiner Erhebung zum Prälaten sehr verändert. Er nahm zum Theil die Larve ab, unter der er bisher sich verborgen hatte. Er lebte ihr sehr prächtig, und verschwendete große Summen. Dadurch zog er sich aber auch eine Anzahl Feinde zu, von denen Yldor, dem es verdross daß er nicht Prälat geworden, das Haupt war. Und wenn er sich schon über sie hinwegsetzte; so bewirkten sie doch, daß er in der Würde eines Prälaten nicht die Gütlichkeit fand, die er sich davon versprochen, so, daß er sich manchemal in bitteren Stunden in seine Hölle zurückwünschte. Er näherte sich seinem Ende, stöhnend und zitternd vor dem strengen Richter zu erscheinen, verließ sein Geist sein Körper, und Yldor, der schon bei Jahren war, erreichte endlich noch seine Absichten. Unter ihm herrschten Eitelkeit, Dummheit, Aber

glaube und Vorurtheile. Da er den Hartungus überlebte, so haben wir von ihm auch keine weitere Nachrichten bekommen. Die übrigen Mönche, deren wir erwähnten, wandelten in den Fußstapfen fort, die sie einmal betreten hatten; sie verkehrten, verdammten, sangen, aßen, tranken und schliefen, jeder nach seiner Laune. Kurz das Kloster blieb wie es zu Hartungus Zeiten war, und würde vermuthlich noch so seyn, wenn es nicht das Unglück gehabt hätte verheert zu werden.

Hiermit beschließen wir die Charakteristik des Mönchsewesens, das nun in unsern Tagen seinem Grabe entgegen zu eilen scheint. Wir haben das Ideal entworfen, gern hätten wir auch darin sehr gute Charaktere geschildert, allein sie sind in den wirklichen Klöstern verhältnißmäßig gegen die andern zu wenig, als daß sie im Ganzen Gemälde hätte aufgenommen werden können. Ihr Verhältniß ist im Durchschnitte wie vier zu sieben und zwanzig, wodurch wir aber keineswegs behaupten wollen, als ob in allen Klöstern dies Verhältniß stark fände, wir sagen im Durchschnitte, und reden vom ganzen Mönchsewesen. Wir haben dieses Verhältniß fast so entdeckt, wie man aus den alljährlichen Todeslisten die Anzahl
der

der lebenden Menschen eines Staates finden kann. Dessen ungeachtet kann es seyn, daß in manchen Klöstern unter dreßsig Mönchen sich zwanzig gute vorfinden, da man hingegen in andern wieder unter vier und zwanzig kaum einen antrifft.

Letztes Kapitel.

Beschluß.

Wenn der Held der Geschichte aufhört Verordnungen unterworfen zu seyn, wenn sein Leben in einsförmigen Handlungen dahin fließt, und wenn gleichwohl hier und da noch edle Thaten vorkommen, so handelt sein Geschichtschreiber dem noch am klügsten, wenn er — um seinen Lesern den Eckel zu eriparen, den nothwendig Einsiedelmigkeit erregen muß — vom Schauplaze abtritt, kürzlich die Geschichte desselben zusammenfasset, und sich der fernern Huld und Gewogenheit seiner Leser empfiehlt. Wir getrauen uns nicht zu behaupten, daß Hartungus ein Held sey; aber er ist doch die Hauptperson der Geschichte. Wir mußten also — obßhon der Hauptendweck war, die Mönche zu charakterisiren, und wir daher schon

flüchtlich gleich nach der zweiten Flucht des Hartmannus hätten abtreten können — die Geschichte des Hartmannus so weit fortsetzen, bis er endlich in einen solchen Zustand versetzt ward, dessen wir eben erwähnten. Wir sind nun da. Sein Leben fließt izt gleich einem ruhigen Strome, der nie seine Ufer übertritt, dahin. Er ist in Geschäfte verwickelt, aber diese Geschäfte sind schon alle beschrieben, und eine andre Wiederholung würde Ekel erregen. Er arbeitet für das Wohl des Staates, der ihn so freundschaftlich aufzunehmen. Er thut alles für einen Herrn, der ihn zwar auf einige Zeit verkannt, der aber seinen Verdiensten nachher öffentliche Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er bemühet sich den Verstand der Untergebenen seines Herrn aufzuklären, ihre Herzen zu verbessern, ihre Religions und andre Kenntnisse zu erweitern, und ihnen die Erfüllung der Gesetze des Staats angenehm zu machen. Er liebt auch in demjenigen Alter, in dem das schöne jugendliche Feuer der Liebe verglüh't ist, seine Julie als eine zärtliche, treue, gefällige Gattin, und als eine ebelgesinnte Mutter seiner geliebten Kinder, auf deren Erziehung er alles verwendet, um sie zu rechtschaffnen, treuen und geschickten Bürgern des Staats auszubilden. Er war ein Freund der Menschen, ein Beschützer der

Unschuld, ein gerechter Richter. Seine Religion war geklart, und seine wissenschaftlichen und Staats Kenntnisse hatten die Mittelmäßigkeit weit überschritten. Er war frey von Vorurtheilen und Aberglauben, und sein Verstand war durch den Umgang mit verschiedenen Menschen erheitert, sein Herz gefällig und zärtlich gemacht worden. Er dachte zwar nicht mehr so erhaben von der menschlichen Natur als in seinen jugendlichen Jahren, aber er nahm die Menschen so wie sie sind, theils Engel, theils Teufel, alle Schwachheiten, und Thorheiten unterworfen, aber er fand auch bey allen selbst bey dem schlimmsten noch immer Tugenden. Dieß machte ihn behutsam in allen seinen Handlungen und vorsichtig; dieß machte es, daß er sich in seinem so gefährlichen Posten bis an sein Ende erhielt. Dieß erzeugte ein Vertrauen welches ihm die Liebe des Grafen, der Gräfin und aller Unterthanen erwarb. Bis an sein Ende blieb er seinen Grundbesitzen getreu, und beehrte sein Leben mit keiner unedlen That, wenn er eben auch — wie jeder andre Mensch — Schwachheiten und Thorheiten unterworfen war. Eine Erklärung — im Dienste seines Herrn zog ihm ein eisiges Fieber zu, an welchem er endlich mit der Zuversicht auf die Güte Gottes, mit völliger Ergebenheit in

seinen Willen als ein Meister stand. Der Gedanke, daß die Vorsicht ihn von seinem Posten, den er hienieden begleitet, abrufen, erleichterten ihm die Sorgen, welche ihm der Gedanke der Trennung von dem Grafen, der zärtlichen Julie und seinen geliebten Kindern verursachte. Er entschloß allgemein geliebt, allgemein betrauert, und sein G. Abschrift war die rühmlichste die man einem Menschen sehen kann; sie hieß: **er war ein Freund der Menschen.** Ein größeres Lob kann den Menschen nie beigelegt werden; aber vielleicht ist auch keines schwerer zu verdienen, als eben dieses, da nicht nur Bereitwilligkeit dazu erfordert wird es sein zu wollen, sondern auch Einsichten es seyn zu können.

Der Graf belohnte die Verdienste des Harkungus an seiner hinterlassenen betrübten Wittin und seine schon herangewachsenen Kindern. Dieser gab er einen jährlichen ansehnlichen Gehalt, und würdigte sie, so wie die Gräfin, oft seiner unterhaltenden Gesellschaft, diese ließ er nicht nur auf seine Kosten studiren, sondern schickte sie auch, nachdem sie die akademischen Studien geendigt, auf Reisen, damit sie sich nützliche Kenntnisse erworben, und zu Staatsbedienungen fähig machten. Sie erfüllten vollkommen die

Wünsche des Grafen, und entsprachen den Hoffnungen und Bemühungen ihres Vaters. Sie kamen zum allgemeinen Vergnügen des Grafen, der Gräfin, des Volke, und der sie liebenden Julie zurück; alle erinnerten sich, wenn sie dieselben erblickten, des verdienstvollen Hartungus. Nach dem Tode des Hartungus hatte der Graf sich den geschicktesten von den beyden entlassenen Mönchen zu seinem Gehäusen erkohren. Wenn er schon kein Hartungus war, so konnte doch der Graf mit ihm zufrieden seyn. Die Söhne des Hartungus wurden in solchen Bedienstungen angestellt, daß sie unmittelbar auf das Wohl der Menschen einwirken konnten, welches ihre Hauptfreude ausmachte. Julie starb bald, und nahm mit sich das Vergnügen hinüber, ihre Kinder als treue und rechtschaffne Bürger zu sehen. Der Graf und die Gräfin erreichten ein hohes Alter, und waren entzückt, ihre Untergebenen glücklich zu hinterlassen, und die Regierung des Staates in den Händen eines weisen und tugendhaften Anverwandten zu wissen, um dessen Bildung sie sich bey ihren Lebenszeiten die größte Mühe gegeben hatten.

Und nun, liebe Leser! bin ich mit der Geschichte des Prior Hartungus am Ende. Hat euch dieselbe gefallen, so danke ich hiemit ganz

ergerbenst, und es wird für mich Aufmunterung
seyn, mich nützlicheren Arbeiten zu weihen. Ue-
brigens bitte ich der vorgefallenen Fehler wegen
das gütige Publikum um gütige Nachsicht, die
ich auch meiner Jugend wegen und besonders im
ersten Theile dessentwegen zu verdienen glaube,
weil ich denselben im Kloster ausarbeitete, wo
ich nicht nur manche misvergnügte Stunde hatte,
sondern auch gar oft geküßt und beunruhigt
ward.

Ende des zweyten und letzten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

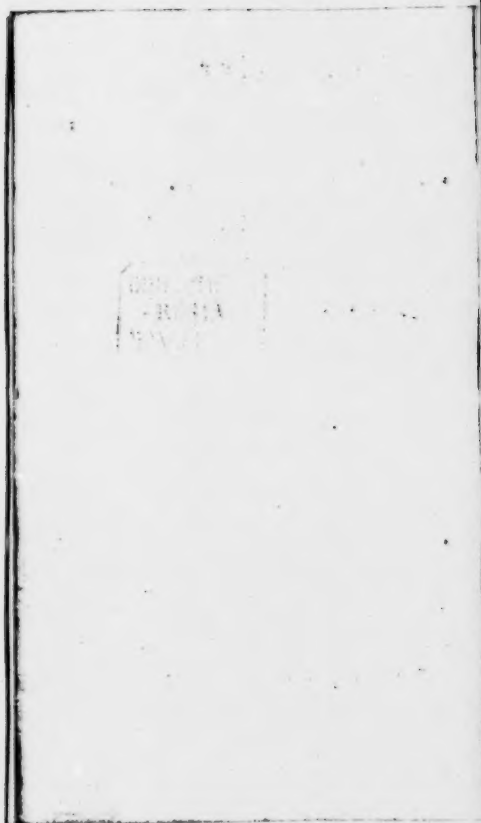


Amsterdam 1671

Serafine
eine
Klostergeschichte

herausgegeben
von
Peter Adolf Winkopp.

Gera, 1783
bei Christoph Friedrich Veltmann.



Vorbericht.

Die Briefe, welche ich hier dem Publikum übergebe, sind mir durch einen Zufall in die Hände gerathen. Ich würde sie nie zum Druck befördert haben, wenn nicht die Geschichte die erste Ursache zu großen Begebenheiten gewesen wäre. Auf Gerasimens Tod erfolgten in der Pfalz, in Baiern und Kurmainz, wie auch in andern Ländern die Befehle der Regenten, daß keine Gefängnißstrafe in Klöstern mehr statt finden solle, sondern daß die Ordensgeistlichen und Nonnen die Verbrecher und Verbrecherinnen jederzeit der geistlichen Obrigkeit anzuzeigen verbunden seyn. Vielleicht ist dieser erste

X

Schritt

Schritt der Fürsten eine Vorbedeutung von größern, die Ihnen noch zu thun übrig sind.

Ueber die Güte der Briefe sage ich nichts. Sie sind Originale, und ich habe nur wenig geändert. Ich wollte lieber nicht so sehr auf Feinheit als auf Wahrheit sehen.

Die Entwicklung ähnelt, so viel ich mich entsinnen kann, schon einer andern auch in einer Nonnengeschichte. Ich ward ersucht, sie zu verändern, um nicht als Nachahmer zu erscheinen. Allein ich überlegte, daß es Pflicht des Biographen sey, diesen kleinen Ruhm der Wahrheit aufzuopfern.

Ich hoffe, diese kleine Schrift wird den Beifall erhalten, den Wahrheit verdient.

W

I. M

I.

An Konstantin H * * *

Willig sollte ich Dir wol eine kleine Beschreibung von meiner Reise machen. Wenigstens glaube ich, daß Du sie wünschest. Aber ich mag oder kann nicht. Nimm's, wie Du willst. Ich lebe izt so ganz in dem Irizel der irdischen Familie, welche Du zum Theil kennst, genieße da so viele Achtung und Freundschaft, mein Herz ist so voll angenehmer Empfindungen, und meine Seele von den stillen Freuden, die ich hler genieße, so eingewiegt, daß ich mich um alles in der Welt durch das Zurükdenken an das gefährliche Schankeln der Postkutsche, an die Menge der mir aufgestorbenen Karikaturen nicht darinn stören möchte, Vergib mir also, Lieber! wenn ich deine Neugierde nicht befriedige. Ich bin fröhlich und gesund, tanze so von einem Vergnügen, von einer Freude zur andern, und denke nicht daran,

A

daß

daß ich bald wieder zur Garnison muß. Ich nehme die Freuden mit, wo und wenn ich sie finde, raube mir keine einzige, und verbittere mir keine durch den Gedanken an die Zukunft. Ich denke, der Mensch hat ohnehin schon zu leiden genug. Darum sich nun keine Schmerzen vergeßern? warum anfangen eher zu leiden, als man muß? Gewiß das ist Thierheit, Einselt. Und wenn ich überlege, woher es kommt, daß so viele Menschen sich selbst mitten im Genuß der seligsten Wonne stören, und Nießvergnügen, das erst in der Zukunft ihrer wartet, herbei zwingen; so finde ich warlich, daß dies bloß von der Erziehung, bloß von dem unaufhörlichen Vorplaudern der Pfaffen herrührt. Nun gut! ich habe das Vorurtheil besiegt, und leide nicht eher bis ich muß, und freue mich, wenn ich kann.

Vielleicht trifft dich der Brief bei deiner Karoline! Desto besser! desto willkommener wird er Dir seyn. Möchte ich doch auch die Freude genießen können, eine zärtliche Gattin zu lieben, von ihr geliebt zu seyn! Noch habe ich sie nicht gefunden die Elise, die mir meine Einbildungskraft mahlt, werde sie
viel

vielleicht nie finden. Louise, unsers Karls Schwester, ist ein herrliches Geschöpf. Schön, sanft, härtlich, ganz Grazie! Ich glaube, wünschte sie zu lieben — und wahrlich, Konstantin, ich bin dem Mädchen gut, bin ihr warmer Freund — aber ich liebe sie nicht. Ihr Bruder sagt mir viel von seiner andern Schwester, von der er nie redet, an die er nie denkt, ohne die heißesten Thränen zu vergießen. Sie ist eine Ursulinernonne in B.... Er spricht, die Ältern haben sie gezwungen, Nonne zu werden. Ich kann das kaum glauben. Der alte Amtmann ist so ein biederer Vater, so ganz in seine Kinder vernarrt, und die Mutter auch. Aber was thun nicht Vorurtheile und Aberglauben? Um ein frühzeitiges oder besseres Engelnchen im Himmel zu haben, thut wol mancher rechts gläubige Katholik etwas mehr. Ich habe Erfahrung, daß mancher Einsältige seine Tochter aus diesen Absichten gern schlachtere, wenn er nicht die weltliche Obrigkeit fürchtet. Die großen Herren könnten der Menschheit und ihren Staaten keinen größern Vortheil verschaffen, als wenn sie den guten Mönchen

ihre natürliche Freiheit wieder geben, und alle Nonneret auf ewig verbieten. Ich bedauere Serasinen herzlich, und doch kann's nicht geändert werden. Sie hat schon vor vier Wochen Gelübde abgelegt. Genug davon! Schick mir doch mit der ersten Post den Tristram Shandy. Der Amtmann will ihn lesen, und hier ist er nicht zu haben. Grüße deine Karoline, kannst auch meinem Hauptmann einen Gruß bringen. Leb wohl. Schreib' bald.

Meier.

2.

An Ebendenselben.

Schon wieder einen Brief? Ich muß meinem beklemmten Herzen Luft machen, und das kann ich nicht anders, als wenn ich dir die Vorfälle des Innersten meines Herzens erzähle. Zum Narren möchte ich werden, daß ich die häßliche, Grazienähnliche Louise nicht lieben kann. Wie das zugeht? Und wenn ich den Augenblick zum Schurken gemacht werden sollte, so könnte ich das nicht erklären.

Dir

Sie sieht mich mit einem so liebevollen, schwäch-
 renden Auge an, sucht mir meinen Aufent-
 halt immer angenehmer zu machen, singt mir
 • dann und wann ein zärtliches Liebe bietendes
 Liedchen mit der größten Rührung vor, und
 doch — ist Freundschaft nur alles — oder ist
 es Liebe? — was ich empfinde. Ich bin
 noch nicht eingeweiht in diesen eleusinischen
 Geheimnissen, aber die Symptomen, welche,
 nach dem Zeugniß der Menschenkenner, die
 Liebe begleiten sollen, finde ich in meinem Her-
 zen nicht. Daß Louise mich liebt, daran kann
 ich nicht zweifeln. Ihr Bruder hat es mir ge-
 sagt, und sie verräth sich auch zu deutlich. Soll
 ich das Mädchen unglücklich machen? Soll
 ich ihre Liebe zusagen, ohne dieselbe in meinem
 Herzen zu empfinden? Nein! Entfernung,
 dünkt mich, ist das einzige Mittel für ihre
 re Krankheit. Daher habe ich beschlossen,
 in einigen Tagen zur Garnison zurück zu re-
 sen. Die Aeltern suchen mich von meinem
 Vorhaben abzubringen, und selbst Karl
 bringt eine Menge Gründe vor, bei mir eige-
 ne Veränderung des einmal gefaßten Entschlusses
 zu bewirken. Aber, umsonst! ich komme. ~~Ich~~

will m.e nicht vorwerfen, irgend ein Mädchen unglücklich gemacht zu haben. Laß also mein Zimmer einrichten, in weniger als vierzehn Tagen schließ ich dich in meine Arme.

Meiner.

3.

An Karolinen L * * *

Wenn du izz, liebe Karoline, deine Louise sehen solltest, so würdest du schwerlich das Mädchen erkennen, das izz abgehäut, bleich, eingefallen, Einsamkeit sucht, und ihr Daseyn befeuchtet. Ich war so glücklich, freuete mich über jede Kleinigkeit, izz ist mir alles, alles zum Ekel. Die reizende Natur, die sonst so manche Schönheit für mich hatte, über die ein anderer hinwegfäh, die meiner gefühlvollen Seele so oft die süßesten Freuden gebahr, hat izz keinen Reiz für mich. Ungerührt sehe ich die Sonne auf und niedergehen, und dieses mir sonst entzückende Schauspiel mache keinen Eindruck auf mich, kann keine frohe Empfindung in mir erweken. O Karoline! ich bin nicht

nicht mehr: das gefühlvolle Mädchen, das du so sehr liebtest. Grünende von silberhellen Bächen durchschlungene Wiesen sind meinem verirrten Herzen nichts weiter, als die kühle, unfruchtbare, sandigte Wüste. Der zärtliche Gesang der Nachtigall, die sanftesten Töne, die mein Bruder aus seiner Hölle zu hören versteht, sind mir so gleichgültig, wie das Heulen der Nachteule. Kurz, Karoline, ich bin das Mädchen nicht mehr, welches ich war. Ich verwelte, wie die abgepflückte Rose. Warum mußte ich ihn sehen? Warum mußte mich seine edle Gestalt entzücken? Warum mußte er mir mit einer so gefälligen Achtung begegnen, da er nicht im Stand ist, die Wünsche meines Herzens zu befriedigen? Tadel mich nicht, gutes Mädchen, daß ich ohne Hoffnung liebe. Du solltest ihn sehen, den schönen Jüngling, solltest ihn sprechen hören, den sanften Meier, und wenn du dann sagen dürftest, ich liebe ihn nicht — nur dann könntest du mich tadeln. Aber auch du würdest ihn lieben. Tadel und verachte mich also nicht, sondern heile mein krankes Herz. Er liebt, Karoline,

gewiß er liebt. Möchte ich doch das Mädchen sehen, welches Reize genug hatte, sein Herz zu fesseln — beneiden würde ich Sie Ihres Glückes wegen, aber ich glaube, ich würde ruhig werden. Sage nur, Karoline! bin ich denn so häßlich? oder habe ich etwa einen so zurückweisenden Ton, oder einen Fuß, eine Miene, die den Jüngling abschrecken könnte? sage mir das, liebes Mädchen, und ich bin wieder die glückliche Louise. Ich singe Ihm Klagen der Liebe vor, ich komme ihm mit Gefälligkeiten entgegen, aber er flieht mich, und wenn er mir ja einmal nicht entweichen kann, so spricht er nur von Freundschaft — keine Silbe von Liebe, was mein Herz doch allein wünscht. Er wollte Anfangs noch einige Zeit hier bleiben; aber gestern machte er uns auf einmal bekannt, daß er nöthiger Geschäfte wegen gezwungen sey, zur Garnison zurück zu reisen. Wenn er doch hier bliebe, vielleicht liebte er mich aus Mitleiden, denn er ist ein Menschenfreund. Doch, was wünsche, was hoffe ich! Ein reizender Mädchen, als ich, wartet seiner gewiß, und er fliegt in ihre Arme:

mun:

mungen. Die Glückliche! O Karoline, schreibe mir bald. Gieße Ruhe in die Seele deiner unglücklichen

Louise.

4.

An Meiern.

Deine beiden Briefe empfing ich eben, als ich an den Lippen meiner lieben Karoline hing. Gewiß, Freund, ich bin glücklich. Um diese Glückseligkeit in ihrem ganzen Umfange fühlen zu können, muß man selbst geliebt haben, selbst geliebt worden seyn; Ein jeder andrer hat nur ein dunkles, verwornes Gefühl von dieser Wonne. Es würde mich freuen, wenn ich von dir hören könnte, daß du die schöne zärtliche Louise auch liebst. Da ich aber weiß, daß dieses von uns selbst nicht allezeit abhängt, so freue ich mich nicht wenig über die Güte deines Herzens, denn wahrscheinlich würdest du das Mädchen noch unglücklicher machen, wenn du ihre Leidenschaft durch deinen längern Aufenthalt noch mehr anfachtest. Nur deine Entfernung kann ihr Herz heilen,

A 5

wenn

wenn es nicht schon zu sehr verwundet ist. Beharre also auf deinem Entschlus, und verlaß mit standhaften Herzen den Zirkel von guten Leuten, in welchem du ize lebst. Ich sagte dem Oberst, daß du bald wieder zurück kommen würdest. Er fragte mich, welche Ursachen dich bewegen hätten, deinen Urlaub zu verkürzen? Da ich nicht wußte, ob du es billigen würdest, wenn ich die Wahrheit entdeckte, so habe ich ihn durch eine zweideutige Antwort befriedigt. Du kennst diesen rechtschaffenen Mann, und weißt also, daß er sich nicht gern in die Privatangelegenheiten seiner Subalternen mischt, und nie etwas von den Angelegenheiten ihrer Herzen zu wissen verlangt, wenn sie nicht selbst ihn zum Freunde wählen. Du wirst aber nicht übel thun, wenn du ihm bei deiner Ankunft die wahre Ursache entdeckst. Ich habe dein Zimmer und alles in Ordnung bringen lassen. Meine Karoline läßt dich grüßen. Sie laß deinen zweiten Brief, und war über deinen Entschlus entzückt. Alles empfiehlt sich dir, und freut sich im Voraus auf deine Ankunft.

Konstantin H

5. An

5.

An Konstantin H * * *

Ich komme nicht. Ich habe sie gefunden, deren Bild schon lang in meiner Seele lag. Ich hab es gefunden das englische Mädchen. Nichts soll mich von ihr trennen. Sag's also allenthalben, wo du meine Ankunft ausgesprengt hast, daß ich meinen Entschluß aus verschiedenen dir unbekannten Gründen gedenkt, daß ich nicht komme. Ich muß hin zu dem Engel. Nichts als ausführlicher. Lebe wohl.

Meier.

6.

An Louisen * * *

Ich bedaure dich armes, unglückliches Mädchen. Ich fühle ganz die Leiden deines Herzens, und bin nicht im Stande, dieselben zu lindern. Was soll ich zu deinem Troste sagen, wodurch Ruhe in deine Seele giesen? Soll ich dich mit Möglichkeiten trösten? Vielleicht wärest du auf einige Zeit glücklich seyn.

seyn, aber wenn diese angenehme Hoffnung verschwunden, nur desto elender werden. Dich zur Standhaftigkeit annehmen, würde eine vergebliche Bemühung seyn. Und doch ist nur dies letzte das einzige mögliche Mittel dich in deine vorige Güthseligkeit zurück zu versetzen. Darf ich dir sagen, daß Meier sehr edel handelt, daß er seinen Urlaub um einige Zeit verkürzt. Nach allem, was du mir schreibst, kann Meier deine Liebe nicht unbekannt seyn. Wenn er dich nun nicht lieben kann, oder wenn sein Herz schon gewählt hat, würde dann eine längere Gegenwart dich nicht noch unglücklicher machen? Du bist izt schon elend, aber noch würdest du es in einem höhern Grad werden, wenn er so grausam wäre, länger bei Euch zu bleiben, ohne doch dich lieben zu können, oder wenn er gar so boshaft wäre, dich einer Liebe zu versichern, die er nicht fühlt. Kann es Trost im Unglück seyn, daß wir noch unglücklicher hätten seyn können, so tröste dich damit, daß deine Liebe auf einen edlen Mann fiel, der nicht grausam, nicht boshaft genug war, dich zu hintergehen, über deine Liebe zu triumphe-

umhircn, und eines Scams zu wotten. Nachen muß ich dir freilich, diese Liebe auszukotten, sie zur Freundschaft herabzustimmen, allein ich weiß auch, daß ein kaltes Herz diesen Rath leicht geben kann, aber daß es den liebenden Mädchen schwer, sehr schwer wird, ihm zu folgen. Die Entfernung deines Geliebten wird Balsam auf dein krankes Herz sein; du wirst dich nach und nach seiner entwehnen. Vielleicht giebt dann ein neuer Gegenstand deinen gequälten Herzen Rahe, und du wirst wieder das glückliche Mädchen sein, welches du vorhin warst, und dieses ist der seurige Wunsch deiner dich liebenden Karoline.

Nun noch ein paar Worte von mir. Meine alte Tante hält mich wie ihr eignes Kind, und ich lebe wirklich bei ihr glücklicher, als bei meinen Aeltern. Durch die Vorstellungen dieser vernünftigen Frau haben beide sich endlich bewegen lassen, von ihrem Vorhaben mich in das Kloster zu . . . zu stoßen, abzuschieben, und es soll nur von meiner Willkühr abhängen. Alle Vorstellungen meiner guten Tante wurden nichts geholfen haben, wenn
sie

sie nicht erklärt hätte, daß sie mich zu ihrer Erbin einsehen wolle, daß sie aber meinen Bruder und Schwester ganz ausschließen, und ihr Vermögen an das Armenhaus zu geben beschließen, wenn meine Aeltern noch darauf beharren würden, mich zur Nonne zu machen. Ich bleibe nun für allezeit bei meiner Tante. Sie weiß unsere Freundschaft, und ich habe ihr den unglücklichen Zustand deines Herzens entdeckt. Sie gibt dir den Rath, dich einige Zeit von deinen Aeltern zu entfernen, und uns zu besuchen. Sie hat meines Erachtens ganz recht, wenn sie behauptet, du werdest desto leichter diesen Meier vergessen, wenn du dich nicht mehr an den Orten befindest, wo du zuerst mit ihm bekannt geworden. Ich vereinige meine Bitten mit den Ihrigen. Komm also, liebes Mädchen, und versuche, ob du in den Armen der Freundschaft die Liebe vergessen kannst. Seraphine hat mir vorgestern das erstemal geschrieben; sie scheint ihr Schicksal geduldig zu tragen. Du hast immer geglaubt, sie werde dich und deinen Bruder für die Uebertreuer halten, daß sie ins Kloster zu gehn gezwungen

zwungen worden, aber du hast dich geirrt. Sie spricht Euch beide von der Schuld frei; und schreibt alles auf die Rechnung des Aberglaubens ihrer Mutter. Sie behauptete, daß ihr beide gern das Vermögen mit ihr getheilt haben würdet, wenn es eure Mutter zugegeben. Wenn du zu mir kommst, will ich dir den Brief zu lesen geben. Schreib mir bald; entschieße dich, liebes Mädchen, zu mir zu kommen, und bestimme mir den Tag an dem ich dich sehen soll.

Karoline.

7.

An Konstantin H * * *

Mein letzter kurzer Brief wird dich in Erstaunen gesetzt haben. Du wirst versucht haben, dir die schnelle Veränderung meines Entschlusses zu entzählen. Damals war's mir unmöglich, ausführlicher zu schreiben, ize will ich's versuchen. Hier hast du die Geschichte. Ich habe dir schon gesagt, daß Karl viel Vermögen von der Schönheit seiner Schwester machte,

machte, die im Kloster zu D . . ist. Da ich anfänglich länger zu bleiben willens war, so verschieben wir einen Versuch bei ihr von einer Zeit zur andern; als ich aber meine Abreise bestimmt hatte, so mußte ich einige Tage vorher mit ihm dahin fahren. Es sollte der erste und letzte Versuch seyn. Unterwegs erzählte er mir ihre Geschichte, sie erregte mein Mitleiden. Ich glaube, du wirst sie schon wissen. So bald wir ankamen, wurden wir sogleich in das Sprachzimmer geführt. Ich war ganz gleichgültig, als eine schöne Hand den Vorhang wegzog; aber stelle dir mein Erstaunen, stelle dir die Empfindung vor, die in meiner Seele entstanden ist, als ein Engel — als eine Göttin in weiblicher Gestalt sich meinen Augen darstellte. Soll ich dir sie mahnen? — Freund, ich kanns nicht. Stelle dir das Bild der h. Maria zu P . . vor, welches uns so oft ergötzte, welchem wir so oft Leben und Seele einhauchen zu können wünschten; und noch hast du einen schwarzen Begriff von den Reizen, die ich sah. Gleich beim ersten Anblick sieht man's ihr an, wie sehr sie unter der Tyrannei der Nonnen leufzte.

keufte. Versteinert stand ich da, konnte kaum
 ein paar Worte hervorbringen, so einen tiefen
 Eindruck hatte diese leidende Schönheit auf
 mich gemacht. Karl bemerkte meine Ver-
 wirrung, und sprach so lange von allerlei un-
 bedeutenden Sachen, bis ich mich endlich wie-
 der erholte. Er stellte mich ihr als seinen
 besten Freund vor. Fühle das Vergnügen,
 welches ich hatte, als sie mir mit der reizend-
 sten Stimme sagte, daß der Freund ihres
 Bruders auch der Ihrige sey. Kaum ver-
 mochte ich ihr zu antworten, und was ich stam-
 melte, was ich ihr sagte, das weiß Gott, ich
 fühlte so viel, o Freund! ich kann dir's nicht
 sagen, wie mir's war; tief in meine Seele
 drang der süße Ton ihrer Stimme; und ich
 unterstand mich nicht, sie anzusehn. Ich
 erschauere, wenn ich auf sie blicke, und ihr
 sanftes schmelzendes Auge dem meinigen be-
 gegnere. Der gute Karl, der meine Verwir-
 rung deutlich bemerkte, glaubte kein besseres
 Mittel anzuwenden zu können, mich zu ent-
 zaubern, als wenn er seine Schwester ersuchte,
 noch andre Nennen herbei zu holen. Er
 that es, und gab ihr zugleich zwei Pfund

D

Kaffe

Kaffe und eben so viel Zucker, womit sie in seinem Namen das ganze Konvent heute traktiren sollte. Sie ging, meine Augen verfolgten sie, bis sie die Thür des Sprachzimmers hinter sich zugemacht hatte. Ich umarmte den guten Karl. Ich weiß wirklich nicht, ob ich ihm dankte, daß er mich mit seiner Schwester bekannt gemacht, oder ob ich ihm verwarf, daß er mir diese Schönheit nicht eher gezeigt. So viel entsinne ich mich noch, daß er sagte, Freund, wenn dieses Mädchen glücklich wäre, was wollte ich nicht darum geben. Du kennst nur die Ename, seltest du erst ihr Herz kennen! Thränen flossen aus seinen Augen, wie er das sagte. Ich weinte mit. Und so blieben wir eine geraume Zeit, bis uns das Gekomme und Gehe von dem Sprachzimmer die Ankunft einer Menge Nonnen verkündigte. Wir trockneten unsere Augen ab. Sie traten herein, und dankten Karl für das gemachte Geschenk. Nun kamen sie alle um mich herum, Serasime war nicht dabei, sie machte den Kaffe, die eine lobte meinen Degen, die andere meine Uniform, die dritte meinen Hut, die eine fragte nach diesem, die

andere nach jenem. Sie überhäubten mich so sehr mit Fragen, daß ich keiner einzigen würde haben antworten können, wenn mir nicht Karl aus der Verlegenheit geholfen und eine Menge von ihnen unterhalten hätte. Es waren verschiedene schöne Mädchen darunter, aber nicht eine, welche nur ein Schatten von Serafinens seelenvoller Schönheit gewesen wäre. Ich suchte so viel als möglich mit allen zu sprechen, damit ich ja nicht etwa einem guten Mädchen Verdruß machte, denn ich kenne die Eifersucht der Nonnen. Endlich kam die Oberin, eine Fräulein von R . . . — eine Märcin, die unaufhörlich von ihrem Adel spricht, alle Geheimnisse der Höfe zu wissen vergibt, und die Klugheit ihres Bruders lobt, der R . . . Gesandter am portugiesischen Hofe ist. Sie ist eine Freundin des Jesuitenordens, und behauptete, binnen einem Jahre würde derselbe wieder aufleben. Ihr Bruder, sagte sie, hab es ihr geschrieben, und dabei dieses Geheimniß anvertraut, daß er von seinem Hofe die gemessensten Befehle habe, am portugiesischen Hofe die Sachen zu betreiben. Sie plauderte immer so fort, und

ließ nicht einmal einen andern zum Worte kommen. Karl und ich hatten schreckliche lange Weile, und ich bemerkte, daß einige Nennen über das Plaudern der Oberin die Nase rümpften und andere die Abscheu zuckten. Sie würden uns gewiß noch den halben Tag von ihren Verwandtschaften und Bekannten an allen Häfen vergeschwärzt haben, wenn nicht Serasine den Kasse gebracht und sie gebeten hätte, ihren Bruder und mich in das Kloster zu lassen. Sie schloß also die Thür auf, und wir erhielten die Erlaubniß, in dem Sprachsaale selbst mit den Nennen zu sprechen. Die Oberin setzte ihr Plaudern fort, und ich war froh, daß ich ihr nicht zuhören mußte, denn sie hatte sich neben Karl gesetzt, und Serasine — denn die meine Wonne! — bat mich, mich neben ihr niederzulassen. Sie fragte mich, ob es wahr wäre, daß ich ihren Bruder so bald verlassen wollte. Ich war in der größten Verlegenheit, was ich ihr antworten sollte. In meinem Herzen hatte ich schon beschloßen, meine Aelte aufzuschieben, und doch mußte ich in der Geschwindigkeit nicht, was ich für einen Vorwand wegen des Aufschiebens machen sollte.

sollte. Ich stotterte also etwas unzusam-
 menhängendes her, wovon das Ende war,
 daß ich nun zu bleiben gesonnen sey, weil ich
 das Glück gehabt, sie kennen zu lernen. Du
 kannst dir vorstellen, daß ich über und über
 erröthete, als diese Worte meinem Munde
 entschlüpfen waren. Auch gasten mich alle an-
 dere Nonnen an, und schienen es für eine
 förmliche Liebeserklärung zu halten. Sera-
 fine selbst erröthete. Sie machte mir, sagte
 sie, ein sehr verbindliches Kompliment. Es
 sollte mich freuen, wenn ich die Ursache wäre,
 daß meine Aeltern und mein Bruder noch
 länger das Vergnügen genießen, Sie zu sehen.
 Ich half mir so gut heraus, als ich konnte.
 Sie machte das Gespräch allgemeiner; es
 ward mir schwer, meine Bitte von ihr weg-
 zuwenden, und mit den andern Nonnen auch
 dann und wann zu sprechen. Nach dem Kaffee
 ward Musik gemacht, die mir höchst elend ge-
 schienen haben würde, wenn nicht Sera-
 fine eine zärtliche italienische Arie gesungen,
 und aus einer elenden Harfe die sanftesten Töne
 hervorgeleckt hätte. Ich hörte mit dem in-
 nigsten Vergnügen zu, und es kostete mich viele

Ueberrwindung, daß ich nicht ihre schöne Hand ergriß, sie zärtlich drückte, und mit meinen Lippen berührte. Als die Musik vorbei war, willigte endlich die Oberin in Karls Bitten, und erlaubte es, daß wir uns im ganzen Kloster und sogar in allen Zellen der Nonnen umsehen durften. Karl mußte mit der ruzulischen Priorin veranwandern, und ich — ganz neben Serafinen, die mir mit der unschuldigsten, anmuthendsten Miene ihre Hand darbot. Was ich zu ihr redete, ob ich ihre Hand drückte, sie vielleicht gar küßte — Freund, das weiß ich nicht. Ich taumelte so ganz voll von Vergnügen neben ihr die Treppe hinauf, und ward erst meiner selbst wieder bewußt, als sie sich sanft aus meinen Armen löswand, um ihre Zelle aufzuschließen. Ich wußte nicht einmal, daß wir schon in den Zellen vieler andern Nonnen gewesen waren. Serafinens Zelle war sehr reinlich, und ganz geschmackvoll ausgestattet. Alle Tücher, die man sonst in den Nonnenzellen antrifft, waren in der thatigen nicht zu sehen. Keine Amuletten, keine Rosenkränze, keine Bruderschaftsbilderchen, keine Geißeln, keine wunderthätigen Kreuzhölzer

etc.

oder dergleichen. Ich bemerkte nur drei Bilder. Das eine war das Gemälde ihrer Schwester — als Marie; das andere ihr Bruder Karl — als Plazidus, in Benedictinerhabit, und das dritte der heil. Aloisius. Ich war so neugierig zu fragen, wer unter diesem Heiligen vorgestellt sey. Sie erröthete und schwieg. Ich gesähe, es war sehr unhöflich, solche Geheimnisse eines Mädchens wissen zu wollen. Möchte ich doch das Glück haben, auch unter der Zahl ihrer Heiligen zu seyn, sagte ich ihr ganz leise, als die Mennen sich entfernt hatten, sie nun ihre Zelle langsam zuschloß, und ich bei ihr verweilte. „Und was wollten sie denn, sagte sie lächelnd, bei einer armen Nonne machen, sie gehören zu schönen Mädchen.“ Wenn ich das verdiente, erwiderte ich, und drückte sanft ihre Hand, so wünschte ich bei keinem andern zu seyn, als bei Ihnen. Gern hätte ich ihre Antwort gehört, aber wir waren der übrigen Gesellschaft zu nah, daß sie für rathsamer hielt, zu schweigen. Nun ging's an ihrer Seite wieder in den Erbsaal. Karl nahm seinen Stok und Hut, und lehrte sich nicht

an die böse Miene, die ich ihm darüber machte. Serafine bat ihn, er möchte noch länger verweilen; allein es half nichts, er empfahl sich allen, und ich machte beim Abschiede eine so alberne Gigue, daß ich mich vor mir selbst geschämt hätte, wenn ich im Stande gewesen wäre, mich zu betrachten. Serafine begleitete uns allein bis an die äußerste Pforte. Du wirst doch, sagte sie zu ihrem Bruder, deinen Freund nicht wegreisen lassen, ehue vorher noch einmal zu mir zu kommen. Du weißt ja, antwortete er, daß er übermorgen wegreisen will; bitte ihn, daß er bleibt, so kannst du ihn schon noch mehr zu sehn bekommen. Sie ergriff meine Hand. Himmel! wie wohl ward mir's da ums Herz! Bleiben Sie doch immer, sagte sie, Sie können glauben, daß Sie meinen Aeltern und Geschwistern gewiß angenehm sind. Da ich schon fest bei mir beschloßen hatte, zu bleiben, und die Kunst gar nicht verstehe, anders zu reden, als ich denke, so sagte ich auch ganz gerade heraus, daß ich noch zwei Monate bleiben, und meine Geschäfte durch meinen Freund in der Garnison ausmachen lassen wolle. Sie drückte mir

mir die Hand, und ich nahm dies für die Erlaubniß auf, die ihrige Küßen zu dürfen. Ich würde noch ganze Tage bei ihr gestanden seyn, wenn nicht Karl mich fortzuziehiger hätte. Sie blieb an der Thür so lang stehen, als Sie uns noch sehen konnte, und ich sah fast alle Augenblicke zurück, und wollte ihr durch meine Blicke meine Empfindungen zu verstehen geben. Möchte doch das gute Mädchen das nemliche für mich empfinden, was ich für sie fühle! Du hast Recht, Freund! die Liebe macht uns zu den glücklichsten Sterblichen. Ueberzeugend fühle ich izt diese Wahrheit. Ich habe wenigstens noch nie solche Wonne gefühlt. — Ich saß stillschweigend neben Karlu im Wagen, und dachte an die genossene Freuden zurück. Nu! wie gefällt dir denn meine Schwester, sagte er endlich und lächelte? Du sagst ja kein Wort, es ist eben, als wenn es dich reuete, daß ich dich mit ihr bekannt gemacht habe. Habe ich etwa zu viel von ihr gesagt? Wie sie mir gefällt, stotterte ich, gefällt? Karl! ich weiß, daß du ein rechtschaffnen Kerl bist. Ich habe deine Schwester einmal gesehen, aber ich muß sie mehrmal sehen

sehen und sprechen. Ich weiß nicht, ob ich liebe, aber, daß ich meine einzige Glückseligkeit darin sehe, Sie zu sehen und zu sprechen, das fühle ich. — Vater Meier, sagte er, ich kenne kein andres Herz, weiß, daß du gut und rechtschaffen bist. Ich kann ich dir wohl sagen, daß ich dich nicht ohne Ursache mitgezogen habe. Ich freue mich, daß sie dir gefällt; und ich wünschte, daß ihr beide einander lieben möchtet. Das gute Mädchen dauert mich. Sie ist nicht fürs Kloster geschaffen. Warum soll sich das Mädchen von dummen, einsätzigen Nennen herumhodeln lassen? Warum nicht in den Armen eines guten Mannes glücklich seyn? Das Mädchen ist mit sechzehn Jahren ins Kloster gezwungen worden, und weder ich noch meine Schwester konnten den Entschluß meiner abergläubischen Mutter umändern. Ich würde mich freuen, wenn ihr beide für einander geschaffen wäret, würde vergnügt die Hände zu ihrer Einführung bieten. Ich kenne deine Ehrlichkeit. — Und nun machte er mir einen ordentlichen Plan zu einer Einführung und Heirath; ich habe aber nicht alles so behalten können. Er

setzte

setzte aber allezeit voraus, wenn mich das Mädchen liebte. Du kannst dir vorstellen, daß ich weder an Entführen noch Heirathen dachte, als ich Serafinen sah. Ich ward durch Ihr bloßes Anschauen schon in einen so hohen Grad von Glückseligkeit Erregt, daß ich ohnmöglich einen größern wünschen konnte. Aber daß mir Karl's Erbsinnung höchst angenehm war, das muß ich gestehen. Der gute Junge liebt seine Schwester so schwärmerisch, daß er sich für Sie willig aufopfern würde. Und diese Liebe allein ist die Ursache, warum er mir den Antrag machte, und meine Einwilligung verlangte. Kannst du wol glauben, daß ich keinen Anstand nahm, sie zu geben?

Unter diesen Worten kamen wir nach Haus! Alles war voll Freude, als sie hörten, daß ich noch zwei Monate da bleiben wollte. Louise hüpfte, tanzte. Das gute Mädchen! wenn ich an Sie denke, so möchte ich augenblicklich fort, aber es ist mir ehnmöglich, ich muß bleiben. Ich sah's Louise an, daß sie sich kurz vorher meiner Abreise wegen abgehärmt hatte, und sie ließ sich's so deutlich merken, daß Ihr keine größere Freude gemacht werden konnte,

könnte, als da ich nun sagte, daß ich noch zwei Monate bleiben wollte. Rathe mir nun, Lieber! welche Mittel die besten sind, dieses Mädchen von ihrer Krankheit zu heilen. Du hast so viele Erfahrung, daß du dieses sehr wohl kannst. Ich muß schließen, ich soll mit Karlu spazieren reiten. Wenn er doch mit mir zu Seraphinen ritt! Lebe wohl, grüße deine liebe Karoline, und meine andern Freunde. Liebe mich.

Meier.

8.

An Karolinen.

Liebes Mädchen! deinen Brief erhielt ich eben, als ich noch von dem größten Vergnügen voll war. Wundre dich nicht über die schnelle Veränderung meines Herzens. Er hat sich entschlossen, noch zwei Monate bei uns zu verweilen. Woher das kommt, was die Ursache seyn mag, daß er sich so plötzlich entschlossen, kann ich nicht errathen. Er gibt vor, seine Geschäfte, die ihn vorher abgerufen, könnten nunmehr durch seinen Freund

betrieben werden, von dem er viel Ruhmens macht. Ich wünsche, er möchte meinetwegen hier bleiben. Dies, Liebe! wirst du wohl glauben, allein ich fühle es, ich bin nicht die Ursache seines Bleibens, und doch freue ich mich, daß er nun hier bleibe, daß ich ihn nur sehen kann. Er ist sehr traurig, oder vielmehr sehr kingerissen, wie ein Verliebter, der seine Geliebte verlohren, oder der nicht weiß, ob ihn der Gegenstand der Wünsche seines Herzens liebe. Wenn der erste Fall eintrifft, so beklage ich ihn; aber heimlich entwirft mir doch der Wunsch, daß es so seyn möge. Ich hätte Hoffnung; und Hoffnung, weißt du, ist immer angenehm. Er war gestern bei Serafinen, spricht aber kein Wort von ihr. Warum spricht er denn gar nicht von ihr? warum ist er so traurig, seit er sie gesehen? Sollte er sie wol lieben? Ja gewiß, diese und keine andere Ursache hat er, hier zu bleiben; denn er gieng noch mit dem Entschlusse hinweg, sie das erste und letztemal zu sprechen, und kam doch mit dem Entschlusse wieder, noch zwei Monate bei uns zu bleiben. Ja das wird es seyn, Liebe zu

Se-

Serafinen hält ihn zurück. Ich Thierin! wie konnte ich nur denken, daß ich die Ursache der Veränderung seines Entschlusses gewesen. Ich Unglückliche! Aber du liebe Karoline! so sehr ich auch wünsche, von dem liebentwürdigsten Erentlichen geliebt zu seyn; so wollte ich mich doch beruhigen, wenn mich glücklich schätzen, wenn er Serafinen, sie ihn liebt, und beide dadurch glücklich würden. Allein wie ist dies möglich? Sie hat schon Gelübde abgelegt, und er ist viel zu gut, sie zu entführen, und sie viel zu tug, als sich entführen zu lassen. Wenn also diese Liebe in beider Herzen aufkeimen sollte, so müssen beide noch unglücklicher werden als Ich. Ach! wie sehr wird mein Herz von diesem Gedanken beunruhigt! Er unglücklich! Sie unglücklich! Und ich ohne alle Hoffnung! Wie sehr wünsche ich dann, Serafine möchte nicht durch die heiligsten Gelübde unaussprechlich gekunden seyn! Wie gern wollte ich denn unglücklich bleiben, wenn sie glücklich wäre! — Ich kann unmöglich zu dir kommen; ich wünschte aber, daß dir deine Tante erlaubte, einige Wochen bei uns zu seyn. Nur deine

Ges

Gegenwart kann meinem Herzen Nahe geben, und ich fühle, daß mir der Rath einer Freundin nothwendig wird. Ich lege dir deshalb einen Brief an deine Tante bei, in welchem ich um diese Erlaubniß bitte. Von deiner Seite werde ich wohl keine abschlägliche Antwort zu befürchten haben. Sage mir bald, wozu du dich entschlossen, und verschiebe deine Reise nicht lang. Lebe wohl, liebes Mädchen!

Louise.

9.

An Serafinen.

Ich habe neulich, meine liebe Schwester! mit dir nicht so viel sprechen können, als ich mir vornahm, und als ich wünschte. Deine plauderhafte Oberin und deine alte Priorin haben mir den Keff so warm gemacht, daß ich gern davon gelaufen wäre, wenn ich nicht geglaubt hätte, wider den Wohlstand zu sündigen. Wenn diese Leute von sich selbst dies redende Person euch immer solches dummes Zeug vorplaudert, so kann ich gar nicht begreifen, wie sich nur irgend ein Mädchen dazu verstehen kann,
einen

einen einzigen Augenblick bei ihr zu verweilen. Kurz, sie ist mir unangenehm, und sie würde es meinem Freunde Meier ebenfalls gewesen seyn, wenn er Zeit genug gehabt hätte, ihr zuzuhören, und seine Augen und seine Ohren nicht immer bloß mit dir beschäftigt gewesen wären. Er hat mir versichert, noch keinen so glüklichen Tag gehabt zu haben. Er lebt dich ohne Aufhören, und läßt mir keine Ruhe, ich soll ihn wieder mit zu dir hinnehmen. Ich glaube gar, er hat sich in dich verliebt. Na! ich habe nichts dagegen. Damit du siehst, daß er bei dir in Andenken zu seyn wünscht; so hat er mir aufgetragen, dir sein Porträt zu geben. Es ist ganz klein, und du kannst es in der Tasche tragen, ohne daß es von deinen fremden Mischwestern erblickt werde. Aber ich muß nicht lügen; ich will dir nur sagen, er hat mir nichts aufgetragen, sondern ich habe ihm das Porträt abgeschwazt, und schickte es nun dir. Ich wünschte, daß es dir eben so angenehm wäre, als ihm das deinige ist, welches ich ihm heute früh zugestekt habe. Wenn du es erlaubst, so komme ich künftigen Montag

sag mit ihm zu dir. Sage mir deinen Entschluß. Auf dein Verlangen schreibe ich dir einige Bücher. Ich bitte dich aber um des Himmels willen, verbirg sie sorgfältig. Es ist allerlei darin, welches die Nonnen nicht verdauen würden. Und ich möchte um die ganze Welt nicht die entfernte Ursache deiner Verfolgungen seyn. Ich will doch hören, wie dir Yoriks Reisen und Musarion gefallen. Laß mir bald Antwort wissen. Glaube, daß ich dich unzusprechlich liebe, und nichts so sehr wünsche, als deine wahre Glückseligkeit. Wenn dir etwas abgeht, wenn du irgend ein Anliegen hast, so ersühe nur alles mir. Ich bin dir noch weit mehr als ein Bruder, ich bin dein wahrer Freund.

Karl.

10.

An Louisen.

Du glaubst ruhig zu seyn, ha, liebes Mädchen, wie wollte ich mich freuen, wenn du es wüßtest, wenn ich nur hoffen könnte, du würdest es bald werden; aber prüfe dich selbst,

E

liebes

liebes Kind, sey aufrichtig gegen dich, und dann sage, ob du ruhig bist. Meier kann ein guter rechtschaffener Mann seyn, ich glaube es, aber um deiner -- ja selbst um seiner Ruhe willen wünschte ich, er wäre nie zu euch gekommen. Dieses Bleiben, welches izt dir Freude macht, welches du so sehnlichst wünschtest, dieses Bleiben wird nur deine Leiden vermehren, dich unglücklicher machen, wie du warst. Seine Entfernung wäre das einzige Mittel gewesen, dich von einer Leidenschaft zu befreien, welche uns, wenn sie nicht befriedigt wird, zu den armseligsten Geschöpfen macht. Vielleicht hättest du dann einen andern Gegenstand für dein zärtliches Herz gefunden, hättest den Mann gefunden, der deine Liebe erwidern könnte, gewiß hätten Zeit und Entfernung das Andenken an Meiern geschwächt, und dann hätte ich gewiß hoffen können, in meiner Louise das ruhige, glückliche Mädchen wieder zu sehen, das sie sonst war. Es läßt sich über diesen Punkt besser reden, als schreiben, ich nehme daher deinen Vorschlag gern an, dich auf acht Tage zu besuchen, und wie willig meine Tante gewesen
ihres

Ihre Erlaubniß zu geben, kannst du aus beiliegendem Briefe ersehen.

Deine Vermuthung, daß Meier Gertrüden liebe, ist meines Erachtens vollkommen richtig. Welch Unglück, wenn auch sie ihn liebt, wenn beide nicht im Stande wären, diese Leidenschaft in ihrer Geburt zu ersticken. Ich sehe die Folgen vorher, und schauere! Ich werde während meiner Anwesenheit alles versuchen, ihn und sie davon zurück zu halten, so bald ich nur Gelegenheit finde, mit beiden davon zu sprechen. Morgen komme ich, und will von allem weithäufiger mit dir reden, und dich mündlich meiner redlichen zärtlichen Freundschaft versichern.

Karoline.

II.

An Meiern.

Ich habe, Lieber! deinen letzten Brief mit aller der Aufmerksamkeit durchgelesen, mit der man billig alle wichtige Briefe durchlesen sollte. Du bist verliebt! in einen Gegenstand

E 2

ver:

verliebt, den du nie ohne die schrecklichsten Folgen besitzen kannst. Ich lebe in die Zukunft, und befehle für das Wohl meines Freundes, zittere für die Glückseligkeit eines schönen Mädchens! Du bist Officier, dienst einem Monarchen, der, wenn er auch noch so edel, noch so großmüthig, noch so frei dächte, dich nie in seinen Diensten behalten kann, so bald du den Rath unsers Karls ausgeführt hast. Gesezt auch, du verzäusst deinen Abschied, wirst du ihn dann segleich erhalten, wirst du ihn abwesend erhalten, oder willstest du als ein Treulosler dich vom Regimente entfernen, als ein Glückling die Welt durchstreichen, und in einem andern Weirtheil ein neues Vaterland suchen? Deine Ehre ist mir auf dem Spiel. Ich will gar nicht der Schwierigkeiten gedenken, welche dir bei der Einführung aufliegen werden, will nicht erwähnen, daß du Serafinen zum unatürklichsten Mädchen eben dadurch machen kannst, wodurch du ihre Glückseligkeit zu befördern glaubst; ich will sagen, es gehe alles atürklich von statten, du entkommest mit deiner Geliebten, ohne von den ehnfelbar wüthenden Männern ertappt zu werden. Aber
über

überlege, wovon du alsdann mit deiner Geliebten zu leben gedenkst. Dein Vermögen besteht aus liegenden Gründen, und diese sind in dem Lande eines katholischen Fürsten, der noch dazu Bischof, und zugleich Herr des Gebiets ist, in dem Serafinens Kloster liegt. Glaube ja nicht, daß du die Einkünfte davon eher erhalten werdest, als du Serafinen zurückgegeben. Und so wärest du dann ohne Geld, ohne Unterstützung, in jedem Lande ein Fremdling, hättest durch einen unbesonnenen Schritt dich, hättest das Mädchen, das du liebst, unabsehblich elend gemacht. Du kennst mein Herz, kennst aber auch meine Vermögensumstände. Gern würde ich dich unterstützen, aber ich kann nicht. Ich weiß, du hast Fähigkeiten, durch welche du dich allenfalls ernähren könntest, aber die Welt, und besonders protestantische Länder, in denen du doch deine Zuflucht suchen müßtest, haben auch geschickte Leute in allen Fächern, und ich zweifle daher gar sehr, daß du dadurch dich, deine Geliebte, und bedenk es wohl, eine unaussprechliche Familie erhalten könntest. Ich traue dir Standhaftigkeit und Muth genug zu, das

schrecklichste Elend zu ertragen, aber wird dann auch Serafine Stärke genug besitzen, die reichbesetzten Tafeln der Nonnen, und das wohlküstige sorgenlose Leben zu vergessen, welches sie deswegen mit einem mühsamen, elenden, bekümmerten Leben vertauscht hat? Die weiblichen Herzen sind schwach, sie lieben heftig, aber diese Liebe nimmt nach einer gesetzmäßigen Verbindung meistens in eben den Graden ab, in denen sie vor derselben zunahm. Sie vergleichen ihren izzigen Zustand mit dem vorigen, und da sie das höchste Vergnügen, welches sie schon genossen, nicht mit in Anschlag bringen, so senken sie sich sehr oft in dem ersten zurück. Gott! wenn ja dieses bei dir der Fall seyn sollte! wie würde dein gutes Herz durch den Gedanken gemartert werden, das Unglück eines so geliebten Mädchens gemacht zu haben! Aber ich will auch zugeben, du fändest wirklich Unterstützung, und könntest durch deine Geschicklichkeit dich, deine Geliebte und deine Familie anständig durchbringen, wird deine Serafine wohl aufgekürzt genug denken, die Beängstigungen des Gewissens zu besiegen, welche nothwendig,
wenn

wenn des 'erste Feuer der Liebe verglüh't ist, in einem weiblichen Herzen nach einem so kühn gewagten Schritte entstehen müssen? Die Erziehung dieses Geschlechts, ihr für alle sinnliche Eindrücke weit empfänglicheres Herz macht, daß sie weit mehr von Aberglauben und Vorurtheilen überkrustet sind, weit mehr Stärke besitzen müssen, als wir, um sich von diesen Ketten, mit denen wir alle von Jugend auf angeschmiedet werden, zu befreien. Serafine wird wohl schwerlich unter die wenigen Ausnahmen ihres Geschlechts gehören. Denn wenn irgend ein Unfall, der bei gesetzmäßigen Verbindungen nicht zu vermeiden ist, sich ereignet, oder wenn nur eine kleine Krankheit den Gedanken an den Tod rege macht, dann wird Serafinens Gewissen erwachen. Gelübde, Strafen, Hölle, Sünde werden ihre Seele ängstigen, und, ich müßte gar keine Kenntniß des weiblichen Herzens haben, wenn ich irre, sie wird sich ins Kloster zurück wünschen, wird noch vor ihrem Ende mit Gott angeßöhnt zu seyn verlangen. Und welche Qual für dein Herz, wenn du nicht vermagst ihre Wünsche zu befriedigen, ohne zugleich

ible Unglück zu bewirken? wenn du dir vor-
 werfen mußt, die einzige Ursache zu seyn, daß
 ihre Seele angstvoll und verzweifelt ihre
 Hölle verläßt. Gott! was würde dann aus
 dir werden? Ich könnte dir noch eine Menge
 Gründe anführen, welche dich von einem sol-
 chen Unmenschen zurückzuziehen sollten; ich
 begnüge mich aber, dir nur noch einen ein-
 zigen Bewegungsgrund zur Veränkerung dei-
 nes Entschlusses vorzustellen. Ich weiß, daß
 du nicht nur äußerlich, sondern auch in dei-
 nem Herzen ein sehr strenger Verächter aller
 Staatsgesetze bist, und ein Vergehen wider
 dieselben gar sehr verabscheuest. Du siehst
 gar wohl ein, daß die Glückseligkeit des Gan-
 zen davon abhängt, wenn jeder Untergebene
 den Gesetzen des Staats nachlebt. Aber kannst
 du Sclavinnen entführen, ohne nicht nur in
 den Augen aller Unbefangenen als ein Ver-
 brecher zu erscheinen, sondern auch in deinem
 Herzen es selbst zu seyn? Sind wir den
 Staatsgesetzen um dessentwillen weniger Ach-
 tung schuldig, weil wir einsehen, daß sie die
 Glückseligkeit des Ganzen nicht befördert?
 Haben wir wohl das Rechte, dieses zu unter-
 suchen?

suchen? Was für Unordnung würde im Staate geschehen, wenn jeder entscheiden dürfte, jeder die Gesetze verletzen könnte, welche ihm zum Wohle des Ganzen nicht abzugewenken schienen? Welches Gesetz würde dann wohl beobachtet werden? Und wäre nicht diese Disharmonie der Untergebenen selbst das größte Unglück für den Staat? — Die Liebe kann uns so wenig von der Erfüllung dieser Pflicht befreien, als jede andre Leidenschaft, und es gibt deren manche, die jene an Heftigkeit weit übertreffen, und doch nie für Rechtfertigung, allensfalls nur zur Verminderung der Schuld dienen können. Ich überlasse deinem guten Verstande hierüber weiter nachzudenken, und hoffe, dieser Grund soll das seinige zur Veränderung deines Entschlusses beitragen. Deine Ehre fordert einen standhaften Entschluß, und Seraphinen zu lieben, muß deine Liebe für sie dir selbst rathen, wenn du die schrecklichen Folgen einer Entführung überdenkst. Erstatte, Freund! diese auflösende Leidenschaft in ihrer Geburt, ist, da es noch Zeit ist. Fliehe Seraphinen, und komm in die Arme deiner Freunde. Nur dadurch kannst du

keine Ehre erhalten, Serafinens unaussprechlichem Glende vorbeugen, und Louisen zugleich ihre schon verlorene Ruhe wieder geben. Bedenke, Freund! wie viel Gutes du durch die Beschleunigung und wie viel Böses du durch die Verzögerung deiner Reise hilst! Wenn du weniger mein Freund wärest, als du es bist, so würdest du diese Aeußerungen vielleicht übel aufnehmen können, und wenn ich nicht so ganz dein Freund wäre, so würde ich mich wohl gehütet haben, mit dir so freimüthig zu sprechen. Es würde mir nicht so angelegen seyn, dich von dem unvermeidlichen Verderben zurück zu halten. Kämpfe also, mein Freund! mit deiner Leidenschaft, und siege. Säume keinen Augenblick, dich von dem Gegenstande loszuwinden, der dich noch an D... fesselt. Zühe und komm zu deinem zärtlichen Freunde.

Konstantin.

12.

An Karl.

Ich habe deinen mir so werthen Brief nebst der Inlage erhalten, und danke dir, daß du dich

dich bemühest mir Freuden zu machen. Es kostete mir Mühe, ehe ich diesen Stand erträglich finde konnte, manche geheime Thräne weinte ich in meiner Zelle, verbarg manchen Gram in meiner Seele. Ich will nicht klagen, lieber Karl, ich weiß, meine Klagen würden deine Ruhe stören, und das sollen sie nicht, du sollst glücklich seyn, und deine Gerasime wird Trost in dem Gedanken finden, daß du es bist, daß nur sie allein leidet. Auch, Lieber, bin ich nicht ganz unglücklich, ich habe, was man in Klöstern selten findet, ich habe eine Freundin. Kennst du meine Justine, kennst du das liebe sanfte Mädchen? Sie hat mein ganzes Vertrauen, meine geheimsten Gedanken, jedes Gefühl meiner Seelen weiß sie, und dann habe ich ja auch dich, mein Karl, habe an dir einen so guten lieben Bruder, und ich sollte nicht glücklich seyn? Ich kenne dein Herz, und weiß, wie gern es an den Leiden anderer Theil nimmt, und wie sehr du dich bemühest, anderer Menschen Elend zu vermindern. Auch du sollst künftig in meiner Seele lesen. • Kein einziger Gedanke von mir soll dir verheelt seyn; meine Klagen will
ich

ich in deinen Busen anzuheften, und sollte ich Freuden haben, so sollst du auch die mit mir theilen.

Um dir zu zeigen, daß ich aufrichtig bin, so will ich dir auch gestehen, daß mir das Bild des Herrn Meiers annehmlich gewesen ist, er muß ja wohl ein rechtschaffener Mann sein, denn er ist ja der Freund meines Vaters. Aber verbergen, Lieber, kann ich's dir nicht, daß dein Traß mich verdreß, daß ich roth wurde, wie ich den Brief las; wie kannst du auf die Gedanken kommen, Meier liebe mich, wie kannst du sagen, daß du selbst wünschtest, mir anrathen, ihn wieder zu lieben, du kennst meine Lage, kennst meine Gelübde, und sprichst von Liebe. Kannte ich dich nicht, so würde ich denken, du spottest meiner, aber auch dieser Scherz, lieber Bruder, ist grausam. Ich weiß gewiß, daß Meier den Gedanken nicht gehabt hat. Daß er freundlich mit mir war, mehr mit mir sprach, wie mit den andern Nonnen, das that er gewiß nur, weil ich die Schwester seines Freundes war, und doch hat mir dieses unschuldige Sprechen schon manchen Verdruß
ge-

gemacht, schon manchen Spott meiner Schwester zugezogen. Du kannst gar nicht glauben, was für eine Eifersucht in Altsheim herrscht. Wenn ein junger Mensch oder nur ein junger Geistlicher zu einer Nonne kommt; so heißt es gleich: Ei! es läuft doch alles zu der schönen Schwester. Ja freilich! spricht eine andere, wir sind nur alle häßliche Dinger, wenn wir uns mit der vergleichen. Und ist dann der junge Mensch oder der Geistliche weg, so laufen sie hin zu der unschuldigen Nonne, than höhnische Fragen und Spotten ihrer. Und so ging es denn auch mir; doch zum Leiden gewöhnt, gewöhnt auch Spott und Meid zu ertragen, hörte ich diese Verweise geduldig an, ging zu Tischarten, und sprach mit ihr über das Vergnügen, welches ich in deiner und deines Freundes Gegenwart genossen. Die Bücher habe ich sorgfältig verwahrt, und auch schon in einem gebältert, welches mir sehr wohl gefallen hat. Empfehl mich deinem Freunde und meiner Schwester, und komme bald zu mir.

Seraphine.

An Konstantin.

Wenn ich deinen Brief mit einem von Leidenschaftlichen freien Herzen durchlesen hätte, so würde ich vielleicht deinen mir entgegen gesetzten Gründen mehr Gewicht beigelegt, und sie würden mehrere Kraft für mein Herz gehabt haben. Aber izt denke ich nur an Serrasinen, lebe nur für sie, und wünsche nichts als nur sie zu besitzen. Ich gesiehe, wenn ich sie weniger liebte, weniger für sie empfände, als ich sie liebe, als ich für sie empfinde, so würden mich deine Gründe abhalten, einen so kühnen Schritt zu wagen, der mich, wie ich wohl sehe, aus meinem Vaterlande verbannt, und von den besten Freunden trennt. Die Ehre eines Menschen besteht in tugendhaften Handlungen, und ich wollte diese um alles in der Welt nicht verlieren. Aber kann es mir wohl zum Laster angerechnet werden, wenn ich ein schönes Mädchen aus so reinen Absichten liebe? Wenn gleich eine Menge katholischer Dummköpfe dieses thun werden, werde ich denn auch wohl in den Augen eines
rechts

rechtschaffenen Mannes meine Ehre verlier-
 ren? Ich kann bei dem Regimente nicht blei-
 ben; aber ich sehe auch nicht, wie sie mir mei-
 nen Abschied verweigern wollen. Freilich muß
 ich damit nicht warten bis ich Serafinen schon
 besitze, dann würde es zu spät seyn. Aber
 wenn ich ihn suche, ehe noch irgend jemand
 von meinem Vorhaben etwas weiß, so hoffe
 ich, daß man mir keine Schwierigkeiten ma-
 chen werde. Sobald ich also Gewißheit habe,
 daß Serafine in unser Vorhaben willigt, so
 werde ich sogleich dem Obersten schreiben, und
 um meinen Abschied anhalten. Meine Gü-
 ter laß ich hier verkaufen, und ich will
 doch sehen, wer mir mein bzares Geld aus
 der Tasche nehmen kann. Mit diesem Gelde
 bin ich im Stande, Serafinen, mich und eine
 zahlreiche Familie zu unterhalten, und ich werde
 jedem protestantischen Lande damit willkom-
 men seyn. Ich denke also nicht Serafinen
 unglücklich zu machen. Ihre Bedarfe von
 Gelübden, Hülfe, Strafen und dergleichen,
 werde ich doch wohl aus ihrem Kopfe heraus
 bringen können! Und wenn sie nur erst Mut-
 ter ist, so werden die kleinen um sie herum
 tan-

töndelnden Geldkörbe gewiß alle Gewissensbisse
 verdrängen, und sie wird mit mir glücklich
 fern, wenn ich sie mit der reinen Wahrheit
 vertraut mache, welche ganz gewiß mehr Macht
 hat als Aberglauben, und Vorurtheile. Wenn
 sie in ihrer wahren Gestalt dargestellt wird, so
 dent' ich, soll alles Zurückweichen und Wanken
 in das Kloster von selbst wegsallen, besonders
 da sie die Jhesu des Klosterlandes haßt und
 Freiheit liebt. Die Staatsgesetze verbieten
 freilich die Entführung. Aber sag, wenn die
 Gesetze unterlagen, einen in Brunnen gefal-
 lenen Menschen heranzuwindens: dürfte ich
 es nicht thun? Was wäre ein Mädchen
 wäre, so wollte ich sie lieber in einen Brun-
 nen fallen, als Nonne seyn. Deine Gründe
 mögen also immer gut und wahr seyn, für
 mich haben sie keine Kraft. Ich liebe Seras-
 finen, und wenn Sie mich eben so sehr liebt,
 so muß ich Sie besitzen, und sollte ich mich mit
 ihr durch die Welt betteln. Sag also was
 du willst, ich muß dir dies einziagemal unge-
 horfam seyn. Denn du die Größe meiner
 Liebe erwägt, so wirst du mein Unternehmen
 billigen. Schreibe mir bald deine Gedanken.

Da

Da ich nicht weiß, ob ich mit meinem mitgenommenen Gelde ausreiche, so laß dir diese Assignazion auszahlen, und schicke mir sogleich das Geld. Grüße deine Frau, und liebe mich. Morgen gehe ich mit Karln zu Seraphinen. Wie zähle ich die Augenblicke, bis ich meine Geliebte sehe.

14.

An Seraphinen.

Ich melde dir, meine Liebe, nur in aller Eil, daß ich morgen um 1 Uhr mit Weiern zu dir kommen werde. Ich habe noch einige Briefe an den Obersten und meine Freunde zu schreiben, sonst würde ich noch mehr sagen, als daß ich dich innigst liebe.

Karln.

D

15. An

An Konstantin.

Ich kann deine Antwort, Lieber, nicht erwarten. Ich bin glücklich, aber Worte fehlen mir, die meine Glückseligkeit zu beschreiben. Gestern ging ich zu Seraphinen. Die Oberin hatte die Gewogenheit uns nicht in das Sprachzimmer *) sondern in den Sprachsaal einzulassen. Da Karl dieselbe nicht hatte bitten lassen, uns mit ihrer Gegenwart zu beehren, so hatte zu unserm größten Vergnügen ihr Stolz nicht erlaube, zu uns herab zu kommen. Wir waren also allein. Ich konnte kein Wort sprechen, und wenn auch ja eines meinen Lippen entfliehen wollte, so war es so unbedeutend, daß Karl mich einigemal ernsthaft ansah. Meine Augen waren auf sie gerichtet, ich sah nichts, dachte nichts, hörte nichts als nur sie. Ob ihr mein Stillschweigen unerträglich ward, oder ob sie in meinen Augen las, was in meinem Herzen vorging,

*) Im Sprachzimmer kann man mit der Nonne nur durch das Gitter reden; Im Saal aber ist kein Gitter.

ging, oder ob sie Mitleiden mit mir hatte, genug, sie unterbrach den scherzenden Karl, und fragte mich mit der sanftesten anziehenden Mine, und ihr schwachendes Auge sah zur Erde, wie sie dieses sprach, ob ich beabsichtigt hätte, ein Karthäuser zu werden. Ich bekam mich nicht gleich, was sie damit sagen wollte, und fragte sie um die Ursache. Weil sie kein einziges Wort sprechen, sagte sie. Ich stotterte, plauderte, ohne zu wissen was. Und doch schien sie mir mit Vergnügen zuzuhören. Karl ging endlich, unter welchem Vorwande weiß ich nicht, aus dem Sprachsaale hinweg, und ich war allein. Mein Herz pochte, ich zitterte, und wünschte ihn wieder herbei, und doch war es mir lieb, mit ihr allein zu seyn. Furchtsam näherte ich mich ihr, ergriff eine ihrer schönen Hände, und sah ihr dabei ins Gesicht. Möchte ich doch den Zustand meines Herzens mahlen können! Ich las in ihren Augen die Erlaubniß, dieselbe küssen zu dürfen. Ich drückte sie an meinen Mund, aber stumm war ich, war unermüdend auch nur ein Wort zu sagen. Auch sie schwieg. Ich sah deutlich, daß in

ihrem Herzen etwas zu meinem Vortheile vorging. Endlich hatte ich doch so viele Kräfte, zu ihr zu sagen: Serasine! Könnten sie in meinem Herzen lesen, könnten sie sehen, wie sehr ich sie schätze, wie unendlich werth sie mir sind -- Eine Unschuld zeugende Röthe überzog ihre keuschen Wangen, eine Thräne glänzte in ihrem Auge; Sie drückte meine Hand. Gott, welche Wonne! Wie ward mirs, da sie sagte: Ich habe viele Ursache über mein Schicksal zu klagen, aber ich habe mich nach und nach beruhigt. Seitdem ich aber sie sah, ist meine Ruhe wieder dahin. Ich empfinde in meinem Herzen etwas, das mich in den Augenblicken, in denen ich es fühle, zum glücklichsten Geschöpfe macht. Ich betrachte meinen Habit, und wünsche es nicht zu empfinden. Ich freue mich, daß ich sie kennen gelernt habe, und wünsche doch, sie nie gesehen zu haben. Kurz, mein Herz ist voll von Widersprüchen, und einander entzogen: gesetzte Wünsche durchkreuzen sich in meinem Innersten. -- Meine theureste, beste Serasine! englisches Mädchen, habe Dank für deine Aufrichtigkeit. Lassen sie es sich um alles

les in der Welt nicht gereuen, mich kennen gelernt zu haben. Ich fühlte es, fühlte es, wie ich sie sah, daß nur sie, sie allein mich glücklich machen können, und auch sie, Cerasine, auch sie sollen in mir den Mann finden, dessen ganzes Bestreben, dessen einziger Gedanke nur seyn soll, ihre Liebe zu verdienen, auch sie so glücklich zu machen, wie es in seinen Kräften steht. — Hier trat Karl wieder herein. So wenig wir Ursache hatten unsere Liebe gegen ihn zu verbergen, so hörte unser Gespräch doch auf. Aber ich bemerkte in ihren Gesichtszügen die Unruhe ihres Herzens deutlich. Auch entwich diese Bemerkung ihrem Bruder keineswegs. Er setzte sich neben seine Schwester. Unser Gespräch war allgemein, und dessen Inhalt — Liebe. Sie konnte nicht verbergen, daß sie mich liebte: Aber sie erschrak, wenn nur Liebe genannt wurde. Ihr Bruder sprach ihr zu, daß sie sich vor diesem Worte nicht fürchten solle, und es gelang ihm und mir, ihre Angst legte sich, sie ward etwas ruhiger, und ich konnte ihr nun frei mein ganzes Herz ausschütten. Wie gern hätte ich ihr alle meine Absichten entdeckt! Allein noch

glaubte ich, sei es zu früh. Ich küßte ihre Hände, und sie unterließ nicht, die meinigen sehr oft sanfte zu drücken. Ich ersuchte sie um die Erlaubniß, ihr schreiben zu dürfen, und sie bewilligte mir dieses nicht nur, sondern sagte mir auch, wie ihr die Briefe am sichersten zugesandt werden könnten.

O, welche Wonne, Lieber! ist es, wenn man liebt, wenn man's weiß, wenn man's fühlt, du wirst geliebt. Noch nie habe ich dieses Glück gehabt, als jetzt, und ich empfinde es in seinem ganzen Umfange. Du hast diese Wonne empfunden, ich habe nicht nöthig, dir eine Beschreibung davon zu machen, die doch allezeit nur unvollständig und kalt seyn würde. Wir blieben bis gegen Abend bei ihr, ohne von einer Wonne getrübt zu werden. Und diese Stunden waren mir wie Augenblicke. Sie mußte endlich zu Tische gehen, und wir waren gezwungen uns von ihr zu trennen. Beim Abschied umarmte sie ihren Bruder, der sie herzlich küßte. Und ich, ich war verwegen genug, das nemliche zu thun. Nicht etwa wie eine Erde, die sich nur weitert, um desto mehr geküßt zu seyn, stieß sie mich zurück.

rikt. Mein! . sanft wand sich das tugendliebende Mädchen aus meinen Händen los, und versuchte ihre Lippen den meinigen zu entziehen. O! Freund, hättest du die Röthe gesehen, die ihre Wangen überzog, hättest den Blick, den ihr ganzes Gefühl ausdrückenden Blick gesehen, den sie auf ihren Habit warf — Gott! wie glücklich bin ich! wie glücklich werde ich seyn! Aber welch Unglück für sie! für mich! wenn sie nicht Muth genug hat, die Vorurtheile zu besiegen, die ihrem und meinem Wohle noch Hindernisse entgegenstellen!

Da ich nun fast nicht mehr an der Ausführung meines Vorhabens zweifle, habe ich schon meinem Schwager aufgetragen, meine Güter so bald und so gut als möglich zu verkaufen. Wenn ich Gewißheit von dem Verkaufe habe, werde ich sogleich um meinen Abschied schreiben. Schreibe mir bald, und schicke mir das Geld, worauf ich die letzte Anweisung sendete. Grüße deine Caroline. Möchte sie doch einst meine Cerasine kennen lernen. Ich habe wieder ein vorzügliches Frauenzimmer gesehen. Louisens Freundin! Sie hat sich einigemal sehr zu mir gedrängt,

und scheint um meine Liebe für Serafinen und von Louisens Zustande zu wissen. Louise fängt wieder an sich zu grämen, da sie kaum wenige Tage vergnügt war. Ich will versuchen, ob ich sie beruhigen kann. BERNARD, ich es nicht, so werde ich in dem Städtchen, ohnweit des Klosters, in welchem meine Serafine leuchtet, einige Wochen verbleiben; um vielleicht durch meine Entfernung ihrem liebvertrauten Herzen aufzuhelfen. Gern möchte ich mich ganz entfernen. Aber wie kann ich vor Serafinen hinweg? Ach! Freund! glaube mir, daß Louisens Abhären mir manche Thräne aus den Augen preßt. — —
Lebe wohl!

Meier.

16.

An Serafinen.

Ich darf an Sie schreiben — ! wie glücklich bin ich, daß ich dieses darf, daß Sie es mir erlaubt haben. O! liebes, herrliches Mädchen, wie theuer bist du mir, wie mit jedem Augenblicke theurer. Wie so alle meine Ge-
fühle

fühle nur an dir hängen, wie ich mich freue, daß ich es weiß: Serafine liebt dich. Ist es auch dir so, Liebe, fühlst du auch die unendliche namenlose Freude, die nur dies Gefühl zu geben fähig ist? Erschreke nicht, Engel, daß ich nur von Liebe rede. Ich verehere deine Strenge, habe Achtung für die Schamröthe, die deine Wange färbt, wenn mein Mund, wenn mein Auge dir sagt: Serafine, ich liebe dich. Aber ist denn Liebe ein Verbrechen? Serafine, ich rede aufrichtig mit ihnen, ich will vergessen, daß ich Liebhaber bin, will nur als Freund mit ihnen reden. Sie haben Gelübde gethan, sie halten es für Pflicht, sie zu halten, und diese verbieten ihnen die Liebe. War es aber ihr freier Wille diese Gelübde zu thun, ja darf der Mensch Gelübde thun, die wider die Gesetze der Natur, und selblich wider die Gesetze des Schöpfers streiten? und ist Liebe denn nicht ein Befehl des Schöpfers, ist Zöderung dieses Gefühls nicht Mord der Natur? Eine reine keusche Liebe, die nichts zur Absicht hat, als die Gelübde glücklich zu machen, ist gewiß eben so erlaubt, als jene Liebe, die nur das Unglück der geliebten Per-

sen zum Zweck hat, verdammtlich ist. Die Gesetze ihres Ordens haben diesen Unterschied nicht gemacht. Sie verurtheilen, ohne auf unsere Bestimmung Rücksicht zu nehmen, alle, welche lüben. Wir sind bestimmt hienieden so vieler wahren Freuden und Vergnügungen zu gessen, als wir nur immer können. Und die selbige Wonne, welche Liebe uns gewährt, gehört mit zu den ersten Freuden, deren wir auf dieser Erden fähig sind. Keine Gesetze in der Welt können uns die Erreichung unserer Bestimmung rechtmäßig verbieten, und es ist kein gerinnlicher Beweis, daß die Gesetze, welche uns Pflichten wider unsere Bestimmung auflegen, durch aberglaubische und von Verurtheilen gebildete Menschen, oder von Tyrannen gegeben worden sind. Ich weiß, daß man ihnen auferlegt, zu glauben, diese Gesetze seyn von dem Finger Gottes geschrieben. Aber sagen Sie selbst, wie kann ein gütiges, weises Wesen unser Herz zur Zärtlichkeit erschaffen, und doch zugleich gebieten, unaufhörlich zu arbeiten, unzüchtig zu seyn? Dieser Widerspruch kann unauflöslich bei dem weisesten Wesen statt finden, und er ist der vollste Beweis, daß diese
Gesetze

Gesetze selbst keine göttlichen sind, sondern von unweisen Menschen erfunden wurden, die ihren Vortheil dabei hatten, dergleichen zu geben. O theuerste, beste Serafine! möchten sie von diesen Wahrheiten eben so überzeugt, eben so durchdrungen seyn, als ich, wie unendlich glücklicher würden sie, um wie vieles seliger ich seyn? Glauben sie mir, englisches Mädchen, daß ich sie liebe, und daß ich nichts als ihre wahre Glückseligkeit bei diesem Bekenntniß zur Absicht habe. Fürchten sie nicht, daß sie Gott dadurch beleidigen, wenn sie in ihrem Herzen eben das nemliche für mich empfinden; was ich für sie fühle. Nein! dieser Gedanke müsse ewig aus ihrer Seele verbannt seyn. Ich weiß es, daß sich ihre geistlichen Brüder alle erfindliche Mühe geben, ihre Herzen kalt, unempfindlich und gefühllos zu machen; aber ich weiß auch, daß es vielleicht keine größere Ehre gebe, als gegen seine Bestimmung zu arbeiten. Trauen sie diesem Ehemannsfange nicht, Veste! Er lete sie in ihr Verderben. Aber wie unglücklich würde ich werden, wenn sie meine Töden für verführerisch hielt. Nein, Serafine!

Dies

Dieser Gedanke müsse nie in ihrem zärtlichen guten Herzen aufsteigen! Bei dem Ewigen, den ich anbere, meine Liebe ist keusch und rein, und ich wünsche nichts so sehr, als sie nur so alttödt zu machen, wie sie es werden können, wie die Natur wollte, daß sie es sein sollten.

Weier.

17.

An Serafinen.

Wie du mich durch deine Offenherzigkeit entzückt habest, aber wie verdrießlich mir es auch sei, daß du dich in einem Stande befindest, der sich so wenig zu deinem Charakter schickt, das kann ich dir, liebe Schwester! nicht beschreiben. Ich liebe dich herzlich, und wünsche nichts als dein Wohl; und eben daher rührt auch mein Verlangen, dich außerhalb des Klosters zu sehen. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie ein so sanftes, gutes, zärtliches Mädchen, unter der Herrschaft einer hartherzigen, schlimmen und gefühllosen alten Nonne, ihr Leben dahin schleppen könne. Es muß

muß gar nicht fühlen, daß es zu Freuden und Vergnügen geschaffen. So viel weiß ich, daß wenn ich an deiner Stelle wäre, ich keinen Augenblick Anstand nähme, dieses unerträgliche Joch von meinen Schultern wegzuschüttern. Du hast Meiern zum glücklichsten Menschen gemacht, du wirfst ihn zum unglücklichsten machen, wenn du dich von Aberglauben und Vorurtheilen besiegen läßt, und ihm deine Gegenliebe verweigst. Er ist ein rechtschaffener edel denkender Mensch, und hat die reinsten Absichten. Vielleicht ist dir daran gelegen, etwas von seiner Geschichte zu wissen. Hier hast du sie ganz im Kurzen. Sein Vater war Oberförstkommisarius in W . . . und ist schon seit acht Jahren tod. Seine Mutter lebt auch nicht mehr. Sie hinterließen ihm ein Vermögen von etlichen und zwanzig tausend Thalern, das aber in liegenden Gründen um W . . . herum besteht. Er fand Geschmack an dem Soldatendienste, und ging als Freiwilliger unter das W . . . sche Regiment, und hat sich nun bis zum zweiten Oberleutnant empor geschwungen. Du bist seine erste Liebe. Ich darf wohl nicht mehr
von

von ihm sprechen, sonst müdest du blos weizen.
Hier sollte ich dir wieder einige ganz aerg-
tliche Bücher; aber ich bitte dich, verwahre sie
ja wohl, damit die einfältigen Mennen nicht
dahinter kommen. Meier hat dir zwar selbst
geschrieben, läßt mir aber doch keine Ruhe,
und bittet mich, dir noch einmal zu sagen, daß
er dich unaussprechlich liebe. Vielleicht kom-
men wir übermorgen zu dir.

Karl.

18.

An Meiern.

Ich weiß, die Liebe hat stärkere Gründe als
die Vernunft, und es würde vergeblich seyn,
wenn ich dir neue Vorstellungen machen woll-
te. Ich wünsche nichts als dein Glück, lie-
ber Meier, kannst du es nirgends finden als
in Seraphinen, nun — so gebe der Himmel,
daß dein Glaube dich nicht täusche. Aber
Lieber, ich, der kalt in dieser Sache bin, den
weder Leidenschaften noch Vorurtheile blenden,
ich finde noch immer unübersehbare Hinderni-
sse, fürchte die Rache der Schwärmerel
und

und des Aberglaubens, und bin deines Wehls wegen bekümmert, wünsche immer noch, daß du stark genug seyn möchtest, eine Leidenschaft zu unterdrücken, die schon zu oft Unglückliche gemacht. Vermehre nicht die Zahl ihrer Opfer, Lieber! — doch ich wollte dir ja keine Verstellungen machen, weiß ich denn nicht, daß sie fruchtlos sind; nur eins noch, mein Freund, handle mit Klugheit und Vorsicht, und rechne dann in allen Fällen auf allen den Beistand, den Freundschaft gewähren kann. Ich hoffe, daß man dir deines Abschieds wegen keine Schwierigkeiten machen wird, und ich habe deshalb schon bei dem Obersen von weitem eingeschleitet, von deiner Neigung zum Genuße des ländlichen Lebens gesprochen, und er scheint, diese stillen auch in meinen Augen so vielen Vorzug habenden Freuden zu billigen. Du wirst vermuthlich bei dem Abschiedsgefühle dich keines andern Vorwands als eben dieses bedienen können. Sobald du also Gewißheit hast, daß Cerafine in deine Entwürfe einwillige, so säume nicht an den Obersen zu schreiben, und um deinen Abschied zu bitten. Du handelst sehr klug, daß du deine Güter

verkauft, aber freilich wirst du vieles daran verlieren müssen, wenn sich nicht etwa dein Schwager einfallen läßt, dieselben an sich zu kaufen. Aber mache ja, daß du das Geld in die Hände bekommst, sonst hast du es ganz gewiß verloren. Ich kenne deine Vermögensumstände nicht so genau, und weiß also auch nicht, ob es hinreichend fern wird, von den Intressen zu leben. Kannst du es, so ist es freilich sicherer und besser, alle dein Geld in irgend eine Bank zu geben. Wenn aber dieses nicht seyn sollte, so dünkte ich, wäre der klügste Rath mit deinem Gelde eine Handlung anzufangen. Doch das will ich dir alles selbst überlassen, da du Verstand genug hast, um einsehen zu können, was für dich am vorteilhaftesten sei. Du glaubst, daß Vorurtheile nie so viele Macht über Serafinen haben werden, daß sie einst schwach genug seyn sollte, Unruhe über den Schritt zu empfinden, wozu du sie zu verleiten trachtest. Aber erkenne, Freund! die Macht nicht, welche Aberglaube und Vorurtheile besonders über die weiblichen Herzen ausüben. Sie werden Anfangs durch die Heftigkeit der Liebe über-

wun-

wunden, und ich glaube ganz gern, daß Serafine sich zu diesem kühnen Schritte entschließen werde. Aber die erste Glut der Liebe verflücht, die vorher ohnmächtige Seele erhält wieder Kräfte, über alles Vergangene nachzudenken, und in die ganze Zukunft hinein zu schauen. Abgelehnte Gelübde! welch' ein schreckender Gedanke für eine weibliche Seele, da er schon so schreckend für manche männliche ist. Dilem! baue also vor, bemühe dich, sie zu überzeugen, daß widernatürliche Gelübde keine Verbindungen auflegen können, daß die gefälligen Freuden dieses Lebens zu unsern natürlichen Bestimmungen gehören. Unterrichte sie von dem Ursprunge der Klostergelübde, und wenn du es selbst nicht wissen solltest, so lies in bedeuendem Buch (Pavlos Vergils von den Erfindungen,) und bereite demnach Serafinens Gemüthe zu der kühnsten aller Entschlüssen an. Wage nicht eher etwas, bis du ganz gewiß bist, daß dir alles gelingen werde, sonst machst du dich mit Serafinen baldig unglücklich und elend, aber noch einmal wiederhole ich meinend: Du bist doch doch Stärke genug haben, Se-

raschen entsagen zu können! Auf deine Anweisung habe ich mir das Geld auszahlen lassen, welches ich dir hiebei mit sende. Lebe also wohl, mein Lieber! und schreibe mir ja bald.

Konstantin.

19.

An Karl.

Deinen lieben kurzen Brief habe ich wohl tausendmal durchlesen, und ich lerne dein gutes Herz immer mehr und mehr kennen. Du wünschst meine Glückseligkeit, und glaubst, daß ich im Kloster elend sei. Und du irrst nicht. Glückselig war ich nie, aber ist, ist — ach lieber Bruder! ich fühle es, ich war ruhiger, als ich ist bin, aber war ich glücklicher? — o! ich mag es nicht untersuchen. Ich sehe mein Gewand an, denke an Religion und Gelübde — und zittere, wenn dann in mir der Gedanke von ihm aufsteigt, und ich mich erinnere, daß ich ihm zu viel erlaubt, zu viel gestanden habe. Keine fühle ich dann in mir, und ich nehme mir vor, ihn nie wie-

der

der zu sehen, nie wieder zu sprechen. Eitles
Vornehmen, es ist stärker als Vernunft, das
Gefühl, was nach ihm mich hinzieht, und ich
wünsche ihn zu sehen, zu sprechen. Und doch
weiß ich, daß dieser Wunsch Sünde ist. Ich
denke an unsre Gesetze, und werde traurig,
fühle, daß ich elend bin. Ach! was soll noch
aus mir werden? Möchte ich ihn doch nie
gesehen, nie gesprochen haben! Vielleicht wäre
noch meine wenigen Tage ruhiger ver-
flossen. Aber nun ist meine Ruhe auf ewig
verloren. Ich fühle, daß ich fehle, aber ich
vermag nicht, meine Fehler gut zu machen.
Wie unglücklich macht nicht ein allzuärtliches
Herz! Mühte ich denn diese Erfahrung selbst
machen! Oft wünsche ich mir, die Kräfte zu
haben, ihn ganz und gar aus meiner Seele
verbannen zu können; denn was soll endlich
aus uns werden? Du sagst, er sagt's, daß
er mich liebe, und ich selbst, ach ich kann es
mir nicht verheelen, auch ich bin ihm gut.
Ihn nicht mehr sehen -- o! ich fühle es,
es würde mich unglücklich machen. Aber wie
kann ich ihn lieben? Wie darf ich es, ohne
mich der größten Sünde schuldig zu machen?

Sieh! mein theuerster, bester Bruder, diese Gedanken seltern mein Herz. Ich weine, härmte mich ab, und finde keine Ruhe in meinen Thränen. Wo wird denn deine Erazine Ruhe finden? ach nur im Tode — nur er kann den Sturm legen, der in meinem Innern tolet, kann der Seele gebieten zu vergessen, daß auch sie geschaffen war, die Wonne der Liebe zu genießen. Aber auch dieser Wunsch ist ja wohl schon Sünde? Was soll ich machen, wie soll ich es anfangen, ich armes Mädchen, um nicht zu sündigen? Stärke du mich, hochgebenedeyete Jungfrau, gib du Kraft deiner Magd, daß sie nicht erliege im Streite. Er hat mir geschrieben, und ich war schwach genug, seinen Brief zu lesen, war schwach genug, ihn wieder zu antworten. Oft habe ich die Antwort zerrissen; aber ich fing sie eben so oft wieder an. Wenn ich nicht noch meine Justine hätte, und in ihren Busen meine Klagen, meine Leiden ausschütten könnte, so würde ich vollkommen unglücklich seyn. Gern wollte ich dir sagen, daß du mir deinem Freunde nicht zu mir kommen solltest, aber ich kann's nicht verbergen, ich wünsche,

wünsche, daß du mit ihm mich besuchst.
Lebe wohl.

Cerastine.

20.

An Meiern.

Schlichtern ergreife ich meine Feder, und will ihr Schreiben beantworten. Ich fühle, daß ich Unrecht thue, aber ich bin zu schwach, diesem Gefühl zu folgen, habe nicht einmal Stärke genug diese Schwäche einem Manne zu verheelen, der mich zum unglücklichsten Geschöpfe ohne seine Schuld gemacht hat, und erst vollkommen elend machen könnte, wenn er unedel und unrechtchaffen genug dächte, ein schwaches, Mitleiden verdienendes Geschöpf zu überlüssen. Aber so sind sie nicht, sie denken redlich, und sind viel zu großmüthig, um mich noch elender machen zu wollen, als ich jetzt schon wirklich bin. Ach mein Herr, ich bitte sie, ich beschwere sie um meiner, um ihrer Nähe willen beschwere ich sie, sagen sie mir nichts mehr von Liebe. Ich will offenherzig seyn, aber seyn sie auch wieder großmüthig.

E 3

müthig. Da ich sie sahe, fühlte ich Achtung, fühlte Freundschaft für sie, sie redten mit mir von Liebe, ich ward unruhig, die Vernunft sagte mir, fliehe, aber ich war — ich will es nur gestehen — ich war zu schwach zur Flucht. Sie schrieben mir, suchten meine Gewissenszweifel zu unterdrücken, und vermehrten meine Unruhe, mit Thränen bat ich um Kraft von oben — und sie ward mir gegeben. Sie hatten Mitleiden mit meinen Leiden. Sie, die Leidensmühselerin, sie gab meiner Seele Stärke, den Entschluß zu fassen, der fest in dasicht: ich kann ihre Liebe nicht erwidern. Auch selbst erzwungene Gelübde sind Gelübde, darf ich sie aufheben, kann ich sie aufheben? Drum gen sie also nicht weiter in mich, haben sie Mitleid mit einem Geschöpfe, das schwach, sehr schwach ist. Sie sind ein Mann, sie müssen Stärke haben. Unterstützen sie demnach das schwache Mädchen, daß es wandle auf reitem Wege.

Vielmehr handle ich thöricht, daß ich ihnen so offenherzig meine Schwäche bekenne. Wer schließen sie daraus auf die Größe meiner Hochachtung, und wie unbegrenzt das Vertrauen

trauen

trauen sei, welches ich in sie setze. Wollen sie dieses Zutrauen täuschen? Können sie wohl dem Mädchen, das sie so sehr schätzt, die Ruhe rauben? Wenn sie mich lieben, wenn ihre Liebe so rein, so uneigennützig ist, wie sie mich versichern, o! so zeigen sie es mir, zeigen sie es mir dadurch, daß sie dieser Liebe entsagen. Dann soll mein Dank grenzenlos sein. Wenn ich erwache, will ich für sie beten, will sie segnen, wenn ich mich niederlege. Thränen tröpfeln auf das Papier, indem ich dieses schreibe; mein Herz schlägt stark, ich fühle die Vorwürfe des Gewissens, schon breche ich meine Gelübde, da ich ihnen nur schreibe. Ich muß aufhören, denn je mehr ich schreibe, desto stärker wird das Klopfen meines Herzens. O! seyn sie gesinnlicht, stehen sie mich, geben sie mir ein Beispiel, was eine große, was eine adle Seele vermag, und es wird mich stärken dieses Beispiel, wird Kraft mir geben zum Nachstreben. Leben sie wohl. Aller Regen des Himmels komme über sie.

Cerastine.

An Konstantin.

Was ich dir sagen soll, Theurer! — Lies, lies Serafinens Brief *) und fühle meine Leiden. Wen! was für Freuden koste ich! Wie leicht glaubte ich Serafinens Erhebung? — Meine Hoffnungen sind dahin, und ihr Bruder vermag nicht, mit allen seinem Zureden, sie von neuem zu beleben. O! wie kann Serafine so sehr an Verurtheilen kleben? Ihr Bruder läßt mir keine Ruhe, morgen mit ihm nach dem Kloster zu fahren. Ich befe, vor ihr zu erscheinen. Ich weiß, daß sie mich liebt, sie selbst sagte es mir; aber der angeerbte Aberglauben, die eingefogenen, von Nonnen und noch mehr genährte Vorurtheile, ersüßen in ihr Gefühle, die meine ganze Glückseligkeit ausmachen. Vielleicht — was koste man nicht in solchen Umständen? — Vielleicht sind ihre Gegengründe die letzten Zeufzer des sterbenden Aberglaubens. Dieser einzige Gedanke macht noch, daß ich nicht ganz unter der Last erliege, die mich drückt.

Uebere

*) Den 20sten.

Uebermorgen will ich dir den Erfolg meines Besuchs schreiben. Meine Güter sind verkauft. Mein Schwager wollte mir 2000 thlr. mehr geben, allein er konnte das baare Geld nicht aufbringen, und baares Geld mußte ich haben, und so habe ich sie an den Graf L . . . für 15500 thlr. verkauft; welche ich in Wechseln auf den Banquier S . . . in L . . . künftige Woche ausbezahlt erhalte. Von dieser Zeit wäre ich also gesichert. Auf alle Fälle nehme ich meinen Abschied. Uebermorgen werde ich deshalb an den Obersten schreiben. Grüße deine Caroline. Lebe wohl, lieber J . . . ! und erwarte übermorgen ausführliche Nachrichten von deinem

Meier.

22.

An Konstantin.

Freude -- Frohlocken -- Wie soll ich das nun alles auf einmal sagen. Serafine liebt mich, gesiehet's mir, will alles thun, und wenn ja Aberglaube und Vorurtheile noch einige Macht

E 5

in

in ihrem Herzen ausüben, so werden sie bald von der Liebe verdrängt werden. Wie das alles zugegangen ist, wie so geschwind alles geändert, ja Lieber! das kann ich dir wahrlich nicht sagen. Ich bot alle meine Verehrsamkeit auf, das weiß ich, ihr Bruder unterstützte mich, und kurz, wir verletzten sie in einen so empfindsamen Zustand, daß sie ehnsmöglich ihre wahre Gefühle länger verbergen konnte. Und diese waren — Liebe. Gott! wie drückte ich das herrliche gute Geschöpf an meinen kletternden Busen! Wie so ganz war meine gefühlvolle Seele in die ihrige verwebt! Wir haben den ganzen Nachmittag, und die Hälfte des Abends, in ihrer Gesellschaft zugebracht. Welch ein Tag! und wie wurden die Stunden zu Augenblicken? Noch haben wir ihr unser Vorhaben nicht entdeckt. Allein, da sie mich wahrhaftig liebt, da Liebe ihr den Ackerstand unermüßlich machen muß; so darf ich gar nicht mehr an der Ausführung desselben zweifeln. Meine Güter sind, wie du weißt, verkauft, und ich brauche nun nichts mehr, als meinen Abschied. In dieser Absicht lege ich dir einen Brief an den Obersten bei.

bei, in welchem ich um meinen Abschied bitte. *) Ich würde vielleicht noch gewartet haben, wenn nicht der Bruder meiner Seraphine bald zur Garnison zurück reisen müßte. Da ich ohne seinen Beistand nichts ausrichten kann, so bin ich gezwungen, die Entführung zu beschleunigen, und also eher um meinen Abschied anzuhalten, als ich sonst gethan haben würde. Du kannst leicht errathen, daß ich dem Obersten nicht alles gesagt, aber doch vertraulicher mit ihm gesprochen habe, als ich mit jedem andern Obersten gesprochen haben würde. Ich hoffe also, daß mein Brief die gewünschte Wirkung haben wird. Ich habe noch bei H . . . Geld zu heben. Da ich nun vermuthlich nicht wieder komme, so laß die beizugebenden Wechsel bezahlen. Mein Quartier sag' auf, tracht aber für's ganze Jahr. Es sind recht brave Leute. Meinem Purchen, dem christlichen Jüngern, als künftigen Thaler. Hat er Lust künftig bei mir zu bleiben, so sieh zu, daß du ihm den Abschied vom Regiment kaufest. Dann werde ich dir schreiben, an

*) Dieſen Brief haben wir als einen gleichgültigen weggelassen.

welchem Orte er mit meinen Sachen eintreffen soll. Alle mein Hauegeräthe und andre Kleinigkeiten, die ich doch nicht mitnehmen kann, schenke ich dir, du kannst damit machen was du willst. Ich dachte, du behieltest sie, als ein kleines Andenken von mir. Schreibe mir doch ja bald ausführlich von allem, was ich dir hier geschrieben habe. Lebe wohl, ewig Theurer! Ich bin warlich nicht eher ruhig, bis ich Serapinen ganz besitze.

Meier.

23.

An Meiern.

Dein letzter Brief hat mich und meine liebe Karoline entzückt. Keine Vorstellungen, lieber Freund! aber doch ein Rath. Sei klug und vorsichtig. Weiter kann ich dir nichts sagen. Der Oberst hat keines Abschieds wegen geschrieben, du erhältst hiebei seine Antwort, und wirst daraus das mehrere ersiehn. Das Geld habe ich mir geben lassen, und das von das Quartier bezahlt, das übrige folgt anbei. Jakob will durchaus bei dir bleiben;

so bald du mir's also schreibst, soll er gleich abreisen. Du kannst dich auf seine Treue verlassen. Schreibe mir ja bald, denn ich bin nicht eher ruhig, bis ich den Ausgang der Sachen weiß. Karoline läßt dich grüßen. Lebe wohl.

Konstantin.

24.

An Konstantin.

Sie hat sich entschlossen, und will mir folgen. Gedenke dir meine Wonne, Freund! denke dir den Gedanken, ich werde sie besitzen, die ich allein liebe, mein wird sie seyn, mein auf ewig. Lange kämpfte Aberglaube und Liebe mit einander, doch endlich siegte die Liebe, mein wird sie seyn, mein auf ewig. Ich habe jedes Verurtheil besiegt; erröthend floh sie aus der letzten Verschanzung der heiligen Urfine, und sie stand da, das gute liebe Mädchen, nur von Liebe allein befeelt, ich nahm sie in meine Arme, drückte sie mit unennnbaren Gefühlen an meine Brust, gelobte still dem Himmel — ewig sie, nur sie
zu

zu lieben. O! Freund, wie bin ich so glücklich, so unaussprechlich glücklich! Das Entschließen ist gar nicht schwer. Er nun, prägt jederzeit mit uns im Zrachsaaale allein. Ich werde an dem bestimmten Tage mit einem vierthürigen Wagen vor dem Kloster halten, sie in meine Arme nehmen, mit ihr in den Wagen steigen, und dann nach dem nächsten protestantischen Dorfe eilen, es liegt nur drei Meilen vom Kloster. Ehe die Nonnen Anstalten machen, mir nachsetzen zu lassen, bin ich schon lange weg. Und im ganzen Kloster sind nur drei Mannspersonen, vor denen ich mich wahrlich nicht fürchten werde. Zu mehrerer Vorsicht will ich hinter dem Wagen reiten, damit wir nicht etwa überrascht werden. Sei ganz ohne Sorgen, Lieber, es wird gehen, es wird alles gut gehen. Könnte wohl die Vorsicht gefallen an dem Leiden zweier Liebenden haben? Kann es die ewige Güte beleidigen, wenn ein Mädchen zurückkehrt zu den Pflichten der Natur, von welchen Aberglauben sie entfernte? Ich bin schon einigemal im Kloster gewesen, ohne jemanden in dem Vorhofe, durch den ich durchgehen müssen, angetroffen zu haben, und wenn

wenn uns da niemand trifft, so sind wir ganz sicher. Schicke mir meinen Jakob gleich nach dem Empfang dieses Briefes. Er soll Extra-post nehmen, und gerade zu nach W . . . fahren; im goldnen Schwan wird er mich treffen, und da von mir die nöthigen Verhaltungsregeln erhalten. Wenn er eilt, so kann er in fünf Tagen hier seyn. Braucht er zur Reise noch Geld, so gib ihm so viel er haben will; ich will es dir gleich wieder zusenden. Meitze Wechsel sind nun alle schon in Sicherheit und guter Verwahrung. Sie sind mir vorgestern eingehändigt worden, und alle auf F . . . in L . . . gestellt, welches mir um so lieber ist. Der Oberst hat mir einen Brief geschrieben, der seinem Charakter vollkommen angemessen ist. Er schreibt als Vater und Freund; ich habe ihm auch schriftlich meinen wärmsten Dank bezeugt. Lebe wohl, mein folgender Brief wird dir den Ausgang unserer Flucht melden. Lebe wohl, grüß deine Frau.

Weier.

25. An

An Karl.

Wie unruhig bin ich noch, mein lieber Bruder! Ich liebe -- liebe so heftig -- ächze nach Freiheit -- halte Freiheit für das größte Gut auf Erden -- wünsche mich in die Welt zurück -- wünsche aus dem Kloster, aus der Gesellschaft der Nonnen entfernt zu seyn -- und izt -- da alles dieses mir angeboten wird, da ich noch dazu, durch diesen kühnen Schritt den liebsten, würdigsten Sterblichen, den ich je gekannt habe, besitzen soll -- izt stehe ich unentschieden da, und weiß nicht was ich anfangen soll. Eine geheime Stimme verbietet mir euren Rufen zu folgen, aber die Liebe -- o diese gefährliche Liebe flüßert mir alle Augenblicke das Gegentheil ein. Ich wünsche, eure Rufen, eure Widerlegung der Gründe, die mich davon zurück halten sollten, wären für mich überzeugend, wären ganz beruhigend für mein Gewissen; bald glaube ich mich völlig überzeugt, bin so ruhig, und dann -- es mich wieder, es überfällt mich eine Angst, Ich sehe
mein

mein Marienbild an, und es ist mir, als wenn ich es alle Augenblicke sprechen hörte: und du willst das Kloster verlassen, willst deine Seele auf ewig verlieren? Ach Gott! wie schrecklich! ich habe unter zwei so großen Nebeln zu wählen! Hier auf immer elend! dort ewig elend! Doch was sage ich? Kann mich wohl mein Bruder, kann mich Meier, die mich beide so unglaublich lieben, können sie mich hintergehen? Müssen sie nicht besser verstehen, was gut und recht ist, als ich armes schwaches Mädchen? Ich habe mein Wort gegeben, und ich will ihm folgen. Du hast mir noch nicht gesagt, auf welche Art Meier mich entführen will. Wenn mich die Nonnen erwischen, ach! wie würde es mir gehen? Ich schicke dir hier deine mir geliehenen Bücher und deine Briefe zurück, damit man nicht nach meiner Flucht auf dich einigen Verdacht habe. Was werden mein Vater, meine Mutter, meine gute Schwester sagen? O wie werden sie mich, wie werden sie Meiern fluchen? — Fluchen! Ja, entsetzlich ist der Gedanke, von Aeltern verflucht zu werden. Sag, Karl, werden sie mich fluchen? werden sie das schwache Mäd-

den verdammen, das, welches zwar kämpfte, aber unterlag? Verdamme nicht, guter Vater, verdamme nicht, liebe Mutter; ich habe um Beistand gekämpft, aber umsonst. Er kam, und meine Entschlüsse versiegen wie Sreu vor dem Winde. Lebe wohl, Karl, hoch fliehet mein Busen, stark schlägt das beunruhigte Herz. Lebe wohl, lieber Karl. Bis Meiern beiliegenden Brief.

Erasine.

26.

An Meiern.

Du einziger erster Geliebter meines Herzens! du hast alle Gewissensunruhen erstickt, verdrängt. Ich tödte jeden Zweifel, laß den Gedanken nicht aufkeimen, der mir sagt, du handelst unrecht, du brichst heilig geschworne Gelübde. Ha! wie du mir so alles bist, Theurer, wie ich so alles nicht achte, wenn ich an dich denke, wenn ich denke, Meier will es, Meier ist es, er, durch dessen Hand du entstiehst. Ich habe Karla seine Bücher und Briefe zurückgegeben, damit auf ihn kein Ver-

Ber-

Verdacht falle, daß er von der Sache etwas gewußt. Ach! wie wird mein Vater, wie meine Mutter dem guten Karl begegnen? Ihm werden sie alle Schuld geben, weil er dich hieher und ins Kloster gebracht. O mein Vetter! was muß ich nicht alles aufopfern? Aeltern, Geschwister und Freunde! — aber kann ich es ändern; du auf der einen Seite, und sie auf der andern; ha! siehst du, wie sie sinkt die Schale, wie so weit du sie überwiegst. Ja, Lieber! ich verlasse alles, alles, und folge dir. Wenn du jemals aufhören könntest mich zu lieben — wie unglücklich, wie unendlich unglücklich wäre ich dann — doch nein, das kann mein Vetter nicht, er kann seine Serafine nicht vergessen, kann nicht vergessen das Mädchen, das mit ganzer Seele an ihm hängt, ewig an ihm hängen wird. Ich verlasse mich auf dich, überlasse ganz dir die Ausföhrung unserer Zucht, ich kenne das Kloster zu wenig, bin zu beschränkt. Die Gartenmauer ist nicht hoch, hätte ich eine Leiter, so wölte ich wohl hinüber kommen, doch wie gesagt, ich überlasse alles dir, sag' es mir, oder schreib es mir, was ich zu thun habe.

O! Lieber, Lieber, wie mir das Herz schlägt, wenn ich daran denke; doch fürchte dich nicht, ich werde mein Wort halten, du sollst mir Muth geben, sollst das zitternde Mädchen stärken, und fest will ich treten, muthig wagen den kühnen Schritt, denn führt er mich nicht in deine Arme? Wenn werde ich dich sehen? wirst du noch zu mir kommen? O Lieber! sei vorsichtig. Lebe wohl! du einzigster erster meines Herzens.

Seraphine.

27.

An Meiern.

Ich freue mich über den Entschluß deines Mädchens. Alles geht dir zu Glücke. Dein Vermögen ist in Sicherheit. Hier — wie du aus des Obersten Brief ersiehst — deinen Abschied. Jakob ist mit deinen Sachen abgegangen, und wird zu rechter Zeit eintreffen. Ich habe heute so mancherlei Geschäfte, daß ich dir nur sagen kann, daß ich dich unaussprechlich liebe.

Konstantin.

28. An

28.

An Serafinen.

Ich kriege heute Nachmittag zu dir -- Engel! -- um zu sagen, daß ich meinen Abschied erhalten, und wie wir unser Vorhaben auszuführen gedenken.

Meier.

29.

An Karolinen.

Himmel! welch ein Unglück! Meier ist fort! Serafine fort! Ach, wie entsetzlich! Meier, den ich für einen rechtschaffenen Mann hielt, Serafine, der ich vertraute, daß sie so fromm wäre. Ach! wie schwer habe ich gesündigt, daß ich es meinem Vater nicht entdeckte, was ich mutmaßte. Wie werde ich diese Sünde auslöschen, wie mein Gewissen beruhigen können. Ich liebe ihn nun nicht mehr, mein Herz ist von aller Leidenschaft frei, ich freue mich, daß ich von einem so unchristlich denkenden Mann nicht bin geliebt worden. Ein neuer Bewegungsgrund für mich, ins Kloster

zu gehen, um meine Sünden zu bereuen und zu beweinen. Ich werde auch nicht lange säumen, ich will die Stelle meiner meineidigen Schwester ersetzen, und an ihrer Statt Gott Lob singen, und danken, daß er mir Kräfte verliehen hat, eine so gefährliche Liebe zu unterdrücken. Mein Vater ist außerordentlich aufgebracht, und er wirft Karlu vor, daß er um die Sache gewußt, welcher aber das Gegentheil behauptet. Wir wissen hier noch nicht, wo er mit ihr hin ist. Mein Vater ist gleich fortgezogen, sobald er es erfuhr. Ein Unglück für beide, wenn er sie einholt. Es ist alles so unruhig und zerstückt in unserm Hause. Meine Mutter weint unaufhörlich, und sie gibt sich das Unglück Schuld, weil sie Serafinen eigentlich gezwungen hat, ins Kloster zu gehen. Lebe wohl.

Louise.

30.

An Konstantin.

Wünsche mir Glück, Lieber! freue dich mit mir. Ich besitze das schönste, edelste, beste Mädchen.

Mädchen. Mein Herz ist so voll angenehmer Empfindungen, daß ich dir unmöglich sie alle ausdrücken kann. Doch du wirst neugierig seyn, wirst gern wissen wollen, wie ich das liebe Mädchen fortgebracht; ich will mich herabzustimmen versuchen, und dir alles pünktlich schreiben. Da ich deinen und des Obersten Brief erhalten hatte, flog ich hin zu dem Engel, und sagte, daß ich am andern Tage gegen ein Uhr mit einem vierspännigen Wagen da seyn wollte. Sie entschloß sich dazu, nachdem ich ihr die Leichtigkeit der Ausführung bewiesen hatte. Ich ritt so gleich nach B . . . traf meinen Jakob, der auch alles anordnete, und zur bestimmten Zeit im Kloster anlangte. Ich war schon da. Ich nahm also das furchtsam wartende Mädchen in meine Arme, und flog mit ihr in den Wagen. Schnell fuhren wir fort, ohne daß wir von jemand bemerkt worden wären. Eine halbe Meile weit ritt ich so mit Jakob hinter her; nun glaubte ich sicher genug zu seyn, gab das Pferd meinem Kerk, und setzte mich neben das liebenswürdige Mädchen. Gott! ich kann dir diese Scene nicht mahlen. Ich drückte sie an mein

fliehendes Herz, und meine feurigen Küsse sagten ihr, wie sehr ich sie liebe. Wir kamen in Schwam früher an, als ich dachte. Nun wohnen wir beide auf verschiedenen Zimmern. Im ganzen Zirkon weiß man schon, daß Seraphine eine entführte Nonne ist, und viele Menschen drängen sich hinzu, sie zu sehen. Ich habe ihr nun Kleider machen lassen. Ich werde heute noch an ihren Vater und Mutter schreiben, und versuchen sie zu beänstigen. Wie sehr wünsche ich mit ihnen ausgeführt zu seyn! Lebe wehl. Hier folgt ein schriftliches Compliment von Seraphinus eigener Hand,

Meier,

31.

An Konstantin S * * *

Wird mich der Freund meines Geliebten wohl entschuldigen, daß ich so schwach gewesen bin, der Stimme der Liebe zu folgen, und die Stimme der Religion nicht zu hören? Gewiß! wenn ihre Freundschaft für meinen Geliebten, den Gründen, das erstere zu thun, nicht doppeltes Gewicht beilegt, so müssen sie mich

mich verachten. Und doch wünschte ich, von den Freunden meines Meiers geliebt zu seyn! Entschuldigen sie also immer ein schwaches Mädchen, und schreiben sie meine Schwäche auf die Rechnung der Liebe. Empfehlen sie mich ihrer Gattin, ich wünsche gar sehr, ihre Freundin zu werden,

Seraphine.

32.

An Cerafinens Vater.

Was werden sie izt von dem Manne denken, den sie noch vor wenig Tagen ihrer Freundschaft und Liebe würdigten? Werden sie ihn nicht für den bochastigsten, schlechtesten, niedrigstdenkenden Mann halten, weil er ihre Freundschaft durch die Entführung der Tochter entweihete? Werden sie nicht das unbarmherzige Urtheil, welches gefühllose Mönche und Nonnen über mich sprechen werden, unterschreiben? Ich kenne die Macht der Religion auf die Herzen der Menschen zu gut, um dieses nicht zu mutmaßen und zu befürchten. Indessen bin ich überzeugt, daß sie Gerechts-

33

sig

tigkeit lieben, und also die Vertheidigung meines gewagten Schrittes lesen, und über mich ein andres Urtheil fällen werden.

Erzogen von denkenden Männern lernte ich in dem freundschaftlichen Umgange mit wahrhaftig, frommen, gottesfürchtigen und aufgeklärten Menschen, das Wahre der Religion, und das Wesentliche gar bald von dem, was entweder nur zufällig, oder wohl gar falsch ist, und was uns eigennütziges Pfaffen für wahr verkaufen, unterscheiden. Ich erkenne einen Gott, glaube seine Weisheit, vertraue auf seine Güte und Gerechtigkeit, und bemühe mich alle meine Handlungen so einzurichten, daß dadurch der Menschheit, oder wenigstens einem Theile derselben, mit dem ich in Verbindung stehe, einiger Nutzen erwachse. Der Mann, der so denkt, so handelt, kam zu ihnen, und sah ihre Tochter. — Sie sehen sie unaussprechlich lieben, sie für immer zu besitzen wünschen — waren Empfindungen, die alle in einem einzigen Augenblicke in mir aufstiegen. • Sie können versichert seyn, daß ich mir alle ersinnliche Mühe gegeben habe, eine Leidenschaft zu unterdrücken, von

von der ich wußte, daß sie nur nach einer Menge großer besiegter Hindernisse befriedigt werden konnten. Wer die Macht der Liebe kennt, wenn jemals die Gottheit mit diesen seligen wonnevollen Gefühlen beschenkt hat, der wird es mir glauben, wenn ich sage, daß es unmöglich war, diese Liebe auszulöschen. Da ich selbst überzeugt war, daß köstliche Gelübde keine widernatürliche Pflichten auflagen können, daß es unsere Bestimmung sei, in Gesellschaft zu leben, so hielten alle Hindernisse weg, die sich mir von dieser Seite hätten entgegen stellen können. Ich versuchte ihrer Tochter diese nemlichen Grundsätze beizubringen. Sei es, daß die Liebe meine Gründe unterstützte, oder daß ihr Verstand selbst hell genug war, die Wahrheit derselben einzusehen — genug, Cerasine ward nach einigen vergeblichen Versuchen endlich eben so überzeugt. Ich war es also allein, der sie dazu beredete, ein Leben zu verlassen, welches je dem der Knechtschaft noch nicht gewöhnten Menschen unerträglich seyn muß. Wie viele Mühe kostete ihr das nicht? Wie kämpfte nicht das gute Mädchen? — Endlich siegte Liebe und

und Vernunft. Ich suchte meinen Abschied und verkaufte meine Güter. Ich erhielt ihn, und bekam für meine Güter so vieles Geld -- wovon sie selbst ein Augenzeuge sind -- daß ich hoffen darf, Serafinen nicht unglücklich gemacht zu haben. Nur noch ein einziger Gedanke ist es, der sie beunruhigt, der ihr die Vergnügen vergällt, welcher sie sonst in diesem neuen Leben genießen würde; Der Gedanke, sie beleidigt, ihren Zorn gereizt, die Liebe ihrer Aelttern verschmerzt zu haben. Wie werfen uns beide zu ihren Füßen, wie flehen sie um Verzeihung, um ihre neue Liebe an. Wir gestehen, daß es immer ein Fehler gewesen, ohne ihre Einwilligung einen so kühnen Schritt zu wagen; allein da wir nicht hoffen durften, diese zu erhalten, und da unser beiderseitiges Leben für immer höchst elend gewesen seyn würde; so wagten wir es, und hofften bei ihnen Vergebung zu erhalten. O! thun sie es, lassen sie die für Serafinen so wohlwollenen Worte hören -- wir vergeben euch, Kinder -- Ertheilen sie die Erlaubniß, uns gesetzmäßig zu verbinden, und machen sie uns unaussprechlich glücklich. Lassen sie sich nicht

nicht von dem Geschwätz der Pfaffen betäus-
ben, lassen sie ja nicht ihr Vaterherz durch
die Bemühungen dieser listigen Leute erkalten.
In Absicht meines Standes und Vermögens
werden sie gewiß nichts einzuwenden haben.
Soll falschverstandene Religion allein uns hin-
dern, glücklich zu werden? Das Wahre, das
Wesentliche der Religion findet man in allen
Religionen, dieses habe ich nicht verletzt, oder
verachtet, werde es nie verletzen, nie verach-
ten. Aber das, womit schlaue eigenndzige
Pfaffen die heilige Wahrheit unter Begünsti-
gung barbarischer Zeitalter verbräut haben,
dieses äußere, unwesentliche, falsche habe ich
verletzt, verachtet. O lassen sie diese in der
römischen Kirche allein geltenden, vielleicht
bald gar nicht mehr geltenden Grundsätze nicht
Ursache des Abschlagens unsrer Bitten seyn.
Lassen sie uns bald Verzeihung werden, und
erlauben sie mir bald, sie künftig Vater nen-
nen zu dürfen, da ich mich bis izt nur noch
nennen darf ic. ic.

Meier,

33. III

An ihre Aeltern.

Hier liege ich auf meinen Knien, und flehe Vergebung, ach Vergebung dem Mädchen, welches schue, welches sie beleidigte, ihrem Dorn sich zuwey. Ich hatte sie beschworen die strengen Geißelnde, und habe sie gebrochen, konnte nicht widerstehen den Gründen der Vernunft, den Bitten der Liebe, dem Klopfen dieses Herzens, welches sich schute nach ihm, dem Einzigen, den ich liebe, und nach Freiheit. O Vergebung, wenn ich zu schwach wär, versiehst du sie ihre Serafine nicht, machen sie das Leben ihrer Tochter nicht unabseßlich elend. Nein, mein Vater, und sie, meine gütige Mutter, sie versicherten mich ja est ihrer Liebe, nennen mich ja oft ihr gutes Kind, nein! sie werden mich nicht verstoßen, werden nicht wollen, daß irgendeiner Kummer das Loos meines Lebens sei. Aber dies würde es seyn, ich würde elend, grenzenlos elend seyn, wenn sie mir ihre Vergebung verweigerten. Lassen sie sich erbitten, lassen sie diese Thränen meine Fürsprecherin seyn, vergeihen sie der Tochter, die sie nie vorher beleidigt

Beleidigte, sie nicht beleidigen wollte. Vange und zitternd sehne ich mich nach einer Antwort, sie wird mein Schicksal entscheiden, o! erbarmen sie sich ihrer Tochter!

Seraphine.

34.

An Karl.

Wie viele Sorgen, wie viele Angst wirst du meinertwegen gehabt, wie viele Vorwürfe dir von deinen Aeltern zugezogen haben. Ja! Karl! nie werde ich dir vergessen, was du für mich gethan. Ich danke dir. Ich fühle die Größe meines Glücks. Von nichts wird es gekört, als von dem Gedanken, daß deine Aeltern mir nicht vergeben möchten. Ich habe an sie geschrieben, und ihnen alles vergestellt. Unterstütze du meine Bitten, durch deine stehende Veredsamkeit. Du gilst überdies bei deinen Aeltern sehr viel. Sage ihnen, wie unaussprechlich ich Seraphinen liebe, wie auch ich denke, und wie gewiß sie mit mir glücklich seyn werde. Stelle ihnen alles vor, was du kannst, um von ihnen Vergebung zu erlangen.

nach

nach der Serafine achzet, und Erlaubniß zu erhalten, uns gesetzmäßig zu verbinden. Wie siehst's mit deiner Liebe? Ich hoffe, daß du eben so glücklich seyn werdest, als ich. An der Einwilligung deines Vaters hast du wohl nicht zu zweifeln, wenn du erst mit dem Mädchen in Richtigkeit bist. Wenn du dich von Hause auf einen Tag hinweg schleichen kannst, so komm ja zu mir, und beglücke mich und Serafinen mit deinem Besuch. Lebe wohl, lieber Karl.

Meier.

35.

An ihre Schwester.

Wirst du mich eben so unbarmherzig verdammen, als alle meine geistlichen Mißschwestern, oder wirst du dem schwachen Mädchen eine mitleidige Thräne weinen, und ihr glückliche Tage wünschen? Ich kenne die Güte deines Herzens, und hoffe also, daß du mir verzeihen, und sogar eine Bittte erhören werdest, die ich an dich wage. Meier und ich haben an meine Aeltern geschrieben, und bei ihnen
am

am Vergebungangeseht. Unterstütze auch du meine Bitten mit den deinigen. Der Schritt ist einmal gethan, und kann nicht wieder zurück gethan werden. Ich mag mich nicht rechtfertigen, sondern will dich bloß bitten, mir eine Verzeihung auszuwirken, von der der größte Theil meiner Glückseligkeit abhängt. O thue es, liebe Schwester! du weißt, daß ich dich liebe, und im nemlichen Falle für dich ein mehrthliches thun würde. Lebe wohl und schreibe mir bald.

Seraphine.

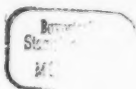
36.

An Meiern.

Wie sehr uns dein letzter Brief entzückt hat, das kannst du von der Größe meiner Liebe und Carolinens Freundschaft für dich ermessen. Ich lief sogleich damit zu unserm würdigen Obersten, der denn auch ganz voll von Freude und Vergnügen war. Alle waren in Angst und Sorgen deinetwegen, bis ich diesen so sehnlichst erwarteten Brief bekam. Es ist hier schon allgemein bekannt, und wie Verkauftige von dir denken, das weißt du, und

G

an



an dem Urtheile der Eheren und Narren —
ist dir nichts gelegen. Der Oberst hat mir
vier Wochen Urlaub angeboten, dich zu besu-
chen, und ich habe es angenommen. So bald
du also an einem bestimmten Orte bist, schreibe
mir, und ich fliege mit meiner Karoline zu
dir. Ich muß das Mädchen persönlich ken-
nen, welches meinen Meier fesseln konnte,
meine Karoline wünscht das nemliche, und
der Oberste und seine andern Freunde wün-
schen wenigstens, daß sie einen Augenzeugen
hören mögen.

Ich rathe dir als ein sehr guter Freund,
dich nicht gar lang in der Nähe des Klosters
aufzuhalten. Du bist zwar für allen öffent-
lichen, aber noch lange nicht heimlichen Nach-
stellungen sicher; die um desto gefährlicher sind,
weil sie wegen Nähe so oft wiederholt werden
können. Entferne dich, so bald du kannst.
Es kann seyn, daß sich die Nonnen ruhig ver-
halten. Aber ich möchte doch meine ganze
Stillseligkeit auf eine bloße Muthmaßung nicht
wagen. Lebe wohl, lieber Meier. An Cera-
finen ein schriftliches Gegenkompliment.

Konstantin H. . . .

37. An

An Serafinen.

Sie haben mir die Ehre angethan, mich um meine Freundschaft anzusprechen, und Entschuldigung eines Schrittes zu fordern, der der größte Beweis von der Stärke Ihrer Liebe, gegen meinen vortreflichen Freund ist. O! gewis! Allertheuerste! Ich habe mich nicht wenig darüber gefreut, daß sie so glücklich den Elavenketten der Geistlichkeit entgangen sind; und es ist mir noch niemals beigefallen, sie zu verdammen, noch weniger zu verachten. Wie könnte ich, der ich selbst die Macht, der ich die Seligkeit der Liebe kenne, wie könnte ich das Mädchen verdammen, welches diesen süßesten Trieb, welches den Ruf der Natur folgte? Gott gab uns dies Leben, um Freuden zu genießen, nur! krankte Vernunft und schwache Nerven, konnten in Entsagung aller Freuden dem Gott zu dienen glauben, der in uns diese Gefühle legte. Beruhigen sie sich also völlig, meine Freundin, suchen sie im Genuße erlaubter Freuden so glücklich zu werden, als sie es wirklich seyn können. Ich

hoffe, ihre Aelttern werden ihnen vergeben; gesetzt aber auch, sie versagten ihnen diese Vergabung, so überlassen sie sich deswegen keinem trostlosen Gram, sie sind nicht blos Töchter, sie sind auch die Geliebte eines rechtschaffenen Mannes, werden bald seine Frau seyn, auch diese Pflichten sind heilige Pflichten, so heilig, wie die Pflichten des Kindes, und diese würden sie beleidigen, wenn sie sich ganz dem Kummer überlassen wollten. Meine Frau empfiehlt sich ihnen. Ich habe auf vier Wochen Urlaub erhalten, und werde bald das Vergnügen haben, sie persönlich kennen zu lernen, und die in der Nähe zu bewundern, die schon izt meine ganze Hochachtung hat.

Konstantin H . . .

33.

Erasinens Vater an Meiern.

Ich habe ihren Brief erhalten, mein Herr, habe ihr philosophisches Geschwätz gelesen; glauben sie aber denn wirklich, daß dieses mich blenden, mich überreden könnte, daß sie recht
get

gehandelt, daß es ein verdienstvolles Werk gewesen, meine Tochter zu entführen, sie zur Hure zu machen, und mir alten Manne noch die besten Tage meines Lebens zu vergiften? Ich kann nicht so schön schwärzen, wie sie; mag mich auch nicht in ihr Religionsssystem einlassen; glauben sie, was sie wollen, ich verzere keinen; verdamme nicht den, der anders denkt, als ich; aber Herr! verdamme sey die Religion, versuche die Philosophie, die einem erlaubt, niederträchtig zu handeln. Als ich sie mit offenen Armen empfing, mich ihrer Freundschaft freute, mich bestrebt, ihren Vergnügungen zu machen; ach, mein Herr! damals glaubte ich nicht, daß Rechtschaffenheit nur ihre Larve sey; ja, nur Larve ist es gewesen, diese gute edle Mine, die mich für sie einnahm, nur Nachäffung der Tugend war es, und es gelang ihnen, sie haben mich Unbesorgten betückt, haben den Dolch tief in mein Herz gestoßen, und ich soll ihnen vergeben, soll sie meinen Sohn nennen, den meinen Sohn nennen, der jede Blume, die auf meinem Pfad wuchs, zerhückte, und deren an ihre Stelle pflanzte! Ich vergebe gern

dem, der aus Schwachheit fehle; aber der vorzügliche Bösewicht verdient keine Vergebung.

Sie kannten die Lage meiner Tochter, wußten, daß ihre Gelübde heilig und unaufschieblich waren, und sie konnten sie brechen, konnten Strafe und Schande über sie häufen? Aber eine unwiderstehliche Liebe! — O! Herr, schämen sie sich dieser kahlen Entschuldigung, der rechtschaffenen Mann unterdrückt die aufsteigende Leidenschaft, wenn er fühlt, daß ihr Wachsthum ihn zwingen würde, Pflichten zu verletzen, und unedel zu handeln. Und kann das Tugend seyn; was der erste Blick eines Mädchens gleich über den Haufen wirft? Sie haben sich ihren Weg selbst gebahnt, gehen so fort auf solchem; sie glauben Rosen darauf zu finden; aber sie sind vergiftet die Rosen; ihr Geruch wird sie tödten, ihr Gewissen wird sie quälen, und jeder Kuß ihres Weibes ihnen ein Dolchstich in ihr Herz seyn.

Nun noch ein Wort zu dir, zu dir, die ich sonst mit Tonne, mit väterlichem Gefühl meine Tochter nannte. Was dachtest du, als

du

du ihn wagtest den sträflichen Schritt, sagte dein Gewissen dir nichts, war sie stumm die Stimme der Religion, war es ganz erstickt das kindliche Gefühl, dachtest du nicht an Gott; nicht an Tod, nicht an Gericht, dachtest du nicht an den Jammer deiner Aeltern? Weh dir, wenn du daran dachtest, und ihn doch thatest den strafbaren Schritt! Einer bald vorübergehenden Leidenschaft opferst du also die Ruhe deines Gewissens, opferst du deine Seligkeit auf? Wie kannst du so selbsüchtig seyn! o kehre zurück, weil noch Rückkehr möglich ist, und du selbst Vergebung haben, Vergebung von mir, von deiner Mutter, vom Kloster. Aber wenn du beharrest auf deinem Irrwege, wenn strafbare Leidenschaft dir mehr ist, als Gott, Gelübde und Aeltern, dann — o! ich will dir nicht fluchen, deine Thaten werden dich richten, und dein Gewissen dein Henker seyn.

Die Oberin an Serafinen *).

Das verirrte Schaaf zurückzuführen, ist die Pflicht eines guten Hirten, auch ich will dieser gute Hirte seyn, will sie zurückführen aus dem Sumpf der Welt, will sie ferner weiden auf grüner Aue.

Ich hätte nicht geglaubt, Serafine, daß sie, die sie immer so still, so fromm, so gehorsam waren, daß sie so sträflich werden könnten. Doch er geht immer hin, wie ein brüllender Löwe, und sucht, daß er versichle, wie sie täglich in der Komplet sangen —. Darum sagt auch die Schrift, waschet und beut. Ich zweifelse nicht, daß sie, meine Tochter, den Schritt, den sie in einer schwachen Stunde begingen, nicht schon bereut haben sollten, ich habe demnach auch ihre Flucht noch nicht angezeigt, und biete ihnen izt völlige Vergebung an, mit Mutterarmen will ich sie umfassen, und ihres Fehlers soll nie gedacht, nie gehandelt werden. Sie wißsen,

*) In dem vorhergehenden eingeschlossen.

fen, was das vor Gelübde sind, die sie so heilig, so freiwillig beschworen; sie wissen, daß ewige Strafe auf die Dreyung dieser Gelübde folgt; Sie sind die verlobte Braut ihres Erlösers, nur ihm gehören sie an; der Gedanke schon an die Welt ist Ehebruch, ist unversöhnliches Verbrechen, und Höllestrafe seine Folge.

Ich brauche ihnen wohl nicht mehr zu sagen, liebe Töchter, sie sind ja keine verstopfte Cünderin, sind nur ein verirrtes Schaaf. Kehre bald wieder zurück, liebe Serafine, schmele die Ruhe der Seelen, 'die nur allein das Kloster gibt. Ihre Schwester ist auch in unser Kloster gegangen, und hat ihr Prozeßjahr schon angetreten. Sie werden also inskünftige noch eine Freundin mehr, und zwar eine wahre zärtliche Freundin um sich haben.

Kommen sie bald, meine Tochter, trost ihnen sie selbst die Thränen, die sie uns ausgepreßt, und geben sie mir und ihren Aeltern die Freude wieder, die ihr Vergehn uns geraubt hat.

An Serafinen.

Ich will dich nicht verdammen meine Schwester, will dem gesunkenen Mädchen eine mitleidige Thräne zuweinen, und ihr glückliche Tage wünschen. Wohl ist mein Herz, beflammt deinerwegen, o! ich habe dich geliebt, Serafine, so geliebt, wie wenige Schwes-
tern sich lieben, hätte so gern mein Alles hin-
gegeben, um dich glücklich zu sehen, und du
konntest es thun, konntest so meine Seele
beugen und traurig und Freudenleer die Tage
deiner Nestern machen? Ich will dich nicht
verdammen, meine Schwester, will dem ge-
sunkenen Mädchen eine mitleidige Thräne wei-
nen und ihr glückliche Tage wünschen.

Und der dich verführte, o! er erscheint
in Engelsgestalt, führe die Sprache der Zu-
gend, und hintergibt die Medlichkeit. Weß
dem, der der Unschuld forter, nicht achtet
der Thränen seiner Brüder, der Freunds-
chaft vergilt mit Undank, und Zutrauen mit
Dolchstichen. Für dich bete ich unaufhörlich,
Theure, stehe von eben Vergeltung für dich,
kühne

könnten meine Thränen abwaschen deine Schuld, mein Knie und Fassen tilgen dein Vergehn, so solltest du rein werden von allem Fehl.

Ich habe eine Fürbitte eingelegt bei dem Vater, er hätte dir den Weg gezeigt, sagte er, auf welchem du Vergebung erlangen könntest. O! ist es möglich, so schlage ihn ein diesen dir vorgeschriebenen Weg. Welche Bönne, wenn ich dich an mein Herz drücken, die Thränen der Reue von deinen Wangen küssen, und mit zärtlicher Freundschaft meine Tage verleben könnte.

Louise.

41.

An Meiern.

Lieber, ich habe alles gethan, um dich und meine Schwester wieder mit meinen Aeltern auszuföhnen, allein der Alte ist noch äußerst aufgebracht, und die Mutter weint unaufhörlich, bedauert die Seele ihrer Tochter, die sie für unwiederbringlich verloren hält. Laßt euch das aber nicht an eurer Freude stören,

ren, Kinder, und gräme du dich deswegen nicht, meine Serafine. Die Sache ist noch zu frisch, es ist noch die erste Wallung des Herzes, laßt nur diesen erst verbrausen, und ich bin überzeugt, sie werden alsdenn der Vernunft Gehör geben. Von mir könnt ihr verichert seyn, daß ich die erste schmutzige Gelegenheit ergreifen werde, um eure Sache wieder vorzutragen, die besten Gründe, die nur zu eurer Entschuldigung anzubringen sind, werde ich hervorsuchen, davon könnt ihr überzeugt seyn. Wie gesagt, also quält euch deswegen nur nicht, und freut euch, daß ihr das Gefährlichste überstanden habe, das Uebrige muß von selbst kommen. Zaudert nur mit eurer Hochzeit nicht lange, denn so lange die noch nicht vollzogen ist, so lange haben sie noch immer Hoffnung, daß Serafinen der Ehre geruehen, und sie wieder ins Kloster zurückkehren wird; so lange sie aber noch die geringste Hoffnung zu dieser Rückkehr haben können, so lange werden sie euch ihre Vergebung versagen, nur wenn sie sehen, daß die Sache nicht mehr zu ändern ist; wenn sie sich bereitwilliger zur Ausöhnung finden

den lassen. Ich werde auch auf einige Tage wegzuschleichen suchen, und zu euch kommen, wenn es aber geschehen wird, kann ich euch noch nicht gewiß sagen.

Von meiner Liebe zu Karolinen habe ich dem Vater noch nichts gesagt, es ist noch kein schicklicher Zeitpunkt dazu, denn sein einziger Gedanke ist ihr nur Serafinens Flucht. Doch zweifle ich nicht an seiner Einwilligung.

Louise ist ins Kloster gegangen, die Aeltern und auch ich wandten alles an, um sie davon abzubringen, allein sie bestand fest auf ihrem Entschlus; das Mädchen ist noch nicht glücklich, und es ist mehr als Serafinens Flucht, warum ihre Thränen fließen.

Im Kloster ist alles unruhig, die Oberin ärgert sich sehr, daß Serafine sie so angeführt hat, wie sie es nennt, doch schmeichelt sie sich noch mit ihrer Rältche. Die alte Märrin! sie glaubt, ein Kloster müsse mehr Reize für ein junges Mädchen haben, als das Hochzeitbette. Nun lebt wohl Kinder, seydt hübsch lustig, und trinke auf eurer Hochzeit meine Gesundheit.

Karl.

Von

• Von dieser Epoke an schloß uns die Welt: se, wir sind also gendthigt, die Geschichte nur zu erzählen, wie sie uns von glaubwürdigen Zeugen hinterbracht worden.

• Der Brief des erzürnten Vaters und der schmeichelnden und fürchtendmachen wollenden Oberin hätten einen so schlimmen Einfluß auf Scraphinens noch nicht genug beseligtes Herz, noch nicht hinlänglich aufgeklärten Verstand, daß sie in eine Art von Seelenkrankheit verfiel, die nur diejenigen vollkommen kennen könnten, welche sich in ähnlichen Umständen zu befinden das Unglück gehabt haben. Eine herbe Schwermuth bemächtigte sich ihres Gemüthes, und alle Augenblicke stellte ihre erhlitzte Phantasie ihr die schrecklichsten Bilder dar. Bald sah sie ihren erzürnten Vater vor sich, der sie izt aus den Armen ihres Geliebten losriß, und ihn mit einem giftigen Dolche durchbohrete; bald stand ihre Mutter vor ihr; und beth sie mit thränenden Augen, zu ihren Pflichten zurückzukehren; bald versammelten sich die ganze Schaar der heiligen Jungfrauen um sie herum. Voran war die Oberin, welche ihren Sirenenfang anstimmte, mit

ten

gen unter ihnen ihre Schwester, welche mit ihren Armen ihr entgegen eilte, sie nach sich zu ziehen, sie festzuhalten versuchte, ihr einen Zufluchtsort anbot, und sich nicht erhalten konnte, auf ihren neben ihr stehenden Geliebten dann und wann schielende Blicke zu werfen. Auf den Gesichtern einiger Nonnen war Muth und Rache angedrückt, andre baten sie mit leidig, in die Umarmungen und Gesellschaft ihrer sie liebenden Schwestern zurückzukommen; wieder andre hatten das große Schildeswergsler in der Hand, und zeigten ihr ihre schwarzen Thaten, noch andre wiesen ihr schreckende Gemälde vom Tode, vom letzten Gerichte, von der Hölle und vom Himmel.

Dieses Zeigen führte ihren verwirrten Geist von dieser Erde hinweg in jene Gefilde, vor denen man uns mehr zittern lehrt, statt, daß sie uns sollten als der glückliche Aufenthalt aller von dieser Erde hinweg wollenden Geister vorgestellt werden. Ihr Geist entfloh lebend, ungewiß — zwar mit dem Wunsche im Kloster sich zu befinden, die heiligen Gesetze zu halten, und die Sünden, die er begangen, zu büßen, aber doch ohne dieses

Wunsch erfüllt zu haben — der plumpen Hölle, die ihn umgab.

Zitternd erschien sie vor dem erzürnten Richter, er las, sie hörte ihre Thaten. Schon begann ihr Leben, jugendliche schon längst bereute, gebüßte Schwachheiten wurden über gangen, nun las er die Aufopferung ihrer Freiheit, die Verschenkung ihrer Rechte, die Vermählung mit Jesu, und wies ihr die Krone, die sie erlangt, zeigte ihr den Ort in den seligen Gesilden, den sie besessen haben würde, wenn sie so schon vollendet, was sie so muthig angefangen hatte. Dann deutete er mit seinem allmächtigen Finger auf die für ihre geistlichen Mitschwester bestimmten Kronen und Oerter im Himmel. Sieh! sagte der Erzürnte, sieh! deine Krone, dein glücklichen Plaz; du hast beide verloren; und sie nun deiner bessern Schwester bestimmt. Nun las er die Verletzung ihrer Gelübde, die Kränkung, welche sie ihren Aeltern, ihrer Oberin und ihren Mitschwester verursacht; erinnerte sie an den Tausch, den sie getroffen, indem sie Jesum, ihren Bräutigam, einem Menschen nachgesetzt.

Am

Umsonst stammelte sie Entschuldigung, umsonst wies sie hin auf den Kampf, den sie gestritten, wie sie da vor dem Bilde der Mutter Gottes gelegen, von ihr Stärke und Kräfte ersehnt, einen guten Kampf zu kämpfen; umsonst lehrte sie ihre Schwachheit vor; umsonst betief sie sich auf den allmächtigen Trieb der Liebe, den er selbst in die Herzen der Menschen gelegt, dem sie endlich unterlegen; umsonst brachte sie die Gründe vor, welche ihr ihr geliebter Meister gelehrt, durch die er sie besiegt hatte; umsonst versuchte sie Gnade von ihm — dem Allgütigen — umsonst Schonung zu erbetteln. Er der Strenge war taub zu ihren Entschuldigungen, taub zu ihren Gründen, taub zu ihren Bitten. Zitternd und erschrocken sah sie ihn wägen. Sie sank die Schale, in der ihre böse Handlungen aufgehäuft waren, hoch empor flog die andre. Ergärnt mit mehr als kochenden Blicken stieß er — der Mitleidslose — sie — die Mitleid verdienende — in das ewig unglückliche finstere Haus hinab.

Tausend Teufel warteten schon ihres habenden Geistes, denn Satanas hatte froh-

lofend schon ihre Ankunft gemeldet. Während
fielen sie — die Tyrannen, die Peiniger, die
vom strengen Ewigen zum Quälen und Ver-
führen der Sterblichen geschaffnen Geister —
die Unglückliche an, warfen sie bald in eiskalte
Meere, bald in Kessel voll kochenden Pechs,
bald in brennende Schwefelsäule, und um
die Gepeinigten, die Leidende noch mehr zu
martern, zeigten ihr diese Menschenfeinde,
noch nicht gestügt an dem Elende dieser
Sterblichen, die Krone, den glücklichen Ort,
den sie verloren, den erzürnten Richter, der
mit grimmligen Augen auf sie herabblitzte, und
den Verführer, der mittelend aber ohnmäch-
tig sie bedauerte. Sie warfen ihr spöttisch lä-
chelnd ihre Thaten vor, durchnagten ihr Herz,
zerstückelten sie, und stießen sie in die unburch-
dringlichsten Finsternisse hinab; aus denen
sie nie wieder hervorgebracht ward, als um
noch Schrecklichere Leiden zu empfinden.

Welche Phantomen, welche Schreckende die-
ser machte ihre erlittne Phantasie; sie stellten
sich ihrer lebhaften Einbildungskraft so deutlich
vor, daß sie bald Weufzer, bald Klagen, bald
Flicke, bald Wundanschauungen, bald Völlen, bald
Dre-

Drohungen; halb Wünsche geäußert aus tiefster Mitleidend: sah Meier seine Cerafine an, sank hin zu ihren Füßen, bat sie, ihrer, seiner zu schenken, versuchte sie zu beruhigen, erinnerte sie an seine Liebe, wollte sie in seine Arme schließen: Unison! Mit wilden Blicken stürmte sie um sich herum: Verführer, schrie sie, Verführer der Unschuld, schrie sie; und stieß ihn von sich, ohne daß er im Stande gewesen wäre, ihr zu helfen, sie von den schrecklichen Gespenstern, die ihre durch jene Trübsal erregte Phantasie ihr mahnte, zu befreien, oder aus dem erbarmenswürdigen Zustande, in dem sie sich befand, in einen glücklicheren zu versetzen.

: Angebetete, geliebte Cerafine! sagte er, sich ihr wieder nahek; Komm zu dir selbst. Erkenne den, der dich liebt, zärtlich liebt, den du liebtest, ewige Liebe schwurst, erkenne deinen Meier. Komm zu dir selbst. Fürchte nicht Gespenster, fürchte nicht den erzürnten Richter, er ist allgütig, fürchte nicht den Zorn deiner Aeltern, fürchte nicht ihren Fluch, er wird sich legen der Grimm, und besänftigt werden sie dich noch segnen. Komm zu dir

zurück, laß kalte Vernunft herrschen; erkenne deinen Meier, und mach' ihn durch deine Beruhigung glücklich. Umsonst! Mit wilden starren Blicken durchsah sie ihn, und wüthend stieß sie ihn von sich.

Da stand nun der Liebende, sah seine Geliebte, seine Serafine in dem bejammerenswürdigsten Zustande, und konnte ihr nicht helfen. Seine Leiden, seine Schmerzen waren so groß, der Anblick seiner unglücklichen Serafine machte so tiefen Eindruck in sein Herz, daß auch nicht einmal Thränen — die im Leiden so oft unsre Schmerzen zur Hälfte lindern, seinen Augen entquellen konnten. Er rief den geschicktesten Arzt, der ihr niederschlagende Arzeneien bereitete. Umsonst! sie warf sie von sich, wollte nicht geheilt seyn.

Diese Wirkungen ihrer erhitzten Phantasie würden vielleicht die Folge gehabt haben, daß sie, wenn diese gefährlichen Bilder verschwunden, über ihre Handlungen reifer nachgedacht hätte. Die davon hinterlassene Einsdrücke, ihr unbefestigtes Herz, ihr noch nicht ganz erleuchteter Verstand, der die Unwahrheit, das Falsche jener Phantomen noch nicht
volls

vollkommen einsah, die Liebe zu ihren Klosterzweigen, und selbst die Anhänglichkeit an einige Mönche, unter denen sie doch noch immer einige Freundinnen zu haben glaubte, würden Ursache vielleicht geworden seyn, daß sie den schon aufgeteinten Wunsch, sich wieder im Kloster zu befinden, mit ihren Schwwestern wieder zu singen und zu beten, und ihre heilig beschworne Gelübde desto eifriger zu erfüllen, in Erfüllung gebracht hätte, und in ihr Kloster zurückgekehrt wäre. Allein zum Glück für den leidenden, sonst ganz unglücklichen niedergebeugten Meier, selbst zum Glück für Seraphinen, hatten diese Thränen, diese Phantomen, diese Schreckbilder in ihrem Körper eine solche Zerrüttung angerichtet, daß auf jene ebenbeschriebene Krankheit des Geistes, eine fast eben so große des Körpers erfolgte, die um so gefährlicher war, daß ihre Phantasie noch immer nicht abgekühlt werden konnte.

Diese Krankheit ward von Tage zu Tage gefährlicher. Und ohngeacht der liebenden Meier nichts versäumte, was sie hätte heilen können; so verzweifelte doch die Herzogin

an ihrem Wiederaufleben, und versicherten, daß nicht einige Hoffnung zum Leben vorhanden sey, als bis ihr Geist beruhigt, und jene Phantomen, von denen sie Meier unterrichtet hatte, verschwunden seyn würden. Umsonst war der Arzt, war Meiers Bemühung.

In diesem Zustande traf Konstantin und seine Geliebte seinen Freund und Serafinen an. Gott! welche Freuden hatten beide sich nicht versprochen? Glücklich dachten sie bei den Umarmungen ihres Freundes die wenigen Tage zu verleben, die sie bei ihnen zubringen durften. Sie vermutheten, sie versprachen, sie wünschten Meiern glücklich, voll lachender Freude, Serafinen beruhigt, freudenvoll, und ihren seltsam Stand nun preisend anzutreffen; aber wie wurden nicht ihre Hoffnungen, ihre Wünsche getäuscht. Sie fanden Meier kummervoll, elend, tief über Serafinens Unglück gebeugt; sahen, wie er da stand, der gute liebende Jüngling, wie er mit seinen Armen ihr entgegen zueilte, wie er sie zu trösten, ihre Leiden zu heilen, bedachte, wie er bald mitleidvoll; bald liebend; sie anhielt; in ihr seine ganze Seligkeit suchte; sahen,

sahen, wie er ihr zu helfen wünschte, wie er sann, Mittel zu finden, durch die er sie beruhigen könnte; lasen in allen seinen Mienen und Gesichtszügen den gerechten Kummer, den tiefen Schmerz, daß er sie nur anbliken, nur anthätig neben ihr stehen konnte. Gott! welche Leiden für einen Freund, wie Konstantin für eine Freundin, wie Karoline. Wenn sie nun vollends das gute unglückliche Mädchen ansahen, wie sie da lag, und bald mit starren wilden Blicken um sich herum alles zu vertilgen drohte, bald, indem sie ihre Augen gegen den Himmel hob, in ihre jenseitigen Bilder der erhitzten Phantasie lebhaft wieder erwachten, und dann bald Thränen ihren Augen entquollen, bald Wuth, bald Grimm ihr Graziengesicht verstellte — Gott! was liegt da dieses zärtliche freundschaftliche Paar! Endlich lehrte ein Augenblick Ruhe in Serafinens Seele ein; sie blickte um sich herum, wundernd, zwei Freunde zu sehen. Die Augen ihres bekannnten Meiers begegneten ihr, sie sah ihn mit schwachenden, liebenden Augen an. Welche Eile für Meier! welche Wonne für Konstantin und Karolinen! deren

deren Augen in Thränen schwammen! Meier benutzte diesen glücklichen Augenblick. Lebend nahte er sich ihr, und sank hin zu ihren Füßen. Die heftigen Anfälle hatten sie so geschwächt, daß sie nun gar nicht mehr rasen konnte. Zwar stellten sich ihren Augen noch immer jene Schreckbilder vor; aber sie waren ohne Kraft, ohne Macht. Meier ergriff ihre Hand, er benetzte sie mit Thränen, er küßte den kalten Schweiß davon hinweg. Sieh! hier, mein Freund, meine Freundin -- Sie wollen auch die deinigen werden. Dieß schien sie zu erheitern. Sie sah sie nun geruhiger an. Die Kräfte waren ihr zum vielen Sprechen vergangen. Konstantin und Karoline naherten sich ihr. Serafine drückte ihnen zärtlich die Hand. Konstantins siegende Beredsamkeit verscheuchte endlich nach und nach ihre Phantomen. Hauptsächlich täuschte er sie dadurch, daß er vergab, er komme von ihrem Vater, und bringe von ihm und ihrer Mutter -- Vergebung und Segen. Ihr Geist erlangte wieder Kräfte, und Vernunft kehrte in ihre Seele zurück. So wie nach und nach ihr Geist gesund ward; so erlangte ihr

Köln

Körper seine vorigen Kräfte wieder. Die Verschicklichkeit des Arztes bewirkte, daß sie nach Verlauf einiger Wochen völlig hergestellt ward. Ihre Wangen blühten wieder, wie aufgegangene Rosen, und ihre Augen funkelten neue Liebe. Konstantin und Karoline hatten ihren Aufenthalt verlängert, um Zeugen von beider Glücklichseyn zu seyn, und sie erreichten auch den Zweck ihres Verzdgers. Karl kam, da seine Schwester schon zum Theil wieder hergestellt war. Er ward sogleich unterrichtet, und brachte von seinen Aeltern Segen und Vergebung. In dieser Zuversicht und auch durch aller Zureden und Bitten, entschloß sie sich endlich, nachdem sie vollkommen wieder gesund war, sich mit Meiern von einem protestantischen Geistlichen trauen zu lassen. Karl war schon wieder zurückgereist, er hatte sich nur zwei Tage von Hause hinweg gestohlen; aber Konstantin und Karoline waren noch da, waren Zeuge von diesem nur Freude bringenden Tage; Meier und Serafine waren entzückt, und sie vergaß des Klosters, und aller ihrer Schwärmerien, sie sah, sie umarmte, sie küßte ihren Meier, er war ihre

ihr alles, war ihre ganze Glückseligkeit, war ihr Himmel; das nemliche war Serafine ihm. Konstantin und Karoline waren endlich genöthigt sich von einander zu trennen. Mit bangen, schwerem Herzen, nahmen sie von ihnen Abschied, sie und Serafine waren die innigsten Freunde geworden, sie und Meier waren es schon lange. Eine allgemeine Stille herrschte, da sie scheiden wollten, sie sprachen nur durch Blicke, durch Winckel, durch Thränen, mit zitternder Stimme sagten sie sich das Lebewohl, und schieden. Dieser Tag war ein Tag der Trauer, für beide sich so innigst liebende Paare. Nach einigen Tagen dachte endlich Meier an die Zukunft, für die er theils wegen Serafines Krankheit, theils wegen seiner Freunde Anwesenheit noch nicht hatte sorgen können. Sein Geld war in sichern Händen, und er konnte von den Interessen seines Kapitals zwar nicht im Ueberflusse, aber doch gemächlich leben, nur war ihm der Ort seines kleinen Hauses halbs zu kostbar. Um nicht nur ein bequemes Leben führen zu können, sondern auch ihm für eine Familie etwas zurück zu legen,

bei

beschloß er, und beredete auch leicht Sera-
finen dazu, nach J . . . sich zu begeben,
eine Stadt, wo es nicht nur um die Hälfte
wohlfeiler war, als wo er sich jetzt befand, son-
dern welche auch wegen der wenigen Anzahl
der daselbst befindlichen Menschen eher einem
beskürzten schönen Dorfe, als einer Stadt
ähnlich war. Er liebte das Landleben, und
die Einsamkeit so sehr, daß er sich ein kleines
Gut gekauft haben würde, wenn es ihm nicht
wegen einer leichteren, vom Kloster auszu-
wirkenden Entführung seiner Serafine, zu
gefährlich erschienen hätte. Und dieses war
der Hauptgrund, aus dem er J . . . sich
zum Aufenthalt wählte. Er hatte sich schon
mit seinem Freunde Konstantin davon unter-
redet, und dieser billigte nicht nur seinen Ent-
schluß, sondern riet ihm sogar dazu. Nach-
dem er also seine nun an Geist und Körper
völlig gesunde Serafine zu dieser Reise be-
reitet hatte, so packten sie ihre Sachen zusammen,
und reisten, nur von ihrem getreuen Jakob,
der seinen Herrn und Serafine wie seine
Aeltern liebte, und sein Leben für beide ge-
lassen hätte, begleitet nach J . . . wo sie
auch.

auch nach einigen kleinen überstandenen Versuchswernissen, glücklich und gesund anlangten.

Serafine war von Jugend auf so sehr an Einsamkeit gewöhnt, und dieser Hang durch das Klosterleben so genährt worden, daß ihr dieses Städtgen, welches in einem anmuthigen Thale, umflossen von Gärten, Auen und Wiesen liegt, gleich beim ersten Anblick ihre Gunst und Liebe abgewann. Meier miethe ein geräumiges Haus, und lebte mit seiner Serafine vergnügt. Sie machten keinen großen Aufwand, lebten aber doch so gut, als irgend jemand in diesem Städtgen lebte. Meiers Beschäftigungen waren, seine Serafine nach und nach auszubilden. Er führte sie in die besten Gesellschaften, unterrichtete sie dann, wie sie sich darinn zu verhalten habe, brachte ihr Menschenkenntniß bei, las ihr dann und wann einen rührenden Dichter oder sonst gute Bücher vor, und wenn er ja gezwungen war, sich an sein Pult niederzusetzen, um sich entweder mit seinen Freunden und Freundinnen zu unterhalten, oder aber seine Geldgeschäfte zu betreiben, so besorgte Serafine unterdessen die Hausgeschäfte. Diese

Zer:

Zerstreuungen, diese Veränderungen, dieser Genuß der mannigfaltigsten Vergnügen und die außerordentliche Liebe ihres Meiers, seine zärtliche Vorsorgniß, ihr jeden Tag angenehmer zu machen, seine Bekümmerniß, wenn nur ein Schein von Mißvergnügen oder Unruhe in ihren Mienen hervorblitzte — Dieses zusammen genommen, bewirkte eine fast gänzliche Vergessenheit des Klosters, und sie würde ganz glücklich gewesen seyn, wenn sie nur von ihren Kältern Briefe gehabt hätte. Sie erfüllte zwar diesen Wunsch vor ihren Meier, allein er war zu scharfsichtig, zu sehr Bedächtiger, um ihn nicht in ihrem ganzen Verhalten zu lesen. Meier bemühte sich daher, diesen Wunsch noch zu erfüllen. Und hier that ihm Karl die besten Dienste. Er stimmte nach und nach die Gemüther seiner Kältern herab, die erste Hitze war vorbei, noch ein Sturm auf ihr Herz, und sie erlagen. Karl hatte von seinen Kältern die Erlaubniß erhalten, sich mit Karolinen vermählen zu dürfen. Ehe er mit seiner Gattin zur Garnison zurückkehrte, schickte sie, die gute, sanfte, zärtliche, Serafinen liebende Karoline bei

ihren neuen Aeltern um Vergebung für Meier und Serafinen. Sie schienen dazu geneigt. Karl schrieb dieses sogleich seinem Freunde, der auch diese Gelegenheit nicht ungenutzt vorbeiließ, sondern in einem bald stehenden, bald ernstlichen Tone um Vergebung anhielt. Die Erzählung des schrecklichen Zustandes, in welchem Serafine durch ihrer Aeltern hartes Verfahren und der Oberin Sirenenbrief versetzt worden, die Erwähnung der Unmöglichkeit, ins Kloster zurückzukehren: Karls und Karolinen's Fürsprache bewirkten endlich eine Vergebung, und einen Segen, der Serafinens Glückseligkeit und Meiers Ruhe um die Hälfte vermehrte. Die guten Aeltern wollten ihre Kinder auch nicht in der geringsten Ungewissheit wegen ihrer Vergebung lassen. Sie beschloffen also — und vorzüglich war daran die zärtliche Mutter Schuld — zu ihnen zu reisen, und mündlich beide ihrer Liebe zu versichern. J war ihnen zu weit, sie wählten daher zu dem Orte ihrer Zusammenkunft B . . . , wohin der Vater Karl und Karolinen, Meier und Serafine aber ihren Konstantin und Karoline zu

zu kommen gebeten hatten. Sie trafen alle an dem bestimmten Tage ein. Gott! welche Freude! welche Sonne für diese theils durch Bande des Bluts, theils durch zärtliche Freundschaft verschwisterte!

Ich überlasse einem besten Künstler, diese herrliche Szene zu zeichnen. Sie blieben acht Tage zusammen, und jeder Tag gewährte ihnen neue Vergnügen. Sie trennten sich mit thranenden Augen.

Serafine's und Meiers Glückseligkeit gling nun nichts ab. Sie verlebten ihre Tage in Ruhe und Vergnügen. Täglich nahm Serafine an Einsichten und aufgethärtern Religionsbegriffen zu, und dies erfüllte jeden Wunsch der Nützlichkeits ins Kloster. Sie vergaß sogar in Meiers Umarmungen, daß sie jemals in diesem engen Verhältnisse verschlossen gewesen.

Ihr Leben war einförmig, aber glücklich. Sie schrieben fleißig an ihre Aeltern, ihre Freunde und Freundinnen, und dies gewährte ihnen nicht wenige Vergnügen.

Nach Verlauf eines Jahres wurde ihr Band noch enger geknüpft. Sie war Meier's

zer, dies vermehrte ihre Freuden, und nichts
 führte ihre Glücklichkeits. Nur dann und
 wann verbitterte der Gedanke von Louises
 Stenbe im Kloster ihre Freuden. Louise war
 noch immer Karolins vertraute Freundin,
 und sie schüttete vor ihr die geheimsten Leiden
 ihres Herzens aus. Obgleich Karoline
 ihr so sehr widerrathen hatte, ins Kloster zu
 gehen, so hatte sie doch ihren freundschaft-
 lichen Rath nicht befolgt. Schon hatte sie
 fest beschlossen, ihre Jungfräulichkeit Gott
 und der heiligen Jungfrau zu opfern, Jesum
 zu ihrem ewigen, alleinigen Bräutigam zu
 wählen, als die Entführung und Flucht ihrer
 Schwester, und der nun so ganz gewisse Ver-
 lust des Einzigen, den sie liebte, sie nur noch
 mehr bestimmte, die Stelle ihrer vermeinten
 meinelbigen Schwester zu ersetzen, und die
 ihr von Gott zugebachte Krone zu erringen.
 Allein sie empfand gar bald die Schwere ihr
 res neuen Standes. Anfangs brauste ihre
 Liebe und Frömmigkeit noch so sehr, daß sie
 alle niederträchtige Behandlungen der Non-
 nen, alle Schwierigkeiten des Klosterstandes
 mit völliger Ergebenheit und Geduld ertrug.
 Allein

Allein nach und nach verglühete dieses Feuer; und sie sah alles mit andern Augen an. Schaam, missverstandene Ehre, Zuredungen, Versprechungen, Hoffnungen in der Zukunft hielten sie zurück, während des Noviziats einen Stand zu verlassen, der nur Schwärmerinnen, oder Einfältigen, oder Heuchlerinnen, oder solchen, die um des guten Tisches willen ihn wärlten, behagen kann. Sie schwur die unwiderrustlichen Gelübde. War ihr dieser Stand während des Noviziats schon schwer zu ertragen gewesen, so erlag sie izt gar unter der Bürde, der sie sich unterzogen hatte. Während des Noviziats erleichterte der Gedanke von noch habender Freiheit ihre Leiden, nach abgelegten Gelübden vermehrte das Bewußtseyn von der Unmöglichkeit, jemals davon befreit zu werden, sie mehr denn um die Hälfte.

Meier hatte auf ihr Herz einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie trotz aller ihrer Bemühungen nicht aufhören konnte, ihn zu lieben, und Serafinen des Glükes wegen zu beneiden, welches ihre Einbildungen kraft ihr noch größer machte, als es wirklich war.

war. Auch Karl und Karoline — ihre einzige Freundin — die so ganz glückliche Tage lebten, erinnerten sie durch die vielen Beschreibungen von ihrer Bionne, an den großen Verlust, an das große Opfer, welches sie gebracht. Sie härmte sich von Tag zu Tag immer mehr ab, und ihre Reize verflohen, wie die Blätter der verblühten Rose. Nur dem Himmel durfte sie ihre Leiden klagen, weil sie nur selten ihr Herz ihrer Freundin Karoline ausschütten konnte. Wir bedauern den Verlust der Briefe, die dieses unglückliche Mädchen an ihre Freundin schrieb, um so mehr, da wir dadurch nicht nur einige geheime Falten des menschlichen Herzens hätten entwickeln, sondern auch manches junge Mädchen von einem Schritte zurückhalten können, der nie andre als gefährliche Folgen haben kann. Karoline war zu sehr Freundin von Serafinen und Meiern, um ihnen nicht die Leiden ihrer Schwester zu entdecken. Dies verbitterte dann diesen beiden Liebenden manche Stunde, die sonst — so wie alle übrigen Stunden bloß Vergnügen gewährt haben würden. Und so verfloß ein ganzes Jahr lang

lang ihr Leben: Kein Unfall stürzte ihre Seligkeit. Nun aber kam die schreckliche Stunde, wo auf einmal ihre ganze Glückseligkeit zerstört werden sollte. Der Feind der menschlichen Ruhe sah diese Glücklichen, und beneidete sie wegen ihrer Zufriedenheit. Er blies also einen teuflischen Anschlag irgend einem Mönche *) ein. Unsere Leser werden die Ausführung desselben in folgenden Originals briefen finden.

42.

An Konstantin.

Vermaledeit sey der Bube, der sie zuerst dachte diese Schandthat, Fluch der Hölle über ihn, ewig sey seine Qual, und die Erbarmung versage ihm ihr Mitleid. Ha! hätte

I 4

te

*) Der wahre Urheber ist nie entdeckt worden. Allein der gegründeste Verdacht fällt auf den Vater . . . einen Augustiner Mönch, der erster Beichtvater im Kloster war. Ein sehr orthodexer, bigotter, abergläubischer Mann, dessen Seele so schwarz ist, als jene des allgemeinen Feindes menschlicher Ruhe.

te ich ihn, hatte ich ihn hier, o! gib sie mir wieder, gib sie mir wieder. Sieh! wie ich hier vor dir liege, wie ich siehe, wie ich wohnse, habe Erbarmen, gib sie mir wieder — ha! du lachst, du spottest meiner Thränen — sie soll dich ergreifen meine Nähe, Stützen will ich mich an deinem Mute, mich weiden an deinen Quälen — Ich komme Weib, ich komme, will dich erretten, aus den Klauen der Verruchten. Wie sie sie martern — haltet ein ihr Henker, schont meines Weibes.

Meier,

43.

An Konstantin.

Ich bin in einem Zustande gewesen, der sich nicht beschreiben läßt, habe gelitten alle die Quälen, welche die Seele eines Menschen zu leiden fähig ist, o! Freund, wie unabsehlich elend bin ich geworden — Gott, was hatte ich verbrochen, um so hart gestraft zu werden!

Ich will sehen, ob ich dir eine Erzählung meines Unglücks werde machen können, und

beim

Dem! Rath mir, zeig mir ein Mittel, zeig mir einen Weg, und wüßtest auch du keines, o so lüge mir eines, damit ich nicht wieder in Verzweiflung falle. Man hat mir gesagt, ich hätte schon einmal an dich geschrieben, ist es wahr? habe ich dir geschrieben, daß man mir meine Serafine geraubt hat? Ruhig, froh darüber, daß Serafine glücklich ihre Glückseligkeit fühlte, und ganz beruhigt war, floß ein Tag nach dem andern in seliger Zufriedenheit dahin. Wie war ich so glücklich! beneidete nicht die Reichen um ihre Pracht, nicht Könige um ihre Thronen, aber sie sollte nicht lange dauern diese Seligkeit. Schon brüteten die Verworfenen ihre schwarzen Anschläge, und es gelang ihnen. Sie haben meine Seligkeit zerstört, mich getrennt von dem Weibe meiner Seelen, freudenleer meine Tage gemacht — und mein Weib, mein armes Weib! — was wird sie leiden —!

Als ich dir den letzten Kuß gab, und du mir sagtest: Liebe wohl Lieber, und sey recht vergnügt, ach! da ahndete es mir nicht, daß das dein letzter Abschied seyn sollte. Es war 4 Uhr Nachmittags, als ich zu einem guten

31

Freunde

Freunde ging, der mich gebeten, den Abend bei ihm zuzubringen. O hätte ich sie doch mitgenommen, wäre sie doch mit mir gegangen, aber sie wollte, konnte nicht in eine Gesellschaft gehen, die aus lauter Mannspersonen bestand. Gegen 11 Uhr kam ich wieder zu Hause. Im Hause war alles still, kein Licht brannte, die Thür war unverschlossen, ich rief, es antwortete mir niemand. Ist denn meine Frau ausgegangen? fragte ich meinen Bedienten, der bei mir war, und befahl ihm Licht anzuschlagen, er antwortete mir, daß er seit 5 Uhr nicht zu Hause gewesen, weil er gewußt, daß ich erst spät zu Hause kommen würde. Das Licht kam, alles war unverfehrt, und in der Ordnung, wie ich verlassen hatte; aber weder Frau noch Magd waren zu hören, nur der arme Bursch, die Frucht von Srafiens Liebe. Ich schickte bei allen, bei welchen ich nur irgend glauben konnte, daß meine Frau hingegangen seyn könnte, nirgends hatte man sie gesehen. Endlich sagte mir einer von den Nachbarn, daß gegen 8 Uhr ein Wagen mit 4 Pferden vor meinem Hause angekommen sey, der gleich darauf

auf wieder abgefahren, wer aber darin ge-
fessen, wisse er nicht, weil es schon ziemlich
dunkel gewesen. Nun fiel sie weg die Schup-
pe von meinen Augen, und ich sah das gan-
ze Dufensäß, wie mir da ward, was ich
empfand — Freund! das kann ich dir nicht
schreiben — keine Menschenzunge kann es
ausprechen dies Gefühl, das mein Innern
zerriß. Ich tobte, rastte, unternahm
zehn Sachen, und konnte nicht eine ausfüh-
ren. Meinem Bedienten ward Angst wegen
meines Lebens, meine Nachbarn bewachten
mich als einen Rasenden. Sie hat sich ge-
legt die Raserei, aber tief sitzt in meiner See-
le der Gram, sein Gift tödtet minder rasch,
aber tödtet sicher. Was soll ich thun, Freund,
was soll ich machen, um sie wieder zu erhal-
ten, sie meine Gerasine? Besitzen muß ich
sie wieder, muß sie erretten aus dem Rachen
der Verruchten, und sollte ich sengen und mor-
den, so lange sengen und morden, bis die
ganze Welt eine Flamme ist, und Menschen-
blut neue Ozeane macht.

Meier.

44. An

An Karln.

Ich habe ein Weib, und du eine Schwester zu retten. Auf! vereinige dich mit mir, und wir wollen sie aufsuchen, wollen sie finden, und hielt Tirannei sie in ihren verborgensten Kerkern. Ich habe genug geweint, genug gewinselt, aber nichts gethan, izt keine Thräne mehr, aber Thaten, Thaten sollen es zeigen, daß ich ein Mann bin, rächen will ich mich an der Brut, mein Weib aus ihren Klauen reißen, und über sie höhnlachen. Du verstehst mich wohl nicht, meynst wohl gar, ich rase? nun so höre: sie haben mir mein Weib entführt, Serafine ist mir geraubt. Ist's dir nun deutlich, wirkt's auch bei dir? gut, wenn es wirkt, wenn auch ein Funke von dem Feuer, das mein Mark verbrennt, dein Blut kochend macht.

Daß dieser Streich vom Kloster kommt, brauche ich dir ja wohl nicht zu sagen. Aber wo ist sie? in welches Kloster haben sie meine Serafine gebracht? dies bemühe dich zu erforschen.

erforschen, aber zaudere nicht lange, denn
 wisse, daß jeder Tag die Leiden deiner Schwester
 vermehrt, jeder Tag mich dem Grabe
 näher bringt.

Meier.

45.

An Serafinens Vater.

Ich muß ihnen neue Wunden schlagen, blauen
 wird ihr Herz bei meiner Nachricht, wird
 Theil nehmen an meinem Jammer. Als ich
 einst ihre Tochter entführte, und sie da auf
 mich zürnten, mir ihre Vergebung versagten,
 da war ich traurig, mich jammerte ihre Ver-
 trübniß. Sie wußten aber doch, daß ihre
 Tochter in den Händen der Liebe war, und
 daß es nur bei ihnen stand, uns Ruhe und
 Glück zu geben. Aber jetzt -- ha! jetzt haben Fur-
 rien sie in ihren Klauen, gefühllose Henker
 martern den liebenden Engel. Wer wird mir
 jetzt helfen, wer Ruhe und Trost in dieses zerr-
 rissene Herz bringen? Mit Schauern gehe
 ich an die Erzählung meines Un Glücks, hebe
 bei der Erinnerung des schrecklichen Tages,
 doch

doch sie müssen sie wissen, müssen sie ganz wissen die traurige Geschichte.^{*)}

Ich sehe ihre Thränen, höre das Winseln der gebeugten Mutter, ha! fluchen sie nicht, fluchen sie nicht ihren Eohn, mitleidswürdiger Mann, haben sie Mitleiden mit meinem Jammer und schaffen sie Hülfe. Lassen sie uns gemeinschaftlich arbeiten, alles anwenden, um den Ort ihres Aufenthalts zu erfahren, und weiß ich nur den — dann soll sie mein seyn, ich will sie erretten, oder dabei umkommen.

Meier.

46.

An Meiern.

Lieber unglücklicher Freund! womit soll ich dich trösten, was kann ich thun, um deine Leiden zu heben, um Ruhe und Zufriedenheit dir wieder zu geben?

Dein Schicksal ist hart. Es ist hart, sich getrennt zu sehen von der Freundin seines

Hers

^{*)} Hier folgt die Erzählung der Entführung, da aber Meier diese schon aus dem vorhergehenden Briefe weiß, so haben wir solche hier weggelassen.

Herzens, von dem Weibe seiner Seelen, von der Mutter des hilflosen Kindes. Ich fühle all den Jammer, der dein Innerstes zerreißt, fühle die ganze Größe deines Verlusts. Weh dem, der es trennte dieses Band, der Verzweiflung in deine Brust senkte, und gramvoll deine Tage machte! So gerecht aber auch dein Schmerz ist, lieber Freund, so fordert es deine Pflicht, so fordert doch selbst die Liebe zu deinem Weibe, dich demselben nicht ganz zu überlassen. Wenn Gram deine Kräfte verzehrt, Verzweiflung dich aufs Krankenlager wirft; wer soll dann deine Serasime retten? wer die Fesseln deines Weibes zerbrechen? Ermanne dich demnach, Freund! sei stark um deines Weibes willen, hier hilft nicht Gewalt, nicht toben, nicht rasen, nur List und Klugheit. Sollte denn Serasimes Kerker allein so verbergen seyn, daß Liebe und Freundschaft ihn nicht ausfinden könnten? Nur Muth, nur Geduld, Lieber! und sie wird wieder dein werden. Ich will alles anwenden, will forschen und suchen, und haben wir ihn entdeckt den finstern Ort ihres Aufenthalt's, dann Freund, dann rechne auch
auf

auf den Beistand meines Arms. Lebe wohl, Lieber! bemühe dich ruhig zu werden, und denke fest den Gedanken, daß der Liebe und Freundschaft nichts unmöglich ist.

Konstantin.

47.

An Meiern.

Hier hast du meine Hand, Bruder, ich will nicht eher ruhen, nicht eher rasten, bis ich entdeckt habe, wo sie ist deine Seräpime, wo die Bosheit sie hingeschleppt hat. Wie es wohl triumphirt das hämische Gezüchte, und sich freuet seiner Klugheit, aber Rache komme über sie, ihre Freude soll sich verwandeln in Wehklagen, und ihr Triumph in Zähneknirschen. Ich reise morgen zu meinem Vater, will dann gleich ins Kloster gehen, will mit Louise sprechen, will forschen, will sehen, ob ich nichts erfahren kann; tief in die Seele der alten Oberin will ich schauen, und wenn sie sich verätht, wenn eine Mine von ihr nur sagt, daß sie um das Dübenschül wisse —
Wald sollst du wieder Nachricht von mir hab-
den,

hen, oder ich komme selbst zu dir. Von Konstantin wirst du selbst Nachricht haben.

Karl.

48.

Serafinens Vater an Meiern.

Ich sehe die Hand des rächenden Gottes, und bringe mich unter seine Ruthe. O! mein Sohn, mein Sohn! ich will dir nicht fluchen, will dir keine Vorwürfe machen, ich vergesse dir deine Sünde, aber er vergab sie dir nicht, er, der da sagt: Irre dich nicht, Gott läßt nicht mit sich spotten. Fliehe du ihn an diesen Gott um Gnade und Erbarmen, daß er tilge deine Missethaten. Meine arme Tochter, meine Serafine, warum hörtest du die süßen Reden deines Verführers, und brachst deine Gelübde? Armes Mädchen! wie du wohl weinselst, dich härmst, um Erbarmen flehst, und ach! wohl kein Erbarmen findest! Ach, mein Herr! wie unglücklich haben sie uns gemacht — doch ich habe ihnen vergeben, und bedaure auch sie, suchen sie sich zu trösten, wenn es möglich ist. Mir würde es ein gros

R

ser

ser Trost seyn, wenn ich nur wüßte, wo meine Serafine sey, vielleicht könnte ich ihr ihr Schicksal erleichtern, aber ich werde es wohl nicht erfahren. Nun Herr, dein Wille geschehe, erbarme dich nur meines Kindes, und vergib ihr ihre Sünden. Leben sie wohl, mein Herr, ich werde auch für sie beten, auch für sie um Trost und Stärke stehen, leben sie wohl.

Umsonst war Karls, war Konstantins, war des guten Vaters Bemühen. Karl flog zu seinem Vater, flog zu Louisen, entdeckte ihr das Bußentst; sie bewelnte Serafinens Unglück, aber sie behauptete — in einem Tone, mit einer Mine, die Karln versicherte, daß es Wahrheit sey, was sie sagte, — daß sie nichts davon wisse, ja! sie versprach sogar, alles anzuwenden, um Serafinens izzigen Aufenthalt zu entdecken. Auch besprach er sich mit der Oberinn. Sie behauptete bei dem Ewigen, daß sie nichts von Serafinen wisse, daß sie selbe beklage, daß es unmöglich von Nonnen herrühren könne, und was sie noch alles schwatzte.

Karl

Karl sah tief in ihre Seele, und glaubte die
 Heuchlerin zu finden, glaubte in allen ihren
 Zügen und Mienen die Bosheit zu lesen.
 Aber was half das? Konstantin und der
 Vater entdeckten gar nichts. Meier war
 glücklicher. Er übergab sein einziges Kind,
 das geliebteste Unterpfand der Liebe seiner
 Serafine, der Aufsicht eines gutherzigen
 Mütterchen, und ritt, begleitet von seinem
 treuen Jakob, einige Meilen weit auf ders-
 jenigen Straße, welche von J . . . nach
 dem Kloster führte, ohne nur eine Spur von
 einem Wagen zu finden. Die Räuber hatten
 mit gutem Verbedachte Nebenstraßen gewählt.
 Allein neun Meilen von J . . . fand end-
 lich Meier eine Spur. Man erzählte ihm
 nemlich, daß an dem und dem Tage in der
 und der Stunde ein Wagen mit vier Pferden
 bespannt, durchgeföhren, daß der Kutscher
 sehr geeilt, daß aber der Wagen verschlossen
 gewesen, man also nicht habe sehen können,
 wer darin gewesen. Er ritt unermüdet wei-
 ter nach, und traf endlich in dem Wirths-
 hause ein, wo sie übernachtet. Man beschrieb
 ihm Serafinen so genau, daß er nun nicht

mehr an der Wahrheit zweifeln konnte. Sie hätte, sagte man ihm, beständig geweint, zwei alte Leute und ein junges Mädchen, das Meier für die Magd erkannte, sey bei ihr gewesen, und diese haben sie nie verlassen. Ohne auf diese Leute weiter zu hören, ritt er eiligt davon, nachdem er sich vorher nach dem Wege erkundigt, welchen sie ohngefähr genommen haben möchten. Er verfolgte ihre Straße, sie führte gerade zu dem Kloster, in welchem Serafine gewesen. Noch zwei Meilen war er davon. In der Hitze der Leidenschaft schäumend vor Zorn, Rache und Muth, verlangend Serafine zu retten, zu erlösen von ihrem Leiden, sie zu umarmen, und von den Tyrannen zu befreien, beschloß er, gerade auf das Kloster zuzureiten, und daraus mit Gewalt und Rache Serafinen zu retten. „Hast du Muth? schrie er auf einmal seinem Jakob zu; willst du mit mir etwas wagen?“

„Alles, Alles, erwiederte Jakob, mein Leben geb ich willig für das ihrige. —“

„Du! so komm! und hilf mir meine Serafine erlösen. Wir sind beide mit Degen und Pistolen bewafnet. Komm! wir wollen
das

Das Kloster stürmen, wollen Thür und Thor aufsprengen, wollen die Nonnen so lange quälen, martern, peinigen, würgen, bis sie mir meine Serafine wieder geben.,,

„Gnädiger Herr! antwortete Jakob, erlauben sie mir, ihnen einige Vorstellungen zu machen. Ich zweifle nicht, daß Serafine im Kloster ist; aber glauben sie denn, daß wir sie finden werden? Sie ist gewiß in einem verborgenen Gefängnisse eingeschlossen. Wir können das ganze Kloster durchsuchen; ohne sie zu finden. Und wenn wir unglücklich — übermüdet — in diesem Lande der Obrigkeit ausgeliefert — als Räuber, als Staatsverbrecher behandelt würden! — Bedenken sie, daß sie Vater sind; bedenken sie, daß sie durch diese Uebereilung ihrer Serafine — sie möge nun gerettet seyn oder nicht, einen treuen zärtlichen Vatten entrißen. Lassen sie mich also allein hinellen, lassen sie mich allein der Gefahr aussetzen, ich will entweder mit List oder Gewalt ihre Serafine retten. Ich habe nichts, was mich an diese Welt fesselte, und ich wage mein Leben willig für ihre Ruhe und Zufriedenheit. Gehen sie zu Serafinens Vater;

und erwarten sie da, was ich ausgeerthet habe. Lassen sie sich zureden. „

Lange blieb Meier noch unentschlossen. Liebe zu Serafinen trieb ihn auf der einen Seite an, so wie ihn die Liebe zu seinem Kinde, und des treuen Jakobs herzliche Zuredungen und Bitten zurückhielten. Er erlangte die Fähigkeit zu überlegen wieder, und beschloß endlich Jakobs Rath zu befolgen; allein er wollte seinen treuen Diener nicht der Gefahr aussetzen, und so sehr ihm dieser auch anlag, so zwang er ihn doch, mit ihm zu seinem Schwiegervater zu eilen, dessen Wohnung eben nicht weiter, als das Kloster entfernt war.

Sie kamen bey den betrübten Kestern an. Auch Karl war noch da. Sie erzählten ihm ihre vergeblichen Bemühungen, er erwiderte, daß er die Spur gefunden, und Serafine sich im Kloster befinde. „Auf! rief er, lieber Karl! Komm, wir wollen eine Gattin, ein so Schwester der Tigern entreißen. „Halteet ein, Kinder! rief der Alte, haltet ein, und fürze euch nicht umsonst in ein unversmeidliches Unglück. — Sie sind hier nicht sicher, lieber

lieber Sohn! werden sie entdeckt, so machen
 sie sich, ihr Kind und meine Tochter nur noch
 unglücklicher. Drum folgen sie meinem Ra-
 the, entfernen sie sich von hier, verhalten sie
 sich ruhig, und erwarten mit Geduld, was
 die Vorsehung über sie verhängt hat. Verlassen
 sie sich auf mich. Ich werde unsern Landes-
 herrn, unsern Bischof ansehn. Er ist göt-
 tig, ist gerecht, ihn werden die Thränen mei-
 ner Augen, das Leiden des rechtschaffnen Gat-
 ten, das Schreien des hilflosen Waisen er-
 weichen, er wird sie aus den Klauen der Ti-
 ranninnen erlösen, wird sie von ihren Gelübden
 entbinden, und dann können sie friedlich in
 meinem Hause mit meiner so geliebten Toch-
 ter leben. Ungern, aber gezwungen durch
 die Bitten des Vaters, durch die Thränen
 der Mutter, verließ Meier diese Gegend, und
 reißte zu seinem Kinde zurück. Nur die Hoff-
 nung seine Geliebte wieder zu besitzen, nur
 das Betrachten seines Kindes, das so sehr
 Serafinen ähnelte, konnten einigermaßen sei-
 ne gerechten Leiden lindern. Der Alte verfügte
 sich selbst ins Kloster, behauptete, daß seine
 Serafine im Kloster sey, beschwor die

Oberinn, sie ihm zu zeigen, sie von dem Gesängnisse zu befreien, und da Bitten vergeblich waren, setzte er Drohungen hinzu, allein sie beharrte fest darauf, daß sie von ihr nichts wisse. Er überreichte dann dem Landesherrn und Bischoff eine Vitterschrift. Dieser großmüthige Menschenfreund befahl der Oberinn, Serafinen frei zu machen, sie beharrte auf ihren Leugnen, er ließ das Kloster durchsuchen, vergeblich! man fand sie nicht. Er versprach dem Vater, sie von ihren Gesäbden zu entbinden. - Was half dieß? Man wußte nicht, wo Serafine sich befand.

Der innerliche Zustand von Serafinens Kestern war erbarmendwürdig, Louise ging von Tage zu Tage dem Grabe näher, und Serafinens Schicksal trug nicht wenig dazu bey, sie noch unglücklicher zu machen, als sie es vorher schon war.

Wie mußte dieses nicht schon die liebenden Kestern niederbeugen? Nun kam noch die Ungewißheit von Serafinens Schicksal, die ängstliche Ruthmaßung, daß sie in irgend einem finstern Loche, unter der Trännei der Nonnen ihre schönsten Tage verkaufte, zu dies
sen

gen Leiden — und dieß war zu viel für Neben-
de Aeltern. Die gute Mutter erlag unter
der Heftigkeit des Schmerzes, und starb in
Ungewißheit wegen des Schicksals ihrer Toch-
ter. Der alte Vater ertrug standhafter seine
Leiden. Der Gedanke an die allgütige Vor-
sicht richtete ihn auf. Ja er war so weise,
daß er so gar den guten Meier mit Hofnun-
gen hinhielt, ihm schrieb, man sey auf der
Spur Sersafinen zu entdecken, werde sie ge-
wiß finden. Er wollte wenigstens Meiern,
den er nun wie seinen Sohn liebte, nicht noch
unglücklicher machen, als er wirklich war.
Diese schmeichelnden Hofnungen, dieses Be-
wußtseyn der Bemühungen seiner Freunde,
der Anblick seines Kindes, waren zwar nicht
vermögend seine Wunden zu heilen; allein
sie linderten doch seine Leiden, hielten ihn von
einem Schritte zurück, den der rasche feurige
Liebhaber von Schmerz überwältigte, oder in
der Hitze der Leidenschaft nur gar zu leicht zu
wagen fähig ist. Er versank aber dennoch in
eine Schwermuth, die nach und nach auch
seinen Körper sech machte.

In diesem Zustande, der mehr für die Empfindung als die Darstellung ist, verlebte er etnige Zeit, ohne von Serafinen etwas anders zu erfahren, als er schon wußte, ob schon weder Vater noch Freunde noch er selbst keine Mühe erspart hatten.

Auf einmal erhielt der Vater von der Oberin einen Brief nebst einem gedruckten Zettel, worinne folgende Nachricht enthalten war:

In unserm jungfräulichen Kloster zu Et.... in..... ist verschieden unsre geliebteste Wittschwester Serafine.... Sie legte ihre Geldbörse im Kloster zu D.... ab, ward darauf von einem Offizier, Namens Meier, verführt, und beredet, mit ihm aus dem Kloster zu entfliehen. Sie erkannte aber durch die Gnade Gottes ihren Fehler. Reuevoll verließ sie den Verführer, kam in dieses von ihrer Heimath so sehr entfernte Kloster, bat uns um Aufnahme, und ersuchte uns angelegentlich, ihren Aufenthalt zu verheimlichen, damit ja nicht etwa ihr Verführer denselben entdeckte, und sie mit Gewalt diesen heiligen Mauern entreißen möchte. Wir hielten es für unsere Schuldigkeit, ihr diese Bitten zu gewähren.

währen, und die reuende Büsserin wieder aufzunehmen. Sie hat ihre Sünden täglich beweint und durch die Strenge der Buße entrastet, endlich ihren Geist in die Hände ihres Schöpfers aufgegeben. So gewiß wir nun zwar sind, daß sie alle ihre Sünden auf dieser Erde schon abgüßt, so sind doch die Gerichte des Herrn unersorschlich. Sie könnte noch Makel gehabt haben, die sie des Jeggewers werth machten. Wir empfehlen sie daher dem heil. Mesopfer unsrer Brüder, und dem Gebete unsrer Mischwestern, besonders den geistlichen Jungfrauen nun in dem Kloster, wo sie Gestülde abgelegt hat. Requiescat in pace.*)

Dieser Todenzettel beruhigte von der einen Seite den guten Vater. Er glaubte seine Tochter errettet vom ewigen Tode. Allein von der andern Seite fiel es ihm doch hart, daß er wer-

der

*) Wir haben die'n Todenzettel kuchsäßig abdrucken lassen. theils um die Fruchtheit und Bosheit der Angeden (denn die Namen sind, vermöge des fast dem ganzen weiblichen Geschlechte eianen sanften Charakters, diezu nicht so leicht süßig) begreiffen zu machen; theils auch um die Leser zu veranlassen, auf welche Art allen Erden der Tod einer Schwester oder Bruders kund gemacht wird.

der den Aufenthalt seiner geliebten **Seraphine** gewußt, noch sie vor ihrem Ende gesehen hatte. Desto härter empfand Karl diesen unerwarteten Schlag, da er immer noch geglaubt hatte, sie zu entdecken, und in die Hände seines Freundes und Bruders zu bringen. Anfangs ließ es seine Betrübniß nicht zu, über diesen Todenzettel reifere Ueberlegungen anzustellen. Aber nach einer wiederholten Ueberlegung kam es ihm höchst unwahrscheinlich vor, daß **Seraphine** freiwillig sollte ins Kloster zurückgegangen seyn, besonders, da er gewiß wußte, daß sie nach erlangter Vergebung von ihren Aelttern beständig vergnügt lebte, daß sie ihren Meier und ihr Kind ganz außerordentlich geliebt, und und daß sie zu aller Verstellung und Heuchelei unfähig gewesen. Indes dachte er auf der andern Seite wieder zu gut von den Menschen, um zu vermuthen, daß dieser Todenzettel eine bloße Erfindung sey, sie von fernern Forſchen zurückzuschrecken. In dieser Ungewißheit blieb er mehrere Tage, fest entschlossen, seinem Meier nichts zu entdecken, um ihn nicht völlig in Verwirrung zu stürzen, und zu tödten. Nach dem Verlauf erhielt er einen Brief, der ihn

von

von seltenen Zweifeln befreite. Wir setzen ihn ganz hieher:

Mein Herr!

Ich habe zwar die Ehre nicht sie persönlich zu kennen, aber dem Rufe, und besonders dem Bemühen, dem kümmerlichen Umhertsuchen ihrer Schwester Serafine zufolge, sind sie ein ehrlicher, rechtschaffener Mann. Dieses macht es, daß ich ihnen traue, und eine Nachricht ertheile, die ihnen, wenn anders meine Meinung von ihrem Charakter gegründet ist, gewiß einigermaßen angenehm seyn wird. Habe ich mich in ihnen geirrt; so bitte ich sie, meinen Namen auf immer zu verschweigen; wollen sie aber wohl gar so grausam seyn mich zu verrathen; nun! so werde ich auch die Folgen dieser Verrätherei, welche allerdings schlimm genug für mich seyn würden, zu ertragen wissen.

Wissen sie also, ihre Serafine ist nicht tod, wie sie wohl nach dem Todenzettel, der allenthalben ausgehelt worden, glauben werden. Auch ich erhielt ihn. Das sonderbare des Inhaltes machte mich aufmerksam, machte mich

mich zweifeln, machte, daß ich an eine Trennung in V . . . welche zwar daselbst eine Nonne ist, die aber gewiß die Rechte und Pflichten des Menschen höher schätzt, als jene der Nonnen — schrieb, und mich nach Verschaffenheit der Umstände erkundigte. Von daher erhielt ich nun die Nachricht, daß Serafine von ihrer Magd verrathen, daß von dieser die Hand zur Entführung geboten, daß sie endlich abgeholt, jener ein ansehnliches Geschenk gegeben worden, daß Niemand im Kloster außer der Oberinn darum müße gewußt haben, daß sie diese Nachrichten, so wie Serafinens Ankauf und schnelle Fortführung in ein anderes Kloster fremder Dörfer durch einen Zufall erfahren, daß man endlich Serafinens Tod ausgesprengt, um mir vor fernerm Suchen sicher zu seyn; Daß Serafine noch lebe, daß sie aber ihren izzigen Aufenthalt nicht wisse, weil sie bald aus dem Kloster in das andere Kloster geschleppt werde. Nur wenige Nonnen, schrieb sie mir zuletzt, wissen von diesem Geheimnisse, weil man befürchtet, es möchte verrathen werden. Ich habe mich bisher umsonst bemüht, ihren Auf-

ent-

enthalt ausföndig zu machen; so viel kann ich ihnen aber versichern, daß diese Nachricht gewiß ist. Ich habe mich über die Vorurtheile meiner Glaubensgenossen hinweggesetzt, und die Pflichten des Menschen eher erfüllen wollen, als jene, des Mönchs. Benutzen sie diese Nachricht, und bemühen sie sich, ihren Aufenthalt zu entdecken, auch ich will alles mögliche anwenden, sie aufzufinden. Nur lassen sie sich dieses einzige noch rathen, daß mit List und Klugheit weit mehr ausgerichtet wird, als mit Gewalt. Spielen sie eine Zeitlang die Rolle des Frommen, so werden sie gar leicht aus der Oberinn das Geheimniß herauslocken.

P. Benediktus M.

Diese Nachricht versicherte Karl von dem Leben seiner Schwester. Denn was hätte dieser Geistliche wohl für Absichten haben können? Und wenn er diese Nachricht mit dem Inhalte des Todenzettels verglich; so verschwanden alle Zweifel. Hoffnung belebte ihn von neuem. Er entdeckte diese Neuigkeit seinem weinenden Vater, der schwer zu bewegen

gen war, sie für wahr anzunehmen, weil er noch nicht schlimm genug von den Menschen zu denken gelernt hatte. Nun glaubte Karl ohne Gefahr seinem Meier diese Vöberei entdecken zu können. Er packte also den Todenzettel und den Brief des P. Benediktus ein, und schickte alles an Meiern ab.

Meier riß begierig, nach Nachrichten von seiner Geliebte, den Brief aus einander. Zum Unglücke war der Todenzettel das erste, was ihm in die Augen fiel. Serafine todt! — Er stürzte, wie vom Schlage getroffen, in eine Ohnmacht hin, aus welcher ihn sein trauer Jakob wieder weckte. Warum haßt du mich, sprach er, nachdem er wieder zu sich selbst gekommen war, warum haßt du mich zu neuen Leiden zurück gerufen? Konntest du mich nicht bei Serafinen lassen? — Jakob hatte entweder aus Neugierde, oder auch aus der Absicht, die Ursache dieser schnellen Ohnmacht zu wissen, in den Briefen geblättert, und den Todenzettel nebst den andern Briefen durchlesen. Er fand also, daß die Nachricht von Serafinens Tod bloß erdichtet war. Sobald Meier wieder zu seinen vorigen Kräfte

Kräften gefangt war, sagte er ihm also, *Erasine* ist nicht todt, gnädiger Herr! lesen sie doch die andern Briefe. Es ist eine bloße Erfindung, um sie von fernem Suchen zurückzuhalten. Was sagst du? *Erasine* lebte? Siehst du hier nicht den Todenzettel? Lange mußte sich *Jakob* Mühe geben, bis er endlich las. Allein die erste Nachricht hatte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß ihm *Karls* Brief sowohl als jener des *V. Benedikts* bloß eine Erfindung schien, um ihn den Schmerz nicht so fühlbar zu machen. In der Verzweiflung schrieb er an *Karln*, der ihn aber bei seiner Freundschaft versicherte, daß die Nachrichten der Nonnen bloß erdichtet, die seinigen aber wahr seyn.

Wir können unmöglich den Zustand schildern, in dem sich *Meier* befand. *Jakob*, dieser treue Diener, verließ ihn niemals, weil er befürchtete, er möchte sich überwältigt, von der Heftigkeit seiner Leiden, zu einem Schritte entschließen, den in dergleichen Fällen schon manche Jünglinge gewagt haben. Und wirklich berechtigen auch die abgerissenen Gedanken, die *Meier* dem Papiere anvertraute, und

2

die

die man nach seinem Tode unter seinen Schreibern gefunden hat, zu sagen, daß er sich erst von der Zulässigkeit des Selbstmords zu überzeugen versucht, und daß er vielleicht diese That vollbracht haben würde, wenn ihn nicht die Hoffnung, seine Seraphine noch jemals wieder zu besitzen, und der Anblick seines einzigen geliebten Kindes, davon zurückgehalten hätte. Finstere Schwermuth herrschte doch immer in seiner Seele. Er schlich schwermüthig umher, und fand an den Freuden des Lebens keinen Geschmak, selbst die Freundschaft hatte nicht mehr so viele Reize für ihn, seitdem er in der Liebe so unglücklich gewesen war. Er schrieb nur selten, und jederzeit nur in aller Kürze an seine Freunde. Er verließ einen Ort, wo ihn jede Erinnerung neue Leiden erzeugte, und wohnte in einem kleinen protestantischen Städtgen, ohnweit von der Wohnung seines Freundes des Karls, der auf die dringenden Bitten seiner lieben Karoline seinen Abschied genommen, und nun auf dem Gute seines abgelebten Vaters einsam lebte. Diese machten seine einzige Gesellschaft aus, und bewirkten wenigstens, daß er nicht ganz unter der schweren Bürde

Würde erlag. So verfloßen sechs Jahre, während welcher Meier traurig seiner Serafine treu blieb. Karl und Karoline kamen wöchentlich zu ihm, und waren seine einzige Gesellschaft. Auch besuchte ihn dann und wann der alte gute Vater. Ihre Geseräcke waren selten von Serafinen, und wenn er von ihr anging, so suchten sie ihn davon abzubringen, denn nie konnten sie ihrer gedensken, ohne daß er bald in Thränen zerfloß, bald sich der schrecklichsten Schwermuth überließ. Er hörte an niemand, als seinen Freund Konstantin, der mitleidig ihn aufzurichten suchte, ohne ihm helfen zu können. Alle bemühten sich vergeblich, Serafinens Aufenthalt zu entdecken. Das Maas seiner Leiden war noch nicht voll. Sein einziges Kind, die Frucht der zärtlichsten Liebe, der einzige Gegenstand, der ihn noch dann und wann einige vergnügliche Augenblicke schuf — starb.

Karl verließ ihn vier Wochen lang nicht, um ihm diesen fast unerträglichsten Verlust zu erleichtern. Aber Meier bestimmt zum Leiden, sollte auch noch mehr gequält werden. Folgender Brief war Anlaß zu Gewissensäng-

sten, deren er schon immer, indem er sich als die Ursache von Serafinens Elende ansah, gehabt hatte.

Justine, Nonne in B. . . an Karo-
linen, Karls Gattin.

Die Nachricht, welche ich ihnen hiermit ertheile, wird ihnen nicht unerwartet seyn. Sie haben eine Freundin mit mir verlohren, die gewiß eines bessern Schicksals werth war. Sie wissen Louissens Leiden, die eigentliche Ursache ihrer Krankheit besser als ich. Gestern ist sie endlich entschlafen. Sie rief mich zu sich, schickte die übrigen weg, und unterredete sich mit mir über eine Stunde. Sie entdeckte mir ihre unglückliche Liebe, und daß diese die einzige Ursache gewesen, warum sie in das Kloster gegangen. Sie entdeckte mir, daß sie ihn noch liebe, ihren Meier, und befahl mir ihnen zu sagen, daß sie ihren Andenken noch dann und wann eine mitleidige Zähre weinen, und den Herrn Meier sagen möchten, daß sie ihn bis an ihr Ende treu geliebt. Die letzten Worte des schon sterbenden nur stammeln könnenden Mädchens waren: Karoline -- Meier, beweinen sie mit mir den Verlust einer
Freunds

Freundin, beklagen sie das arme unglückliche Mädchen, welches zu sehr von dieser gefährlichen Leidenschaft beherrscht wurde, die gewiß mehr Nachsicht verdient, als sie insgemein bei Menschen findet! Ich bin mit vorzüglichster Achtung, die Dienerin, der Freundin meiner Louise.

Karoline war so unvorsichtig, Meiern diesen Brief zu geben. In welchen entsetzlichen Zustand ward er nicht dadurch versetzt, er klagte sich als Louisens Mörder, und als die einzige Ursache von Serafinens Elende an. Gedanken auf Gedanken quollen aus seiner beängstigten Seele. Seine Einbildungskraft machte ihm allerley Vorstellungen. Auch Serafine war ihm tod. Weder Karl noch Karoline waren vermögend, ihm diesen Gedanken zu benehmen. Er hielt ihn für gewiß. Ueberzeugt von der Unzulässigkeit des Selbstmords, durchdrungen von Gefühlen der Religion — oder vielmehr, weil er sich in einem Zustande befand, in welchem er, denn doch immer noch Betrachtungen anzustellen vermögend war, war er so glücklich, diesen Gedanken, der in ihm aufstieg, zu besiegen. Ues-

berdrüßig aber dieses Leidenvollen Lebens, gerieth er auf einen Abweg, den Jünglinge in dergleichen Fällen meistens betreten. Er beschloß, in einer einsamen, alten Karthäuser Zelle *) sein Leben zu beschließen, nicht etwa, um seine Sünden abzuweinen, sondern blos um sich desto mehr mit seiner Geliebten beschäftigen zu können, um desto eher ihr zu folgen. Er schrieb an den Karthäuser Prior zu M . . . erzählte seinen Lebenslauf und bat um Aufnahme, die ihm denn auch der gutherzige Prior freudvoll ein verirrtes Schaaf, in den wahren Schaafstall wieder zurückführen zu können, bewilligte. Nach Verlauf von fünf Monaten, sollte Meier ins Kloster kommen, und den geistlichen Habit anziehen.

*) Bekanntermaßen ist der Karthäuserorden (den de la Trappe ausgenommen) der strengste, in der römischen Kirche. Sie erfüllen eigentlich die Regel des heil. Benedikts ganz genau: essen nie Fleisch, tragen ein härenes Hemde, müssen sich oft geißeln, dürfen nur selten, und nie ohne Erlaubniß mit einander sprechen; sollten nie mit Frauenzimmer reden, und ihre Gruß, den Statuten gemäß, nur seyn: Gedenk' am den Tod. Ein Orden, dessen Gezeze von der Barbarei des Zeitalters zeugen, in dem er geküßet ward.

hen. Er verheelte sowohl seinem Konstantin, als Karln, seinen neuen Entschluß, weil er vorher sah, daß sie die Ausführung desselben nie zugeben würden. Sobald er von seiner Annahme Gewißheit erhalten, beschäftigte er sich damit, seine Sachen in vollkommene Ordnung zu bringen. Er machte ein Testament. Sein ganzes Vermögen fiel Konstantinen und Karln anheim; jedoch waren sie verbunden, jeder seinem Jakob, so lang er lebte, hundert Thaler, und wenn Jakob eine Frau oder Kinder hinterlassen würde, die Hälfte Lebenslang zu geben. Er pakte alle seine Brieffschaften und Schriften zusammen. Kurz, er machte solche Anstalten, als wenn er ganz aus der Welt scheiden wollte. Die bestimmte Zeit kam. Meier verschwand, und folgender Brief, den er auf seinem Tische versiegelt zurückließ, benachrichtigte seine Freunde, aus was für Gründen, und wohin er gegangen.

Meine Freunde!

Die Unfälle, welche mir in meinem Leben begegnet, sind zu groß, als daß ich sie mit Standhaftigkeit, Muth und Geduld ertragen könnte.

Ich verschlicke mich in der einsamsten Zelle, in der Karthaus zu N . . . um meine Eserasine zu beweinen, und mich durch jedes Bild, durch jede Kleinigkeit, die sich in der Zelle befindet, desto lebhafter an die zu erinnern, die in meinem Herzen lebt. Nicht ihr mich aufrichtig, so stört meine Ruhe nicht. Laßt mich meine noch wenigen übrigen Tage verweinen. Habt Mitleiden mit einem Unglücklichen, und schenkt ihm dann und wann eine Zehre. Solltet ihr ja noch von Eserasinen etwas erfahren — doch dieß ist ganz unmöglich. Ich bitte euch nochmals, stört meine Ruhe nicht, und befolgt mein Testament.

Meier.

Meier eilte zum Kloster, warf sich dem Prior zu Füßen, und ward nach dreien Tagen eingekleidet. So strenge auch die Gesetze des Ordens waren, so befolgte doch Meier dieselben pünktlich, unterwarf sich aller Züchtigungen, Demüthigungen, ja selbst den kindischen Pöffen, welche Novizen mimachen müssen. Prior und Novizenmeister streuten sich des Däses, wann sie schon nicht unterlassen konnten, ihn

ihn der ihnen bekannten Entführung wegen härter zu bestrafen, als sie sonst gethan haben würden. Meier ertrug alles, klagte nie, murrte nie. Er verweinte und verderbte den ganzen Tag.

Erschrocken und bestürzt war Karl, als er seinen Meier nicht fand. Schon glaubte er, daß Verzweiflung ihn an irgend einem Plätzchen begraben hätte, als Jakob ihm obigen Brief brachte. Guter Meier! rief er aus. Eine mitleidige Zähre quoll aus seinen Augen, und er konnte ihn nur bedauern. Er schrieb an Konstantin diese Nachricht, worüber er und Karoline nicht wenig bestürzt wurden. Jakob war außerordentlich betrübt, daß er künftig sein Leben ohne seinen Herrn beschließen sollte, und er bot sich Karl an, in die Karthaus zu reisen, und zu versuchen, seinen Herrn davon zurückzubringen, ehe er noch Gesandte ablegte, wo es alsdenn zu spät seyn dürfte. Karl willigte ein, und sowohl er als Konstantin gaben ihm Briefe mit, in denen sie ihm alle die Folgen seines Schrittes vorstellten, und

bei Serafinens Liebe beschworen, in ihre freundschaftlichen Umarmungen zurückzukehren. Mit diesem Brief eilte er zu seinem Herrn. Gott! wie entsetzt war er nicht. Vlag, von innerm Gram verzehrt, entsetzt stand er da, und sang Psalmen. Kaum erkannte ihn Jakob. Wierzehn Tage bemühte er sich vergeblich, ihn zu sprechen. Endlich traf er ihn im Kreuzgange, als er sich eben Wasser holen wollte. Meier erkannte seinen Jakob, und wollte entfliehen. Aber Jakob faßte ihn, und zwang ihn gleichsam, den Brief zu lesen. „Ach! liebster, bester Herr! bat er ihn, kommen sie mit mir zurück, igt da sie noch frei sind., Meier hieß ihn schweigen, und Jakob gehorsamte. „Reise wieder hin, sagte Meier, nachdem er den Brief gelesen hatte, zu meinen Freunden, und sag' ihnen, daß sie meine Bitten im ersten Briefe erfüllen möchten., Er drehte sich herum, ohne auf das Schluchzen, und Witzten und Wimmern Jakobs zu hören, ging er nach seiner Zelle zu. Jakob blieb noch einige Tage da, aber er sah seinen Herrn nicht mehr, und reiste also betrübt nach Hause.

Mei-

Meiers Freunde beklagten ihren Freund, aber sie konnten ihm nicht helfen, da er keine Hilfe haben wollte. Sie befolgten also in so fern sein Testament, daß sie von seinen jährlichen Einkünften an Jakob das versprochene abgaben, welchem sie es aber fast aufzwingen mußten, das übrige gaben sie Bedürftigen; für sich aber behielten sie nichts.

Noch vier Wochen hatte Meier, bis er durch unwiderrufliche Gelübde sich feierlich dem Klosterstande ergeben wollte. Konstantin und Karl versuchten umsonst, ihn von dem Abgrunde hinwegzuführen, in welchen er sich hineinzustürzen beschlossen hatte. Aber auf einmal gab ein Brief, welchen Karl wenige Wochen vor der schon bestimmten Ablegung der Gelübde erhielt, der Sache eine ganz andere Wendung.

Der Echornsteinfeger aus L.... schrieb an Karl: „daß er in dem Kloster zu A.... die Echornsteine gesetzt, und da von weitem ein Winseln, und Wimmern und lautes Wehklagen gehört habe; er sey demselben nachgezogen

gangen, und habe endlich gefunden, daß diese wehklagende Person ein eingesperrtes Mädchen sey; er habe sie hierauf befragt, wie sie hieher gekommen, und was sie haben wolle, er sey bereit ihr zu dienen; und sie habe ihm darauf geantwortet, daß wenn er ein Mensch sey, und Mitleiden mit einer Unglücklichen fühle, er nur ihrem Bruder Karl in oder wenn dieser nicht mehr leben sollte, dem Hauptmann Konstantin von H.... in die Nachricht ertheilen möchte, daß Serasime in einem Gefängnisse zu R.... schmache. Sie habe ihm hierauf ihre ganze Geschichte erzählt; da er aber des Schreibens nicht kundig, so wollte er ihn gebeten haben, zu ihm zu kommen. Er wollte gern alles zur Errettung dieser unglücklichen Person mit beitragen, besonders da er ein Protestant sey. „

Dieser Brief, der in der größten Eile geschrieben war, goß Freude in Karls und Karolinens mitleidenden Herzen. Sie besagten Serasimen, aber sie sahen sie schon errettet, sahen sie schon glücklich, Eiligst schrieb

er

er diese Nachricht Konstantinen, und schickte Jakob an Meier mit folgendem Briefe ab.

Auf! Lieber! Komm stiehe aus den Klostermauern. Deine Serafine ist entdeckt, und schmachtet im Gefängnisse zu R.... denke nicht, daß dieses etwa eine Erfindung von mir ist, um dich aus dem Kloster zu locken. Nein! so wahr ich dein Freund, und so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, eben so wahr ist es, daß ich gewisse Nachricht davon habe. Du sollst mich nie als deinen Freund ansehen, wenn ich ein unwahres Wort geschrieben habe; und du weißt, wie hoch ich deine Freundschaft schätze. Auf also, Lieber! und hilf deine Serafine retten.

Jakob kam in der Karthaus an, als Meier sich schon in den Vorbereitungsübungen *) zur Ablegung der Klostergelübde befand.

Es

*) Man nennt sie Exerizien, welche jeder Noviz 8 Tage vor Ablegung der Gelübde machen muß. Während dieser Zeit erfüllt jeder noch weit

Es war ihm also gar nicht möglich, ihn zu sprechen. Da er aber von der Wichtigkeit des Inhalts unterrichtet war; so sann er auf eine List, ihm dieses Willen heimlich beizubringen. In den Karthäuserklöthern hat jeder Mönch seine eigne Zelle, zu welcher niemand kommen kann. Der Schlüssel dazu ist abgezogen, und der darin wohnende Karthäuser hat ihn bei sich. Sie essen nur Sonn- und Freitags zusammen; die übrigen Tage speist jeder für sich auf seiner Zelle. Die Küchenjungen bringen dann das Essen, setzen es in die Winde, der Karthäuser dreht sie herum, nimmt sein Essen heraus, setzt das leere Zinn wieder in die Winde, welches nun der Küchenjunge aus derselben zurücknimmt, so, daß beide mit einander niemals sprechen, wie einander sehen.

Diese Lücke bemerkte der alles genau beobachtende Jakob. Er betrachtete die Küchens-
jun-

weit strengere als sonst die Pflichten des Mönchs. Er darf mit niemand sprechen, und es ist ihm auch alle Gelegenheit dazu gänzlich benommen, besonders in den Karthäuserklöthern.

junger, und wußte den, welchen er nach seinen physiognomischen Kenntnissen für den eugentlichsten hielt. Diesen befiel er durch einige harte Thaler, daß er ihm erlaubte, in die Binde, wenn er Meiern das Essen bringen würde, sein Driefchen zu legen. Jakob brauchte die Vorsicht, seinen Herrn zugleich anzuzeigen, daß er in dem und dem Gasthose sich aufhalte. Es gelang ihm; Meier sah das Driefchen, ließ es, und nachdem er eine geraume Zeit alles hin und her überlegt hatte, und sich bald für eine Erdichtung, bald für Wahrheit hielt, ging er endlich mit Erlaubniß des P. Vikarius zum Prior, und forderte seine weltliche Kleider zurück. Man erschaute, man beschwor ihn bei Himmel und Hölle, man führte ihn zur heiligen Monstranz *), man erinnerte ihn an jenen

*) Es ist bekannt, daß man in der römischen Kirche lehrt, durch die Worte des Priesters werde das Brod oder die Hostie in den wahren Leib und Geist Jesu — des Gottmenschen — verwandelt. Diese geweihte Hostie wird in allen Kirchen in einem goldenen, silber-

jenen bekannten so oft mißverstandenen Spruch Jesu; man bat ihn, man drückte ihm die Hände, man stellte ihm seine greuliche Tünden vor, kurz, man versuchte alles, ihn zu bereden, im Kloster länger zu bleiben. Aber umsonst, Meier war unbeweglich, er verlangte seine Kleider, und man war genöthigt sie ihm zurückzugeben. Er hatte so vieles Geld mit sich genommen, und dem Prior zur Verwahrung übergeben, damit er die Kosten, welche die Einkleidung und die Ablegung der Gelübde betragen, bezahlen könnte; dieses Geld, wovon er sich eine ganz kleine Summe zu seiner Reise vorbehielt, überließ er dem darüber vergnügten Prior für das, was er während des Noviziats im Kloster verzehrt hatte, und stach zu seinem wartenden Jakob.

Die Freude dieses ehrlichen Kerls war über alle Beschreibung. Meiers erste Frage war,

silbernen oder metallenen Pöbelnüsse aufbewahrt: und dieses Behältniß nennt man Monstranz.

Jupiter hatte doch bei den Römern eine größere Wohnung — das Kapitolium.

war, ob auch alles wahr sey. Und Jakob erzählte ihm freudevoll den ganzen Verlauf der Geschichte, und versicherte ihn dabei auf seinen ehrlichen Namen, daß sie nun Seraphinen haben müßten, es möge auch kosten was es wolle.

Sie ritten also fort, und langten endlich bei Karl und Karolinen an, welche theils über Meiers Zurückkunft, theils über die Entdeckung von Seraphinens Aufenthalt ganz entzückt waren. Karl zeigte ihm den Brief von dem Schornsteinfeger aus P. Sie beschloßen beide dahin zu reisen, um sich nach der Beschaffenheit der Umstände näher zu erkundigen. Konstantin wäre eben so gern mitgereist, wenn er nur vom Regimente, wo er Adjutant war, hätte abkommen können. Sie versprachen ihm aber so bald als möglich ausführliche Nachrichten zu ertheilen. Meier stützte wieder auf wie die Rose im Frühlinge, da er sich es nun schon als gewiß dachte, wie er seine Seraphine in seine Arme schließen würde.

M

Sie

Sie kamen glücklich in L..... an. Das Betragen, die einfältige Erzählung, die redliche Mine des Schornsteinfegers nahm beide ganz für ihn ein. Sie glaubten seinen Worten. Karl schrieb sogleich an Konstantin, was sie von dem Schornsteinfeger erfahren hatten.

Lieber Freund!

„Wir sind glücklich in L..... angekommen, der Schornsteinfeger ist ein redlicher Mann, und ein Menschenfreund. Gerasime hat ihm von ihrer Entführung folgende Beschreibung gemacht. Sie saß auf ihrem Zimmer, und beschäftigte sich eben mit einigen häuslichen Arbeiten, als eine Kutsche vor ihrer Thüre still hielt. Die bestochene Wagd kam eiligst die Treppe herauf gestürzt, und sagte, daß Herr Meier in B.... (einen kleinen Dörfchen ohnweit F...) sich mit jemand duellirt, und tödtlich verwundet worden, er schickte ihr hier einen Wagen, um zu ihm zu kommen, und ihn ab-

zu

zuholen. Sie überlegte in der Verfürzung nicht, daß hierunter Verrätherei verborgen seyn könnte, und stürzte in den Wagen. Der Kutscher fuhr eiligst fort. Umsonst wartete sie, daß derselbe still halten würde, umsonst schrie sie den Kutscher an, er fuhr fort. Nun kam ihr die Sache bedenklich vor. Sie wollte aus dem Wagen springen. Allein theils die Schnelligkeit des Fahrens, theils auch die Unwissenheit, wo sie sich befände, hielten sie zurück. Sie mochte ohngefähr eine Meile gefahren seyn, als der Wagen stille hielt, und zwei Personen sich mit einsetzten, die aber nicht einmal einen Laut von sich gaben, ihres Winselns, Wimmerns und Weinen, und Bittens nicht achteten. Sie kam endlich im Kloster zu B. . . . an, ward von der Oberin mit Schmähen und Schimpfworten überhäuft, und sogleich in einen andern Wagen geladen. Seitdem sey sie in verschiedenen Klöstern umhergeschleppt, und ihr allenthalben schlecht begegnet worden. Nach Verlauf einiger Monate entdeckte sie, was sie vorher selbst nicht gewußt, daß sie schwanger gehe. Sie saß damals in einem

finstern Gefängnisse, als aber die Zeit ihrer Niederkunft herannahete, entdeckte sie ihre Schwangerschaft, und bat, daß man sie wenigstens an einem menschlicheren Orte möchte niederkommen lassen. Die Gefühle der Menschlichkeit siegten, man gab ihr eine Stube, wo sie auch ein todes Kind geboren. Nachher ist sie noch in verschiedene Kisthier, und endlich in das zu 2.... gebracht worden, wo sie nun seit zwei Jahren schon eingewahrt ist. Sie liebt ihren Meier, wie vorher, und eben weil sie dieses Bekenntniß immer thut, so quält und martert man sie über alle Maasse. Wir wissen also nun, wo Serafine ist. Aber wie sie zu erretten? Mit Güte. Der Oberhirte der Dides ist sehr bigot. Mit Gewalt? Mit List? Aber mit welcher? Der Echernsteinseger will alles thun, und treulich mit helfen, aber noch ist nichts beschlossen. Soviel ist indessen gewiß, daß wir alles wagen werden. Meier läßt dich grüßen. Empfindungen von Freude und Traurigkeit, von Angst und Hoffnungen wechseln in seiner Seele

Seele ab. Gräße Deine Karoline. Lebe.
wohl.

Meier.

An Konstantin.

Du bist ein Mann, wirst also Stärke
des Geistes genug haben, den Verfall, welchen
ich dir zu erzählen habe, zwar nicht mit
Gleichgültigkeit, doch aber als ein Mann
anzuhören. Auch ich habe gelitten, als ich
sie hörte die schreckliche Nachricht; aber ich
habe mich gefaßt, habe mich wenigstens ei-
nigermassen mit den Gedanken an die
Versicht, an ihn den Allgütigen getröstet.
Höre also und ersäume, aber tröste dich.
Unser Meier, unser Freund ist nicht mehr;
auch sie, seine Serasine ist dahin. Höre
den Verlauf der Sache, wie er mir von
dem redlichen Schornsteinfeger erzählt wor-
den. Wie ich dir schon geschrieben habe,
so konnten wir weder durch Güte noch mit
Gewalt unsere Serasine retten. Nicht

M 3

durch

durch Güte, weil der Bischof der abergläubigste Mann von der Welt ist, nicht durch Gewalt, weil in dem Kloster sehr viele Knechte, Aufwärter und andere Mannspersonen sind, wo wir also verheerfahren, daß wir bei Gebrauch der Gewalt unterliegen würden. Nichts blieb uns also übrig, als Serafinen durch eine List zu retten. Der Schornsteinfeger gab uns hierzu folgenden Anschlag: „Ich muß, sagte er zu uns, künftige Woche die Schornsteine im Kloster wieder segnen, ich nehme sonst allezeit einen Gesellen mit. Wie wäre es, wenn sie sich als einen Schornsteinfeger umkleiden, und mit in das Kloster gingen? Ich wollte ein doppelteltes Kleid anziehen, führe sie dann hin zu Serafinen. Durch den einen Schornstein kann ich, wie ich schon bemerkt habe, in den Schornstein kommen, welcher zu Serafinens Gefängnisse führt. Es ist mir dann leicht durch den Ofen Serafinen herauszu bringen, und sie in das mit gebrachte Kleid zu verhüllen. Serafine würde vielleicht mir nicht trauen, deshalb ist ihre Gegenwart nöthig.

nothig. Sind wir einmal mit Serafinen aus dem Gefängniß; so können wir sicher zur Pforte hinausgehen, denn wer wird auf darauf merken, daß nur zwei gekommen, und drei wieder hinausgegangen? „Dieser Vorschlag gefiel Meiern und mir. Auch ich wollte mit gehen, allein theils gab dieses Meier nicht zu, der denn doch immer noch Gefahr dabei befürchtete, und nicht gern seinen Grund derselben aussetzen wollte; theils willigte auch der Schornsteinfeger nicht ein, weil er glaubte, daß wenn ihrer viele wieder heraus gehen wollten,“ dieses mehr Aufsehen machen würde. Ich gab also den Bitten und Vorstellungen leider nach, und blieb in der Wohnung des Schornsteinfegers zurück. Sie gingen fort. Kengstlich sah ich ihnen nach, ahndete gleichsam den schrecklichen Zufall, der ihnen begegnen würde. Eeknicksvoll erwartete ich Serafinen und Meiern, und den Schornsteinfeger. Sie kamen nicht. Ich ging eine ziemliche Strecke entgegen. Sie kamen noch nicht; nun pochte mir mein Herz. Ich wußte nicht, was ich

denken sollte, und muthmaßte Unglück. Nach sechs Stunden kam endlich der Echernsteinsfeger allein zurück. Wie erschrock ich da nicht? und wie weit größer war noch mein Entsetzen, als er ganz athemlos und bestürzt, mir von dem, was vorgefallen war, eine weitläufige Erzählung machte, die ich die nur im Auszuge mittheilen will. Sie waren beide im Kloster glücklich angekommen, hatten schon die arme, bedende Serafine, die sich auf die Stimme ihres Geliebten so gleich entschloß, in die schwarze Echernsteinsfeger-Kleidung zu verhüllen, waren schon mit mir an der Pforte, und begehrten hinausgelassen zu werden. Zum Unglücke befand sich die nemliche Nonne an der Pforte, welche sie herein gelassen hatte. Wo kommen denn ihrer drei her, da nur zwei hereingekommen sind? fragte das naseweise Ding. Ecken schwebte dem Echernsteinsfeger auf der Zunge, zu sagen, daß einer nachgekommen, als die zitternde Serafine Meiern umarmte, und sagte: „Gott! wir sind verrathen, Meier!“, die weibliche Stimme
 weh-

che dieses sprach, und der bekannte Name, Meier, machten, daß die Mönche eiligst fortsprang; im Kloster Lärm machte, und erzählte, was da vorgefallen. Da stand nun der gute Meier, stampte an die verschlossene Pforte, und suchte sie aufzusprennen. Unions! er konnte nicht fort. Stelle die Meiers und Serafines Zustand vor. Ist in den Händen ihrer Tyrannen! Was sollten sie anfangen? Sie erwarteten also angstvoll das Gewitter, welches über ihnen auszubrechen drohte. Nun kam der ganze Nonnenschwarm, und mit ihnen alle Knechte, Aufwärter, und andre Mannspersonen, mit Knütteln und Prügeln. Eben drohten sie ihn zu erschlagen, denn man wußte nun, daß diese dritte Person keine andre als Serafine sey, da man unterdessen das Gesingniß durchsucht hatte. Meier sah sich und seine Serafine ohne Rettung verlieren. In dieser Verweilung, in dieser Angst, umarmte er noch einmal seine angebetete Serafine, nahm aus seiner Tasche eine Pistole, und erschoss sie mit

dem

den Worten, *Leib! liebes Weib!* und end-
 303 sie dadurch dem langsamen, quaalvollen
 Tode. Kaum hatte er dieses gesprochen,
 als er auch sich mit einer andern Pistole
 erschoss —. Weine mit mir diesen Uns-
 glücklichen eine zärtliche Thräne. Nur diese
 Unmöglichkeit, seinen und ihren Tyrannen
 zu entgehen, können ihn bewegen haben,
 diese That zu vollbringen. Wahrscheinlicher
 Weise hat er diese Wodgewehre bloß zu
 seiner Vertheidigung zu sich gestellt. Allein
 er sah sich übermannt wider alles Ver-
 muthen, und brauchte sie dazu, um sich
 und seine Cerafine von einem Leben zu
 retten, das ganz ohne alle Freude, ganz
 quaalvoll gewesen seyn würde —. Den
 Echernseinsager ließen sie gehen, weil sie
 sich befürchteten, einem Protestanten zu nahe
 zu treten, da diese Religion im ganzen
 Staate öffentlich geduldet ist. Ist sie ich
 da und weine, und nichts als meine Res-
 ligionsgrundsätze können mich ermannen.
 Wie ich meinem Vater, und meiner Karo-
 line, diese schnelle Nachricht hinterbringen
 werde,

werde, das weiß ich noch nicht. Ich werde mir alle mögliche Gewalt anthun müssen, um Rast zu schreiben; glaube aber sicher, daß mir mein Herz blutet. Ich werde in einigen Tagen zu dir kommen, und in deiner Gesellschaft unsern unglücklichen Freund, und meine geliebteste Schwester beweinen.

Karl.

Serafine und Meier wurden in aller Stille, ohne Priester und Kreuz, ohne Gefang und Klang, an zwei verschiedenen Elen, des ungeweihten Theils des Kirchhofs eingescharrt.

Nach nicht eine Woche schenkte den Unglücklichen eine Thäne.

Niemand besetzte für sie; jedermann glaubte sie gewiß vom höllischen Feuer verurtheilt.

Karl und Konstantin weinten Jahre lang über ihren Freund, und befolgten buchstäblich sein Testament.

Det

Der alte Vater sank in Ohnmacht, als ihm diese schreckliche Nachricht überbracht ward, und nach wenigen Wochen gab er seinen Geist auf.

Jakob ging in Karls Dienste, und redete nie von seinem Herrn, als nur um ihn zu bedauern und zu beklagen, daß ihm der allgütige Gott nicht mehrere Freuden auf dieser Erde verliehen.

U e b e r

die

bürgerliche und geistliche

Verbesserung

des

M ö n c h s w e s e n s

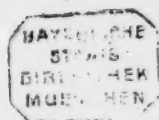
von

P. A. Winkopp.



Gera, 1783.

bei Christoph Friedrich Wetmann.





Vorrede.

Die gültige Beurtheilung der kleinen Schrift vom Einflusse des Mönchswesens auf Staat und Religion, welche ich im vorigen Jahre herausgab, und der Beifall, mit welchem dieselbe aufgenommen worden, haben mich ermuntert, die versprochene Ausführung hiemit dem Publikum zu überliefern.

Ich bin überzeugt, daß ich meiner Schrift eine weit größere Ausdehnung auf der einen, und

Vorrede.

4 mehrere Vollkommenheit auf der andern Seite hätte geben können; wenn ich noch einige Jahre darauf zu verwenden gehabt hätte. Allein ich glaube, daß es besser sey, dieselbe auch in dieser unvollkommeneren Gestalt erscheinen zu lassen, als den glüklichen Zeitpunkt zu verfehlen, der izt eingetroffen zu seyn scheint, da man in so vielen Staaten an eine ernsthafte Reformation einer so wichtigen Klasse von Menschen zu denken anfängt.

Vielleicht geräth diese Schrift in die Hände irgend eines wahren Staatsmannes, vielleicht ist sie so glüklich von ihm gelesen zu werden, vielleicht werden die vorgetragene Grundsätze erwägt, verbessert, anwendbar gemacht — ausgeführt. Das sollte mich in der That freuen.

Was

Vorrede.

Was die Grundsätze selbst anlangt, so bin ich zwar von der Güte derselben überzeugt, kann aber nicht davor stehen, ob sie von einem jeden andern, aus dem nämlichen Gesichtspunkte betrachtet werden. Sollte ich nicht so glücklich gewesen seyn, den Punkt zu treffen, welchen ich so gern getroffen haben möchte, so bitte ich um Nachsicht, um Belehrung, damit ich vielleicht in einem andern Falle die Urtheile andrer benutzen könnte. Aber wie unendlich entzückt würde ich seyn, wenn meine Grundsätze Beifall erhielten, vielleicht gar irgendwo ausgeführt würden! Ich muß gestehen, daß ich während der Ausarbeitung dieser Schrift schon ein ähnliches Vergnügen genoß, da mich einer meiner Freunde in Wien versicherte, und mit Zuverlässigkeit versicherte, daß binnen zwei Jahren die drückende Last des Monachismus ganz aufhören, und

Vorrede.

aus den Klostereinkünften ein Fond errichtet werden würde, der nicht blos zum Besten der Religion, sondern auch der Menschheit hinreichend seyn dürfte. In der That scheint es mir, als ob bei der Aufhebung des Jesuiten Ordens dieser letztere Punkt in verschiedenen Staaten verfehlt worden. Man hat die Erziehungs-Institute allenthalben geändert, ob allenthalben verbessert, wag' ich nicht zu entscheiden. Vielleicht würde die Menschheit schon um einen guten Theil vorgerückt seyn, wenn man immer daran gedacht hätte, den Erzieher erst zum Erzieher, den Lehrer des Volks erst zum Lehrer des Volks zu bilden, ehe er erziehen und lehren dürfte. Ich weiß, daß schon in verschiedenen Staaten ähnliche Institute sind, und die guten Folgen, welche dieselben schon jetzt haben, haben mich nicht nur von der Güte meiner

Vorrede.

meiner Vorschläge noch mehr überzeugt, sondern auch in der Meinung bestärkt, daß sie noch weit bessere Folgen haben könnten, wenn man ihnen noch mehrere Vollkommenheit geben wollte. Ich glaube, daß durch solche Institute die Katholischen Staaten gar bald den Protestantischen nachzueilen, wohl gar vorspringen dürften. Wenigstens bin ich überzeugt, daß alsdenn denselben der Einwurf nie mehr gemacht werden könne, als ob die meisten katholischen Staaten allezeit ein halbes Jahrhundert hinter den protestantischen zurückblieben.

Wahrscheinlicher Weise werden sich die Mönche über mich beklagen. Ich kann das nun freilich nicht hindern; allein ich wünsche, daß sie dadurch ihre Blöße einem einsichtsvollen Publikum nicht noch mehr darstellen möchten.

Vorrede.

Ich habe mit so viel Mäßigung von ihnen gesprochen, daß ich von ihnen das nämliche zu erwarten das Recht habe, wenn sie anders billig denken. Daß ich mich einigerer bitterer Ausdrücke bei den Bettelmönchen bedient habe, rührt blos daher, weil ich von dergleichen Leuten theils wegen ihrer Unflätereien, theils wegen der unadlen Behandlung der Terminanten einen natürlichen Widerwillen habe, und an sie nicht denken kann, ohne im Körper und Seele eine heftige Erschütterung zu leiden.

Wenn sie sich aber beschweren, daß ich nicht all' das Gute angeführt, welches sie der Welt geleistet zu haben glauben; so muß ich bekennen, daß ich nicht alles, was sie gut glauben, für gut halte, und sie müssen es dahin wieder rechnen, daß ich auch nicht alles Unheil angeführt habe

Vorrede.

habe, welches sie in der Welt gestiftet. Ubrigens bekenne ich auch gern, daß ihre Vorfahrer Verdienste um die Gelehrsamkeit haben, und daß unter ihnen es noch ists einsichts-volle, adle, rechtschafne Männer gebe; muß aber auch hinzufügen, daß diese Verdienste nicht so groß, und solcher Männer zu wenig sind, als daß man die Nachteile, die sie im ganzen genommen, doch immer dem Staate und der Religion bringen, vergessen könnte.

Es wird mir angenehm seyn, wenn sie sich würdigen wollen, meine Schrift zu beurtheilen, und mir Ihr Urtheil, wenn sie es in einem periodischen Blatte nicht einrücken lassen können, in privatbriefen mitzutheilen. Jede Belehrung wird mich freuen, und ich werde sie auch nicht unbenutzt lassen, und aus diesem

Grunde

Vorrede.

Grunde setzte ich auch meinem Namen dieser Schrift vor, den ich sonst füglich hätte weglassen können. Nur wünsche ich deshalb, daß man hämische Ausdrücke und persönliche Angriffe vermeiden möchte, die eine Schrift weder besser noch schlimmer machen, und den Verfasser nicht belehren.

Ich habe noch etwas in dieser Vorrede zu erinnern, welches ich nur gewisser Leute willen sagen muß. Es ist nämlich den Mönchen nichts gewöhnlicher, als aus einer Schrift einzelne Wörter und Sätze auszuheben, ihnen einen ganz andern Sinn zu geben, als ihnen der Verfasser gab, den unverständigen damit zu betrüffen, und den Verfasser zu verkeuzern. Wahrscheinlich wird auch mir es so gehen, und besonders vermute ich das von dem Worte

Nelis

Vorrede.

Religion. Ich habe mich darüber zwar deutlich in der Schrift selbst erklärt. Allein da im Katholischen äußere Verfassung der Kristen sowohl als inneres praktisches Christenthum mit dem Worte Religion belegt ist, so wäre es leicht, Widersprüche in dieser Schrift zu erdichten, und dem Unwissenden zuzureden, „der Mann hat keine Religion; und ich finde es also für rathsam hier noch einmal zu erklären, daß ich das innere praktische Christenthum hochschätze, liebe und verehere, und sage, diesem haben die Mönche geschadet. Hingegen von der äußern Verfassung der Kirche denke ich wie Herr D. Semler, und sage, daß das Mönchswesen derselben außerordentlich vortheilhaft sey. Das mag genug seyn, um mich auf dieser Seite zu sichern.

Dem

Vorrede.

Dem Publikum habe ich sonst nichts zu sagen, als daß es die wegen der Entfernung des Verfassers vom Druckorte eingeschlichene zum Theil sehr auffallende Druckfehler gütigst verbessern möge.

Gera im Voigtlande am ersten des Monats
nemoths im Jahr 1783.

Winkopp.

Einlei.



Einleitung.

Der Priesterstand hat sich von jeher unter allen Nationen und in allen Religionen eine Wichtigkeit gegeben, und auch wirklich erhalten, durch welche er dem Staate bald nützlich, bald schädlich, bald durch seine außerordentliche List und Macht fürchtbar geworden. Aber unter allen Priestern, die jemals den Erdboden überschwemmten, haben keine mehrere Macht an sich gerissen, keine mehrere Vortheile im Staate gewonnen, keine tyrannischer Fürsten behandelt, keine der Religion mehr Nachtheile gebracht, als die Mönche in der römischen Kirche. Sie haben sich zum Heiligthum gemacht, welches niemand ihrem Wahne nach, betasten könnte, ohne dadurch nicht nur entweiht, sondern sogar verflucht zu werden. „Der Fluch ruhe, soll Benedict geweiht,“ sagt, und seinen Jüngern versprochen haben, auf „allen, die meinen Orden angreifen, ewige Verdammniß sei ihr Loos.“ Dies ist nicht etwa bloß Sage

im Orden der Benediktiner; sondern es steht auf allen Bildnissen des heil. Benediktus, es ist in vielen Büchern gedruckt, und Franz von Assisi hat fast ein ähnliches seinen Schülern zugesagt.

Sie wußten es bei dem römischen Stuhle dahin zu bringen, oder vielmehr der römische Hof fand seine großen Vortheile dabei, daß auf alle jene, welche sich eifrechten, die Mängel, die Unvollkommenheiten, die Schädlichkeit des Mönchswesens aufzudeken, der Bannstrahl geschleudert ward. Zwar fanden sich noch immer aufrichtige und muthige Menschen, die dieser Denckerule, jenes Wahns lachten; aber was half ihr Predigen? der Schwarzrol trat auf die Kanzel, fluchte seinem Feinde, zerriß dessen Schrift, warnete seine Zuhörer vor ihm als dem Antikrist, als dem ärgsten Feinde der Religion, gewann den Pöbel, und siegte. Der ehrliche Mann ward verflucht, verfolgt, verdammt, oft schon auf dieser Erde zu bitteren Leiden verurtheilt. Und so vermehrte sich das Ansehen, die Macht, die Herrschaft der Mönche so sehr, daß es fast niemand mehr wagte, nur ein Wort wider das Mönchswesen zu sprechen. Sie hatten die Erziehung aller Nationen in ihren Händen, bildeten Fürsten nach ihrem Geschmack, und hielten so die Waagschaale der Glückseligkeit und des Elends aller Völker in ihren Händen. Unglücklicher Weise waren sie dumme oder ungerechte Wäger. Die Schaafe des Elends

sant

sank. Was Wunder, daß sie sich über tausend Jahre in ihren Ansehen erhielten?

Luther, selbst ein Mönch, setzte sich über geheiligte Vorurtheile hinweg, griff muthig das Mönchswesen an, versetzte ihm einen gewaltsamen Streich, den der römische Hof und das gesamte Mönchswesen noch jetzt empfinden, und er ward zum Ketzer gebrandmarkt, dann auf ihn geschleudert, seine Schriften verbrennt, und unter mächtig wirkenden Flüchen die Lesung derselben verboten *). Aber wie der gelehrte

A 2

Mos.

*) Das Verbot wirkt sonst das Gegentheil. Man ließe, man kaufe nur desto gieriger dieselben; allein hier wirkte es das gesuchte. Luthers Schriften werden fast gar nicht von Katholiken gelesen. In neuern Zeiten wurden viele Freigeistliche und Deistliche Schriften verboten, aber man laß sie begierig in katholischen Staaten. Die Ursache dieses Unterschieds kann ich nicht ganz einsehen. Denn man kann nicht sagen, daß der blühende Stil der neuern allein Schuld habe. Auch neuerer protestantischen Redner Reden sind verboten, sind schon geschrieben und werden doch nicht gelesen. Auch das ist nicht die einzige Ursache, weil jene Unsittlichkeit erlauben, diese und Luthers Schriften nur Tugend und Wahrheit predigen.

Sollte die Ursache nicht hauptsächlich darin liegen, daß die Priester in der römischen Kirche ihren Bekennern ganz unwürdige Begriffe von Luther beibrachten, und noch von evangelisch

Mosheim sehr richtig bemerkt: Luther rupfte samt dem Unkraut auch den Weizen aus.

Ich fürchte mich nicht vor den Bannstrahlen des römischen Hofes, noch den Verfolgungen der Mönche, und zeige die Bestimmung und Pflichten der Mönche und Nonnen; zeige freimüthig, in wie fern die Erfüllung dieser Pflichten dem Staate und der Religion schädlich oder nützlich, und in wie fern dadurch die Rechte der Vernunft und Menschheit gekränkt werden oder nicht, und sehe endlich auf, was für Nutzen die römische Kirche vom Mönchswesen hat.

Allein ich bin auch auf der andern Seite unparteiisch; ich zeige, daß im Mönchswesen nicht lauter Unkraut wachse; auch da blühe Weizen.

Das Resultat aus diesen Untersuchungen ist dann die Beantwortung der Frage, welche Veränderungen müssen mit dem Mönchswesen getroffen werden, wenn Staat und Religion gleich große Vortheile davon haben sollen, und sind auch Fürsten berechtigt, diese Verbesserungen zu treffen.

Die ganze Schrift zerfällt also gleichsam von selbst in drei Abschnitte. Im ersten werden die Pflichten, die Bestimmung der Mönche historisch erörtert, im andern

schen Predigern beizubringen zum Theil bemüht sind?

Einleitung.

3

andern philosophisch untersucht, und im dritten das Resultat — davon dem denkenden Publikum und den Gewalthabenden Großen dargelegt.

Ich werde freimüthig, aber ohne Heuchelei, ohne Parthegeist reden. Ich zeige die Mängel im Mönchswesen; aber ich verkenne auch das Gute nicht, welches ich darinn gefunden. Jeder Stand hat seine Unvollkommenheiten, aber keiner ist so böß, daß man nicht etwas gutes darinn antreffen sollte. Wäre der Mönchsstand allein Ausnahme? Die Mönche selbst bekennen es, aber sie wollen nicht verbessert seyn, weil ihre Unordnungen ihnen behagen. Sie verhüllen sich unter den Mantel der Religion — Theologie — wollte ich sagen — und glauben dadurch vor allen Anfallen gesichert zu seyn.

Aber schon izt empfinden sie — freilich nur immer noch wenig — daß man den Thron dieses sonst angebeteten Fantoms niederzureißen anfängt, und daß ihm gänzliche Zertrümmerung bevorsteht.

Vermuthlich werden sich die Mönche unbarmherzig über mich hermachen, mich verzerren und verdammen. Diese Freiheit gönne ich ihnen, und dem Publikum überlasse ich die Entscheidung. Meine Absichten sind rein. Ich weiß, daß es Pflicht ist, den Menschen zu nützen; und ich glaube, daß ich durch diese Schrift einen Theil dieser Pflicht erfülle, wenigstens hoffe und wünsche ich es. Es kann seyn, daß ich hie und da

irre, besonders im zweiten Abschnitte, wo es so leicht ist, bei jedem Schritte zu fallen, denn ich bin ein Mensch, aber meine Irrthümer entquellen gewiß nicht aus Bosheit des Herzens. Diese Erinnerung war meines Trachtens nöthig, denn nichts ist den Mönchen eigener, als die Irrthümer der Menschen von einer falschen Seite zu betrachten, und laut auf zu schreien: Hier hat der Verfasser geirrt, aus Bosheit geirrt, und Leidenschaften haben ihn regiert.

Ich hoffe, man wird aus dem ersten Töne, in welchem ich spreche, und überhaupt aus der ganzen Schrift sehen, wie innigst ich die Wahrheit liebe, wie hoch ich sie schätze, und wie sehr es mir darum zu thun war, nichts als lauter Wahrheit zu schreiben.

Erster Abschnitt.

Historische Erörterung der Bestimmung und Pflichten der Mönche.

Man kann und muß die Mönche überhaupt aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten. Einmal wie sie nach ihren ursprünglichen Gesetzen seyn sollten, und dann wie sie jetzt wirklich sind.

Ihre ursprünglichen Gesetze sind zwar bisher in Schriften immer unveränderlich erhalten worden, und jeder Neuangehende ist gehalten, an dem Tage,

da er Gelübde ablegt, zu schwören, die Regel seines Stifters, so viel in seinen Kräften steht, zu beobachten: allein nach und nach sind merkliche Veränderungen, theils durch Aebte und Prioren, theils durch Convente und Kongregationen, theils durch Bischöfe und Päpste gemacht worden, und man scheint in allen Orden die Lehre der Jesuiten *de reservatione mentali* zu billigen, indem man die Neuangehenden die Regel zu halten schwören läßt, sie aber nach abgelegten Schwüre zu weiter nichts verbunden zu seyn glaubt und sagt, als die Regel so zu beobachten, wie es igt Sitte ist. Daher kommt denn der große Unterschied zwischen unsern igten und alten Mönchen, den man nicht besser einsehen kann, als wenn man ins Kloster geht, und die Sitten der Mönche näher betrachtet, und dann eine Legende der Heiligen in die Hand nimmt, und das Leben dieser alten Mönche durchliest.

Es sey fern von mir die Ausschweifungen einzelner Mönche dem Ganzen zur Last zu legen; allein wenn ihre Geseze, ihre Gewohnheiten, ihre Vorkehrungen zu solchen Ausschweifungen selbst Anlaß geben; so ist nichts billiger, als eine Veränderung der Geseze und Gewohnheiten zu verlangen.

Nach diesen kann man also drey Klassen von Mönchen annehmen, die alten, welche wir aus den Regeln der Stifter kennen lernen werden, die neuern,

die uns durch Konstitutionen und mündliche Ueberlieferungen nur bekannt werden können, und endlich die abschwelenden Mönche, deren Ausschweifungen vom Orden so wenig gebilligt werden, daß man sie vielmehr deshalb bestraft.

Man könnte diesen noch eine vierte Klasse beisetzen, die Mönche in mittlern Zeiten, wo in allen Ländern Sittenlosigkeit herrschte, und man an nichts als das hierarchische System des römischen Hofes zu befördern, und die Macht der Päpste zu erweitern. Allein da diese Sittenlosigkeit nie gebilligt worden, so können wir sie nicht auf Rechnung der Orden schreiben, und was die Begünstigung des hierarchischen Systems, und das Bestreben die Macht der Päpste zu erweitern, anbelangt, so werde ich theils davon reden, wenn ich der Pflicht des Gehorsams erwähne, theils haben sie dieses mit den neuern gemein, und ich betrachte also nur die angegebenen Klassen. —

Der Grundsatz auf welchem das ganze alte Mönchs-
wesen beruhte, ist: Strebe, dich täglich voll-
kommener zu machen.

Man sieht deutlich aus den Regeln und aus der Lebensart der ersten Mönche und ihrer Stifter, daß sie diesen Grundsatz so ausübten, wie sie ihn verstanden, bemüht waren.

Es giebt gewisse Leute, die, weil sie selbst Heuchler sind, alle andre Menschen für Heuchler halten, und diese haben uns die Stifter der Orden, theils als Betrüger theils als Heuchler abgemalt. Sie sagen uns, daß diese Leute nur Orden gestiftet, um in steten Müßiggange und Nichtsthun zu leben, und in den Belüsten dieses Lebens zu schwelgen. Dieses ist ungerrecht und falsch. Die ersten Eister hatten, wenn wir nicht alle historische Zeugnisse verwerffen wollen, die Absicht, sich täglich vollkommener zu machen, und das nemliche bei ihren Schülern zu bewirken. Diesen Grundsatz entlehnten sie aus der Lehre Jesu, der da zu seinen Jüngern sagt, seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel es ist. Jesus wolte freilich dadurch nichts, als thätige Menschenliebe, ab: Selbstliebe, Ehrfurcht und Ehrerbietigkeit gegen Gott, Ergebung in seinen höchsten Willen, kurz Tugend und Weisheit empfehlen. Wenn die Mönche und die Stifter der Orden diesen Grundsatz übel verstanden; so ist dieses zwar ein Irrthum, aber deshalb gewiß nicht Bosheit des Herzens. Wir müssen sie als blödsinnige mitleidig beweinen, aber doch nicht als Bösewichter, als Heuchler und Betrüger ausprechen.

Sie handelten so wie sie dachten.

Es kann seyn, daß einige unter ihnen aus andern Absichten in Klöster gingen, und Orden stifteten, wie

es zum Beispiel bei dem Jesuiten Orden statt findet, wo Ignatius Loyola unter dem Titel die Ehre Gottes allenthalben zu verbreiten, seine wahre Absichten, sich berühmt zu machen, dem gesunkenen Ansehen der Päbste aufzuhelfen, und dem römischen Stuhle neue Unterthanen zu erkriegen verbarg; allein im ganzen genommen — und nur aus diesem Gesichtspunkte müssen wir das Mönchswesen betrachten — bleibt der Satz fest und wahr stehen;

Die Stifter der Orden hatten keine andere Absicht, als sich und ihre Nachfolger vollkommener zu machen.

Benedikt, der die ausführlichste Mönchsregel geschrieben, oder mündlich hinterlassen hat, sagt dieses nicht nur ausdrücklich im vierten Kapitel der Regel, *de instrumentis bonorum operum*; sondern fast in jedem Kapitel, wiederholt er diesen Befehl. Man sieht es dem Manne an, daß es ihm darum Ernst war. Er eifert in der Vorrede zur Regel wider die Ausschweifungen der damaligen Mönche, und ermahnt seine Jünger, ja diesen verkehrten Weg nicht zu betreten. Er lehrte aber nicht nur diesen Grundsatz, sondern er übte ihn auch so, wie er ihn verstand selbst beständig aus. Wenn man die Fabeln und Märchen, welche Gregor von ihm erzählt, erwägt; so wird man ihn doch immer als den Mann fin-

finden, der die Gesetze, welche er gab, auf das strengste erfüllte.

Ich halte mich deshalb bei der Regel des heil. Benedikt *) auf, weil sie die Grundlage aller übrigen ist, wenigstens der westlichen Mönchsorden. Die andern neuen Stifter entsprungen theils aus seinem Orden, und waren nur bemüht, ihre Nachfolger auf die ursprüngliche Reinheit zurück zu führen, theils legten sie selbe nur zum Grunde, feilten daran, und schmückten sie mit dem Aberglauben ihrer Zeiten aus, wie Franz von Assisi und andre **).

Was

*) Die Regel des heil. Basilus ist älter, als die des heil. Benediktus. Aber von Benediktus schreiben sich eigentlich die Mönche her. Er war der erste, der sie in Eins zusammen brachte; weshalb ich auch auf die Regel des h. Basilus gar keine Rücksicht nehme, besonders da er in Deutschland keine Nachfolger hat.

**) Ich habe mich bei der Durchlesung und Vergleichung der Ordensregeln oft gewundert, daß man in der Regel Benedikts so wenig — fast gar keine — Dogmatische Lehrsätze antrifft; so viele bei seinen Nachfolgern. Seine Regel predigt nur Moral, freilich überspannte Moral, wie wir bald sehen werden. Allein meine Verwunderung hörte auf, da ich die Kirchengeschichte prüfend durchwanderte, und fand, daß in Benedikts Zeiten man noch wenig von Dogmatik wußte. Sonst wäre es nicht zu begrei-

Was verstanden aber Benedikt und seine Nachfolger unter Vollkommenheit? und wie entsprangen aus diesem einzigen Grundsatz eine fast unüberschaubare Menge Gesetze und Pflichten? Wir wollen hier bei auf die ersten Gründe zurück gehen.

In den Zeiten Benedikts betrachtete man den Menschen nur als Sünder, der nicht anders als durch die strengste Buße zur ewigen Seligkeit gelangen könnte.

Man betrachtete ihn als einen der von Gott abgewichen, und also, wenn er sonst selig werden wollte, zu ihm wieder zurück kehren mußte, wie dieses nicht nur aus der Regel, sondern auch den damaligen Vätern zu ersehen ist. In die Buße setzten sie also den größten Theil ihrer Vollkommenheit. Aber auf welchem Wege? Durch welche Mittel?

P. Vital Mösl, ein gelehrter frommer Benediktiner beantwortet diese Frage kurz, und wenn man einmal von jenen Grundsätzen überzeugt ist; so muß man bekennen, daß er sie gut beantwortet. Der Mensch, spricht er, in den Betrachtungen über die Regel des heil. Benedikts, kann nur auf jenen Weg

greifen, daß Benedikt von seinen Schülern nicht eben den Glauben an die vielen dogmatischen Lehrsätze verlangt habe, den seine Nachbeter forderten.

Wegen zu Gott zurück kehren, welche denen, auf welchen er ihn verlassen, entgegen gesetzt sind. Er hat ihn durch Ungehorsam verlassen, er muß also wieder gehorsam werden; Die Lüste des Fleisches haben ihn verführt; er muß also Keusch leben; er hat sich durch die Reichtümer dieser Erde blenden lassen; er muß also ganz arm seyn. Und aus diesen Grundsätzen entsprang der erste Gedanke von den Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams.

Man muß sich nicht vorstellen, daß Benedikt seine Schüler die Gelübde wirklich habe ablegen lassen. Nein! dieses ist eine spätere Erfindung der Päbste. Aber er verlangte doch diese drei Stücke von allen seinen Nachfolgern; wiewohl er die Erfüllung derselben nur so lang als ihnen selbst es beliebte, verlangte. Zu seinen Zeiten brauchte man noch nicht Dispensation von den Klosterverbindlichkeiten in Rom zu suchen. So weit erstreckte sich damals die Macht des Pabstes noch nicht. Man sagte es dem Obern des Klosters, verlangte seine Kleider zurück, und nachdem der Obere einige harte Vorstellungen dem fodern den gemacht hatte, so gieng er zu seinem väterlichen Heerde zurück, wie dieses ausführlich im acht und funfzigsten Kapitel der Regel steht. Die Verbindlichkeit des Mönchs war damals noch nicht so fest.

Es

Es war kein Schwur, sondern ein bloßes Versprechen im Orden zu bleiben, und seine Welt sitten zu verbessern, wie Benedikt ausdrücklich in dem im Kapitelhause abzulesenden Premissenzettel ver schreibt *).

Wie betrachten nun jedes Gelübde ins besondere. Der Gehorsam erstreckte sich so weit, daß der Jünger alles thun mußte, was der Obere ihm befahl, und wenn ihm derselbe Unmöglichkeiten befahl, so mußte er bereitwillig dahin laufen, um die Befehle zu vollziehen, in der festen Zuversicht, daß Gott seines Gehorsams wegen Wunder wirken werde. Benedikt sagt dieses ausdrücklich im fünften Kapitel; und Greger, um es zu beweisen, träumt ein Märchen, das auch in der Legende der Heiligen am Festtage des heil. Maurus (15. Jänner) steht, und welches ich erzähle, um daraus zu zeigen, wie groß der Gehorsam war, den die Obern fodern konnten, die Untergebenen leisten mußten.

Plazidus noch als Kind, ward von Benedikt im Kloster erzeuget. Das muthwillige Kind lief an einem tiefen Wasser herum, und stürzte hinein. Benedikt, vom Geiste Gottes erfüllt, sah dieses in
 sei.

*) Kapitel 58.

seiner Zelle. Er berief den Maurus einen schon altern Mönch zu sich, eile! eile! Maurus! befahl er und rette den Plazidus. Der gehorsame Maurus eilte, gieng durchs Wasser wie auf dem Trocknen, faßte den Plazidus bei den Haaren, und rettete ihm das Leben. So belohnt, schließt Greger dieses Märchen so belohnt Gott den Gehorsam der Mönche. Dieser blinde Gehorsam erstreckte sich aber nicht bloß auf physische Unmöglichkeiten, sondern der Untergebene durfte nicht einmal untersuchen, ob der Befehl eine gute oder böse Handlung gebiete, genug! Der Obere befahl es. Man kann dieses ebenfalls aus dem angeführten von Greger erfundenen Märchen sehen. Es ist Pflicht für den Menschen, sich selbst und anderen das Leben zu erhalten. Nach der Beschreibung, welche Greger von dem Wasser macht, in welches Plazidus gestürzt, war es physisch unmöglich, ihn ohne einen Kahn zu retten, und wer so tollkühn war, ins Wasser zu gehen, gieng dem gewissen Tod entgegen, und rettete deshalb den Plazidus doch nicht. Benedikts Befehl war also wider eine der erste Pflichten; es war ein böser Befehl, dem niemand zu gehorchen verbunden ist. Aber Benedikt verläßt sich vermessen auf ein Wunder, und eben so vermessen läuft Maurus hin. Daß Benedikt schon vorhergesehen, Gott werde ihm zu

G.

Gefallen Wunder wirken, und er sey durch diese Vorsehung von jener Pflicht frey gesprochen worden, kann nur der fromme Mönch behaupten. Mich wundert, daß Gregor dieses Märchen erkennen hat, da die Katholiken in andern Fällen behaupten, daß man sich nicht auf Wunder verlassen müsse.

Der Gehorsam der Mönche ist also blind, ohne Widerreden und schnell; aber er muß auch herzlich seyn. Der Mönch soll nicht etwa im Herzen murren, sondern er soll alles willig und gern thun. Der Mönch ist unter einer Todssünde verbunden, das willig zu thun, was ihm sein Oberer in Kraft des heiligen Gehorsams (in virtute sanctae obedientiae) befehlt, befolgt er die Befehle nicht, so sündigt er nicht nur, und ist verbunden, diese Sünde zu beichten, wovon er in manchen Klöstern nur von Prälaten und einigen wenigen losgesprochen werden kann, sondern er wird auch exemplarisch bestraft, und muß öffentliche Buße thun, die ganz zweellos meistens ist. Wider die Murrenden eifert Benedikt fast auf allen Plätzen seiner Regel.

Worauf gründet sich aber die Forderung, daß der Mönch einem Menschen gehorchen solle, ohne erst zu untersuchen? Woher entspringt die Pflicht des Mönchs, diese Forderung zu erfüllen? und woher rührt der Glaube, daß der Obere nie etwas anders als gutes befehlen könne?

Nach

Nach den Grundsätzen des Naturrechts würden wir das Recht des Obern und die Pflicht des Untergebenen aus dem Vortrage herleiten, den beide gleichsam unter sich errichten. Allein hieraus leiten die Mönche dieses Recht und diese Pflicht nicht her. Der obere stellt die Person Gottes vor, heißt es, Gott hat das Recht zu befehlen, und der Mensch die Pflicht zu gehorchen, eben so der Mönch und der Obere. Der blinde Gehorsam gründet sich darauf nur, daß man den Obern die Unfehlbarkeit beilegen muß, sonst wäre nicht zu begreifen, wie der Untergebene verbunden seyn könne, ohne Untersuchung zu gehorchen. Ich weiß wohl, daß man sagt, bei offenbar bösen Befehlen finde dieses nicht statt, da habe der Mönch nicht nöthig zu gehorchen. Allein einmal wähnt man, daß der Obere gar nichts böses schon vermöge seiner Würde befehlen könne, und denn ist das wirklich Widerspruch mit dem Geseze blind und ohne Untersuchung zu gehorchen, denn dadurch weiß ja der Mönch gar nicht, ob etwas böses befohlen sey oder nicht.

Das oben angeführte, gebilligte Beispiel von Maurus beweist auch, daß die Obern nicht nur Böses befehlen können, sondern daß man die Befolgung böser Befehle als verdienstlich achte. Dieser Gehorsam erstreckt sich endlich gar so weit, daß der Verfasser der *Considerations sur la vie monastique*

sich nicht scheuet zu behaupten, der Mönch habe sonst nichts zu thun, als den Befehlen der Obern zu gehoramen, um ewig glücklich zu seyn. Wie vermessent ist nicht diese Behauptung? So hängt dann die Glückseligkeit einer großen Anzahl Menschen bloß von den Geillen, den Launen und den Einfällen einiger wenigen — meist alter eigensinniger Menschen ab?

Nun glaubt man, daß durch einen solchen blinden Gehorsam der Mönch nicht nur Gott wohlgefällig werde, sondern man behauptet auch, daß derselbe dem Ziele der Vollkommenheit immer näher komme, welche der einzige Zweck des Mönchs seyn muß. Der Grund davon ist, weil man den Menschen bloß als Sünder betrachtet. Nebst dem, daß wie Vital Müssl sagt, der Mensch durch Ungehorsam von Gott abgewichen, und nur durch Gehorsam zu ihm zurück kehren kann; so ist es auch gewiß, daß dem Menschen nichts schwerer ankomme, als die Verläugnung seines Selbsts die Gefangengebung seiner Vernunft, und die Unterwürfigkeit gegen einen Menschen, den den Untergebene oft so wol was seinen Verstand als Herz anbelangt, übersehen kann.

Wie schwer ist es, nichts wissen, nichts glauben, nichts wollen zu dürfen, als was der obere will, daß der Untergebene wisse, glaube und wolle. Jesus foderte diese Verläugnung des eigenen Willens ebenfalls

falls auch, aber er foderte gewiß nicht diese blinde Unterwürfigkeit, diese Gefangengebung der Vernunft — des besten, des einzig uns vom Thiere unterscheidenden Geschenke der Gottheit. Er verlangte willige Ergebenheit in den Willen Gottes, wollte daß wir nicht auf unsern Eigensinn beharren, daß wir unsern Obern gehorsamen solten. Die Mönche aber dehnten diesen Befehl aus. Darum also weil der Mönch von Gott durch Gehorsam abgewichen, darum weil Jesus es befahl, darum weil man diese Ergebenheit als etwas hartes als eine Art von Buße ansah, darum soll der Mönch gehorsamen. Daß man den Gehorsam als eine Gattung von Buße angesehen, beweist besonders eine Stelle Gregors in der Homelie über das Evangelium, wo Petrus Jesus fragt: Herr wir haben alles verlassen, was für Lohn werden wir davon haben? — Was hast du verlassen, Petrus? spricht er, womit prangst du? Du warst arm u. s. w. Deinen eigenen Willen hast du verlassen? und es ist leicht, Eltern, Freunde, Brüder, Schwestern, Weib und Kinder und Vermögen verlassen, aber schwer und mühsam ist es, sich selbst und seinen eigenen Willen verlassen, diesen hast du verlassen, damit prangst du, u. s. w.

Die Pflicht des Gehorsams, des blinden Gehorsams ist also die wichtigste Pflicht des Mönchs, man könnte gleichsam sagen, die einzige, denn alle andre

sind in dieser enthalten. Weil aber die Mönche, selbst die Alten in der Erfüllung dieser drei oben erwähnten ihre Vollkommenheit setzen, so wollen wir hier keine neue Unterabtheilung machen.

Aus dieser Pflicht des Gehorsams verbunden mit jener der Armuth, leiten die Mönche die Pflicht der Demuth her, wovon Benedikt in seiner Regel (Kapitel 7.) zwölf Arten angibt. Wir wollen sie hersetzen, damit unsre Leser mit dem Geiste des alten Mönchs weisend näher bekannt werden. Der erste Grad ist, wenn er Gott immer fürchtet, und dadurch zur Vermeidung aller Sünden verleitet wird. Der zweite, wenn er seinen eigenem Willen nicht nachlebt. Der dritte, wenn er aus Liebe zu Gott dem Altern gehorsam ist. Der vierte. Wenn er geduldig erträgt, wenn ihm harte Dinge aufgelegt werden, oder er beleidigt wird. Der fünfte, wenn er sogar seine Gedanken Sünden und Versuchungen dem Abbe offenbart. Der sechste, wenn er mit dem schlechtesten zufrieden ist. Der siebente, wenn er sich schlechter und niedriger als jeder andre zu seyn bekennt und fühlt. Der achte, wenn er nicht thut, als was nach der gemeinen Regel ist. Der neunte, wenn er gern schweigt, und nur redet, wenn er gefragt wird. Der zehnte, wenn er nicht leicht lacht. Der elfte, wenn er leise ohne Gelächter, wenig und

und nur bloß vernünftige Worte spricht. Der zwölfte, wenn er sich äußerlich durch niedergeschlagene Augen, gebeugtes Haupt u. s. w. beständig als einen Sünder zeigt, der gar nichts vermag, und dieses auch in seinem Herzen so fühlt.

Auch die Weltweisheit legt dem Menschen die Pflicht der Demuth auf, aber nicht Wegwerfung seines Selbsts, sondern nur Anerkennung seiner Schwäche und Bescheidenheit vor andern; sie untersagt Prahlerei mit Verdiensten, die man nicht besitzt, ja untersagt auch mit Verdiensten, die man wirklich besitzt, zur Unzeit zu prangen. Sie gebietet dem Menschen, andern, die mit Recht zur Macht zu besetzen gelangt sind, zu gehorchen. Die's alles befehlen und untersagen nun auch die Mönchsgesetze, aber sie überspannen ihre Moral, sie verlangen Wegwerfung, verlangen daß sich der Mensch die Verdienste die er wirklich besitzt, nicht einmal selbst geschweige dann andern gestehen soll; er soll sich nur als gefallenem als Sünder betrachten. Hat er für das Wohl der Menschen etwas unternommen, so darf seine Seele nicht von jenem heiligen Vergnügen aufschwellen, welches jede wohlthätige Handlung begleitet; findet er bei der Betrachtung seines Selbsts, daß er besser, daß er tugendhafter und weiser geworden; so darf er ja nicht den Gedanken denken, daß er seine Kräfte und Fähigkeiten nützlich angewendet, nein! er muß dieses bloß

der Gnade des Höchsten zuschreiben, muß sich als den größten Sünder bis zur Erde niederbeugen, und wenn er gar nichts an sich zu tadeln findet, sich wegen der Möglichkeit zu sündigen, demüthigen. Diese Demuth der Mönche erstreckt sich so weit, daß die Revisoren, um sich zu prüfen, oft zu niederträchtigen Arbeiten angehalten werden. Diese Demuth nun ist zwar nicht ausdrücklich ein Gelübde; aber sie ist mit dem Gehorsam eierlei, und der Mönch ist dazu aus denn ewlichen Gründen, und unter der nemlichen Sankzion als zum Gehorsam verbunden.

Die Keuschheit ist die andere Hauptpflicht des Mönchs. Vermöge dieses Gelübdes ist der Mönch verbunden für immer in einem ehelosen Stande zu leben, sich aller Unzucht zu enthalten, und auch auf die Keuschheit und Reinheit seines Geistes bedacht zu seyn.

Man findet in der Regel des heil. Benediktus kein ausdrückliches Gesetz, im ehelosen Stande zu leben; er sagt bloß im vierten Kapitel und sonst nirgends — *Castitatem amare* *) — Die Keuschheit sollst du lieben. Vermuthlich war es schon eine ausgemachte Sache, daß die Mönche im ehelosen Stande leben mußten; sonst würde Bene-

ditt

*) oportet wird darunter verstanden.

hört ein so merkwürdiges Gesetz nicht mit Stillsehigen über gangen haben.

Die Mönche führen zum Grunde ihres ehelosen Lebens den Spruch Jesu an, wo er diejenigen lobt, welche seinetwegen allen Lüssen des Fleisches entsagen, den Spruch des heil. Paulus, da er die Jungfräuschaft so übertrieben lobt und sagt, daß im ehelosen Stande leben zwar gut, aber die Jungfräuschaft erhalten, doch besser gethan sey. Sie behaupten ferner, daß der Verheirathete Gott nicht so gut dienen könne, als der Ehelese.

Diese Gründe mögen auch wohl Anfangs, wenigstens bei den ältern Orden, die Bewegursachen ein eheloses Leben zum Gesetze zu machen, gewesen seyn; aber in der Folge der Zeit kamen auch politische Ursachen der Päbste hinzu. Sie erwarben sich dadurch nur desto eifrigere Zechter für ihre Macht, desto ergebenerer Diener, und desto größere Enthusiasten, da sie weder an Familie noch an Weib eine Anhänglichkeit hatten. Ferner, so bald die Mönche zum Gelübde der Armuth verbunden sind, und also nichts eigenes haben, so können sie auch weder Weib noch Kinder ernähren. Sollte sie der Orden ernähren; so würde dieses die Anzahl ihrer Glieder sehr vermindern, und überhaupt viele Unordnungen erzeugen.

Die Ebelesigkeit und Keinigkeit des Körpers und des Geistes ist also Hauptpflicht für den Mönch; wozu er nicht nur äußerlich, sondern auch im Gewissen verbunden ist. Die Verletzung dieses Gelübdes wird sehr hart geahndet; man findet aber keine Beispiele von harter Bestrafung bei den alten Mönchen, wie wol es aber nicht selten war.

Hieraus werden nun eine Menge anderer Verbindlichkeiten hergeleitet. Denn da der Mönch so gut wie jeder Adams Sohn Fleisch hat; so folgt nothwendig, daß sich dieses oft empören müsse. Der Mönch ist nun also auch zu den Mitteln verbunden, welche zur Bekämpfung fleischlicher Lüste dienen. Diese werden von den Mönchen in vier Klassen gebracht: Fasten, singen und beten, kasteien oder geißeln und Vermeidung der Gelegenheit.

Benediktus hat in seiner Regel allen, außer den Schwachen und Kranken den Genuß der Fleischspeisen untersagt. Er bestimmt ihnen täglich zweierley Vorkost mit dem Zufage, damit wenn einer die eine nicht genießen könne, er doch von der andern essen könne, und scheint ihnen dadurch gleichsam den Genuß von beiden auf einmal zu untersagen. Er setzt auch endlich eine Zeit fest, wo sie sich des Tages nur einmal einige Tage ausgenommen, sättigen sollen. Diese Zeit heißt die Ordensfasten, welche von den alten Mönchen sehr streng beobachtet wurde.

Bene-

Venedikt erlaubt seinen Nachfolgern den mäßigen Genuß des Weins und bedient sich zur Bestimmung der Vielheit jenes Wortes *), über dessen wahren Sinn in vielen Ländern gestritten worden, er setzt aber in der Regel hinzu, daß er den Genuß des Weins nur deshalb erlaube, weil man es dem Mönche gar nicht aus dem Kopf bringen könne, und ermahnt endlich diejenigen, wo es die Armuth des Klosters nicht zuläßt, daß sie täglich Wein haben, sie sollen Gott dafür dankfagen.

Darinn bestand also die gezwungene Fasten der Mönche, die aber noch immer angemahnt wurden, ihr Fleisch mehr und mehr durch freiwillige Fasten zu kreuzigen und zu schwächen.

Den öffentlichen Gottesdienst bestimmte ebenfalls Venedikt ganz genau. Siebenmal des Tages sollen sie Gott lobfingen, und mitten in der Nacht den Herrn anrufen. Dieses Singen und Beten besteht theils aus den Weissagungen und andern Schriften des neuen Testaments.

Damals waren noch wenige Heilige in der Kirche, und also auch wenige Gebete zu ihnen. Es ist überflüssig die besondern Stunden, zu welchen diese Gebete verrichtet werden sollen, anzuzeigen. Er bestim-

B 5 met

*) Hemina vini per singulos sufficit per diem.
Cap. 40.

mit dieses alles vornachten bis zum zwanzigsten Kapitel der Regel.

Benedikt ermahnt auch seine Schüler zur Lesung frommer Bücher, und setzt ebenfalls gewisse Stunden fest, zu welchen dieses geschehen soll. Diese Bücher sollen die heilige Schrift, das Leben der Heiligen und die Reden und Lehren der Väter seyn. Von andern Büchern thut er hier keine Meldung.

Das dritte Mittel, welches die Mönche für eine Gegenwehr gegen die fleischlichen Lüste vergeben, ist die so genannte Mortifikation und Reueung oder Geißelung. Benediktus schreibt dieses nur im allgemeinen vor, ohne die besonderen Mortifikationen zu bestimmen. Er befiehlt das Fleisch zu kreuzigen. Die Lehre von der Mortifikation, hat im neuen Testament ihren Grund, und da ist sie vermuthlich aus der ältern Weltweisheit entlehnt. Die stoische kömmt hierinn der Mönchsphilosophie am nächsten; auch sie verbietet den Genuß sinnlicher Freuden, nur daß letztere noch weiter geht, und von ihren Lehrern so gar fordert, daß sie sinnliche Schmerzen suchen sollen, da jene nur verlangt, sie muthig und standhaft zu ertragen, wenn man ihnen nicht ausweichen könnte *).

Ich

*) Ich weiß gar wohl, daß die Stoiker kein anderes Gut, als die Tugend, kein anderes Uebel, als das Laster anerkannten; allein wenn sie schon
den

Ich mag hier nicht weidläufig untersuchen, wodurch der Gedanke entstanden seye, daß man durch Geißelungen und Zerkleisungen des Körpers seine Seele verddeln könne; so viel ist indessen gewiß, daß (wenn auch nicht schon in den blutigen Dpfen des alten Testaments der Grund läge) denn, doch — so bald einmal als wahr angenommen war, daß Gott für das Vergehen der von ihm geschaffenen eine blutige Versöhnung seines einzigen Sohnes gefodert, nothwendig die Meinung die Oberhand habe erhalten müssen, daß man durch eine freiwillige Nachahmung des Gottmenschen nicht nur seine Sünden abbüßen, sondern auch Gott wohlgefällig werden könne. Ob übrigens durch diese Geißelung und Zerkleisung des Körpers der verlangte Endzweck erreicht werde, ob nicht vielmehr durch dieses Geißeln mehr sinnliche Reize erweckt werden, lasse ich forschenden Aerzten zur Untersuchung über. So viel haben mich verschiedene Mönche versichert, daß sie niemals mehrere Anfechtungen des Fleisches gehabt, als wenn sie sich gezeiselt, welches aber vielleicht nicht so wohl von dem Geißeln, als von dem Entblößen des Körpers herühren kann.

Wenn

den physischen Schmerz mit dem Namen Uebel nicht belegten; so geboten sie doch selben auszuweichen, wenn nicht physische oder moralische Nothwendigkeit forderte, denselben mit Muth und Standhaftigkeit zu ertragen.

Wenn nun schon Benedikt diese Zerfleischung des Körpers nicht ausdrücklich geboten; so scheint sie doch gleich Anfangs zur Einte geworden zu seyn, den Greger im Leben Benedikts erzählt, daß einst dem heil. Benediktus in der Einsamkeit der Teufel in Gestalt eines schwarzen Vogels erschienen, um ihn herum geflattert sey, und böse fleischliche Gedanken in ihm zu erwecken, versucht habe. Benedikt wendete alles vergeblich an, diesen bösen Feind zu verschrecken, endlich entblüete er sich ganz, warf sich nackt in eine Dornhecke, und der böse Feind, und alle fleischliche Gedanken verschwanden. Die Mortifikationen aber bestehen nicht bloß in Geißelung, sondern sie erstrecken sich noch viel weiter. So soll man z. B. mit dem Trinken noch warten, wenn man Durst hat, soll aufhören zu essen, wenn es am besten schmeckt, und dergleichen mehr. Die Mönche begreifen unter der Mortifikation auch die Tödtung des eigenen Willens und das Fasten. Vom erstern habe ich schon bei dem Gehorsam, vom andern besonders gehandelt. Wir müssen hier noch anmerken, daß die Mönche zur Mortifikation und zum Fasten nicht durch Strafen verbunden sind, ausgenommen zu gewissen Fasten und öffentlicher Mortifikation z. B. am stillen Freitage. Auch sind sie im Gewissen nur in so fern dazu verpflichtet, in wie fern ihr Fleisch nicht anders gedemüthiget werden kann.

Das

Das vierte Mittel, das Gelübde der Keuschheit zu halten, endlich ist, die Vermeidung der Gelegenheit. Daher das Stillschweigen der Mönche und die Einsamkeit.

Benedikt befehlt seinen Schülern eine gänzliche Entfernung von den Weltmenschen; sie sollen nur Gott loben, sollen nur ihn betrachten. Da man einmal annahm, daß die ganze Welt verderbt sey; so war nichts nothwendiger für die, welche sich bessern wollten, als das Gebot, sich von allen diesen bösen Leuten zu trennen. Daher entstand also die Klausur, wodurch das Innere des Klosters verstanden wird, aus dem keiner ohne Erlaubniß, und nie ohne Gefellen heraus gehen sollte; daher entstand das Verbot mit Frauenzimmern zu sprechen. Und wenn ja einer oder der andere mit Erlaubniß ausgegangen war, und Weltmenschen gesprochen hatte; so durfte er nach Benedikts Befehle von dem nichts sagen, was er gesehen und gehört hatte. Dadurch glaubte nun Benedikt seine Untergebenen vor äußerlicher Verletzung der Keuschheit gesichert zu haben. Eine gleiche Einsamkeit sollte auch unter den Mönchen selbst beobachtet werden. Sie durften untereinander nichts sprechen, als was nothwendig war, ja von geistlichen Dingen war ihnen nicht einmal zu allen Zeiten zu sprechen erlaubt. Besonders war das Sprechen zu nächstlicher Zeit gar sehr untersagt; und diejenigen welche

welche ertappt würden, sollten hart gestraft werden. Zur Einsamkeit und zum Ertillschweigen sind die Mönche unter Strafe und Sünde verbunden.

Bis hieher sind die Mönchsgeetze in der Hauptsache einander gleich. Alle Mönche sollen durch Gehorsam und Keuschheit nach der Vollkommenheit streben, alle sollen die Mittel anwenden, wodurch sie diese Absichten erreichen können. Sie gehen nur in Nebendingen ab, die einen verordnen strengern Gehorsam, fordern größere Fasten, stärkere Mortifikationen, machen andere Einrichtungen des öffentlichen Gottesdienstes, gebieten ein tieferes Ertillschweigen, und eine engere Einsamkeit. Diese Verschiedenheit macht zwar einen großen Unterschied zwischen den Kapuzinern und Benediktinern den Karthäusern und Augustinern u. s. w. allein sie bleiben dennoch immer einerlei Mönch.

Aber wir kommen nun auf das Gelübde der Armuth, als das dritte Mittel zur Vollkommenheit zu gelangen. Hier ergiebt sich ein wesentlicher Unterschied, zwischen Mönch und Mönch.

Wir haben schon oben erwähnt, wie der Gedanke entstanden, daß man durch Armsen, vollkommen werden könne, wir erinnern hier noch, daß die Mönche bei der Vertheidigung dieses Gelübdes, sich auf die Armuth Jesu und seiner Befehle die Reichthümer dieser Erde zu verachten, berufen.

Man

Man weiß es wie arm Jesus gewesen, und wie heftig er allenthalben gegen die Reichthümer sprach, und wie dringend er verlangte, daß seine Nachfolger alles verlassen, und ihm nachfolgen sollten. Diesen Befehl legten nun einige Ordensväter, wie Basilisus und Benediktus dahin aus, daß die Gemeinheiten zwar, nicht aber der einzelne Mönch, liegende Gründe und Güter besitzen könnten, andere wie Franziskus, daß auch die Gemeinheiten nicht einmal diese besitzen, ja daß sie nicht einmal Geld anrühren sollten. Und so entstand nun der wesentliche Unterschied zwischen den reichen und den Bettel Orden, wohin noch die dritte Klasse zu rechnen, die, welche Güter besitzen, und dennoch betteln, als z. B. die Augustiner, welche aber zu der letztern gezählt werden. Die Armuth, welche Benediktus von seinen Nachfolgern verlangt, besteht darin: der Mönch soll nichts eigenes besitzen, soll nichts, nicht einmal einen Fiederkel als sein eigen betrachten, er soll nur das nothwendigste brauchen, soll mit dem schlechtesten zufrieden seyn, und soll überhaupt nicht murren, wenn ihm etwas vom Prior abgenommen wird, was er bisher zum Gebrauch hatte. Alles was im Kloster ist, gehört dem Ganzen, und der Verwalter davon ist jederzeit der Obere des Klosters.

Sie gelangten zu dem Vermögen, durch die freiwillige Schenkungen, der eintretenden reichen Jünglinge,

linge, theils auch durch die milden Gaben anderer frommer Menschen.

Benediktus hatte ansehnliche Güter, und seine ersten Schüler, waren solche Jünglinge aus angesehenen italienischen Familien z. B. Placidus. Benediktus stiftete zwölf Klöster, und in weniger Zeit vermehrten sich dieselben um einige hundert, theils in Sizilien und dem Neapolitanischen, durch Placidus, theils durch Maurus in Gallien, wovon sich noch die Congregatio *sti Mauri* in Frankreich herschreibt. Theils um das Vermögen zu erhalten, theils um selbst die Mönche vor dem gefährlichsten Feinde der Tugend, vor die Langeweile zu schützen, verordnete Benediktus, daß sie vereint ihre Felder, Aecker und Weinberge u. s. w. bauen sollten. Wir werden weiter unten sehen, wie lange sich diese Befehle erhalten haben.

Die Bettelorden müssen sich bloß durchbetteln, durch die freiwillige Gaben ihrer Mitmenschen ernähren. Hierinne besteht also die Armuth der Mönche, und alle Ordensstifter fordern noch überdies eine Armuth des Geistes. Das heißt: sie wollen, daß die Herzen ihrer Untergebenen nicht an den Gütern dieser Erde hängen, daß sie nicht wünschen, daß sie nichts, als das Nothwendige haben.

Die

Die Nonnen sollen die nemlichen Geseze erfüllen, als die Mönche, daher brauchen wir von ihnen weiter nicht besonders zu handeln. Nur dieses ist hiebei zu erinnern, daß wegen der größeren Gefahr, der die Keuschheit eines Frauenzimmers ausgesetzt ist, die Nonnen weit strenger, als die Mönche eingeschlossen werden.

Alles was ich bisher von und aus der Regel des heiligen Benediktus gesagt habe, ist es etwa was allen Orden gemein, und was zu halten jeder Neuangehende verspricht. Und aus dieser Ursache, weil diese Rege! so allgemein für das ganze Mönchswesen ist, habe ich, Wiederholungen zu vermeiden, diese Hauptsumme aus seinem hinterlassenen Gesetzbuche herausgehoben.

Um nun das, was in jedem Zeitalter den Mönchen eigen war, genau kennen zu lernen, und die Absichten, welche sie hatten, und welche sie izt haben, ganz einzusehen, und das, wodurch sich die verschiedenen Orden unterscheiden, zu wissen, will ich hier eine kurze Geschichte des Mönchswesens hersezen. Ich will den Anfang, die Fortschritte, das Wachsthum, die Bestimmung, die Absichten, kurz alles, was in eine so kurzgefaßte pragmatische Geschichte des Mönchswesens gehört, bemerken. Ich glaube dieses ist, nachdem ich einmal die Hauptpflichten des Mönchs gezeigt, die beste Art, meine Leser mit dem

E

wah-

wahren Geiste und der neuern Verfassung des Mönchswesen ganz bekannt zu machen.

Das Mönchswesen ist im Orient eigentlich geboren, und man findet es unter Konstantin dem Großen und dahin unter dem Kaiser Anastasius, daß mehrere Klöster erbauet worden. Die Bewohner derselben weiheten sich ganz Gott, entsagten sich alle sinnliche Vergnügen, waren blos Laien, ernährten sich durch ihrer Hände Arbeit, und fielen dem Staate nicht im geringsten zur Last. Man könnte sie nicht als ein Uebel des Staates ansehen, wenn sie nicht dadurch, daß sie freiwillig dem ehelichen Leben entsagt, dem Staate eine Menge Bürger und Unterthanen entzogen hätten. Diese stille Lebensart mußte zu einer Zeit — wo fast alle Christen von religiösen Gefühlen durchdrungen waren, wo alle so sehnlichst wünschten, Gott gefällig zu werden, und wo man überzeugt ward, daß diese Lebensart die gottgefälligste sey — eine Menge Befolger erhalten. Der Reiz der Neuheit und das Vorgeben göttlicher Offenbarungen und himmlischer Erscheinungen waren ebenfalls zwei wichtige Ursachen *), daß das Mönchswesen gleich

*) In wie fern die Meinung, daß die Verfolgungen der Christen einige fromme Leute bewogen, sich in Einöden zu verbergen, gegründet sey oder nicht, ist hier der Platz nicht zu untersuchen.

gleich Anfangs solche Fortschritte machte. Anfangs waren diese Mönche zerstreut, und hießen Einsiedler, bis endlich Basilius eine Regel schrieb, und diese Einsiedler in Gesellschaften traten. Sie hießen dann Cönnobiten. Diese Regel *) ist eigentlich die Grundlage jener, welche Benediktus von Nursien im Abendlande nachher gab. Sie ist in Form eines Katechismus. Der Jünger fragt, wie er sich in diesem und jenem Falle zu verhalten habe, und der Lehrer antwortet und benimmt ihm die Zweifel. Da diese Regel viel zu weitläufig ist, und da überhaupt dieselbe im Abendlande nicht befolgt wird, sondern sich nur in Griechenland, Aegypten, Syrien, Phönizien u. s. w. ausgebreitet hat, so übergehe ich sie, und wende mich gerade zu nach Italien. Schon im vierten Jahrhundert gab es in Italien Einsiedler, die aber ohne eine gewisse Vorschrift Gott dienten. Die Regeln des heil. Basilius und der Thabennesioten wurden da nicht bekannt. Das Jahr 480. war es, in welchem ein Mann geboren ward, den man als den eigentlichen Stifter des Mönchswezens ansehen muß — Benediktus von Nursien in Umbria. Die Geschichte seines Lebens, welche uns der Pabst Gregor der

*) Die Regula Thabennesiotorum ist zwar noch älter, allein sie ist sehr kurz, und scheint auch wenig bekannt geworden zu seyn.

Große hinterlassen hat, ist mit so vielen Fabeln und Märchen angefüllt, daß es in der That außerordentlich schwer ist, das wahre von dem falschen zu unterscheiden.

So viel scheint indessen gewiß, daß die Greuel, die Verwüstungen und die Kriege in diesen Zeiten ihn im vierzehnten Jahr seines Alters bewogen haben, in eine Einside zu fliehen. Es scheint aber, daß es ihn daselbst nicht behagt habe, weil wir finden, daß er sich nach Sublacum, einer vortreflichen Stadt in Latium gewendet hat. Hier war es, wo er, durch Mittel die nicht bekannt sind, seiner Heiligkeit wegen, von dem man aber gar keine Proben angeführt hat, einen großen Ruf und einen starken Zulauf bekam. Diesen zu vermeiden gieng er, da ihm nichts lieber als die Einsamkeit war, auf den Berg und das alte Schloß Cassinum, wohin ihn eine Menge Einsiedler und auch andre Menschen verfolgten, und er endlich gezwungen war, ein Kloster zu erbauen. Er versammelte da alle herumschweifende Mönche, und schrieb im Jahr 530. (nach den vorhandenen Berichten) eine Regel, wo er jene des Basiliius zum Grunde legte. Unsere Leser wissen schon den Hauptinhalt derselben, und ich will nur noch von der Lebensart dieser ersten Mönche einiges erwähnen. Sie waren fromme einsältige Leute, die aus Andacht, aus Frömmigkeit, aus Liebe zu Gott sich versammelten; diejenigen

nigen, welche Vermögen hatten, brachten es dem Kloster zu, der Ruf der Heiligkeit der Mönche verbreitete sich, und sie erhielten allenthalben her Geschenke, davon und von ihrer Hände Arbeit lebten sie. Von dieser besonders findet man einen Befehl des heil. Benediktus, welcher beweist, daß sie zum Theil mit davon gelebt. Er befiehlt nemlich die Arbeiten zu verkaufen, aber allezeit etwas geringer, als die Weltmenschen. Aber gleich Anfangs eräugnete sich für Benedikt ein Zufall, den man mit Recht als den glücklichsten ansehen kann, der sich in der Geburt des Mönchswesens eräugnen konnte. Tertullus, ein römischer Pattrizier schenkte seinen kleinen Sohn Plazidus dem heil. Benediktus und mit ihm seine unermesslichen Reichthümer. Den Grund dieser Schenkung habe ich nicht auffinden können, allein es ist bekannt, wie freigebig und verschwenderisch der Aberglaube die Menschen jederzeit mache. Durch diese Schenkung, wovon die Einkünfte sich jährlich auf 40000 Goldgulden belaufen haben sollen *), mußte nothwendig das Mönchswesen ein ganz anderes Ansehen gewinnen. Waren Anfangs diese Einsiedler nur bloße arme einsältige Handwerker und Al-

E 3 leute;

*) Volaterranus c. 21. und er behauptet sogar, daß diese Summe nur die Einkünfte des Kasinischen Klosters gewesen.

leute, so wurden nun durch solche Ehenkungen aufgemuntert aus ihnen einige zu Priestern geweiht, sie hörten auf ihre Felder selbst zu bauen, sie lebten schon nicht mehr so sparsam, und Benediktus erbaute nach und nach zwölf Klöster in Italien. Nicht zufrieden sein Reich — denn wahrhaftig ein Reich war es — in Italien ausgebreitet zu haben, sendete er kurz vor seinem Tode Marum, einen seiner ersten Mönche nach Gallien, wo er den Orden ausbreitete, und gar bald eine Menge Klöster erbaute. Benediktus sendete seinen Schüler Majitus mit einigen Mönchen nach Sizilien. Nach diesen beiden Sendungen starb Benedikt 542. ein Mann, der zwar wenig Kopf gehabt zu haben scheint, in dessen Herzen aber keine Falschheit wohnte, und der gewiß nicht daran dachte, daß er der Stifter einer so wichtig gewordenen Klasse von Menschen werden könnte. Leobardus ebenfalls ein Schüler Benedikts, verbreitete den Orden in Elfaz, und erbaute vier Meilen von Straßburg im Jahr 583. das erste Kloster. Denatus verbreitete den Orden in Spanien um das Jahr 590. Augustinus (nicht das Kirchenlicht, sondern der nachmalige Erzbischof von Canterbury) war der Ausbreiter des Ordens in Engelland um das Jahr 596. unter den Deutschen ward erst hauptsächlich durch Bonifazium der Orden von Engelland aus, ausgebrei-

gebreitet. Ich habe mit Vorbedachte diese Ausbreitung des Ordens hier angezeigt, um dadurch den Lesern anschauend zu machen, wie schnell das Mönchswesen um sich gegriffen, und wie tief es Wurzeln gefaßt. In einer Zeit von zweihundert Jahren zählte der Orden über dreihundert Klöster. Wenn man schon nicht die Anzahl der Mönche bestimmen kann; so darf man doch schon daraus, daß in keinem Kloster unter 40. und in manchen über 200 Mönche waren, absehen, wie geschwind sich diese Gesellschaft ausbreitet. Indessen erhielt sich der Orden in seiner ersten Verfassung, bis endlich Gregor, vorher selbst ein Benediktiner zum ersten Pabst aus dem Mönchgeschlechte erwählt ward. Dieses war für das gesammte Mönchswesen ein außerordentlich glücklicher Umstand. Bisher waren die Äbte oder Vorgesichter der Klöster den Bischöffen und Fürsten unterworfen, bisher waren nur wenige unter ihnen Priester, bisher bekümmerten sie sich wenig um Würden, um Aemter, um Pfründen u. s. w. sie waren einfältige und meistens fromme Leute; allein da dieser Mönch zum römischen Bischoffe und zum Oberhirten der ganzen Kirche erkohren ward, so veränderte sich alles. Sie erhielten von ihm große Freiheiten. So ward auf sein Veranlassen im Lateranensischen Concilium angeordnet, daß kein Bischoff sich mehr um die Güter und Einkünfte der Klöster und um ihre innere Verfassung bekümmern solle. Auf sein Veranlassen wurden so-

gar im Letztanischen Einoos jene Bischöffe, welche die obige Verordnung übertreten, excommunicirt: und Gratianus Can. non Semel. §. pro talibus sagt sogar, daß die Klöster von der Bischöflichen Gewalt ganz frey seyn sollten, so bald die Bischöffe sich unterfuchen würden, von ihren Gütern etwas zu einem andern Gebrauche zu verwenden. In diesen Zeitpunkt fällt auch die Befreyung der Klöster von der Gewalt der Fürsten und von den bürgerlichen Abgaben, wie auch Vermehrung ihrer Einkünfte durch den Zehnten, welcher in vielen Staaten eingeführt ward. Durch Gregors Beispiel aufgemuntert, durch die Würden, Ehren und Aemter angelockt, wurden nun fast alle unter ihnen Priester, der Laienstand ganz aufgehoben, und sie fiengen also an nicht nur mächtig sondern auch angesehen zu werden.

Man muß hier gesehen, daß man den Mönchen, besonders wegen ihres fleißigen Abschreibens aller Bücher, und wegen der Aufzeichnung vorzüglicher Thaten und der Geschichte, großen Dank schuldig ist. Auch ist es an ihnen nicht genug zu rühmen, daß sie sich zur Erziehung der Kinder hergaben. Ihre Klöster waren öffentliche Schulen; und daß durch sie in den nördlichen und andern Gegenden die christliche Religion ausgebreitet worden, das wird ihnen von jedem Christen gern als Verdienst angerechnet werden. Diesen Zeitraum kan man als die erste Epoche des Mönchs-

Mönchswesens ansehen, und man könnte demselben den Zeitraum der Gründung des Mönchswesens nennen. In der nachfolgenden Zeit schwangen sich die Abte immer mehr und mehr empor. Aber was dabel ganz natürlich war, sie wichen von ihren ersten ursprünglichen Gesetzen ab, sie vergaßen ihre erste Bestimmung, sie wurden aus Leuten, welche bloß Gott loben sollten, die üppigsten Weltmenschen. Die Klagen, welche von vielen Konzilien, und andern eifernden Mönchen über die Ausartung der Mönche in den damaligen Zeiten geführt worden, beweisen dieses augenscheinlich. Unter denen war nur immer noch ein Orden — der Orden der Benediktiner die alle insgesamt in einer gewissen Verbindung standen.

Diese Ausartung, diese Verschlimmerung der Sitten bewirkten dann, daß diejenigen unter ihnen, welche die allgemeine Verderbniß der Mönche beweinten, manche aus wahrer Frömmigkeit, andere aber aus Ehrgeiz und Heuchelei hervortraten, und mit ihren Klöstern Reformazionen vornahmen. Diesen traten andere Klöster und Abte bei, und so entstanden neue Orden. Sie legten die Regel des heil. Benediktus zum Grunde, und setzten nur durch Statuten den Aberglauben ihrer Zeit hinzu, und um sich von den alten Benediktinern zu unterscheiden, so wählten sie neue Kleidungen. Der erste Reformator war

der Abbt Odo von Cluniac, 912. ihm folgte Remigius (1017) der Stifter des Camaldulenser Ordens. Dann Joannes Gualbertus (1040) Stifter des so genannten Ordens Vallis umbrosae. Dann Silvester Stifter des Silvesteriner Ordens (1065) die Grandimontenser (1076) verehren Stephanum als ihren Stifter, und die Lartbäuser (1080) den heil. Bruno. Hierauf folgen die Brüder des heil. Antenus von Vinia, von denen man zuerst weiß, daß sie sich (1095) zur Regel des heil. Augustins bekennen, oder zu denjenigen Verschriften welche dieser Bischoff seinem Klerus gegeben, und die man nachher gesammelt hat. Hierauf folgen die Bernardiner (1098) der erste Orden, welcher bald nach seiner Entstehung ganz von der Bischöflichen und Fürstlichen Gewalt befreiet worden, daher sie sich auch izt schreiben. Ord. exempti. St. Bernardi. Sie nennen sich auch Zisterzienser. Hierauf ward der Ordo humiliatorum gestiftet (1117) Die Prämonstratenser oder nach ihrem Stifter (1119) Norbertus Norbertiner bekennen sich wieder zur Regel des heil. Augustins. Im Jahr (1148) entstanden die Gilbertiner von Gilbertus, welcher aus Augustins und Benedikts Regel eigne Statuten zusammen schmolz. Norbertus dachte schon (1137) einen neuen Orden aus, der sich nach seinem Namen

Roberts

Rebertiner nennt, aber erst später gestiftet worden. Im Jahr (1200) entstand wieder eine neue Klasse Mönche, sie nannten sich (Cruciferi) Kreuzträger. Im Jahr (1201) schon wieder ein neuer Ordo S. Spiritus Hospitalariorum, und gleich darauf der Orden der Hospitaller, der mir aber gar nicht bekannt geworden ist. Nun entstanden eine Menge Ritterorden, von denen ich nichts sage, da sie eigentlich keine Mönche sind, wiewohl einige davon sich zur Regel des heil. Benedikts kennen. Es würde ganz überflüssig seyn, von den Regeln aller dieser Orden etwas zu erwähnen; sie haben die nemlichen Hauptpflichten, welche Benedikt seinen Nachfolgern aufgelegt hat, und sie gehen nur in Kleinigkeiten, in verschiedener Einrichtung des Gebets in veränderten Mortifikationen, in Andachten und vorzüglich in der Veränderung der Kleidungen von einander ab. Allein das ganze Mönchswesen war vor der ursprünglichen Bestimmung abgewichen. Sie waren jetzt nicht mehr, was ihre Namen sagten *monachi* sondern sie standen in öffentlichen Aemtern, sie hatten den Beichtstuhl, die Kanzeln, die Lehrstühle in allen Gegenden; sie waren nicht mehr arme, dürftige, sondern sie besaßen oft größere Reichthümer als Fürsten. Ich erwähne dieses nur hier als Thatfachen, die philosophischen Betrachtungen darüber gehören in den zweiten Abschnitt. In diesen Zeiten war

es auch, wo das Gelübde des blinden Gehorsams, welches Anfangs wenig zu bedeuten schien, von Wichtigkeit und Fürsten zum Nachtheile ward. Der römische Bischoff nämlich gewann immer mehr und mehr Ansehen, und man weiß, daß er endlich gar der Herr und der Tyrann aller Fürsten war, wovon Gregor der siebente nicht das einzige Beispiel ist. Die Aebte der Klöster traten unter einander in Verbindungen, so entstanden Kongregationen, diese hatten ihre Präsidenten, alle Präsidenten zusammen standen unter einem Pretector oder General, und dieser unmittelbar unter dem Pabste. Man kann leicht einsehen, daß auf diese Art der Pabst der unumschränkte Herr aller Mönche war. Er durfte nur dem Pretector oder Generale des Ordens seine Wünsche entdecken, so war dieser gezwungen sie zu befriedigen. Und da die Kongregationspräsidenten dem Generale, diesen die Aebte und denen jeder einzelne Mönch blinden Gehorsam schuldig war; so befahl der Pabst allen Mönchen, und konnte sie zu ihren beliebigen Absichten gebrauchen, da besonders der Mönch nicht einmal den Grund oder die Güte des Befehls untersuchen durfte. Die Päbste, um sich des Gehorsams dieser Leute zu versichern, bereicherten sie mit ansehnlichen Privilegien. Der Pabst half den Mönchen, die Mönche dem Pabste. Indessen muß man gestehen, wie auch weiter unten besser gezeigt

wer-

werden soll, daß die Klasse der Mönche dem Papste bei weitem nicht so unterthänig war, als die Bettelorden. In diesem Zeitraume entstanden auch die drei klösterlichen Gelübde, wovon zu befreien, der Papst allein sich vorbehielt. In diesem Zeitraum stand es schon den Mönchen nicht mehr frei, ihr Kloster weiter zu verlassen, auch findet man in einigen Statuten und besonders in jenen der Rathhäuser des Generals Niffers alten Statuten den Befehl, denen aus dem Kloster flüchtig gewordenen, nachzujagen, damit sie die Geheimnisse des Ordens nicht verrathen können. Diesen Zeitraum kann man den Zeitraum der Ausbreitung des Mönchswesens nennen, wenn man darunter nämlich die Stiftung mehrerer Klöster, und den Erwerb unermesslicher Reichthümer versteht. Hospinianus hat von den gestifteten Klöstern ein Verzeichniß gemacht. Vom Jahre 900. bis 1150. sind ohngefähr 450. Klöster von diesen Orden gestiftet worden, und ich weiß noch einige, die ich in seinem Verzeichnisse nicht gefunden habe. So häufig aber auch diese Klöster in der damals bekannten Welt waren, so waren diese doch dem römischen Hofe und dem Aberglauben einiger Fürsten und Bischöfe noch nicht genug. Eine bisher noch unbekannte Klasse von Mönchen entstand, und bald ward von ihnen der ganze Erdboden überschwemmet. Man begreift sie unter dem Namen der Bettelorden. Der

Einf.

Stifter dieser so berühmten gewordenen Klasse von Mönchen ist der Sohn des reichen Peter Bernardon, der uns unter dem Namen Franz von Assisi oder auch unter dem des seraphischen Vaters bekannt ist. Er war der erste, dem es Dummheit und Trägheit eingaben, die Worte Jesu von der Verlassung der Güter buchstäblich zu verstehen, und sich mit Betteln zu beschäftigen. Die Nachfolgenden Stifter als Dominikus u. d. g. waren bloße Nachahmer dieses einfältigen Menschen, nur daß sie ihre Orden nach ihrem eignen Charakter formten. In diese Zeiten setzt man also ihren Ursprung; aber ihre gesetzmäßige Formung erst unter Pabst Gregor dem zehnten 1273. nach dem Conc. Lugd. an. Es waren nämlich auf einmal so viel neue Orden entstanden, daß theils die vorhandenen reicheren Mönchsorden den Pabst baten, sie zu vermindern, theils der Pabst selbst befürchtete, die Fürsten möchten eine große Menge Bettler und Landstreicher nicht dulden, und auf die gänzliche Aufhebung aller der Orden, deren Glieder sich nicht durch eigenes Vermögen ernähren könnten, dringen. Da nun aber dem Pabst daran gelegen seyn mußte, zur Erhaltung seiner Macht neue Mönche zu haben, indem die ältern reichen Mönchsorden nicht mehr seine so ganz ergebene Diener waren; so ward in dem obengenannten Concilium festgesetzt, daß alle Bettelorden in vier Klassen getheilt werden sollten. Dominicauer
 oder

oder Prediger; Augustiner, Franziskaner, wohin Minoriten und Cappuziner gehören, und dann Carmoliter *) Diese Mönche hatten Anfangs gar kein eigenes Vermögen; sondern sie lebten von den Almosen frommer Leute. Diese desto eher und desto häufiger zu erhalten, konnten sie auf die niederträchtigsten Mittel. Hier ist der Ursprung der Brüderschaften, der Amulette, der Rosenkränze, der Seelenmessen, der geweihten Brödchen, der Stricke und dergleichen lächerlichen Dinge mehr.

Kaum waren diese Orden entstanden, die eben so wie jene Gehorsam, Keuschheit und Armuth angelobten, als sie fast alle die Lehrstühle, Kanzeln, Weichstühle und Schulen an sich rissen. Die alten Orden, welche theils durch Stiftungen, theils durch Geschenke reich geworden waren, sahen es gern, daß Leute aufstanden, welche sich der Mühe überhoben, etwas zu thun. Sie blieben also in ihren Kläusen, ließen willig dem Bettelmönch die Kanzeln, die Weichstühle, die Lehrstühle betreten, und die Schulen versehen, und verschlummerten jetzt in bloßen Singen und Veten,
und

*) Es ist meines Erachtens ganz überflüssig, die große Menge von Bettelmönchen Nünzen hier zu erzählen, wer aber Lust hat, zu sehen, wie sie nach und nach entstanden, der nehme: Hospinianum de origine et progressu monachatus in die Hand.

und essen und trinken und schlafen ihre Tage. Von dieser allgemeinen Zurücksinkung der alten reicheren Orden sind nur wenige Klöster ausgenommen. So bald diese Bettelmönche nun so wichtig im Staate geworden waren; so kann man sich gar nicht vorstellen, wie sehr sich die Anzahl dieser Leute vermehrte. *) Dann fielen sie wie Heuschrecken in die deutschen und fast alle europäischen Staaten, und verzehrten alles, was sie versanden. Sie erwarben sich Reichthümer, kauften und erbten liegende Gründe, und obsehn in vielen Klöstern eine beträchtliche Anzahl Mönche davon hätten leben können; so konnten sie es doch nicht über das Herz bringen, das Bettelgehen abzuschaffen

*) Nach einer richtigen Zählung, ist befunden worden, daß in Europa in einer Zeit von etwa dreihundert Jahren 14993 Klöster für Bettelmönche sind erbauet worden. Nur nach einer mäßigen Angabe von 20. (welches wahrscheinlich gering ist) in jedem Kloster; waren also vor der Reformation 299860. Bettelmönche in Europa. Wenn man auch rechnen wolte, daß 29860. durch Luthern dem Mönchthum entrissen worden; so blieben doch noch immer 20000. Bettelmönche in Europa; welche Summe aber zu klein ist. Die Anzahl der reichen Mönche betrug 790650. vor der Reformation. Sie haben durch die Reformation mehr gelitten als die Bettelmönche. Indessen kann man mit Gewisheit sagen, daß eine halbe Million Mönche überhaupt noch in Europa vorhanden sind.

fen, welches offenbar von einer unersättlichen Geldbegierde zeugt. Hier entstanden aber nun wieder drei Klassen von Bettelmönchen; die einen, welche auf ihre alte Keuschheit haltend, blos von Betteln leben, und deren Unsinn so weit geht, daß sie nicht einmal Geld anrühren, als Kapuziner, Franziskaner, und alle diese unbeschuhete und bestrifte Herren; dann die andern, welche zwar liegende Gründe besitzen, aber doch dabei Betteln, als Minoriten, Dominikaner u. s. w. und endlich die, welche auch liegende Gründe haben und Betteln, die denn aber doch noch einiges Gefühl von Schande haben, und wenigstens das Land nicht plündern, auch gerne wünschen, daß sie von dieser Regelpflicht befreit werden möchten. Diese letzten sind die Augustiner, von denen die meisten wünschen (und einige haben es auch erhalten) daß sie in den Orden der regulirten Chorherren des heil. Augustinus aufgenommen würden, welches aber verschiedenen von römischen Hofe, aus mir unbekannten und unergründlichen Ursachen verweigert worden. Diese Klasse von Mönchen (die Bettelmönche überhaupt, meine ich) waren nun dem römischen Stuhle schon weit mehr unterworfen, als die reichern, welches offenbar daher rührt, weil diese Orden entstanden, da das hierarchische System in der Kirche schon völlig ausgebildet war. Jedes Kloster steht unter einem nur einige Jahre bleibenden Obern der (so weit gieng der Kleinigkeitsgeist der Mönche) bald Prior, bald

D

Super.

Superior; bald Vitarus, bald Guarbian heißt; diese Obern zusammen, stehen unter einem ebenfalls nur einige Jahr bleibenden Provinzial, der die unter seiner Direktion stehenden Klöster bereisen muß. Alle Provinzialen in der Welt zusammen stehen unter einem General, der in Rom residirt.

Die Verfassung der reichern Orden, welche fast eben so hierarchisch ist, hat sich erst in diesen Zeiten gebildet, doch muß man gestehen, daß sie wenigstens nicht so blinden Gehorsam ihren Kongregationspräsidenten schuldig sind, und daß sie das Gelübde der Stabilität *) größtentheils hindert, dem Pabste so nützlich und so thätig werden zu können, als es damals die Bettelmönche waren, und noch sind. Diese sind es, welche über ganz Europa damals eine allgemeine Finsterniß verbreiteten; sie sind es, welche

den

*) Diesen Unterschied muß ich hier noch bemerken, die reichern Orden geloben in diesem Kloster zu sterben, das heißt: *voram stabilitatis*) doch kann aus wichtigen Gründen eine Versetzung und Vertauschung veraenommen werden. Die Bettelorden hingegen werden oft, auch ohne alle Gründe in andre Klöster und auch außerhalb der Provinz, versetzt. Diese Freiheit macht manche süßern, Verbrechen zu begehen. Was haben sie zu befürchten, sie werden in andre Provinzen, in einen andern Staat versetzt, finden da ihr bequemes Nest, und entgehen wenigstens der Bestrafung des Staats.

den Pabst als untrüglichen Statthalter Christi auf Erden, dem leicht zu verführenden Volke verkauften, sie sind es, welche auf ihren Lehrstühlen die angemessenen Rechte des Pabstes über die Fürsten vertheidigten, und wozu die Staatenbeherrscher schwiegen, sie sind es, welche die scholastische Theologie — dieses Gewebe von Epizündigkeit — erfannen und fortpflanzten — sie sind es, welche die wahre Christus-Religion, die ohnehin schon von ihrer ersten Reinheit viel verlohren hatte, ganz verderbten und verfinsterten. Sie sind es, welche wohl wissend, daß der geringste Grad von Aufklärung ihnen schaden würde, muthig aller Aufklärung entgegen arbeiteten, und daß zu diesem Zwecke schreckliche Inquisitionsgerichte, vor dem die Menschheit zurückbebt, einführten, sie sind es, welche alle wahre und wesentliche Wissenschaften in ihrer Geburt erstickten; sie sind es, welche die unzähligen Bruderschaften und Schwesternschaften, bald vom Gürtel Marien, bald von Herzen Jesu, bald von Wunden des heil. Franziskus, bald von noch lächerlichen Dingen verrichteten; sie sind es, welche die Tittenlehre Jesu vergifteten, und statt wesentliche Pflichten ausüben zu lehren, nur Lächerlichkeiten und Kleinigkeiten predigten; sie sind es endlich, welche den Unsin in aufs höchste trieben, und nicht zufrieden damit, die Menschen in einen hohen Grad von Unwissenheit gebracht zu haben, vielmehr um diesen Unsin, die Unsterblichkeit zu verschaffen, Gott zum Urheber schufen,

schufen, Glaubensartikel daraus machten, und das auf Rechnung der Kirche schrieben, woran diese gute Mutter wohl niemals gedacht hatte. Ich berufe mich zum Beweise alles dessen, was ich gesagt habe, auf die Geschichtsbücher ihrer Orden, auf ihre theologischen und moralischen Lehrbücher, auf ihre Gebetbücher, auf ihre Beichtvorschriften u. s. w. Ich berufe mich auf des gelehrten Archibald Towers Geschichte der Päpste, dem selbst Protestanten, selbst der gelehrte Nambach den Vorwurf machen, daß er die römischen Bischöffe zu gelinde behandelt; ich berufe mich auf Fleury, auf die pragmatische Geschichte des Mönchswesen, ja selbst auf den Pater Daniel und Maimbourg, die doch gewiß von allen Mönchen als gute Schriftsteller angenommen werden, und will nicht einmal des gelehrten Hospinians erwähnen, damit ich mir nicht den Verdacht zuziehe, als ob ich bloß aus partheiischen Schriftstellern geschöpft habe.

Wenn man die Geschichte mit philosophischen Augen und mit einem von Vorurtheilen freien Verstande prüfend durchwandert; so geräth man auf den Gedanken, daß der Unsinn und die Unwissenheit, wenn sie einmal gewurzelt haben, nothwendig den höchsten Grad erreichen müssen, wenn der Mensch die schwere Bürde derselben fühlen, das unerträgliche, das unbehagliche seines Zustands ganz empfinden, und dann eine Veränderung desselben wünschen soll. Man findet,

findet in der Geschichte der damaligen Zeiten diese Bemerkungen aufs neue gegründet. Schon vor Luthern fühlten und sagten und rufen verschiedene erleuchtete Männer, daß die Religion ausgeartet, daß die ganze Welt in Aberglauben versunken sey, daß die Menschen einen Menschen als ihren Gott verehrten, und ihm eine unbegranzte Macht zugestehen; ihr fühlen, ihr sagen, ihr rufen half nichts. Fuß ward verbrannt, und andre hörte man nicht. Aber nun hatte der Aberglaube den höchsten erreichbaren Grad erreicht; das Volk seufzete unter seiner Schwere — und die Ablasskrämerei, und die Mißgunst oder der Reid machten, daß Luther erwachte, und dem heiligen Stuhle den Krieg ankündigte. Sein Werk gedieh, er entriß dem heiligen Hofe mächtige Provinzen, und große Einkünfte, schwächte das Ansehen desselben, öffnete Fürsten die Augen, und floßte ihnen den dazu erforderlichen Muth ein, ihre Rechte wieder hervor zu suchen, und einen Hof zu demüthigen, der so ganz vergessen hatte, was er Anfangs gewesen, und was er seiner Bestimmung nach eigentlich seyn sollte. Luther zeigte ihm, daß, wenn er, wie er sich nannte, ein Nachfolger Jesu und des heiligen Peters seyn wollte, auch ganz das seyn sollte, was sie waren. Sie waren den Fürsten des Staats unterthan, und hoben ihr Haupt nicht über sie. Das Volk nahm willig und vergnügt Luthers Lehre an, nur in einigen Landen

setzte der Pabst Luthers Lehren sein Heer mit Nachdruck entgegen; in andern ward ihm selbst dies Heer untreu. Mönche und Nonnen warfen ihre Kutten und Stricke und Rosenkränze und Annuletten und Ekapulliere hinweg; ließen sich die abgeschornen Haare wieder wachsen, traten in den Stand der Ehe, und bevölkerten den Staat. Was mußte wohl dem römischen Hofe in diesen bedrängten Zeiten, da sein Ansehen täglich herabsank, da ihm immer eine ergiebige Provinz nach der andern entrisen ward, was mußte ihm willkommen seyn, als daß ein Mann aufstand, der einen Orden stiften wollte, dessen vorzügliche Bestimmung, dessen Hauptendzweck war, dem Ansehen der Päbste wieder aufzuhelfen, und ihnen neue Unterthanen zu erkriegen.

Meine Leser, werden schon vorher sehen, daß ich hier keinen andern Mann meine, als Ignazium von Loyola, keinen andern Orden, als den Orden der Jesuiten. Ja, Ignazius war es, der aus Verzweiflung, der aus Kleinmüthigkeit, aus Feigheit, nachdem er die Wollüste dieser Erde ohne Klugheit in dem vollsten Maße genossen, die Eitelkeit der Welt einsehen, seine Jugendünden bereuen wollte, und aus einem Soldaten des Staats, ein Soldat des Bischoffs von Rom ward; er war es, der gegen das Jahr 1540. einen Orden, das seltsamste Mittelkind zwischen Mönch und Laien, und Weltpriester, errichtete.

te. Da dieser Orden Anfangs nirgendwo Eingang finden wolte, da der römische Hof nicht gleich die großen Vortheile überdachte, welche ihm aus diesen Orden erwachsen würden; so ließ Ignaz eine Feder springen, durch welche er seinem Orden Eingang, Schutz, Privilegien, vorzügliche Rechte und ewige Dauer verschaffen zu können, glaubte. Er verbürgte sich, und setzte zu den gewöhnlichen Klostergeübden noch dieses wieder hinzu: Daß alle Glieder dieses Ordens dem Pabste den blindesten Gehorsam zu leisten, die vermeinten Rechte des Pabstes zu vertheidigen, und in die ganze Welt als Missionarien auszugehen verbunden seyn sollten. Dieser Griff des verschlagenen Ignazius wirkte so gut, daß nun dieser Orden eben so sehr als vormals die Bettelmönche um sich griff. Ich habe vorhin erinnert, daß diese Leute das seltsamste Mittel Ding zwischen Mönch und Egipten und Weltpriester waren. Dieses nöthigt mich, von ihrer Verfassung einiges zu sagen. Sie hatten die nämlichen drei Gelübde, wie alle andere Mönche, allein sie setzten noch jenes des blinden Gehorsams gegen den Pabst hinzu. Sie waren zum Brevier beten verbunden, aber nirgendwo hatten sie einen öffentlichen Chor. Ihre Hauptbestimmung war, die Lehre des Pabstes zu predigen, die Rejer zu bekehren, den Reichthum zu besorgen, und die Kinder zu erziehen. Brevier Beten hingegen, Stillschweigen, Klosterliche Übungen waren von seher nur Nebenwerk dieses Or-

dens. Studiren war in andern Orden nur ein Nebending, hier war es Hauptzweck, nothwendig, um jene Zwecke zu erreichen. Ein solcher Orden war Anfangs bei Päbsten, Fürsten und Herren, Großen und Kleinen beliebt. Er war den Zeiten angemessen, in welchen er entstand. Statt daß die andre Mönche (selbst die reichen) in sonderbaren, theils syrischen, theils arabischen, theils aegyptischen, theils griechischen Kleidungen einen gewissen Vorzug suchten; statt, daß Bettelerorden durch wahre Schweinereyen *) durch

*) Ich überlasse es dem Publicum zur Entscheidung, ob dieser Ausdruck gerecht sey, und setze deshalb einige Thatfachen hieher. Als Franz von Assisi dem Pabste Innoenz III. seine Regel zur Bestätigung übergab, so warf er ihm dieselbe nachdem er sie flüchtig durchlesen, vor die Füße, und sagte dabei, das ist eine Regel für Schweine, nicht für Menschen. Franz gieng hinweg, wälzte sich zum Alerger des Volkes im Koth herum, wie ein wahres Schwein, erschien nun in dieser Schweinischen Gestalt wieder vor dem Pabste, und bat ihn, da er ein Schwein nunmehr geworden, und er die Regel für Schweine gemacht glaube; so werde er nun doch keinen Anstand nehmen, seine Regel zu bestätigen.

Innoenz bestätigte sie sogleich mündlich, denn er dachte, solche Leute, die sich so gar zum Schweine machen, sind doch wohl zu allen zu gebrauchen!!!

Franz

durch Unsinn und durch Grobheiten sich empor zu streben bemüheten; so beflissen sich die Glieder dieses neuen Ordens, in allen ihren Betragen eine gewisse

D 5 Fein

Franz ward — denn das heilige Schwein stand gar bald in Ansehen — von einem Cardinal zur Tafel eingeladen. Franz erschien, ob schon er es ganz gut hätte ausschlagen können; aber er wollte vermuthlich mit seiner Armuth prangen. Als die niedlichen Speisen des Cardinals aufgetragen wurden, so behauptete der heilige Franz, solche Speisen seyen für ein solches Vieh — unsre Leser wissen wohl, daß Franz sich am liebsten mit Thieren verglich, sich auch immer Bruder Esel nannte — als er seye, viel zu gut, holte seinen Bettelsak und fraß die eingesammelten stinkenden Broten zum Ekel aller Gäste. Franzens Nachfolger — die Observanten — bekannter unter dem Namen Franziskaner und Kapuziner, geben sich alle er sinnliche Mühe noch in unsern Zeiten zum Aerger und Ekel der Vernünftigen umher zu gehen. Sie verändern ihre Kleidungen so selten, daß man sie auf zehn Schritte weit riecht, und wenn man sich ihnen fünf Schritte nähert, ganz von Ungeziefer voll wird. Ihre Unverschämtheit geht so weit, daß sie in öffentlicher Gesellschaft das sie belagernde Ungeziefer herab nehmen, und entweder in die Stube oder mit den Worten — marsch ins Winterquartier — in die Kapuze werfen. Das ist heilige Demuth!!! Solchen Leuten ist der Beichtstuhl, ist die Kanzel, sind hie und da Schulen anvertraut!!! O Vernunft wie weit laust du dich verirren!!! Menschengeschlecht, wie tief laust du sinken!!!

Einheit und Artigkeit hervor leuchten zu lassen. Sie kleideten sich sitzsam, wie sich damals die Weltpriester kleideten, sie giengen reinlich, waren höflich und schmeichelten sich dadurch bei Großen und Niedern ein. Dieses erwarb ihnen gleich Anfangs viele Gönner und Schüler, deren einige die gelehrtesten Männer der damaligen Zeit waren. Sie fanden in allen Staaten Eingang. Man entriß den andern Mönchen die Schulen, und gab sie den Jesuiten. Die vornehmsten Beichtstühle und Kanzeln wurden den Jesuiten besetzt. Verschiedene Klöster wurden mit allen Einkünften den Jesuiten geschenkt. Und so breitete sich in kurzer Zeit dieser politische Orden so sehr aus, daß sie gar frühzeitig schon in und ausserhalb Europa 200 Kollegien hatten. Die vorzüglichste Absicht des Ordens war die Aufrechthaltung des Ansehens der Päbste, und wer in die Geschichte des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eindringt, der wird finden und gestehen, daß die Jesuiten zwar niemals dem Pabste ganz das Ansehen haben verschaffen können, welches er im zehnten, elften und in den selgenden Jahrhunderten von Huf und Luther hatte, daß sie ihn aber doch in demjenigen Ansehen erhalten haben, in welchem er nach Luthers Reformation ohngefähr gegen das Ende des sechzehnten und im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts stand und stehen konnte. Sie waren es, welche die Herzen aller

Nazio.

Magionen in Händen hatten, sie erzogen die Fürsten, sie erzogen den Studirenden-Bürgererben und floßten jenen schon in der Kindheit die Grundsätze ihres Ordens, und die Liebe zur Kirche und Pabste ein, und machten, daß sie andern sich willig an dem alten Gängelbände leiten ließen. Sie waren es, welche die Gewissen der Fürsten und Fürstinnen, die Gewissen einer beträchtlichen Anzahl von Katholiken beherrschten.

Sie waren es, welche sich bestreben, die alleinigen Besitzer aller Gelehrsamkeit zu seyn, und übrigen außerhalb ihres Kreises die größte Unwissenheit zu verbreiten, um nur alle zu zwingen, in vorkommenden Fällen zu ihnen ihre Zuflucht zu nehmen. Aus diesem Grunde war es Magione ihrer Provinziale und Rektoren, nur diejenigen anzunehmen, welche entweder in einem großen Grade dumm, oder reich, oder klug waren. Die erlernen mußten sie haben, um, wenn etwas gewagtes, wozu sich der Kluge und Verständige nicht brauchen läßt, ausgeführt werden sollte, sich derselben bedienen zu können. Sollten zum Beispiel gottlose, den Staatsgesetzen entgegen gesetzte Schriften verbreitet werden, und wollten sie versuchen, ob sie dieselben durchsetzen könnten, so entwarf der Klügere die Schrift, und der dumme einfältige Jesuit gab seinen Namen her. Machte die Schrift nun Aufsehen, ward sie verboten, und

und der Verfasser zur Bestrafung vorgelodert, so gaben sie mit Vergnügen den dummen Jesuiten hin; an ihm war nichts verloren; und der dumme ward freudig zum Märtyrer der ihm als gut vorgeschwazten Sache. Die Reichen nahmen sie in den Orden, um sich zu bereichern, und der Klägern bedienten sie sich, wenn Fürsten, wenn reiche Wittwen zu hintergehen waren, oder wenn von dem Orden wichtige und nützliche Dinge unternommen werden sollten. Diese letztern waren eigentlich die wahren Jesuiten, welche um die Geheimnisse der ganzen Gesellschaft wußten. Die andern waren davon ausgeschlossen, und sie wurden mehr wie gemeine Mönche, als wie Jesuiten behandelt, oder um mich noch deutlicher zu erklären, sie waren die Schaar, welche so durch die heilige Einfalt und Andacht geleitet ward. Daher war es wohl den wahren Jesuiten — die sich zu sehr auf ihre Macht verließen — unbegreiflich und wunderbar, daß sie aufgehoben wurden, konnten nicht einsehen, daß ein römischer Oberhirt so sehr seinen eignen Vortheile außer Acht lassen könne, aber sie schrien nicht darüber, fühlten wie sehr sie dieses verdient hatten; hingegen lärmten die gemeinen Mönche gar gewaltig darüber, sie sahen gar keine Gründe, warum sie aufgehoben werden könnten, denn sie wußten nichts von ihren Geheimnissen, nichts von ihren Verbrechen. Einz von ihren Hauptmaximen war, ihre Konstitutionen und Gesetze nur wenig bekannt zu machen; und eine

eine andre eben so wichtige, ihre ursprünglichen Gesetze nach den Zeiten zu verändern, statt daß andre Orden verlangten, daß alle Glieder sich nach den Gesetzen der ersten Zeiten richten sollten. Daher kam es, daß in allen Orden im Inneren immer Empörungen, Veränderungen und Reformen entstanden, in der Gesellschaft Jesu weiß man von keiner Empörung, von keiner Reform. In andern Orden war das Noviziat nur ein Jahr, hernach mußte der Jüngling Gelübde ablegen, deren Umfang er nicht kannte. Dieses bewirkte oft Reue und erzeugte tausend mißmuthige Mönche. Auch diesen beugten die schlauen Jesuiten vor. Trat ein Jüngling in den Orden, so blieb er zwei Jahre Noviz, dann versprach er nach den Gesetzen des Ordens keusch und arm zu leben, und seinen Obern und dem Pabste blindlings zu gehoramen.

Hierauf hatte er ein Jahr Zeit die Studien zu wiederholen; nach dessen Verlauf er fünf Jahre, und wenn er Strafe verdiente, sechs Jahre Magister, das heißt, Gymnasiallehrer seyn mußte. Waren diese verfloßen, so hörte er bei den Professoren aus dem Jesuitenorden die Theologie vier Jahre lang. Zusammen war er also zwölf Jahre lang Noviz. In dieser Zeit erfuhr er von den Geheimnissen des Ordens gar nichts, ja er war sogar von der Gesellschaft der übrigen Jesuiten ausgeschlossen. So lange stand es dem Orden frei, ihn auszustoßen, so lange konn-

te der Jüngling wieder weggehen. Im ersten Falle erhielt er vom Generale ein Briefchen, worinn ihm der Rath gegeben ward, den Orden zu verlassen, oder hatte er sich grösserer Verbrechen schuldig gemacht, so wiederfuhr ihm nicht einmal diese Gnade, sondern die Kleider wurden ihm öffentlich ausgezogen und er förmlich aus dem Orden verstoßen. Ein größeres Unglück konnte wohl einem Menschen nicht begegnen. Denn verstoßen aus einer Gesellschaft, die sich über einen grossen Theil der Welt verbreitet, und in allen Kabinetten der Fürsten den größten Einfluß hatte, war ein solcher Mensch ohne Unterstützung, und in allen Gegenden verfolgt. Im andern Falle, wenn irgend einer Ursachen hatte, den Orden zu verlassen, so durfte er es nur seinem Rector oder dem Provinzial melden, und dieser wirkte sogleich bei dem Generale des Ordens die Lossprechung vom Orden aus. Die Jesuiten gaben sich zwar alle Mühe einen Menschen, wenn er reich oder klug war, im Orden zu erhalten; allein man muß es ihnen eingestehen, daß sie die Verlassung des Ordens nicht erschwerten, und so weit gieng ihre Politik, daß, wenn ein reicher oder fähiger Kopf ihren Orden verließ, sie sich seine Freundschaft vorbehielten, und durch ihre mächtige Einwirkung ihn zum grossen Manne machten. Sie hatten bei diesem langen Noviziate zwei wichtige Vortheile, welche andere Mönche nicht haben; sie lernten den Zögling von allen Seiten und in den mannig-

nigfaltigsten Verhältnissen kennen und sie schlossen dadurch eine Menge Mißvergnügten aus ihrer Gesellschaft aus. Daher hatten die Jesuiten so viele fähige Köpfe, daher hatten sie im Verhältnisse mit den andern Orden wenige Apostaten *).

Waren die reichen, waren die Bettelmönche die gehorsamen Knechte des römischen Hofes; so waren die Jesuiten dieses in einem noch weit höhern Grade und waren es vermöge des schon oben angeführten Gelübdes des blinden Gehorsams und dann vermöge ihrer hierarchischen Verfassung, von welcher ich so gleich Meldung thun will. Jedes Kloster, oder Kollegium stand unter einem Rektor, dem ein Minister und ein geistlicher Vater oder Senior an die Seite gesetzt waren. Alle Jesuiten des Klosters standen unter dem Rektor. Alle Rektoren einer Provinz unter dem Provinzial, der einen Socius hatte. Alle Provinziale zusammen unter dem General des Ordens, der jederzeit in Rom residirte und mehrere Assistenten hatte. Jeder Rektor mußte monatlich an seinen Provinzial eine Liste über seine ihm untergebenen und sogar über den Minister und Senior einreichen. Das nemliche mußten der Minister und der Senior thun, die zugleich von den Sitten des Rektors Nachricht ertheilen mußten. Ich rücke hier das Schema

*) So hießen diejenigen Mönche, welche heimlich das Kloster verlassen.

Schema einer solchen Liste ein, wie es mir von einem Jesuiten mitgetheilt worden.

Oben an stand der Namen des Kollegium und des Rectors. Dann auf der Seite die Namen aller Jesuiten nach ihrem Alter; in der ersten Kolonne das Alter, in der zweiten, das Amt, die Würde, z. B. Hauptprediger, in der dritten eine Anzeige in Hieroglyphen wie er dem Amte verstehe, in der vierten, ebenfalls eine Anzeige von seinen Sitten, seinem Betragen, z. B. sehr mürrisch, sehr aufgeräumt, und dabei waren jederzeit Thatfachen angeführt; in der fünften wieder eine Anzeige, in welcher Wissenschaft er sich hauptsächlich hervorthue; z. B. in *Iure Canonico*, in der Mathematik; in der sechsten, ob er an dem Orte beliebt oder verhaßt sey; warum? wo? in welchen Häusern? in der siebenten stand des Rectors, oder des Ministers, oder Seniors Meinung, wozu der Jesuit am besten zu gebrauchen; z. B. als Hefprediger, als Hefbeichtvater u. s. w. Von dem Betragen des Rectors mußten der Minister und Senior besondere Nachricht geben. Alle drei konnten zwar conferiren, aber keiner bekam des andern Liste zu sehen. Alle drei sendeten nun ihre Listen dem Provinzial und dem Socius, welche wieder jeder insbesondere dem Generale und den Assistenten des Ordens die Liste von der

der ganzen Provinz zuwenden; und damit von diesen beiden keine Unrichtigkeit begangen werden könnte; so mußten sie des Rectors, Ministers und Seniors eigne Listen einreichen. Um aber dem General das Durchsuchen zu erleichtern; so wurde von jedem Provinziale eine Ausschusliste eingeschickt, in welcher nur die Besten und Brauchbarsten in der Provinz standen. Der Provinzial gab ferner vom Cozius, und dieser vom Provinziale Nachricht. Damit aber gar keine Unrichtigkeiten einschleichen konnten; so bereiseten der Provinzial und Cozius alle Jahre die Collegien der Provinz, und sahen zu, ob sich auch alles so verhielt, wie es die Obern angegeben hatten. Von dieser Reise ward denn auch der gehörige Bericht erstattet. Durch diese Anstalten wußten also der General und die Assistenten, welche alle zu Rom residirten, genau, wozu ein jeder Jesuit in der Welt zu gebrauchen. War also irgend wohin eine Mission zu senden, war irgendwo ein kluger Hofprediger, ein verschlagener Hofbeichtvater, ein Verfasser, oder sonst eine Person vonnöthen, wovon der General und die Assistenten von den Provinzialen ebenfalls die genaueste Nachricht hatten; so schrieb der General entweder an den Provinzial, und befahl ihm, den und den Jesuiten dorthin zu versenden, und in diesen Posten zu setzen, oder wenn es noch geschwinder gehen sollte, so schrieb der General oder ein Assistent gerade zu an den Jesuiten, und deutete ihm an, sich dahin zu verfügen.

E

gen, gab ihm auch wohl Unterricht, wie er sich in dem zu verhalten habe. Dieser Brief des Generals oder Provinzials hieß die Obedienz, und jeder Jesuit war verbunden, wenn es ihm befohlen war, sich sogleich auf die Reise zu machen. Daher kam es, daß mancher Jesuit auf einmal und so schnell einen Ort verlassen mußte; daher kam es, daß manchmal aus Baiern, oder aus der Rheinischen Provinz ein Jesuit nach Lissabon, nach Madrid, nach Rom mußte; wie mir denn wirklich einige bekannt sind, die diese weite Reise haben unternehmen müssen. Vermöge dieser, in der That außerordentlich politischen Verfassung konnte also der heilige Vater Papst nur dem Jesuiten Generale seine Wünsche entdecken; und er war versichert, daß sie mit einer außerordentlichen Schnelligkeit ausgeführt wurden. Er durfte nur sagen, welche Grundsätze er verbreitet haben wollte, und allenthalben wo Jesuiten webten, waren sie verbreitet. Sie hatten die Erziehung, die Kanzeln, die Lehrstühle, und die Beichtstühle ganzer Nationen. Was aber dem römischen Hofe noch weit größere und wichtigere Vortheile verschaffte, war, daß sie sich durch Lüste und Ränke an allen Höfen einzuschleichen ja unentbehrlich zu machen wußten. Sie wurden frühzeitig nicht nur die Hofprediger, sondern auch die Beichtväter der Fürsten und Fürstinnen, und die Erzieher der künftigen Regenten. Man weiß, was sie in
Frank-

Frankreich und Portugal vorzüglich gutes und besseres gestiftet, man weiß den großen mächtigen Einfluß, den sie zu Ludwig des Großen Zeiten hatten. Der römische Hof wußte durch diesen Kanal nicht nur alles, was in den geheimen Kabinetten vorging; sondern er hatte auch durch sie den stärksten Einfluß in die geheimsten Geschäfte.

Dieser Orden ist es also, welcher vermöge des Gelübdes und der Verfassung dem Papste noch weit wichtigere Vortheile verschaffte, als irgend ein anderer. Die reichen Benediktiner, Zisterzienser u. d. g. lebten in ihren Einsamkeiten, ohne sich viel in die Geschäfte der Welt zu mengen; sie begnügten sich von ihren Einkünften zu leben; sie flohen den Hof und große Gesellschaften, Studiren war bei ihnen kein Hauptzweck, und da sie keine Aufforderung dazu hatten, so studirte jeder nach seiner Laune. Sie machten sich von jeher um Geschichte in ihrem ganzen Umfange verdient. Auf Spitzfindigkeiten in der Philosophie und Theologie dachten sie weit weniger. Ich brauche der Welt nicht zu sagen, wie viel sie wirklich wahres, gutes und brauchbares im Reiche der Wissenschaften geliefert, ihre Werke sind der gelehrten Welt bekannt, und die Congregatio *si Mauri* in Frankreich könnte ihnen allein die Achtung des Gelehrten erwerben. Ihre überspannten moralischen Gesetze, nach denen sie leben ausgenommen, wovon ich

im zweiten Abschnitte mehr reden werde, haben sie nur wenig zur Verschlimmerung der Menschen beigetragen. Die Söhne des ersten Erobinquitors Dominikus haben treulich fortgefahren, die Ketzer zu verbrennen, sie haben die Sittenlehre Jesu vergiftet, sie haben Menschentand für göttliche Wahrheiten verkauft, und wer weiß es nicht, wie sehr sie mit den Jesuiten wetteiferten, neue Epizindigkeiten in Theologie und Philosophie zu ersinnen. Die Franziskaner und Kapuziner sind ihrem Originale getreu geblieben, sie sind zum Ekel des Menschengeschlechts da; aber sie sind darinn von ihrem Originale abgewichen, daß sie sich wider die Befehle ihres Stifters in Staatsgeschäfte gemischt, daß sie sich mit Studien und Wissenschaften abgegeben haben, und da weiß nun jeder mann, wie sehr sie der Religion geschadet. Einige gute Köpfe sind unter ihnen gewesen, aber durch die außerordentliche Strengheiten und Niederträchtigkeiten ihres Ordens haben sie sich nie zu demjenigen Grade der Größe hinaufschwingen können, den sie in andrer Verfassung vermuthlich erreicht hätten. Sie kamen aus der Mode, so bald die Jesuiten sich verbreiteten. Wer könnte auch den Franziskaner lieben, wenn der artige, höfliche, polisirte, verschmizte, kluge, feine Jesuit neben ihm steht. Was die Jesuiten dem Papste genutzt, habe ich schon erwähnt, hier nur noch ein Wort von den Wissenschaften. Ohn-
streitig hat ihnen die gelehrte Welt manche Entdeckung
zu

zu danken; allein wenn man alle die Epizindigkeiten, welche sie in die Moral und Theologie gezwungen haben, wenn man ihre Kasuisten, wenn man die gewagten moralischen Sätze eines Molina, und hundert anderer, wenn man die dem Staate gefährliche Sätze des Ordens, auf die eine Waagschaale und auf die andre alle ihre Mathematik, ihre Epegetik und was sie alles gutes geleistet haben, hinlegt, und wägt dann ohne Parteiligkeit, ohne Vorurtheil; so wird man finden, die Jesuiten haben der gelehrten Welt, und der Religion weit mehr geschadet, als genützt; Sie haben sich mit vereinter Macht der Aufklärung entgegengesetzt, welche Luthers Reformation hätte bewirken können und müssen; sie haben sie wenigstens um einige Jahrhunderte verspätet. Sie sind es, welche, mit Hülfe der Bettelmönche, die Intoleranz und menschenfeindschaftliche Gesinnungen in den Herzen der Katholiken ernährten. Sie und die Bettelmönche sind es, welche die Menschen die andern Grundsätze als Katholiken hegten, für Ketzer ausschrien, und dieses nun beinahe durch ihren Un Sinn verehrungs- werth gewordenen Namens sich bedienten, um alle anders gesinnte Redliche und Rechtschaffene der Katholiken verhasst zu machen. Sie sind es, welche den wahren Geist des Staatsbürgers in den Herzen der meisten Katholiken erstickten. Sie sind es, welche einen Papst und einen Bischoff und einen Mönch dem Katholiken werthet gemacht haben, als ein Wohl-

thätigen, für die Glückseligkeit seiner Unterthanen ganze Nächte durchwachenden Fürsten. Sie sind es endlich, welche den Pabst zum untrüglichen Richter auf Erden ausgesaunten, und Fürsten unter sein lästiges Joch zu zwingen versuchten. In diesem Ansehen und in dieser Macht erhielten sich die Jesuiten über zwei Jahrhunderte. Aber sie selbst bereiteten sich ihren Verfall. Diejenigen, welche um die Geheimnisse des Ordens nichts wußten, wurden stolz, da sie ihre Brüder so geehrt sahen; sie hoben ihr Haupt über alle andre Mönche, und machten sie sich zu Feinden; sie hoben ihr Haupt über die Fürsten, und Fürsten lernten einsehen, daß es klein und schädlich und gefährlich sey, unter dem Regimente eines Pfaffen zu stehen. Die Bourbonnischen Höfe haben die Ehre, die ersten Fürsten zu seyn, welche den Muth hatten, den Gedanken von Aufhebung des Jesuiten Ordens gefaßt zu haben, die ersten, welche den heiligen Hof zu zwingen, sich nach ihren Wünschen zu bequemen. Sie waren schon aus ihren Staaten verbannt, als Klevenz der vierzehnte, dieser in der Geschichte unvergeßliche Mann, ob aus Einsicht, ob aus Nachgiebigkeit, ob aus Nothwendigkeit, wage ich jetzt nicht zu entscheiden, das Unterdrückungs Breve der ganzen Gesellschaft Jesu bekannt machte, und dadurch die Fürsten, die Menschen, ja die Welt von der drückendsten Last, von dem größten Uebel befreiete.

Da.

Dadurch gab Klemenz dem Menschen ein neues Leben, es war der Anfang des schönsten Tages, den erst unsre Nachkommen erleben werden. Klemenz führt in seinem Breve an, daß sie sich wieder ihre Gesetze in Staatshandel gemischt, und unermeßliche Reichthümer erworben. Sollte dieser Grundsatz gelten; so müßte Pius alle Mönchsorden aufheben.

Luther selbst hat durch seine Reformation dem heiligen Hofe keine so große Wunde versetzt, als Klemenz durch die Aufhebung dieses so ausgebreiteten, mächtigen Ordens. Der General Ricci weisfagte dieses dem heiligen Vater, „Ihre Heiligkeit“ sagte er, als ihm das Aufhebungsbreve bekannt gemacht wurde, „bereiten sich und dem ganzen Mönchsweisen einen unvermeidlichen Sturz.“ Und er redete wahr. Aufklärung und römischer Hof können und werden sich nie mit einander vertragen. Kaum waren die Jesuiten aufgehoben, kaum waren die Lehrstühle, die Kanzeln und Reichstühle größtentheils den Weltgeistlichen anvertraut, als sogleich der Reformationsgeist die Herzen der Fürsten besetzte, und Unterthanen willig waren sich zu bequemen. Der jetzt regierende Kurfürst und Erzbischof von Mainz, Karl Joseph war der erste, welcher drei Klöster in Mainz aufhob. Was der große Joseph that, das haben die Zeitungen hinkünftig verkündigt, und der Hirtenbrief des aufgeklärten Fürst Erzbischofs von Salzburg,

E 4 Hiero

Hieronimus Ioseph ist jedermann bekannt. Dieser Anstalten ohngeachtet, darf man aber ja nicht glauben, als ob schon alles gethan, als ob der Geist des Mönchswesens ganz unterdrückt sey, als ob christliche Liebe schon allenthalben in den Herzen des Volks genährt werde. Dieser Gedanke füllt freilich eine Menge redlicher und rechtschaffener Protestanten und Katholiken, allein noch ist nicht alles in Erfüllung gegangen, was man wünschte, was man hoffte, was man erwartete.

Der wahre Geist des Mönchswesens schlummert nur laurend auf die erste Gelegenheit, desto wirksamer zu erwachen. Es gibt noch allenthalben Aleisius Merze, noch allenthalben Patrizius Faste, noch allenthalben Nigazzis, noch allenthalben Zinsmeister, noch allenthalben solche Grosinquisitores, wie Goldhagen in Mainz, und gewiß noch Fürsten, die wie K.... A.... denken. Nur daß sie ihre Gesinnungen besser zu verhehlen wissen, als diese Leute. So lange die Grundgesetze des Mönchswesens noch bleiben; so lange der Mönch nicht zum Staatsbürger umgeformt, und sein Interesse mit jenem des Fürsten verknüpft ist; so lange der Grundsatz von der ausschließlichen Seligkeit des Katholiken stehen bleibt; so lange unsre izzigen Mönche noch Kanzeln, Beichtstühle, Lehrstühle und Schulen haben; so lange unsre Staaten mit dem römischen Hofe in irgend einer an-

bern

der Verbindung stehen, als in jener, in welcher Fürsten mit ihm als einem Fürsten stehen müssen; so lange es dem römischen Hofe noch vorbehaltene Sündenfälle giebt; so lange im Staate noch zwei Oberhäupter sind, und das Haupt der Religion nicht dem Fürsten unterwürfig ist; so lange das Interesse der Religion von jenem des Staats getrennt ist; so lange man noch daran denken kann und darf, die streitenden christlichen Religionspartheien zu vereinigen; so lange ist alles nur Vorbereitung zu größeren Unternehmungen, nur schwache Dämmerung schöner Tage, nur Schritt zum großen Werke.

Zweiter Abschnitt.

Philosophische Erwägung der vernehmlichsten Pflichten der Mönche.

Der Leser wird nun — denk ich — durch das im ersten Abschnitte gesagte von der innern und äußern Verfassung, kurz dem wahren Geiste des Mönchs, wegens hinlänglich unterrichtet seyn; es ist nun Zeit, diese oben angeführte Grundgesetze der Mönche selbst vor dem Richterstuhl der gesunden Vernunft zu führen, und zu sehen, in wie fern sie gut sind oder nicht.

Das Hauptgrundgesetz war — nach der Vollkommenheit zu streben. Vortreflich Gesetz! Gesetz, welches zu erfüllen, der Mensch als Mensch, wenn er auch durch keine andere Religionsgesetze ver-

pflichtet wäre, verbunden ist. Allein dieses; daß der Mensch zur Erfüllung dieses Gesetzes verpflichtet ist, darf Gesetzgeber nicht hindern, neue und größere Verbindlichkeiten, neue und größere Sanktionen zu machen. Auch Jesus gebot es; und dieses war eine neue Sanktion, eine neue Verbindlichkeit für den Christen. Das Gesetz der Ordensnister selbst also darf ja nicht getadelt werden; vielmehr müßte man ihnen — wenn sonst die Vollkommenheit, der sie sich zu nähern gebieten, ächt wäre — den wärmsten Dank sagen, und dem Frevler fluchen, der eine neue Sanktion zum Besserwerden der Menschen zerreißen wollte. Nach welcher Vollkommenheit muß also der Mensch als Mensch streben? Nach den Begriffen, die wir von Gott haben, vereinigt er in sich alle denkbaren Vollkommenheiten, und alles was wir von seinen Eigenschaften sagen können, ist: daß er allgütig, allweise, und allgerecht sey. Darinn besteht also die Vollkommenheit Gottes: Zu streben, ihm ähnlich zu werden, zu eifern, täglich an Einsichten — an Weisheit zuzunehmen, täglich an der Verbesserung seines Herzens zu arbeiten — an Güte zu wachsen, und was denn nothwendig aus Güte und Weisheit entspringt — Gerechtigkeit zu lieben und auszuüben — Dieses ist Pflicht des Menschen, dessen Erfüllung ihn zum Glückseligen macht, wozu er geschaffen ist. Unter diesen Eigenschaften sind alle Tugenden als Recht-schaffenheit, Edelmuth, Nächstenliebe, Mäßigkeit, und wie alle die Zweige der Tugend heißen, begriffen.

der vornehmsten Pflichten der Mönche. 75

fen. Der Weise, Gütige und Gerechte wird rechtschaffen, edelmüthig und mäßig seyn, wird seinen Nächsten lieben, weil er einsieht, daß durch die Ausübung dieser Tugenden, die Summe seiner positiven sowohl als negativen Vergnügen vermehrt, oder seiner ihm in Kraft seiner Beschränktheit zu Theil gewordenen Leiden dadurch immer weniger werden. Das nämliche befiehlt der Gesetzgeber der Christen. Euid vollkommen, spricht er, wie euer Vater im Himmel es ist. Ich habe mit allem Vorbedachte gesagt, daß die Vollkommenheit des Menschen darinn bestehe, Gott ähnlich zu werden, weil ich dadurch jenem sehr gemeinem Vorwurfe ausweichen wollte, daß ich nämlich die Gesetze der Mönche bloß mit menschlichen Augen unerleuchtet vom heiligen Worte betrachtet hätte. Im Grunde kommen die Erklärungen, welche die Weltweisen von dem Worte Vollkommenheit geben, mit der obenangeführten überein; ich verliere also auf der einen Seite nichts, und gewinne auf der andern, daß nun nämlich der Mönch selbst — wenn ich es bewiesen haben werde — gestehen muß, seine eingebildete Vollkommenheit widerspreche nicht nur der Vernunft, sondern auch dem Gesetzbuche der Christen. Nach dieser vorausgesetzten Erklärung von Vollkommenheit wollen wir also die Bestandtheile der Mönchevollkommenheit durchgehen.

Ein.

Blinden Gehorsam einem Oben zu leisten, ist der erste Bestandtheil der mönchischen Vollkommenheit; und die erste Hauptpflicht des Mönchs. Und da kann ich denn mit aller Zuversicht behaupten, daß dieser Gehorsam der gesunden Vernunft, dem Geseze der Christen, den Staatsgesetzen und den Staaten Herrschern, schnurstraks zuwider ist. Er ist der gesunden Vernunft zuwider. Gott beschenkte einen jeden Menschen mit dem ädelsten Geschenke, das ihn über das Thier erhebt, mit Verstand, oder mit derjenigen Kraft, durch welche er in den Stand gesetzt worden ist, das vergangene mit dem gegenwärtigen zu vergleichen, und das gegenwärtige zu beurtheilen, um einzusehen, was er verwerfen solle, was gut oder böse sey, oder was seine positiven und negativen Vergnügen vermehre. Bey der Mittheilung dieses Geschenke mußte Gott nothwendig die Absicht haben, daß wir uns dessen bedienen, daß wir dasselbe benutzen sollten. Wozu hätte er uns dieses ohnehin gefährliche Geschenk ertheilen sollen? Er, der nichts ohne Absichten, ohne höhere Endzwecke ertheilt? Wenn uns also jemand verpflichten will, ihm blinden Gehorsam zu leisten, wenn er uns die Macht benimmt, seine Geseze zu beurtheilen, so ist er ein Usurpator der Rechte des Menschen, so ist seine Forderung wider die Vernunft. Wenn nun gar dieser Obere den Menschen verpflichten will,

physische

physische Unmöglichkeiten möglich zu machen, wie Benedictus bey dem im ersten Abschnitte angeführten Beispiele, that, und wie er in der Regel *) ausdrückt.

*) Si cui fratri aliqua forte graua aut IMPOSSIBILIA iniunguntur; suscipiat quidem iubentis imperium eum omni mansuetudine et obedientia. Quodsi omnino virium suarum mensuram viderit pondus oneris excedere, impossibilitatis suae causas ei qui sibi praest, patienter et opportune suggerat, non superbiendo aut resistendo vel contra dicendo. Quodsi post Suggestionem suam in sua sententia prioris imperium perdurauerit, SCIAT IUNIOR ITA SIBI EXPEDIRE. ET EX CHARITATE CONFIDENS DE ADIUTORIO DEI OBEDIAT. REGULA BENEDICTI Cap. 68. SI FRATRI IMPOSSIBILIA INIUNGUNTUR — Also! wenn der Obere, nach aller unterthänigen Vorstellung auf seiner Meinung beharrt, und zu schwach ist, einzusehen, daß sein Befehl eine Unmöglichkeit gebiete, oder so thöricht ist zu glauben, daß Gott seiner wegen ein Wunder wirken werde, oder Laune hat, den Untergebenen zu prüfen, ob er sein gehorsam ist, oder ihn wohl gar zu verpiren; so muß der Untergebene, wenn er ein wahrer Mönch seyn will, aus dem Fenster hinabspringen, so bald es dem Oben beliebt, dieses zu befehlen. Wenn man auch behaupten und einwenden wolte, daß der Obere niemals so unvernünftig befehlen werde; so sage ich dagegen, daß es schlimm genug ist, einem Menschen, der so schwach ist, wie jede andere Menschen auch, eine so unbegrenzte Gewalt anzuvertrauen, und in den Stand

drücklich befielt, so ist seine Forderung — Narrheit. Ich will hier nicht untersuchen, ob ein Mensch seinen Rechten entsagen könne, da hier darauf nichts ankommt. Genug aus dem obenangeführten erhellt, daß der blinde Gehorsam der Mönche unvernünftig sey. Wenn nun folgendes — wie wir hinlänglich erwiesen sehen werden — die Gesetze welche der blinde Gehorsam fordernde Obere gab, von der Art sind, daß sie der Vernunft widersprechen; so folgt offenbar, daß

daß
 Etand zu setzen, nach seinen Leidenschaften diejenigen, welchen er nicht günstig ist, stärkeren Prüfungen zu unterwerfen. Der infulirte Reichsprälat und der gemeine Mönch behalten die nämlichen Leidenschaften, als der Mann im borbirten Kote und der gemeinste Bettler. Nur — andre Modifikationen. Und erzählen dann nicht alle Legenden und selbst Pabst Gregor, daß wirklich einmal Benedict den Einfall gehabt hat, diese Probe mit Maurus anzustellen? das mag nun wahr oder mag Märchen seyn; so lernen wir doch daraus den Geist der Regel, den Willen des Gesetzgebers, oder wenigstens seiner ihm gefolgten Lebte und Prälaten kennen. Gibt's denn nicht endlich noch in unsern Tagen Prälaten, welche sich schmeicheln, bei Gott in solchen Gnaden zu stehen, daß er ihnen zu gefallen einmal ein Wunder wirken werde? Sollten sie es auch nur thun, um zu proben, ob sie bei Gott in Gnaden stehen. Ich glaube also in der That nicht zu viel zu sagen, wenn ich diese Forderung — Narrheit nenne.

daß dieser Gehorsam desto unvernünftiger und thörichter sey, je unvernünftiger und thörichter die Ge-
setze an sich selbst sind.

Dieser Gehorsam widerspricht dem Gesetz-
buche der Christen. Jesus hat durch das Gleich-
nis von den mit ihren Talenten wuchernden Knechten
nichts anders sagen wollen, als was ich eben vor-
hin vorgetragen habe. Verbietet aber nicht der blin-
den Gehorsam fordernde Obere allen Mönchen mit den
Kräften, die Gott dem menschlichen Geiste mittheilte?
Wenn ich die Befehle des Obern nicht untersuchen darf,
wenn es mir nicht einmal erlaubt ist, vernünftige
Vorstellungen dagegen zu machen — wenn Unmög-
lichkeiten geboten werden, welches aber auch weg-
fällt, da dem Mönch das Recht zu untersuchen ver-
sagt ist, er also nicht einsehen kann, ob es unmög-
lich sey, den Befehl des Obern zu erfüllen — was
hilft mir da mein Verstand, was meine Freiheit?
Ich muß diese Talente vergraben, muß sie einem an-
dern geben, damit er nach seiner Laune und Willkür
damit wuchern könne. Dabei verlieren offenbar der
Obere und der Untergebene; der Obere, indem er
dann mit seinen eigenen Talenten nicht wuchern kann,
der Untergebene, indem ihm theils das Vergnügen
selbst zu wuchern, selbst thätig zu seyn, genommen
wird, und dann der Obere für ihn, da er das viel-
leicht noch für fünfzig andere thun muß, nicht so wu-
chern,

chern, nicht so thätig seyn kann, als er es selbst gethan haben, es selbst gewesen seyn würde. Der heilige Paulus, dessen Befehle dem Christen beinahe eben so heilig, sind als jene, welche Jesus selbst gab, befohl ausdrücklich: „Prüfet alles, und das Beste behaltet. Warum bedachten denn die Obern, und die Ordensstifter diesen Ausspruch des heiligen Paulus nicht? Paulus sprach so, weil er von dem was er sagte überzeugt war, und also eine Prüfung nicht scheute, er sprach so, weil er dadurch seine Schüler vor Irrlehren bewahren wollte. Vielleicht daß die Ordensstifter diese Ueberzeugung nicht hatten, selbst die Güte ihrer Befehle nicht glaubten? Und wie kann der Untergebene für Irrlehren bewahrt werden, wenn es ihm nicht frei steht zu untersuchen. Wenn man in die Kirchengeschichte zurückgeht, so wird man finden, daß nicht selten Ketzereien durch diese blinde Anhänglichkeit sind verbreitet worden. Wenn der Untergebene gezwungen ist, seinem Obern alles zu glauben; so muß er endlich auch sein Herz daran gewöhnen, und wird leicht das, was er sonst für falsch hielt, nun als wahr annehmen, so bald es ihm sein Oberer sagt. Ich könnte noch weit mehrere Sprüche aus dem Gesetzbuche der Christen anführen, wodurch man offenbar darthun könnte, daß es der Wille Jesu niemals gewesen, und niemals habe seyn können, eine solche unvernünftige Subordinazion zu gebie-

gebieten, oder zu erlauben. Allein ich denke, das gesagte ist hinreichend. Könnte auch wohl Jesus etwas geboten, oder erlaube haben, was den unversänderlichen Gesetzen des Ewigen zuwider wäre?

Dieser Gehorsam ist den Staatsgesetzen und Staatenbeherrschern zuwider. Wir haben gesehen, daß dieser blinde Gehorsam der Mönche sich nicht bloß auf den Obern, sondern auf die Obern des Ordens, auf den Papst selbst beziehe. Sie bilden also gleichsam einen besondern Staat, in dem Staate. Der einzelne Mönch hängt gar nicht von der weltlichen Obrigkeit ab. Begeht er ja ein großes Verbrechen, so muß er erst von dem Obern und der geistlichen Obrigkeit, den Händen der weltlichen Gerechtigkeit übergeben werden, ehe diese den Verbrecher strafen kann. Der Obere hängt ebenfalls von der weltlichen Obrigkeit gar nicht ab. Kurz der Fürst hat als Fürst — nach der wahren Verfassung des Mönchswesens — den Mönchen nichts zu befehlen. Er muß erst dem Bischöffe seine Wünsche bekannt machen, und wenn dieser sie genemigt, dann werden sie erst für den Mönch Befehle. Die Mönche sind also keine Staatsbürger; sondern die Bürger eines auswärtigen Staates, Fremdlinge in dem Staate, in welchem sie leben. Das Interesse des Staats ist nicht das Interesse des Mönchs. Und so kommen Fürst und Mönch in Kollisionen, deren Erfolg für den Staat

Staat in so fern gefährlich ist, in wie fern die Mönche alle unter sich selbst einen mächtigen Staat bilden, und in wie ferne sie im Staate selbst eine Menge Verehrer und Anhänger haben. Unabhängig von fremden Staaten zu seyn, ist von jeher das Bestreben der Monarchen gewesen. Man weiß es aber, wie abhängig vor alten Zeiten die Monarchen vom Papste waren, will also auch nun der Monarch sich von diesem lästigen Joche loswinden; so wird der Mönch dieser getreue Anhänger des Papstes ihm allezeit Hindernisse in den Weg legen, zu deren Wegschaffung fast noch mehr als Josephs Macht, Muth und Standhaftigkeit gehört. Die Mönche hängen, vermöge ihres hierarchischen oder Subordinationsystems an dem Papste, und der Papst wieder an ihnen. Sie sind so eng durch Vortheile mit einander verknüpft, daß der Fall des einen, auch den Fall des andern nothwendig nach sich zieht. Der Grund dieses Zusammenhangs ist leicht einzusehen. Da die Aufhebung der Orden und ihrer Privilegien ein dem Papste vorbehaltenes Recht ist, so werden die Mönche gewis alles thun, um sich die Freundschaft des Papstes zu erhalten; sie werden also seine Grundsätze auf allen Kanzeln und in allen Beichtstühlen, und auf Lehrstühlen vortragen. Dafür wird auch wohl der Papst sich hüten, solche treue Diener zu beleidigen. Warum hätte wohl der heilige Vater sich der weisen Reformaylen Josephs widersetzt, wenn er nicht vor-

her-

hergesehen hätte, daß er sein ganzes Ansehen, seine ganze Macht und alle seinen Einfluß in die Geschäfte dieses Staats verlieren würde, sobald einmal seine Freunde gedemüthigt seyn würden? Aber dieser Zusammenhang zwischen Pabst und Mönch und Mönch und Pabst wird durch nichts als durch den blinden Gehorsam erhalten, welchen jeder Mönch seinem Oberrn, jeder Obere seinem Generale, und jeder General dem Pabste zu leisten schuldig ist. Ist es also wohl noch einigem Zweifel unterworfen, daß der blinde Gehorsam der Mönche dem Staate zuwider sey? Und da die Mönche durch das Gelübde des Gehorsams an den Pabst gebunden sind; so darf also kein Fürst etwas wider den Pabst unternehmen, ohne sich die ganze Schaar der Mönche zum Feinde zu machen. Ohnstreitig sind also die Mönche den Staatenbeherrschern selbst höchst gefährlich. Es ist wahr, daß die Subordinazion der deutschen Mönche bei weitem izt nicht mehr so groß ist, als vormals. Allein der Einfluß des Pabstes ist dessen ohngeachtet unläugbar, und man hat es bei Josephs Reformation gesehen, wie stark noch immer das Band zwischen Pabst und Mönch ist. Was für eine ungeheure Menge von Mönchs Zuschriften erhielt nicht der Pabst während seiner Anwesenheit in Wien? Wie hart hielt es nicht, die oesterreichischen Mönche von der schriftlichen Unterhaltung in Rom abwendig zu machen? welche exemplarische Strafen mußte Joseph

nicht auf Uebertretungen setzen, um sein Elstem auszuführen? Dieß alles wird den Leser bestärken, daß es wahrer Geist der Möncherei sey, die Absichten und Endzwecke des römischen Hofes — sein Haupt über alle gekrönte Häupter, über alle Staaten zu erheben — befördern zu helfen. Wenn die große Macht der Fürsten den Ausbruch dieses Geistes hemmt; so bestehen doch noch immer die alten Gesetze der Möncherei. Sagen die Mönche, daß diese ursprüngliche Gesetze nicht mehr gelten, so ist es Thorheit, dieselben beizubehalten, und Unverschämtheit oder Lüge, die Neuangehenden zu zwingen, zu schwören, diese Gesetze zu erfüllen. Allein besser könnte man sagen, daß der alte Geist der Möncherei nur schlummere, um desto wirksamer erwachen zu können. Weg also mit dem Gesetze, das, wenn es befolgt wird, dem Staate und den Fürsten gefährlich, und wenn es verbindende Kraft nicht mehr hat, thörigt, unnütz und überflüssig ist.

Von der diesem Gelübde untergeordneten Mönchstugend ebenfalls einem Hauptbestandtheile der mönchischen Vollkommenheit der klösterlichen Demuth habe ich schon oben im ersten Abschnitte meine Meinung deutlich genug gesagt. Diese Demuth der Mönche, diese gänzliche Wegwerfung seiner Selbst verträgt sich weder mit Vernunft noch mit Religion noch mit dem Staate. Sie suchen etwas vorzügliches in nderischen

rischen sonderbaren Kleidungen, allein dieses ist nicht Demuth, sondern Politik, eben dadurch die Augen der Menschen mehr auf sich zu ziehen. Das sonderbare reizt jeden Menschen. Deshalb läuft der Protestant um einen Mönch zu sehen, von dem er ganz gewis weiß, daß er eben so gut ein Mensch ist, als er selbst. Seine syrische oder arabische Kleidung reizt ihn, und lockt ihn an, das Wunderthier in Augenschein zu nehmen. Wenn man aber erst einmal so viel vermocht hat, daß andre ihr Augenmerk auf uns richten; so hat man in der That schon viel, sehr viel gewonnen. Diese Bemerkung wird gewis jeder Menschenkenner mehr als einmal gemacht und wahr befunden haben. Eigentlich ist also der demüthige Rok des Mönchs nichts anders, als der berühmte zerrissene Rok des Philosophen, wo aus jedem Loche der Stolz hervor leuchtete — Hieher gehören nun auch die Strafen der Mönche. Die höchste Strafe war ehemals Verflöschung; nachdem aber die Mönche für gut befunden haben, Ihre Untergebenen fester zu halten, vielleicht, damit Geheimnisse, die erst in spätern Jahrhunderten Geheimnisse geworden sind, nicht ausgeplaudert werden können; so ist diese Strafe in Gefängnißstrafe verwandelt worden. Man kann sich nichts für die Menschheit entehrenderes denken, als ein Klostergefängnis und die — Bastille. Wollt ihr Beweise? Lest, was alle Zeitungen von den Kapuzinern in Wien gesagt haben, und sie sagten keine

Unwahrheit. Ich mag von einer so herben Sache nichts mehr sagen, besonders da nun in den meisten deutschen Städten allen Mönchen untersagt ist, einen andern Mönch in einem Klostergefängnisse zu verwahren, nachdem nämlich die Fürsten eingesehen haben, wie mancher Unschuldige von einem gallischen Prälaten gepeinigt worden ist, oft blos deshalb, weil er einen Laut wider seine schlechte Wirthschaft ließ. In den meisten Klöstern ist nun die höchste Strafe die Exkommunikazion, oder die Absonderung des Verbrechers von der übrigen Gemeinde. Der Exkommunicirte darf mit einem andern Mönche nicht sprechen, und von den andern Mönchen darf, der Beichtvater ausgenommen, sich keiner mit ihm einlassen. Diese Strafe ist in der That sehr empfindlich, und könnte zweckmäßig seyn, wenn damit nur wahre Verbrecher belegt würden. Allein diese Art Strafe ist meistens nur die Geißel, mit der die Prälaten diejenigen, welchen sie feind sind, oft einige oft mehrere Tage geißeln. Ich weiß, daß Prälaten ihre Untergebene mit dieser Strafe aus keiner andern Ursache belegt haben, als weil sie ohne des Priors Erlaubnis auf einige Stunden das Kloster verlassen hatten. Da der Mönch mehrere damit belegt gesehen hat; so wird er beinah gleichgültig, wenn sein Prälat mit der Exkommunikazion auf ihn herab dennert. Strafen müssen den Verbrechen angemessen seyn, und Besserung zum Zwecke haben, welches aber beides bei der Exkom-

Exkommunikazion wegsfällt; besonders da fast alles Gefühl von Ehre und Schande vorzüglich in den Herzen der Bettelmönche, durch die niederträchtige Erziehung, welche die Mönche während des Noviziats erhalten, ganz unterdrückt wird, so daß auch oft ehemals adelndenkende Seelen dadurch verderbt werden. Die mindern Strafen sind ganz ohne allen Zweck, und den Fehlern noch weit weniger, als die Exkommunikazion angemessen. Was kann lächerlicher seyn, als einem Novizen, weil er etwa einmal im öffentlichen Gesange gefehlt hat, die Strafe aufzulegen, unter dem Essen auf dem Erdboden zu sitzen, und da Wasser und Brod zu essen, oder weil er mit seinen Augen in der Kirche so vorwitzig gewesen, ihn zu zwingen, das Kapitel der Regel vom Gehorsame zu lesen? Was ist niederträchtiger, als einem Novizen wenn er auch nicht gefehlt hat, zu gebieten, den Staub von den Schuhen der andern geistlichen demüthigen Herren abzuleken? Und was ist thörichter, als einen Novizen, der auch gar nichts fehlt, doch zu allen diesen Strafen zu zwingen, bloß um zu sehen, ob der wahre Mönchgeist in ihm wohne, oder damit die andern Geistlichen sich nicht daran ärgern, wenn ein Noviz vollkommener scheint, als sie es selbst sind? Ist das Demuth, so weiß ich in der That nicht, wie man von dieser erhabenen Tugend so widerliche Begriffe habe bilden können. Niederträchtigkeit und Thorheit möchte ich diese Behandlungen lieber nennen.

Was für Wirkungen müssen solche Begegnungen auf das Herz des Jünglings haben? Hat er Gefühle von Ehre und Schande mitgebracht, so werden sie unterdrückt, oder er verzichtet lächelnd diese Strafe; und der unedle wird nur noch gefühlloser werden. Aller Geist zu adlen Thaten, zu großen Unternehmungen, muß dadurch nothwendig erfüllt werden. Und ist dieses nicht in der That dem Staate höchst nachtheilig, wenn eine so ungeheure Klasse von Menschen durch solche Gesetze unfähig gemacht wird, irgend etwas nützlich für ihn zu unternehmen? Wird nicht dadurch alle Vaterlandsliebe ganz erstickt? Wird der Mönch dadurch nicht beinahe ganz unfähig zum Bürger des Staats gemacht? Wenn Leiden größere Ehre bringen, größere Belohnungen erhalten, als Thaten, wenn für Leiden wenigstens größere Belohnungen versprochen werden, als für Thaten; so kann der Staat von Leuten, welche diese Grundsätze befolgen, nichts erwarten. Ihr Leben ist Begegnung. Ist das die Bestimmung der Menschen? Mozu gab uns der Ewige unsre Organe und unsern Verstand, als um zu handeln, um thätig zu seyn, um unsern Mitbürgern und Mitmenschen nützlich zu werden? Sind also diese Grundsätze von Demuth nicht schnurstracks wahrer Religion und achten Grundsätzen der Staatskunst entgegen? Unter diesem Artikel von Demuth gehören nun noch die Handarbeiten der Mönche. Es war in der That vortheilhaft für das Mönchs-

der vornehmsten Pflichten der Mönche. 89

Mönchswesen überhaupt, daß die Stifter desselben ihren Nachfolgern geboten, sich von der Arbeit ihrer Hände zu ernähren; sie schützten sich dadurch vor der Langenweile, welche nothwendig bei so unbedeutenden Geschäften der Mönche einreißen muß, und sie konnten wenigstens auf einiges Verdienst im Staate Anspruch machen. Wenn diese nützliche Anstalt bis auf unsre Zeiten fortgewährt hätte, so würden wir von dem großen Einflusse, welchen die Mönche auf Kirche und Staatssysteme erlangt haben, nichts wissen. Sie würden Laien geblieben seyn, und den hohen Grad der Ehrwürdigkeit nicht erlangt haben, den sie jetzt wirklich haben. Sobald sie aber diesen Stand der Laien verließen und Priester, und Lehrer und Beichtväter und Prediger wurden, sobald fielen die Handarbeiten weg. Weil aber doch ausdrücklich die Handarbeit in ihren Regeln befohlen ist; so halten sie wenigstens die Novizen dazu an. Diese Arbeiten aber sind eigentlich bloß Ceremoniel und manchmal Niederträchtigkeit.

Hier ist das Verzeichniß der Arbeiten, welche die Novizen thun müssen: Holz an die Oefen der Geistlichen zu tragen, einzuheizen, den Tisch zu decken, Wasser zu holen, im Klostergarten zu graben, die Glocken zu läuten, sind Arbeiten die alle aufhören, sobald der Noviz die Gelübde abgelegt, sind also bloß Ceremonielarbeiten ohne Zweck, ohne Nutzen; aber die *loci privata* zu reinigen, den Unrath der Kagen

wegzuschaffen, die öffentlichen Gänge zum Mergel und Gekächter der vorübergehenden auferstehlichen Menschen, zu lehren; sind Arbeiten, die gewiß für einen Menschen von Erziehung nicht passen, die keine Absicht und keinen Nutzen haben können; die selbst nicht einmal vortheilhaft sind. Denn soll Studiren, nach der izigen Verfassung der Mönche Hauptsache seyn; so ist es wenigstens Unverstand, den Geist eines Jünglings just in den Jahren, wo er am meisten thun kann und thun muß, wenn aus ihm etwas werden soll, schlummern zu lassen, und ihm Arbeiten aufzulegen, von denen das Kloster keinen Vortheil hat, und die dem Jünglinge oft schädlich sind, wenn er von der Natur ekelhaft gebildet ward. So nützlich also auch das Gesez von Handarbeiten in den ältern Zeiten war; so überflüssig und unnütz ist es, dieses Gesez von Novizen erfüllen zu lassen. Ich weiß wohl, daß die Mönche vorgeben, dieses geschehe bloß, um den Geist des Novizen zu prüfen, um zu sehen, ob er wahrhaft gehorsam und demüthig sey, ob er wahren Verus zum Klosterleben habe. Allein das ist lächerlich; der Jüngling, welcher bloß aus der Absicht in das Kloster geht, um Zeitlebens gefüttert zu werden, oder der, welcher dieses Leben wählt, um zu Würden und Ehrenämtern zu gelangen, werden sich diese nicht solche Begegnungen ein Jahr lang gefallen lassen können, da sie vergewissert sind, daß sie aufhören, sobald sie die Gelübde abgelegt haben —

Aus

der vornehmsten Pflichten der Mönche. 91

Aus allen gesagtten folgt also, daß das Gelübde des Gehorsams, und die daher folgende Demuth sich weder mit der Vernunft noch Religion noch den Staatsgesetzen vertragen.

Der zweite Bestandtheil der mönchischen Vollkommenheit, und die zweite Hauptpflicht des Mönchs ist die Keuschheit. Ein Gesetz, dessen Erfüllung die Absichten Gottes zerstört, ein Gesetz, das allgemein erfüllt, die Erde zur Einöde machen würde, ein Gesetz, das pünktlich erfüllt, der Gesundheit des Menschen höchst nachtheilig ist, ein Gesetz, das widernatürliche Laster gebähren muß, ein Gesetz, das wenigstens nicht von einer so großen Klasse von Menschen beobachtet werden kann — ein solches Gesetz muß im Grunde böse seyn, und kann ohnmöglich Gott zum Urheber haben, noch seine Billigung, seinen Wohlgefallen erhalten. Die Absichten, welche Gott mit dem Menschengeschlechte in dieser Rücksicht hatte, sagt uns unsre Vernunft deutlich, und die Offenbarung bestätigt das, was uns unsre Vernunft sagt. Wie sollen das Menschengeschlecht fortpflanzen helfen, sagt die Stimme der Natur, wachset und mehret euch, heißt es bei Moße. Wie dürfen, um uns von der Wahrheit dieses Satzes zu überführen, nur auf das Thiergeschlecht, mit dem wir einerlei Ursprung haben, einen Blick werfen. Keine einzige bekannte Thierart, ist so enthaltsam, als es die Mönche zu seyn vorgeben. Auch ist davon jedermann überzeugt, und es würde

würde überflüssig seyn, mehr davon zu erwähnen. Ich weiß wohl, daß die Mönche dagegen einwenden, Gott habe zwar Anfangs diese Absichten gehabt, allein nachdem die Welt hinlänglich bevölkert worden, so habe er durch seinen Eohn dieses neue Gesetz, welches weit erhabener, als das alte sey, geben lassen. Durch die Erfüllung dieses Gesetzes, wähen sie, werde der Mensch zum höheren Menschen umgebildet, unterscheide sich vom Thiere, und gelange zu der Höhe eines englischen Geistes. Diese Philosophie findet man in dem Gesetzbuche der Christen nirgendwo, aber da die Platonische Philosophie unter den Christen herrschend ward, so schlichen sich solche Grundsätze in das Christenthum ein. Man weiß es, wie sehr dieser Philosoph, besonders im Phädon, wider den menschlichen Körper deklamirte, und wie er geneigt war, die Vernachlässigung desselben zu empfehlen. Die ersten Einsiedler, oder zum Theil die Kirchenväter trieben diese Grundsätze nun noch weit höher. Dieses und die Grundsätze des heil. Paulus, sind meines Erachtens die wahre Quelle dieser Mönchsphilosophie. Wir wollen nun diesen Einwurf genau zergliedern und beantworten. Erstlich sagen sie, die Welt sey hinlänglich bevölkert. Woher können wir aber das wissen? Wenn wir jene Bevölkerung eines Landes nur hinlänglich nennen dürfen, wo der natürlichen Produkte nicht weniger sind, als zur Ernährung einer solchen Anzahl Menschen, erfordert werden, so wird man nach einer genauen Berechnung finden, daß kein einziges bekannt-

bekanntes Land, diese Anzahl Menschen besitze. Rechnet man nun noch hinzu, daß ungeheure Strecken Landes in den südlichen und westlichen Gegenden noch ganz ungebaut da liegen; so wird man eher behaupten müssen, daß dieser Grad von Bevölkerung noch lange nicht erreicht sey und daß es also dem Fürsten daran gelegen seyn müsse, alle Mittel anzuwenden, diesen Grad zu erlangen. Es fällt also von selbst weg, daß Gott seine Absichten verändert habe. Hätte er dieses wollen können; so würde er uns seine neuen Absichten deutlicher haben zu erkennen geben müssen, als er es wirklich gethan hat. Er hätte durch Offenbarungen lieber bestimmen sollen, wie viel Mönche und Nonnen auf der Erde leben sollten. Da er aber dieses nicht gethan hat, so ist es ein Zeichen, daß seine Absichten noch immer die nämlichen sind, und daß der Stand der Jungfräuschafft in seinen weisen Plan nicht gehört. Was nun die Erhabenheit des jungfräulichen Standes über den ehelichen betrifft; so haben dieses achte Philosophen, welche die Würde des Körpers, als eines Theils der Schöpfung, vertheidigten, hinlänglich beantwortet, daß ich also nicht nöthig habe, hier dieses noch einmal zu wiederholen, besonders da es die natürlichen Begierden und Leidenschaften selbst dem Mönche sagen werden, daß er dazu bestimmt sey, auch ihm die gesetzmäßige Befriedigung derselben zu gewähren. Ich vermuthet, folgender Vernunftschluß wird noch deutlicher zu er-

kennen geben, wie wenig diese Mönchsweisheit den Absichten Gottes gemäß seyn könne. Wir sind, sagen die Mönche selbst, und sagt die Vernunft, verbunden nach der Vollkommenheit zu streben; wenn also die ewige Keuschheit wirklich vollkommener wäre, als der eheliche Stand; so würden alle Menschen um jene heilige Pflicht zu erfüllen, Mönch oder Nonne werden müssen, und dann die Erde — in weniger als hundert Jahren — vom Menschengeschlechte entblößt seyn. Man sage nicht, daß niemals alle Menschen zu dem Entschlusse gebracht werden würden, diese Vollkommenheit zu erreichen, daß also niemals dieser Fall zu befürchten sey. Ich weiß es, daß dieses nie geschehen wird, allein ein Gesetz, — sey es auch bloß Rath, wie Mönche sagen — welches Verbrechen oder Unvollkommenheit nothwendig macht, wie dieses, ein solches Gesetz, ein solcher Rath ist böse. Der Mönch wähne nicht mit dem heiligen Dionysius, daß, wenn jemals dieser Fall wirklich werden würde, Gott schon durch übernatürliche Mittel für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts sorgen werde; der Vernünftige wird ihm antworten, daß übernatürliche Mittel, wenn natürliche vorhanden sind, in den weisen Plan der Schöpfung nicht gehören können. Von Ueberschattungen des heiligen Geistes finden wir nur — ein Beispiel; Minerva aus Jupiters Haupte, Venus aus dem Meeresschaum sind — Fabeln. Ich weiß also in der That

nicht,

nicht, wodurch die Mönche sonst diese ewige Keuschheit beschönigen könnten. Die Bemerkung verschiedener weisen Aerzte, und die Erfahrungen derjenigen Mönche, welche dieses Gelübde pünktlich beobachtet haben, beweisen noch überdies, wie nachtheilig die Beobachtung dieses Gesetzes oder Rathes der Gesundheit des Menschen sey. Gewiß fast eben so nachtheilig, als die Unmäßigkeit im Genuße der sinnlichen Wollüste. Vernünftige Aerzte haben bei dem Wahnsinne einer Nonne, welche dieses Gelübde außerordentlich genau beobachtete, behauptet, daß diese Krankheit nur davon herrühre. Die Krankheit des Körpers ist aber vielleicht noch nicht ein so entscheidender Punkt, als die Laster, welche daraus nothwendig entquellen müssen. Ich will einmal zugeben, daß einige Personen von der Natur wirklich so geschaffen werden, daß sie die natürlichen Begierden und Leidenschaften ewig besiegen, ewig keusch leben können, wiewohl auch dieser Punkt noch nicht ganz gewiß zu seyn scheint; hingegen wird man mir auch einräumen müssen, daß der größte Theil von Mönchen und Nonnen eben so heftig, ja noch heftiger diese dringenden Forderungen der Natur hören als andre Menschen. Vielleicht ohne die Größe und Stärke dieser Forderungen wegen ihrer Jugend zu kennen, vielleicht in dem süßen Wahne, daß sie in der Folge der Zeit hinlängliche Kräfte und Gnade von Gott erhalten werden, das Gelübde zu halten, legen sie

sie das Gelübde der Keuschheit ab. Die Forderungen werden mit zunehmenden Jahren stärker. Welcher innere heftige Kampf zwischen Natur und Gelübde; welcher lange Kampf; aber naturam furca expellas, tamen usque recurret. Hurerei, Unzucht, Onanie, und wie alle die Vergehungen heißen, die selbst das Thier nicht kennt, sind wenigstens bei einem großen Theile der Mönche und Nonnen Folgen dieses Gelübdes. Ich glaube dieser Schaden ist in der That groß genug, um Fürsten aufmerksam zu machen, ein solches widernatürliches Gesetz, einen solchen unvernünftigen Rath zu unterdrücken. Ich habe noch einen Einfluß, welchen der uneheliche Stand der Katholischen Geistlichkeit auf die Sitten vieler einfältiger Katholiken hat, aufzudeken und ich denke, daß dieser Einfluß in der That sehr merkbar und bedeutend ist. Da die Mönche zum Theil aus Uebergengung zum Theil aus Scheinheiligkeit auf Kanzeln und in Beichtstühlen den unehelichen Stand mit den schönsten Farben, den ehelichen hingegen mit den häßlichsten zu schildern pflegen; so bewirken sie dadurch, daß viel Katholiken sich glücklich preisen, wenn sie in ihrem Sohne oder in ihrer Tochter eine Neigung zum geistlichen Stande entdecken; sie hüten sich dann außerordentlich mit ihnen von Dingen zu sprechen, in welchen doch jeder Mensch, wenn er die reifern Jahre erlangt hat, unterrichtet seyn sollte. Unbekannt mit der Bedeutung der Gefühle, welche die Natur in ihnen erregt, über-

legen

legen sie nicht, daß sie einen so hohen Grad von Stärke erlangen können, entschlossen sich dann in Jahren, wo sie noch gar nichts über diesen Punkt entscheiden können, zum geistlichen Stande, betrauern, beweinen und befeuchten denn, wenn ihre Triebe stärker werden den unglücklichen Augenblick, in welchem sie einen ihrer Natur so widersprechenden Entschluß faßten. Auf der andern Seite können thörichte Mädchen gar leicht eben dadurch, weil sich die Aeltern vorgenommen hatten, sie vor allen Kenntnissen der Art zu bewahren, gar leicht zu einer Handlung verführt werden, welche die unglücklichsten Folgen auf ihre ganze Lebenszeit hat. — Das Resultat aus allem, was ich über das Gelübde der Keuschheit gesagt habe, ist, daß es der Natur des Menschen, den Absichten Gottes und den Zwecken, welche Staatsgesetze haben müssen, völlig widerspricht. Wenn auch alle Gesetze und Grundsätze des Mönchswesens die vorzüglichsten wären, so würde dieses einzige Gelübde hinreichend seyn, uns auf eine so ausgebreitete Klasse von Menschen aufmerksam zu machen und Zurecht zu ermuntern, dieses Gesetz zu unterdrücken.

Wir haben in dem ersten Abschnitte dieser Schrift gesehen, daß die Mönche das Gelübde der Keuschheit, als eine Gattung von Fußwerke ansehen, und daß sie zur Unterdrückung fleischlicher Begierden viererlei Mittel anwenden. Diese Mittel sind an sich selbst

6

gar



gar nicht hinreichend, einen Menschen fähig zu machen, dieses Gelübde zu beobachten. Eine genauere Betrachtung derselben wird diesen Satz beweisen.

Fasten ist das erste Mittel, die Keuschheit zu erhalten. Der Unmäßige ist jedem vernünftigen Manne verächtlich; aber der, welcher ohne Noth seinen Körper quält, und durch ausgesuchte schlechte Speisen sich hervor thun will, heißt bei ihm ein Sonderling, oder ein Geizhals. Wozu gab uns Gott so viel Kräuter und Gewächse, als eben dazu, daß wir sie genießen, und uns dabei an seine außerordentlich große Güte erinnern sollten. Die Mäßigkeit also übertreiben, kann ohnmöglich als Verdienst angerechnet werden. Wenn nun noch dieses hinzu kommt, daß die Mönche an manchen Tagen zu wenig essen und an andern hingegen wie die üppigsten Weltmenschen schwelgen; so haben sie auf der einen Seite nicht das geringste Verdienst, auf der andern aber gerathen sie bei dem Vernünftigen, der mäßigen Genuß dem übermäßigen Fasten und der verschwenderischen Schwelgerei vorzieht, in Verdacht, daß ihre Fasten nur ein Werk der Scheinheiligkeit sei. Es ist hier der Ort von den Tiseln der Mönche zu reden, damit sich nicht jemand durch ihre Blendwerke hintergehen lasse. Denn nichts ist ihnen gewöhnlicher als mit ihren Fasten zu prangen. Die Prälaten führen, wie bekannt einen Tisch, an dem sich ein Prinz zu essen nicht schämen

men darf. Die ausgesuchtesten, und niedlichsten Speisen, nach hohem gout zugerichtet, müssen ihre Tafeln zieren; Weine kann man nirgend so gut finden als in Klöstern, der Tisch der Mönche selbst ist nicht so delikats, als der Prälaten Tisch, aber gewiß können wenig Civilbediente, einen solchen Tisch führen. Die Bettelmönche haben nun zwar nicht einen so guten Tisch, als die vornehmen reiche Abteimönche; allein für Bettler, für Leute, die das Land ausfaugen, ist er in der That viel zu gut. Nun fallen freilich einige Tage aus, wo sie nicht so reichlich bewirthet werden, aber dergleichen Tage sind nur wenige, und die Fasten versetzen sich nur von den Abenden, niemals von den Mittagmahlszeiten, und an diesen Abenden bekommen sie doch wenigstens Butter, Käse, Obst, Bier und Wein. Gewiß wie mancher redliche Bürger, der den ganzen Tag hindurch gearbeitet hat, würde sich freuen, wenn er sein Abendbrod mit den Fasten Abendbrode des Mönchs vertauschen könnte. Das vorgegebene Fasten der Mönche ist also blos Blendwerk, blos Wort ohne Bedeutung; aber wie gesagt, wenn sie auch die Fasten so hielten, als ihre Alväter es verordnet haben; so könnte ihnen das gar nicht zum Verdienste angerechnet werden.

Das Ehrgeben, singen und Veten, welches die Mönche, als das andre Mittel zur Erhaltung der Keuschheit vorschlagen, nimmt den größ-

ten Theil des Tages hinweg. Das Gebet ist ein wesentliches Stück des Gottesdienstes, ein wesentliches Geschäft des Menschen und Christen, aber nicht das Gebet, wo zu gesetzten Stunden eine Menge Psalmen, die dem Lesenden theils unverständlich, theils anständig sind, hergeplappert werden, nicht die Gebete der Kirche, die oft ohne allen Sinn sind. Wozu endlich das unaufhörliche Bücken, Reigen, Knien und dergleichen Grimassen mehr? Das wahre Gebet besteht in der Erhebung des Gemüths zu Gott, und das kräftigste Gebet, das angenehmste Gott wohlgefälligste Gebet ist, durch Handlungen, durch Thaten, seinen Mitbürgern, dem Staate, dem Vaterlande, der Welt nützlich zu werden. Vielleicht wäre die immerwährende Beschäftigung ein weit kräftigeres Mittel, die Keuschheit zu erhalten, als jene Psalmen, als jene Kirchengebete, wobei man nichts denkt, die man sinnlos daher plappert, und die oft Gelegenheit zu fleischlichen Versuchungen werden. Diese Beschäftigung der Mönche ist also überflüssig, sie ist aber auch nachtheilig und schädlich, wenn man erwägt, daß wir dazu bestimmt sind, unsre Kräfte zum Besten unsrer Mitmenschen, und zu unsrer eignen Glückseligkeit zu verwenden, woran der Mönch durch diese überflüssigen Geschäfte verhindert wird. Aber beten denn die Mönche nicht, um ihre eignen, um fremde Sünden abzubüssen? Es ist in der That verdamulich, dieses zu behaupten, indem es aller Eitten-

der vornehmsten Pflichten der Mönche. 101

Sittenlosigkeit Thür und Thor öffnet. Ich sehe nicht ein, was den Menschen, der überzeugt ist, daß er seine Sünden durch einige Stossgelächeln abbitten könne, verhindern werde alle Laster zu begehen. Und was die Abbittung fremder Sünden betrifft; so ist das eine für die Einkünfte der Klöster sehr einträgliche Erfindung, sie ist aber eben so verdamulich, als jene, da sie eben sowohl zur Sittenlosigkeit verführt.

Die Kasteiungen und Mertifikationen der Mönche sind das dritte Mittel zur Erlangung der Keuschheit. Ich habe meine Meinung darüber schon im ersten Abschnitte gesagt, und ich verweise meine Leser auf die kleine Schrift vom Einflusse des Mönchswesens auf Staat und Religion, wo ich diese Lehre ausführlicher untersucht habe. Es ist wirklich fast Göttelasterisch zu behaupten, daß Gott durch Zerfleischung des Körpers ausgesöhnt werden könne. Von einem Asiatischen Despoten ließ sich so etwas denken, aber nicht von dem Gotte den wir anbeten, von dem Gotte der uns einen Körper gab, nicht um ihn zu tyrannisiren, sondern um ihm diejenigen Vergnügungen zu verschaffen, welcher er seiner Natur nach fähig ist. Als Mittel zur Erhaltung der Keuschheit betrachtet, dürfen wohl diese Zerfleischungen weit eher Gelegenheit zur Verletzung der Keuschheit geben.

Das vierte Mittel die Keuschheit zu erhalten, war die Vermeidung der Gelegenheit, daher die Einsamkeit und das Stillschweigen der Mönche; durch diese Verkehrungen kann zwar den größeren sinnlichen Ausschweifungen, keineswegs aber denjenigen Lastern vorgebeugt werden, von denen ich oben erinnerte, daß sie bei vielen beinah notwendige Folge des Gelübes sey. Vielleicht würde just eine beständige Unterhaltung der Mönche unter sich, diejenige Wirkungen hervorbringen, welche die Gefesgeber der Mönche durch Einsamkeit und Trennung gewünscht zu haben scheinen. Uebrigens sind aber Einsamkeit und Stillschweigen nicht zu tadeln, wenn sie nicht, wie in Klöstern geschieht übertrieben werden. Wenn der Geschäftsmann, nachdem er Tage zum Wohle seiner Mitbürger durchschwitz hat, sich nach einigen einsamen Stunden sehnt, um über sich selbst Betrachtungen anzustellen, um der Betrachtung nützlicher Wahrheiten nachzuhängen; wenn der Weltweise, die große Welt flieht, um, mit sich selbst versammelt, sich selbst nützlich zu werden, so sehe ich nicht ab, wer ihnen das verwehren oder verübeln wollte. Wenn aber Mönche durch Regeln verpflichtet werden sind, wie zum Beispiel die Benediktiner, zu gewissen Stunden nicht einmahl von nützlichen Dingen zu sprechen, wenn diese Einsamkeit mehr Trägheit zum Grunde hat, wenn man nur einsam ist und schweigt, um nichts thun zu dürfen, um im Müßig-
gange

gange sein Leben verleben zu können; so ist diese Einsamkeit, wo nicht schädlich, doch gewiß — überflüssig. Ich muß hier noch eine Folge dieser Mönchseinsamkeit erwähnen, welche in der That, wiewohl zufällig, sehr wichtig ist. In den mittlern Zeiten, da die Missionsgeschäfte, welche größtentheils die Mönche gehabt hatten, aufhörten, und so viel Mönche, welche bisher in der Welt herumgeschweift waren, in ihre Klöster zurückkehrten; so war es ganz natürlich, daß diesen Leuten die Zeit in ihrer Einsamkeit ziemlich lang werden mußte. Da sie nun keine Handarbeiten mehr trieben; so versielen sie auf Studien. Die Benediktiner und überhaupt die reichern Mönche widmeten sich vorzüglich der Geschichte, und ihnen hat diese Wissenschaft unendlich viel zu verdanken. Allein nachdem die Bettelmönche entstanden, und in den nämlichen Fall wie jene geriethen, so nahm bei ihnen das Studium eine andre Wendung. Die reichern Mönche lebten von ihren Einkünften; sie studirten also zum Vergnügen. Die Bettelmönche hingegen mußten studiren, um zu leben. Die Theologie schien ihnen, da ein sehr ergiebiges Feld zu seyn. Und nun weiß man, was ich durch die Wichtige Folge der Einsamkeit meine — tief sinnige Speculationen, Wertgrübeleien, gelehrte Zänkereien, Distinktionen und alles beinahe, was wir in der Theologie überflüssiges haben, hat

die Einsamkeit der Mönche erzeugt. In der That eine sehr wichtige Folge, wenn man all' die blutigen Kriege, die Zerrüttungen der Staaten, die Trennungen der Menschen von einander erwägt, die durch diese überflüssige Dinge erzeugt werden. Wenn man also auf der einen Seite dem Geiste der Benedictiner und Zisterzienser vielen Dank schuldig ist, so muß man auf der andern Seite wünschen, daß die Bettelmönche ihre Gaukelkünste für sich behalten, und die Welt damit nicht überschwemmet haben möchten.

Der dritte Bestandtheil mönchischer Vollkommenheit, und die dritte Hauptpflicht des Mönchs ist, die Beobachtung klösterlicher Armuth. Die Mönche theilen sich hier in reiche und in Bettelorden. Heißt das arm, wenn dreißig Mönche, fünfzig und mehrere tausend Thaler (zwar nicht alle, aber doch viele Klöster) jährlich zu verzehren haben, wenn ihre Tafeln mit niedlichen Speisen und köstlichen Weinen besetzt sind, wenn in ihren srischen Kleidungen eine gewisse Pracht herrscht, wenn ihre Kirchen und ihr Kirchenschmuck von Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen strotzen; wenn die einzelne Glieder silberne, ja goldne Uhren und reiche Tabatieren haben, wenn ihre Zellen zum Theil prachsvoll ausgeschmückt sind, wenn sie alles haben, was sich nur immer der wollüstigste, äppigste Mensch, was sich nur immer ihr Herz wünschen kann; heißt

das

das arm — nun so sind Benediktiner, Zisterzienser, und wie alle andre reiche Orden heißen, in der That arm.

So wenig nun auch diese Armuth bei dem Vernünftigen für Armuth gilt, und so gern jeder bürgerliche Arme sich eine solche Armuth gefallen lassen würde; so behaupten doch diese angegebenen Orden, daß sie bei ihren unermesslichen Reichthümern die ärmsten Leute seyen, welche nur irgend in der Welt angetroffen werden könnten. Und warum dieses? Weil sie arm im Geiste sind; das heißt, weil ihr Herz nicht an diesen irdischen Gütern hängt, weil ein einzelner Mönch nicht das seinige nennen darf; weil der einzelne Mönch, um einige Groschen ausgeben zu dürfen, erst den Depositarium, welcher insgemein der Prior ist, um Erlaubniß fragen soll, und ohne Erlaubniß nichts annehmen darf; weil alles, was der Mönch erwirbt, der ganzen Gemeinde anheim fällt; weil alles, was der Mönch zu seinem Gebrauche hat, von der Willkühr des Obern abhängt, der es der Regel nach ihm nehmen darf, so bald er es für gut befindet, welches aber bei Mönchen selten, und bei Professoren gar nicht geschieht. Bei allem diesem nichts besitzen, kann der Mönch alles haben, was sein Herz verlangt, sobald er nur Freunde hat, welche ihn mit Geld zu versehen im

G 5 Etande

Etande sind. Dieses Geld trägt er zwar zu den Depositarius hin; allein ich wollte es diesem nicht rathen, daß er dem Mönche, wenn er es zu irgend einer Ausgabe verwenden will, vorenthält, oder sich nur weigerte, es demselben zurückzugeben. Ueberdies hat der Mönch alles, und er braucht zu nichts Geld, als etwa zu Kaffee oder Tobak, oder zur Anschaffung solcher Bücher, welche die gehaltigte Klosterbibliothek nicht entweihen dürfen. Diese in der That ganz sonderbare eigne Armuth trug das meiste dazu bei, daß die Benediktiner und überhaupt alle reichen Mönche zu Ende des zwölften und Anfange des dreizehnten Jahrhunderts alle die Hochachtung und das Ansehen verlohren, in welchem sie seit ihrer Entstehung bei dem Volke, bei der Kirche und bei dem Papste gestanden hatten. Das Volk wünschte alte, wahre Mönche, bei welchen der wahre Geist des Mönchswesens der Geist der Demuth, der Andacht, das heißt der Geist der Schwärmerei wieder aufleben möchte; Mönche, auf deren verdienstliche Werke, Gebete, Kaselungen das Volk sicherer bauen könnte. Der Papst selbst wünschte andere Mönche, als Benediktiner, deren geistliches Ansehen bei dem Volke dem päpstlichen Hofe nichts nuzte, deren weltliches Ansehen und die durch ihre Reichthümer erworbenene bürgerliche Gewalt aber demselben schädlich seyn könnte, und wirklich damals schon gefährlich war. Franziskus

von

von Affissi oder eigentlich Johann Bernanden war das glückliche Genie, welches das Mittel fand, diese Wünsche des Volks und des Papstes im dreizehnten Jahrhunderte vollkommen zu befriedigen. Er stiftete einen neuen Orden, dessen Grundgesetze wir im ersten Abschnitte schon vorgetragen haben. Seine Schüler waren in den ersten Zeiten in der That wirkliche Arme. Sie aßen blos Bettelbrot, und ihre Kleidung, ihre Kirchen, kurz alles zeigte von einer außerordentlichen Armuth. In den neueren Zeiten haben nun freilich diese Leute auch eigne Güter; aber sie sind doch gänzlich von reichen Mönchen unterschieden. Es kommt nun darauf an, zu entscheiden, ob die wirkliche Armuth oder jene eingebildete, so genannte, Armuth des Geistes dem Staate nützlich sey; oder, ob beide demselben schädlich sind, und ob ferner die Mönchsarmuth dem Geiste des Gesetzbuches der Christen angemessen sey, oder nicht. Die Einführung des Eigenthums und der Reichthümer hat zwar auf der einen Seite in den Sitten der Menschen große Revolutionen hervorgebracht, und es kann seyn, daß die daher entquollenen Uebel das wenige Gute, welches dadurch gewirkt worden, weit überwiegen. Allein sobald die Menschen in Gesellschaft traten, sobald waren auch Reichthümer und Eigenthum unvermeidlich. Und wenn man nun all' das Gute, welches durch dieses Zusammenbräuen der Menschen hervorgebracht worden ist, bedenkt; so wird man

man gar bald seinen Unwillen fahren lassen, und jene Uebel nicht fühlen. Eine der vorzüglichsten guten Folgen des Eigenthums ist diese, daß dadurch der Mensch in einen größeren Handlungskreis versetzt wird, daß er, folglich seine Kräfte anstrengt, thätiger wird, und unaufhörlich bemüht ist, neue Erfindungen, das heißt neue Quellen zur Vermehrung des Eigenthums zu entdecken, wodurch er denn nothwendig seine Verstandeskräfte mehr übt, als er ohne Einführung des Eigenthums gethan haben würde. Unfern izzigen Staaten muß es allerdings daran gelegen seyn, den Menschen Gelegenheit zu verschaffen, all' ihre Kräfte zu üben. Ferner muß es dem Staate daran gelegen seyn, daß das im Staate befindliche Geld in einem beständigen Umlaufe erhalten werde, so wie es auch immer ein großer Vortheil des Staates ist, wenn so viel Unterthanen da sind, als ernährt werden können. Nach diesen Grundsätzen nun die Armuth der reicheren Mönche betrachtet, wird jedermann einschen, und eingestehen, daß dieselbe hauptsächlich aus drei Ursachen dem Staate schädlich sey. Erstlich werden alle Kräfte des Mönchs, die er zum Besten des Staats verwenden könnte und sollte, dadurch getödtet, daß er von der Anwendung seiner Kräfte, von seiner Thätigkeit nicht den geringsten Vortheil hat. Denn alles fließt in die Kasse der Gemeinde. Wozu soll er also arbeiten, besonders da er keine Familie hat, der zu Gefallen er sich etwa aufopfern würde,

würde, und ihm nur wenig Bedürfnisse bleiben? Sein Tisch ist gedeckt, seine Wohnung beständig niedlich zubereitet, er darf nur Nothwendigkeiten fordern, und sogleich erhält er alles, was er verlangt; zu seinem außerordentlichen Vergnügen braucht er nur wenig, und da haben die meisten von ihren Familien Spielgelder; die andern hingegen, welche dieser Vortheile beraubt sind, lesen Messen für Geld, oder suchen auf andern Wegen so viel zu erwerben, daß sie diese Vergnügungen sich verschaffen können. Man sieht schon hier im kleinen den Beweis von der oben angeführten Wahrheit, daß nämlich die Kräfte des Menschen dadurch ersetzt werden, wenn er keine Bedürfnisse hat, und wenn die Früchte seiner Thätigkeit ihm nichts helfen. Der Mönch, welcher seine Spielgelder hat, ließt keine Messen für Geld, und arbeitet nur, wenn ihn die Natur so bildete, daß ihm Arbeit zum Bedürfnis geworden ist; der Mensch hingegen, welcher von seiner Familie nichts hat, ließt Messen für Geld, und nimmt all' die kleinen Vortheile mit, welche er bekommen kann. Sein Wirkungskreis erstreckt sich aber auch nicht weiter, als auf die Summe, welche ihm zur Befriedigung seiner Nebenvergünügungen nothwendig ist. Dadurch entgehen also dem Staate eine Menge Hände, Köpfe, und ich setze hinzu, Herzen, welche alle für ihn thätig seyn könnten und sollten. Ich weiß wohl, daß die Mönche, um sich wenigstens einen Ausstrich vom

Ver.

Verdienste zu geben — so tief ist der Grundsatz, daß nirgendwo Verdienst anzutreffen sey, wo keine Thätigkeit ist — behaupten, daß sie auf eine andere Art, nämlich durch Beichtstuhl, Predigten u. s. w. für den Staat thätig seyn. Hier ist der Ort noch nicht, diesem Einwurfe zu begegnen; ich werde es aber weiter unten thun, wo ich die igiten Beschäftigungen der Mönche zu beurtheilen beschließen habe. Zweitens ist diese Armuth der reichen Mönche dadurch schädlich, daß ihr Geld dem so nöthigen Umlaufe entziffen wird. Es ist bekannt, daß in ihren Archiven, Schätze aufbewahrt werden. Dieses Uebel würde aber noch zu verschmerzen seyn, wenn sie das Geld aus keiner andern Ursache aufbewahrten, als um dem Staate in allgemeinen Landnöthen beizuspringen. Allein man hat es im vorigen siebenjährigen Kriege gesehen, daß sie zu den Brandschatzungen nichts mehr beigetragen haben, als was es auf ihren Antheil trug, und daß sie sich sogar nicht einmal haben entschließen können, ihr baares vorrathiges Geld dem Staate zur Abtragung der Brandschatzung vorzustrecken; oder nach geendigtem Kriege demselben zur Tilgung der Kriegsschulden zu leihen. Vielleicht befürchteten sie, daß man dadurch ihren Reichthum entdeken möchte, und sich vielleicht einsallen lassen könnte, denselben besser zu benutzen, als ihn die klösterlichen Besitzer benutzen. Alle Klösterschätze sind also für den Staat ganz verloren. Das dritte
aus

der vornehmsten Pflichten der Mönche. 111

aus dieser Armuth entspringende Uebel ist, daß die Klostergüter nicht so benutzt und gebaut werden, als geschehen würde, wenn sie in den Händen mehrerer Familien wären, und daß also von diesen klostertlichen Reichthümern zu wenig Menschen leben. Ich weiß ein Kloster, dessen Einkünfte sich auf 30000 Gulden belaufen, wovon fünf und vierzig Mönche und ein Prälat gemästet werden. Könnten hiervon nicht so viel Familien und fast eben so gut leben als die Mönche? — Es ist also ganz gewiß, daß diese Art Armuth dem Staate schädlich sey, obschon man nicht behaupten kann, daß sie dem Geiste des Gesetzbuches der Christen ganz zuwider sey, indem man von den ersten Anhängern Jesu liest, daß unter ihnen alles allen gemein war. Hingegen arbeiteten sie doch noch, welches aber freilich von nicht gar langen Bestande gewesen seyn kann, so wenig als bei den Mönchen, die Anfangs, ehe sie so unermessliche Reichthümer erwarben, ebenfalls Handarbeiter waren. Die andere Gattung von Armuth. Die Armuth der Bettelmönche ist nun dem Staate weit nachtheiliger, als die ersten, und ist auch offenbar wider die Gesetze Jesu.

Es muß allerdings dem Staate daran gelegen seyn, diejenigen Menschen, welche durch Unglück, durch Alter, durch Schwäche, durch Krankheiten und andre Uefälle, die auch dem rechtschaffnesten Mann begegnen können, außer Stand gesetzt werden, sich

sich und die übrigen zu ernähren, es muß, sage ich, dem Staate daran gelegen seyn, solchen Leuten ihrem Stande gemäß eine Versorgung zu geben; andere hingegen, welche keine Arbeit bekommen können, Arbeiten für den Staat zu verschaffen, und diejenigen, welche nicht arbeiten wollen, sondern lieber das für manche Leute weit bequemere und bezauglichere Bettelbrod essen, zur Arbeit zu zwingen. Kurz es muß dem Staate daran gelegen seyn, weder einen einheimischen noch fremden Bettler oder Müßiggänger zu haben. Deshalb sind auch in guten Staaten, Armen, Waisen, Wittwen, Arbeits- und Zuchtloser, und die gesammten Unterthanen haben einen Fund zusammen gebracht, aus welchen theils verarmte Bürger und die so genannten Hausarmen, theils durchreisenden unglücklichen Fremdlingen eine milde Beisteuer zu Erhaltung ihres Lebens gereicht wird. Obschon man nun die Güte dieser Grundsätze einseht, und obschon in den meisten Staaten diese Anstalten getroffen worden? so duldet und privilegiert man dennoch diese herumziehende Bettelmönche, und erlaubt ihnen, in alle Häuser zu stürmen und da den oft selbst Armen Geld und Lebensmittel abzuwingen.

Um die ganze Abscheulichkeit dieser Mönche zu fühlen, will ich hier ein Beispiel anführen, für dessen Wahrheit ich Bürge bin, und das ich erforderlichen

lichen Falls hinlänglich zu erweisen mich erbiete. Eine Hausmutter, die kaum für sich, ihren Mann und ihre einzige Tochter hinlängliches Brod hatte, sah von weiten den Terminanten (so heißen die Bettelmönche) kommen, und da sie ihm nichts geben konnte, wohl aber die Grobheit und Ungefügigkeit des Terminanten kannte, und sich vor denselben fürchtete; so hielt sie es für rathsam, sich sogleich in den eben da stehenden Balktrog zu verbergen, und durch ihre Tochter den Defel darüber legen zu lassen. Der Terminant pochte ungestüm an, drang ein und federte sein Almosen. Die Tochter sagte ihm, daß die Mutter nicht zu Hause sey, und sie nichts habe. Der schlaue Terminant merkte an der stotternden Rede des Mädchens, daß ihr Vorbringen eine Lüge sey, sah sich um, erblitzte ein Stüßgen Nok, welches aus dem Balktroge sichtbar war, und sagte sich mit den Worten, daß er schon warten wolle, bis die Mutter nach Hause komme, auf den Balktrog. Vergeblich sagte ihm die Tochter, daß die Mutter sobald nicht nach Hause kommen werde, er blieb sitzen, wohlweisend, daß es die Mutter im Balktroge nicht lange aushalten könne, ohne zu erstickn. Die gute Mutter war endlich gezwungen, sich zu entdecken, und zur Entschuldigung ihrer Verbergung vorzuwenden, daß sie nichts habe, was sie ihm geben könne. Jeder Mensch der nur irgend einiges Gefühl von Mitleiden gehabt hätte, würde sogleich sich entfernt oder

H

wohl

wohl gar ihr eine Beisteuer gegeben haben. Aber Mitleiden wohnt nicht in dem Herzen des klösterlichen Bettlers. Mütterle, sprach er, hab' sie nichts, schließ mir die Schränkel auf. Sie mußte es thun, etwa ein Viertel Pfund Futter und ein halber Käse nebst wenigen Brod war ihr ganzer Vorrath, neun Kreuzer ihr ganzes Vermögen. Der Mitleidslose nahm den ganzen Vorrath, und da dieses für den Vierigen noch nicht hinreichend war, so sah sich die Frau genöthigt, ihm die neun Kreuzer auch noch zu geben. Der Mann kam ermüdet von seiner gewöhnlichen Arbeit, dem Holzhauen, zurück, fand seine gute Frau und seine liebe Tochter in Thränen gebadet, weil all' ihr Vorrath dahin war, und sie sich außer allem Stande befanden, den ermüdeten hungrigen Gatten zu laben, und sich zu sättigen. Hungrig gingen sie zu Bette, hungrig standen sie auf, und waren gezwungen bei ihrem Nachbar einstweilen zu borgen. Was aber in der That fast eben so abscheulich war, ist, daß der Terminant diesen seinen Streich als eine große Heldenthät erzählte, und sich als einen recht pffiffigen Terminanten bekannt machte. — Vielleicht wundern sich meine Leser über die seltsame Grobheit und das mitleidslose Herz des Terminanten, und ich muß denselben zu ihrer noch größerer Verwunderung sagen, daß die meisten Terminanten zwar nicht immer in einem so hohen Grade, aber doch allezeit grob sind. Ihre Verwunderung wird

ver-

verschwinden, wenn ich ihnen den Grund angebe, warum fast alle Bettelmönche grob und ungestüm sind. Frei zu seyn, frei ungebunden in zerstreuer Gesellschaft leben zu können wünscht sich der Mönch trotz seines Glükks des Gehorsams und der klösterlichen Einsamkeit. Mit dem Terminiren ist diese Freiheit verbunden; es wünscht sich dennoch jeder zu terminiren. Bringt er nicht viel mit ins Kloster zurück, so darf er sich keine Hoffnung machen, das Jahr darauf den Termin zu erhalten. Es ist also ganz natürlich, daß er sich alle ersinnliche Mühe geben werde, so viel einzuschleppen als nur immer möglich ist. Mittel und Wege dazu sind ihm gleichgültig, wenn er nur seinen Wunsch erreicht, und wieder betteln gehen darf.

Wenn also schon das gewöhnliche Bettelgehen, wo es doch noch immer auf dem Willen des Gebers ankommt, dem Staate höchst nachtheilig ist, um wie viel nachtheiliger müssen nun gar solche Müßiggänger, solche Bettler seyn, welche nicht bitten, sondern fodern, welche nicht betteln, sondern plündern und oft ohne Noth, denn manche Bettelmönchsklöster haben große Einkünfte — dieses Handwerk treiben. Hiezu kommt nun noch, daß Bettelmönche auch in fremde Lande streichen, und da wie Heuschrecken das Land überfallen. Die Franziskaner und Dominikaner von Halberstadt kommen jährlich nach Erfurt,

und gehen von Haus zu Haus betteln, dann kommen auch die Minoriten von Frizlar und Trantistaner von Stadtwor bis dahin. In Erfurt dürfen diese Mönche betteln, wo so vortrefliche Armenanstalten sind, wo man ein Arbeitshaus, zwei Waisenhäuser und so schöne Fonds für das Armuth hat, daß man nur in wenig Städten eine so geringe Anzahl von Bettelleuten antrifft. Von Erfurt aus breiten sich dann diese privilegiirten Bettler in die umliegende Gegend, und so gar — was in der That äußerst sonderbar ist — viele Meilen ins Kurfürstliche hinein.

Ich habe hier nur noch immer bloß von der Schädlichkeit der Bettelmönche, in wie fern es Vermögen betrifft, gesprochen; weiter unten werde ich einen noch viel gefährlichern Einfluß, den dieses Betteln auf die Sitten der Menschen hat, untersuchen. Hier muß ich nur noch einige Fragen beantworten, die vielleicht schon manchen meiner Leser bekannt sind. Sind denn diese sogenannten Bettelmönche wirklich so arm? Leben sie denn wirklich so schlecht? Haben sie wirklich so wenig, daß sie durchaus betteln müssen? Kurz sind sie denn wirklich das, was in der bürgerlichen Gesellschaft ein Armer heißt und ist? Zur Beantwortung dieser Fragen muß ich eine Abtheilung unter den Bettelmönchen machen. In die eine Klasse setze ich die beschuhten Herren, als Augustiner, Minoriten, Dominikaner, in die andere die unbeschuhete

schuheten Herren, als Franziskaner, Kapuziner u. s. w. Nun denke ich diese Fragen deutlicher beantworten zu können. Was die unbeschuheten Herren betrifft; so muß man in der That gestehen, daß sie so arm sind, so wenig besitzen, daß sie durchaus ohne Bettelbrod wenigstens nicht in der ganzen Anzahl, wenigstens nicht so gut leben könnten. Was aber die beschuheten Herren betrifft, so haben die meisten Klöster so große Einkünfte, daß sie in der nämlichen Anzahl, und eben so gut leben könnten, wenn sie auch nicht bettelten. Sie betteln bloß um das Gesez zu erfüllen. Das Bettelbrod genießen sie nicht selbst, sondern geben es wieder, an ihre Arme, an ihre Vetschweslern, an ihre Anhänger zurück, was denn noch übrig bleibt, legen sie in ihre Gemeinkasse zurück, oder leihen die Gelder, als Kapital aus. Dieser Unterschied ist also wohl zu merken. Darinn kommen aber wieder die beschuheten und unbeschuheten Herren überein, daß sie gut leben; zwar nicht so gut als die Benediktiner, aber doch immer gut. Denn was will der Mensch mehr haben, als wenn er täglich Suppe, Gemüse, und Fleisch, oder Fisch, oder Braten, und an vielen Tagen doppelte Gerichte hat? Was mehr, wenn er eine hinlängliche Portion Bier, in vielen Klöstern täglich, in allen aber doch zu gewissen Zeiten Wein hat? Was mehr, als daß er zu allen Zeiten seine Kleidung erhält, und für nichts zu sorgen hat? Ich denke, damit würde jeder bürgerliche Arme zu

frieden seyn können, und seyn müssen. Nur in der Kleidung unterscheiden sich noch diese Herren. Die beschuhten haben eine eben so gute Kleidung, als die reicheren Mönche, und ein eben so gutes Bett als diese, allein die unbeschuheten tragen einen Noth von Fingerdicken Luche auf dem bloßen Körper, dürfen ihn nur selten wechseln, müssen darinn auf einem Strohsack schlafen. Man kann sich nichts ekelhafteres und abscheulichers vorstellen. Im Sommer können sie sich vor dem Ungeziefer, das nothwendig in ihren Latten wachsen muß, nicht bergen, der lange steife, dille Noth schlägt ihnen, wenn sie gehen, an die nackten Füße, und macht alles wund, und im Winter haben sie außer dem Ungeziefer die nämliche Unbequemlichkeit. Es ist in der That zu bewundern, daß sich noch irgend ein Mensch entschließen kann, einen Orden zu wählen, wo Betteln Ehre ist, dessen sich der edelste Mann auch dann, wann er durch die Noth gezwungen ist, schämt, und wo eine so elende Kleidung getragen werden muß.

Ich werde durch diese Betrachtungen hinlänglich erwiesen haben, wie nachtheilig die Armuth der Bettelmönche dem Staate sey; ob Jesus eine solche Armuth habe empfehlen können. Die Mönche berufen sich, um ihre Armuth zu beschönigen und zu rechtfertigen, hauptsächlich auf die Worte Jesu, welche er

zu dem Evangelistischen Jünglinge sagte: *) Willst du noch vollkommener werden so gehe hin und verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen u. s. w. Sie sagen also, daß die größte Vollkommenheit nach Jesu Befehle in der gänzlichen Verlassung der Güter dieser Erde bestehe; und führen das Beispiel der Apostel, welche alles **) verließen, und Jesu nachfolgten, als Bestätigung dieses Befehls an.

Ich habe in einem Afzetten eine sonderbare Ursache dieses Befehls gelesen, welche ich ohnmöglich meinen unaufzetischen Lesern verhalten kann. „Warum, fragt „der Afzetische Lehrer — ich glaube er heißt Zi- „scher — warum hat Jesus eine gänzliche Ver- „lassung der Güter geboten? weil es das sicherste „Schild wider den Teufel ist, wenn man keine Güter „hat. Denn so wie man sich an einem Menschen fest „halten kann, der Kleider trägt, hingegen jener leicht „entschlüpfen wird, welcher nackt ist; eben so kann „sich der Teufel wohl an jenen fest halten, welche „Güter und Reichthümer besitzen, hingegen muß er „jene fahren lassen, welche keine Reichthümer besitzen, „das heißt, jene welche nackt sind. Die Reichthümer
H 4 sind

„sind die Kleider u. s. w.“ Ich glaube nun wohl, daß verschiedene vernünftige Mönche über diese angegebene Ursache lachen werden; allein ich sehe doch auch gar nicht ein, wie man einen bessern Grund angeben wollte.

Sind aber nicht die dürrn klaren Worte Jesu vorhanden? Vorhanden sind sie, aber es sie nicht so genommen werden müssen, daß Jesus dadurch nichts anders habe anzeigen wollen, als wie gefährlich die Reichtümer für die Ruhe und Glückseligkeit des Menschen seyn, und wie gut es sey, sein Herz an dieselben nicht zu hängen, ob nicht, sage ich, dieses die Meinung Jesu gewesen, wird aus folgenden Betrachtungen erhellen. Jesus sagte in der angeführten Stelle, willst du noch vollkommener werden, so verkaufe alles u. s. w. Ich habe schon oben erinnert, daß der Mensch auch als Mensch, und der Krist noch weit mehr, verbunden sey, sich zu bemühen, täglich vollkommener zu werden. Bestünde nun die größere Vollkommenheit in der Verkaufung der Güter, und was die Bettelmönche daraus herleiten, im Betteln; so müßten alle Menschen wenigstens verbunden seyn, ihre Güter zu verkaufen und Betteln zu gehn. Laßt uns annehmen, daß das ganze Menschengeschlecht, sey es auch erst in Myriaden von Jahren, endlich einmal so weise werde, durchaus nach der Vollkommenheit zu streben; so würde

würde dann, wenn hierinn die höchste Vollkommenheit bestünde, weder eine Veräußerung der Güter noch ein Bettelgehn statt finden können, folglich der Fall gar nicht denkbar seyn, daß das Menschengeschlecht einmal weise werden könne. Das Gesetz — oder der Rath, welcher nach oben angeführten Grundsätzen zum Gesetz wird, wenn darinn die höchste Vollkommenheit besteht — der Veräußerung der Güter und des Bettelgehens, welches auch nothwendig aus jener Handlung entspringt, ist also kein allgemeines Gesetz. Für welche Klasse von Menschen also ist es denn Rath oder Gesetz? Für die möchte ich sagen, welche zu träge sind, um arbeiten zu wollen und Lust haben, um müßig zu gehen. Ferner ist die Güte des Gesetzes gar sehr zu bezweifeln, wenn es entweder gar nicht allgemein befolgt werden kann, oder allgemein, oder doch größtentheils erfüllt, großen Nachtheil verursachen würde. Das Gesetz sey rechtschaffen, kann allgemein befolgt werden, und würde allgemein erfüllt die herrlichsten Früchte hervorbringen; und dieses ist mir ein neuer Beweis für die Güte des Gesetzes selbst. So verhält es sich allen Gesetzen, die wirklich gut sind. Das Gesetz der Veräußerung der Güter aber muß jedem Vernünftigen verdächtig werden, wenn er erwägt, daß es theils nicht allgemein befolgt werden kann, theils auch nur den wenigen befolgt — der menschl-

chen und bürgerlichen Gesellschaft Nachtheil bringt. Wie kommen die übrigen Bürger dazu, gesunde und starke Müßiggänger zu ernähren, die eben so gut, als sie arbeiten, und von ihren Arbeiten leben könnten? Wie kommt der Staat dazu, gesunde und starke Leute zu haben, die nicht arbeiten wollen? Wenn also die Gesetze Jesu insgesamt göttlichen Ursprungs sind, wie Eberlegen behaupten; so kann das Gesetz der Verlassung der Güter ohnmöglich im buchstäblichen Verstande genommen werden, da es Gesetz der Natur, Gesetz Gottes ist, zu arbeiten, und all seine Kräfte zu verwenden; Gesetze Gottes aber sich widersprechen weder dürfen noch können. Paulus, der gewiß die Lehren seines Meisters besser verstand, als wir, arbeitete, und er rühmt sich, daß er niemand zur Last falle. Auch die übrigen Jünger Jesu fischten, und Jesu Pflegevater war ein Zimmermann. Sollte aber Paulus, sollten Jesu Jünger, Jesu Pflegevater nicht gestrebt haben, diesen höchsten Grad von Vollkommenheit zu erreichen? Sollten die ersten Christen diese Pflicht vernachlässigt haben? Und sollte erst nach tausend Jahren ein so einfältiger, ausschweifender, ja beinahe wahnwitziger Mensch als Bernardin, der die erste Pflicht des Menschen, das erste Gesetz der Natur so offenbar verletzte, da er sich seinem Vater widersetzte, ihm ungehorsam ward, ihn so groß als unbillig behandelte, sollte ein solcher Mensch,

Mensch, der jedem rechtschaffenen Manne verdächtig ist, den wahren Sinn der Worte Jesu entdecken? Mein! das kann der weise Jesus nicht gelehrt haben; seine Worte sind in figurlichen Verstande zu nehmen, und da haben sie auch vortrefliche Wirkung. Wenn wir unser Herz nicht an Goldhaufen hängen; so werden wir nur desto billiger, desto mitleidiger gegen diejenigen unserer verarmten Mitmenschen seyn, welche ohne ihre Schuld oft in diese unglückliche Lage vielleicht deshalb von der Vorsicht versetzt worden, um den reichern Gelegenheit zu verschaffen, die Güte ihres Herzens zu beweisen, und folglich ihre Ruhe und Glückseligkeit zu vermehren.

Ich habe nunmehr, und wie ich hoffe, hinlänglich gezeigt, daß die Vollkommenheit, nach welcher die Mönche zu streben, sich für verpflichtet halten, so wenig wahre Vollkommenheit sey, daß vielmehr derjenige Mönch, welcher ganz vollkommen Mönch wäre, der unvollkommenste Mensch seyn würde. Ich habe gezeigt, daß die Erfüllung dieser Mönchspflichten dem Staate und der Religion nachtheilig sey. Ich habe nur noch die besondern Pflichten unserer izzigen Mönche zu betrachten.

Wie ich schon mehrmalen erinnert habe; so waren die ersten Mönche Laien, wie wir. Sie lebten theils von ihrer eignen Hände Arbeit, oder von freiwilligen

Beiträ-

Beiträgen frommgesinnter Menschen. Ihre Pflichten und Bestimmung habe ich betrachtet. Aber sobald die Mönche, die Erlaubniß erhielten oder erschlichen, sich zum Priester weihen lassen zu dürfen; sobald veränderte sich ihr ganzes Eistem. Waren sie Anfangs wenig wichtig, dem Staate wenig bedenklich; so wurden sie izt um so wichtiger, um so bedenklicher. Die damaligen Zeiten waren der Ausbreitung des Mönchswesens außerordentlich günstig. Der gesammte Klerus war durch seine Ausschweifungen, durch sein üppiges Leben dem Volke verhaßt. Er war zu träge, als die Erziehung des Volks, die Kanzeln, die Beichtstühle, und das Geschäfte der Bekehrung der Heiden über sich nehmen zu wollen. Es war also dem ganzen Volke, den Fürsten, Bischöffen und Päbsten höchst angenehm, daß die Mönche sich entschlossen von ihrer ersten Bestimmung — Einsiedler zu seyn — abwichen, und sich dazu hergaben das Volk zu erziehen, zu predigen, die Beichtstühle zu versehen, und die Heiden zu bekehren. Man muß gestehen, daß hier diejenigen Orden, welche vor den Bettelmönchen waren, viel Verdienst, um die Erziehung, um das Lehramt, und um die Bekehrung der Heiden haben. Es ist freilich wahr, daß sie mehr beeifert waren, die Menschen zu Mönchen zu erziehen, und ihnen die Grundsätze des Mönchswesens beliebt zu machen. Es ist freilich wahr,

wahr, daß sie vom Pabste gedungen waren, seine Grundsätze zu verbreiten, und ihm zu einem Ansehen zu verhelfen, welches in der Folge so nachtheilig und gefährlich allen Staaten geworden ist. Allein sie haben doch wenigstens immer zu Pelizirung der Menschen etwas beigetragen, und vielleicht würde ohne sie noch eine weit größere Barbarei, noch eine tiefere Finsterniß erfolgt seyn, wenn die Menschen ohne alle Erziehung geblieben wären. Ueberhaupt aber muß ich gestehen, daß wir zu wenig fakta haben, um bestimmen zu können, wie viel Gutes und wie viel Böses sie gestiftet. Es kann uns aber hier auch nicht daran gelegen seyn, dieses zu wissen. Ich wollte ja nur zeigen, was für Nutzen oder Schaden die Mönche in unsern igiten Zeiten schaffen, um dann bestimmen zu können, welche Veränderungen eigentlich mit ihnen vorgenommen werden müssen. Ohne mich also darum zu bekümmern, wie die Mönche zu diesen Vorrechten gelangt sind, schreite ich gerade zur Beantwortung der Frage: Was thun unsere igiten Mönche, nebst der Erfüllung jener Hauptpflicht, welcher ich oben erwähnte? Ich muß hier wieder eine anderweitige Abtheilung der Mönche machen. Die einen sind die bloß Kontemplativen, als Karthäuser und verschiedene Klöster der reichern Orden, die andern sind die Vermischten, die sich zwar in die Geschäfte der Welt mischen, bei denen aber Einsamkeit und Betrachtung göttlicher Dinge das Hauptgeschäft ist.

Dahin

Dahin gehören alle übrige reiche Mönchsborden. Die dritte Klasse könnte man die Klasse der mit der Welt sich abgebenden Mönche nennen; und das sind die Bettelmönche. Da alle Mönche ohne Ausnahme izz Priester werden, so wird also auch dazu erfordert, daß alle studieren. Die Studien, welche getrieben werden, sind in verschiedenen Landen verschieden. In einigen wird nichts als die liebe Theologia dogmatica und Theologia moralis von einem Klosterlektor den jüngern vorgetragen, in andern aber werden auch jus Canonicum, Kirchengeschichte, Patristik, Exegetik, Polemik, Sprachen u. s. w. gelehrt. Ich bin viel zu wenig, als über den Werth der katholischen Theologie entscheiden zu können. Was ich also hier sage, ist Resultat desjenigen, was ich von Vernünftigen darüber gehört, und was ich gelesen habe. Nach diesem ist die Klostertheologie ein Nof, der aus vielen Lumpen zusammengestückt ist. Die Wahrheiten der christlichen Religion sind durch tausenderlei Epizündigkeiten verunstaltet, und die Moral, die Jesus gelehrt hat, sondern die, welche Mönche nach ihrer Lage, nach ihren Sitten, nach ihren Karakter, und nach ihren Vortheilen, zusammenschmiedeten. Diese Dogmatik und diese Moral saugt also der angehende Mönch ein. Ich weiß wohl, daß in verschiedenen Landen, die Theologie schon zum Theil gesäubert ist, aber wie vielen Unrath findet man doch noch immer darinn, der durchaus nicht darinn seyn sollte. Die Kontemplativen

tiven können nun mit ihrem Vorrathe von erworbenen klösterlichen Kenntnissen den Menschen weder nützlich noch schädlich werden; da sie weder Beicht-, noch Lehrstühle, noch Kanzeln, noch Schulen haben. Hingegen die Vermischten befinden sich im Stande, dieses zu thun. Ich verstehe darunter diejenigen Mönche, welche Lehrstühle auf Akademien, Kanzeln und öffentliche Beichtstühle haben, denen aber das Geschäft der Erziehung des niedern und jungen Volks nicht anvertraut ist. In der That schaden diese Mönche so außerordentlich eben nicht, da sie in ihren Predigten und akademischen Vorlesungen und im Beichtstuhle wenig Zulauf haben, und sich überhaupt eben nicht gar sehr damit abgeben; indem sie ihr hinlängliches und reichliches Auskommen haben; allein ihre Predigten und die andere angegebene Thätigkeit hat wenigstens nicht den geringsten Nutzen, und bringt doch immer etwas Schaden, da der Mönch niemals unterlassen kann, dasjenige zu empfehlen, was ihm und seinen Brüdern Vortheile schafft.

Desto nachtheiliger und schädlicher sind die Bettelmönche, welche nach Aufhebung des Jesuitenordens, in verschiedenen Orten die Erziehung erhalten, welche in ihren Predigten und Beichtstühlen einen außerordentlichen Zulauf haben, und durch das Bettelgehen Gelegenheit genug erhalten, ihre Grundsätze auch unter dem gemeinen Volke auszubreiten. Wir haben

ken die Grundsätze dieser Mönche oben betrachtet. Entweder ist der Mönch von der Güte dieser Grundsätze überzeugt, und der größte Theil ist es, oder er sieht diese Grundsätze für das an, was sie wirklich sind. Im ersten Falle wird er es also für seine Pflicht halten, dieselben zu predigen, im Beichtstuhle anzuwenden, und seinen untergebenen Zöglingen einzufleßen. Im andern Falle ist er entweder ein Heuchler, und predigt also wider seine Ueberzeugung, bloß um sich bei den Obern seines Ordens beliebt zu machen, oder er ist der ohne redliche Mann, und zieht sich den Haß seiner Mitbrüder zu, und wird vom Predigamt entfernt. Ich will hier nur einiger üblen Folgen erwähnen, welche nothwendig daraus entspringen müssen, daß der Bettelmönch die Erziehung, den Beichtstuhl und die Kanzel zu besorgen hat. Wir haben oben ihre Grundsätze von der kleinsten Demuth gehört, theils zu seiner eignen Rechtfertigung, theils auch um sich in dem Ansehen zu erhalten, in welchem er bei dem Volke steht, muß er nothwendig die Demuth so lebhaft herausstreichen, daß jedermann davon überzeugt ist. Es werden also gleich Anfangs im Kinde alle Gefühle von Ehre und Schande, diese so mächtigen Triebkräfte der menschlichen Natur erstickt, und da ihm auch sogar jenes heilige Vergnügen, welches in der Seele des Adlen nach vollbrachten adelichen Handlungen entsteht, als sündhaft vorgestellt wird; so müssen dadurch adeliche Hand-

Handlungen selbst seltener werden. Man verspricht ewige Belohnung und Seligkeit für Leiden, daher weniger Thätigkeit, weniger Patriotismus unter Katholiken; man lehrt sie Reichtümer verachten, daher so wenig Betribsamkeit. Ich weiß wohl, daß hiezu noch mehrere andere Ursachen etwas beitragen, allein es ist doch auch gewiß, daß die Ausbreitung dieser Grundsätze nicht wenig Antheil daran hat.

Man weiß es ferner, wie sehr, hauptsächlich die Bettelmönche auf Andächtigkeiten halten, und daß sie dieselben oft höher ausposaunen, als die wahren Tugenden und Pflichten des Menschen. Ich will nur eines einzigen erwähnen. Sie rathen unaufhörlich an, recht fromm und andächtig zu seyn, täglich in allen Kirchen herum zu laufen und da Gott anzubeten, und seine Heilige zu verehren. Sie haben ferner eine Menge Ordensfasteu, an welchen sie vollkommenen Ablass versprechen, wenn das Volk reumüthig beichtet und communizirt. Ich habe gar nichts dawider, daß wir täglich unsern Schöpfer, und den Urheber alles Guten inbrünstig anrufen sollen; allein das kann dem Ewigen nicht wohlgefällig seyn, wenn der Handwerksmann sein Handwerk verläßt, um eine Messe anzuhören, wenn der Altermann seinen Aker unbebaut liegen läßt, um den heiligen Ablass zu gewinnen. Thätigkeit, Betribsam-

keit, Fleiß, will der Höchste, nicht Müßiggang, nicht staunende Anbetung. Aus allem diesem erhellt also, daß unsre izigen Mönche dem Staate und Religion eben so wenig nützen, als die ersten, und daß sie dem Staate und der Religion noch weit nachtheiliger sind als die ersten. Dieses geschieht, theils durch die Erfüllung der drei klösterlichen Gelübde, theils durch jene gefällige, dem Geiste des Mönchswesens ganz widersprechende Beschäftigungen den Leichtsinns, die Erziehung, und Kanzeln, wo sie solche Grundsätze verbreiten, die durchaus der Religion und dem Staate zuwider sind. Ich könnte zum Beweise noch weit mehr anführen, wenn ich nicht forste, meine Leser von der Wahrheit dieser Grundsätze schon vollkommen überzeugt zu haben. Aber noch eine Frage muß ich beantworten, nämlich diese, was für Nutzen und Nachtheil die Kirche von dem Mönchswesen habe. Vielleicht giebt es nur wenig Worte, die einen so schwankenden Begriff hätten, als das Wort Kirche. Bald versteht man hierunter die Versammlung aller Bischöffe, bald alle Christen zusammen, bald wieder etwas anders. Hier will ich meine Betrachtungen darüber anstellen, was für Nutzen und Nachtheil die Bischöffe und Christenheit überhaupt von den Mönchen gehabt haben und noch habe.

Es ist allerdings nothwendig, daß das Volk Lehrer der Religion habe. Dies sind die Priester. Ob unsre

der vornehmsten Pflichten der Mönche. 131

unser Prieſter alles das erfüllen, was von einem Lehrer der Religion erfordert werden kann, das laß ich hier unentſchieden, da ich mit dem Klerus nichts zu thun habe. Es iſt auch nothwendig, daß die Prieſter oder Lehrer der Religion Oberhäupter haben. Das ſind die Biſchöffe. Es iſt nunmehr beinahe ganz entſchieden, daß der Staat nicht der Religion wegen, ſondern die Religion des Staats wegen da ſey. Folglich müſſen die Biſchöffe dem Fürſten des Staats untergeordnet ſeyn, ſie müſſen keine Befehle reſpektiren, und ihm in der rühmlichen Abſicht, — das Wohl der Nation zu befördern — behülflich ſeyn. Die Mönche haben nun größtentheils bewirkt, daß der Biſchof nicht der Unterthan des Fürſten, ſondern des Papſtes iſt. Sie haben alſo bewirkt, daß nunmehr zweierlei Intreſſe im Staate herrſcht; Intreſſe des Papſtes und Biſchoffs, Intreſſe des Fürſten. Beide ſind jederzeit einander zuwider. Ich will nur einige Widerſprüche anführen. Die Macht des Papſtes kann nicht beſtehen, wenn das Volk, wenn die Fürſten aufgeklärt ſind, folglich muß der Biſchof, wenn er ein getreuer Vaſall des Papſtes ſeyn will, ſich aller Erleuchtung, aller Aufklärung, allen Fortſchritten widerſetzen. Dem Staate und Fürſten hingegen muß daran gelegen ſeyn, daß das Volk an Einſichten zunehme.

Die so schädlichen Andächtigkeiten des Volks, Ab-lässe und dergleichen Dinge mehr, tragen dem römischen Hofe aus allen Katholischen Staaten Einkünfte ein; die Mönche suchen also ihrem Beschützer dem Papste zu Gefallen, das Volk recht aufzumuntern, dergleichen heilige Dinge zu kaufen; und der Bischof der Vasall des Papstes, ist gezwungen, dieses zu erlauben und zu dulden; dem Staate und Fürsten hingegen muß es daran gelegen seyn, daß aus dem Lande einem fremden Herrn nichts zukomme, und daß solcher Aberglaube nicht geduldet werde. Und so giebt es viel tausend Fälle, wo das Interesse des Bischofs und jenes des Fürsten in Kollision kommen, welches ganz wegfallen würde, wenn der Bischof der Unterthan des Fürsten, oder der Fürst zugleich Papst in seinem Lande wäre. Sollte es aber nicht selbst anständiger für Bischöffe seyn, einem weltlichen Fürsten, dem von Geburt schon zum Regenten bestimmten zu gehoramen, als einem Papste, der oft aus einer niedrigen Klasse des Volks ist, oft Mönch war?

Ferner sind die Mönche an den entsetzlichen Exaltationen, welche zwischen Christen und Christen entstanden sind, größtentheils Schuld. Denn sie waren es, welche die ursprüngliche Christus-Religion verfälschten, welche eine so ungeheure Menge von Lehren füzen, statt der ganz einfachen Christus-Lehren ersan-

erfanden. Diese Spaltungen wären nie geschehen. Denn hat man wohl jemals über moralische Grundsätze gezankt? Nur über Epizündigkeiten in der Moral, und über Dogmatik. Welche ungeheure Folgen diese Mönchsverfälschungen und Streitigkeiten gehabt haben, ist hinlänglich bekannt, und Deutschland hat es besonders im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert empfunden; und der große Nachtheil welchen die gesamte Christenheit davon gehabt, liegt jedermann vor Augen. Was aber in der That das schlimmste ist, das ist, daß sie sich noch in unsern Tagen der Duldung widersetzen, welche verschiedene Fürsten in ihren Landen einzuführen beschloffen haben. Wenn dieses auch nicht gerade zu und nicht allezeit geschieht; so sind doch theils ihre Klagen wider Neuerungen, wider Freigeisterei, Ehengeisterei u. s. w. welche sie auf Kanzeln und in Reichstühlen vortragen, theils auch der Grundsatz, daß es sündlich sey, Kezer zu begünstigen, hinlänglich, alle Folgen, die der öffentliche Duldungsgeist der Fürsten auf die Herzen der Unterthanen haben könnte, zu vereiteln. Die Christenheit hat also in der That von den Mönchen keinen Nutzen. Daß ihre Gebete und Bußwerke keinem Menschen etwas helfen, habe ich theils in der kleinen Schrift vom Einflusse des Mönchswesens auf Staat und Religion hinlänglich dargethan, theils auch eben schon gezeigt,

134 Untersuchung ob ein Fürst befugt sey etc.

daß diese Mönchslehre höchst verdamulich sey, indem sie aller Eitlenlosigkeit Thür und Thor öffnet.

Aus allem nun gesagtem erhellt also, daß es den Staaten und Fürsten wichtig seyn müsse, mit einer so ansehnlichen Klasse von Menschen solche Verbesserungen zu treffen, und ihre Grundsätze so zu mildern, daß sie dem Staate und der Religion nützlich werden. Vorschläge zu diesen Verbesserungen und Milderungen werde ich im dritten Abschnitte vortragen.

Dritter Abschnitt.

Untersuchung,

ob ein Fürst befugt sey, Verbesserung mit dem Mönchswesen vorzunehmen.

Vorschläge dazu.

Es scheint zwar in der That sonderbar, eine Untersuchung über eine Frage anzustellen, welche der große Joseph durch sein Beispiel bejahend beantwortet hat; allein wenn man auf der einen Seite die Klagen der Mönche über Unbilligkeit und Ungerechtigkeit hört, wenn man selbst von einem menschenfreundschastlichen Yselin in den Ephemeriden der Menschheit liest, daß er glaubt, der einzelne Mönch habe doch immer ein Recht, zu verlangen, daß man ihn seine übrige Lebenszeit in einem Kloster zubringen

gen lasse, da er in seiner Jugend so viel aufgeopfert; wenn die Mönche behaupten, daß man alle Sekten zu dulden anfangen, und nur gegen sie unduldsam verfahren; wenn man auf der andern Seite den römischen Bischof von Eingriffen in seine Rechte sprechen hört — so wird es so wenig sonderbar seyn, hier zu untersuchen, ob diese Rechte gegründet, jene Klagen und Forderungen gerecht seyen, daß es vielmehr scheint, diese Untersuchung müsse den Vorschlägen vorhergehen, welche ich zur Verbesserung des Mönchswesens zu thun beschloßen habe.

Was ist der Pabst? was für Rechte hat er? Kann er über Eingriffe klagen? — Jesus hatte so wenig die Absicht, auf dieser Welt ein Reich zu stiften, daß er vielmehr ausdrücklich sagt: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Er unterwarf sich den damaligen Oberherren des Staats, er beobachtete die Gesetze des Staates, und gab dadurch seinen Nachfolgern ein Beispiel, daß sie, eben so wie er, sich den Gesetzen unterwerfen sollten. Paulus sagt ausdrücklich, seyd unterthan. Auch beweisen die Aposteln und christlichen Prediger in den ersten Jahrhunderten des Christenthums durch ihr Beispiel, daß es die Absicht des Christenthums gar nicht sey, Staaten zu beherrschen, sondern daß es Hauptpflicht des Christen sey, vernünftig zu gehoramen, daß man weiter nichts wolle, als die Menschen weiser, besser und vollkomme-

ner zu machen. Dazu waren also Lehrer venüthen, allein diese waren eben so gut Unterthanen des Staats, als diejenigen Christen, welche keine Lehrer waren. Nachdem die christliche Religion die herrschende im Staate geworden; so hörte man Anfangs auch noch nicht, daß Bischöffe — Lehrer des Volks — sich eine gewisse Macht angemaakt hätten, sie blieben noch Staatsunterthanen. Nach und nach aber wurden die Bischöffe Regenten des Staats und der Bischof von Rom, dem aus der Rücksicht, weil er Bischof der Residenzstadt der Kaiser war, ein gewisser Vorzug in allgemeinen Versammlungen zugestanden ward, griff nach und nach so weit um sich, daß er endlich sich zum allgemeinen Bischöffe aufwarf, und alle andere Bischöffe, zu seinen Vasallen machte. Ja seine Verwegenheit gieng so weit, daß er sich zum Oberherrn aller Fürsten und Staaten aufwarf, Throne und Kronen nach seiner Laune verschenkte und veräußerte, Fürsten zu seinen Vasallen machte — Kurz Oberherr der ganzen christlichen Welt ward — Er der Unterthan des römischen Kaisers! Dst widersezten sich vergeblich diejenige unter den Kaisern, welche das Unschilliche das Widerrechtliche dieser angemaachten Vorzüge einfahen; seine Macht war schon zu weit gediehen, als daß sie schnell hätte zertrümmert werden können. Dazu wurden viele Jahre erforderlich, so wie viele nothwendig gewesen waren, diese Macht zu gründen. Die Päbste hatten von Gregor den

den stehenden hauptsächlich an, immer nach einem Systeme gehandelt, deshalb gedieh ihr Werk. Die Kaiser hingegen waren bald thätig, bald unthätig, handelten nach verschiedenen Maximen, und deshalb konnte die Macht des Papstes niemals zerstört werden, Diese außerordentliche Macht des Papstes, dieser außerordentliche Einfluß desselben auf alle Staaten, ist also wieder alle Absicht Jesu. Nebst der Obergewalt über alle Bischöffe und Fürsten hat sich nun auch der Papst das Recht angemaaßt, klösterliche Orden zu stiften, zu begnadigen, und wenn es ihm beliebt, sie wieder aufzuheben, und hat alle Fürsten und Bischöffe von diesem Rechte ausgeschlossen. So wenig also die Macht des Papstes über Bischöffe und Fürsten gegründet ist, eben so wenig gegründet ist, auch sein vorgebliches Recht über die Orden. Wie mögen die Mönche als Laien, oder als Priester betrachten; so sind und bleiben sie nur immer Unterthanen des Landesfürsten; ja sie sind so wie alle übrigen Priester nur in so fern der Gewalt des Bischofs unterworfen, als dieser die Obliegenheit hat, auf die Sitten und Lehren der Lehrer des Volks Acht zu haben, da wir gesehen haben, daß nach dem Sinne Jesu, der Bischof eine bürgerliche Gerichtsbarkeit nie besitzen könne. Die Bischöffe sind Unterthanen des Fürsten, und er kann ihnen zwar eine gewisse Untergerichtsbarkeit zugestehen, sie bleibt aber jederzeit von ihm abhängig.

Nach diesen Grundsätzen, die in der Vernunft und Bibel gegründet sind, kann also der Pabst gar nicht klagen, wenn ein Fürst sich einfallen läßt, diejenigen klösterliche Orden aufzuheben, welche seinen Staaten unnütz oder schädlich scheinen, und wenn er mit ihnen solche Veränderungen trifft, welche er zum Wohle seiner Unterthanen für nöthig erachtet. Darüber kann der Pabst nichts sagen, kann nicht über Eingriffe klagen, da ihm kein einziges Recht genommen wird, das ihm wirklich zukäme, sondern nur angemaaßte Rechte beschnitten werden, der Fürst nur darauf bedacht ist, die von seinen Vorfahrern veräußerte oder demselben unrechtmäßig genommene Rechte wieder zu erobern. Das Klagen des römischen Bischofs kann also einen weisen Fürsten nicht zurük halten, mit dieser Klasse von Menschen alsobald Veränderungen vorzunehmen, sobald sie ihm nothwendig und nützlich scheinen. Aber wird nicht die ganze Katholische Religion zu Grunde gehen, wenn das Ansehen des Pabstes so herab gesetzt wird? Wenn man das hierarchische Eystem, wenn man das Mönchsweesen, die Zierde des Weinberges des Herrn antastet? Diese Einwürfe erwarte ich nur von jenen schwachen Katholiken, welche durch das ewige Geschwäze der Mönche verführt, glauben, daß Pabst, hierarchisches Eystem, und Mönche wesentliche Dinge der wahren Katholischen Religion seyn. Vernünftige Katholiken werden wissen, daß mehrere hundert Jahre die

die katholische Religion bestanden, ohne daß man von einem allgemeinen Bischöfe, von hierarchischen System, von Mönchen etwas wußte, und daß diese Jahrhunderte gerade die Zeit waren, wo die wahre Christus-Religion ihrer ursprünglichen Reinheit am nächsten kam; sie werden wissen, daß der Pabst so gut ein Bischof ist, wie jeder andre, daß alle die Rechte, welche er jetzt ausübt, angemaachte, an sich gerissene widerrechtlich erlangte Rechte seyen, daß ihm weiter nichts zukomme, als der Vorsitz in den Versammlungen der Bischöffe, welcher ihm von den Kaisern und Bischöffen zugestanden, weil er der Bischof der vornehmsten Stadt, der Residenzstadt der Kaiser war, daß auch dieser Vorsitz nur zufällig dem römischen Bischöffe zukomme, und eben so gut einem andern Bischöffe anvertraut werden könne. Sie werden wissen, daß zur Erhaltung der Einigkeit der Lehre, welche ein Fundamental-Artikel der katholischen Religion ist, kein Pabst erfordert werde, da bekannt ist, daß diese Einigkeit erhalten werden, ehe man an einen Pabst dachte. Sie werden also auch einsehen, daß die katholische Religion bestehen wird, wenn man auch den römischen Bischof in seine alten Grenzen zurück weist. Um aber doch auch bey jenen schwachen Katholiken Eingang zu finden, will ich hier einige Stellen aus bewährten katholischen Schriftstellern anführen, woraus sie die Wahrheit dieser Sätze einsehen, und von ihrem Wahne und Vorurtheilen geheilt werden können.

Der

140 Untersuchung ob ein Fürst befugt sey: c.

Der heilige Paulus widerstand dem Ansehen des heiligen Petrus, weil er sah, daß er nicht nach der Lehre des Evangelium wandelte. *) Wenn also Petrus untrüglich gewesen wäre, oder Jesus ihm die Gewalt über die andern Bischöffe, oder Aposteln gegeben hätte; so hätte das Paulus weder wagen können noch dürfen.

Paulus nennt sich im nemlichen Sendschreiben an die Galater, Paulus ein Apostel nicht von Menschen oder von einem Menschen eingesetzt, sondern von Jesu u. s. w. Er war also nicht von Petrus zum Apostel gemacht. Wozu müssen aber unsre Bischöffe von römischen Bischöffe erst confirmirt werden **)?

Als sich gleich Anfangs wegen der Beschneidung unter den Aposteln, ein Streit erhob; so befragten sich die Apostel, nicht bei Petrus, sondern bei der ganzen Versammlung, und diese entschied den Streit. Es war also zur Erhaltung der Einigkeit in der Lehre damals kein sichtbares untrügliches Oberhaupt vorhanden. Die ganze Versammlung war hinreichend sie zu erhalten. Wozu will man aber jetzt ein Oberhaupt

*) Epist. Pauli ad Gal. cap. II. v. II. Cum autem venisset Petrus Antiochiam, in faciem ei relictici quia reprehensibilis erat.

**) Epist. Pauli ad Gal. cap. I. v. 1. Paulus Apostolus non ab hominibus, neque per hominem, sed per Iesum Christum.

haupt haben *)? Petrus hatte den Vorschlag, sprach zuerst in der Versammlung; aber weiter nichts. Ich könnte noch mehrere dergleichen Sätze aus der Schrift anführen, wenn diese nicht schon hinlänglich das obenangeführte erwiesen. Wir wollen aber einige Kirchenväter selbst hören, und da sehen, ob ihre Sprache mit der Sprache der Päbste der spätern Jahrhunderte und der Sprache unsrer izzigen Päbste überein komme.

Statt aller will ich den Pabst Gregor den Großen sprechen lassen.

„Auch berichtet mir Eure Heiligkeit“ (alle Bischöffe nannte man damals Eure Heiligkeit vorzüglich, weil sie sich durch die Keinigkeit ihrer Sitten durch ihr liebevolles, herablassendes Betragen dieses Namens würdig machten) „daß sie einem gewissen Manne in aufblasenden und vom Hochmuthe erzeugten Ausdrücken nicht mehr zuschreibe. Gleichwohl heißt es in ihren Briefen an mich, wie Sie befehlen haben. Dergleichen Ausdrücke verbitte ich mir fürs künftige, denn ich weiß ja, wer ich bin, und wer ihr seyd. Eurer Amtswürde nach seyd

*) Cap. XV. Visum est enim spiritui sancto et nobis etc. Es heißt nicht: Visum est enim Spiritui Sancto et summo Pontifici Petro.

142 Untersuchung ob ein Fürst befugt sey zc.

„send ihr meine Brüder, den Sitten nach meine
 „Väter. Wüthm habe ich, was ich für nützlich
 „sind, nicht befehlen; sondern fleißig angezeigt.
 „Gleichwohl finde ich nicht, daß Eure Heiligkeit,
 „was ich dert erinnerte, vollkommen im Gedäch-
 „nisse behalten hätte. Denn ich hatte gesagt, daß
 „man weder mir, noch jemand anderem mit derglei-
 „chen Zuschriften beegnen solle; und da steht in dem
 „Brieße an mich selbst, der ich solches verboten hatte,
 „gleich oben an der hoffartsvolle Titel: dem allge-
 „meinen Bischöffe. Ich bitte, Eure geliebte-
 „ste Heiligkeit, künftighin ja nicht solches mehr
 „zu thun. Ihr Bischöffe brechet ja euch selbst
 „alles das ab, was ihr über die Gebühr ei-
 „nem andern zuwendet. Denn ich suche ja
 „nicht durch Worte, sondern durch Sitten mich
 „höher zu schwingen; noch rechne ich mir dasjenige
 „zur Ehre an, wovon ich weiß, daß es meine
 „Brüder entehre. Die allgemeine Kirche ist
 „meine Ehre. Je kräftiger meine Mitbrüder
 „ihre bischöfliche Würde behaupten, desto mehr
 „finde ich mich geehrt. Dann bin ich wahrhaftig ge-
 „ehrt, wenn einem jedem die schuldige Ehre gegeben
 „wird. Wenn Eure Heiligkeit mich einen all-
 „gemeinen Bischof nennt, so gesicht sie ja, daß
 sie

„sie dasjenige nicht sey, was ich nach ihren
 „Werten allgemein bin. Das sey aber fern.
 „Hinweg mit Worten, welche die Eitelkeit aufblasen;
 „und die christliche Liebe verletzen. Eure Heiligkeit
 „wird sich noch erinnern, daß ein solcher Ehrename
 „von dem heiligen chalzedonischen Kirchenrathe, und
 „nachmals auch von versammelten Bischöffen meinen
 „Verfahrern angetragen worden ist, und doch hat
 „sich keiner desselben bedienen wollen.“

Niemand, spricht Epprianus, ist der Bischof der
 Bischöffe. Bernhardus sagt dem Papste gerade zu,
 „bedenke, daß du nicht der Herr der Bischöffe, son-
 „dern ihr Mitbischof seiest.“ Der Kostnizer Kirchen-
 rath verordnet, daß jeder Glaubige, selbst der Papst
 einer allgemeinen Kirchenversammlung gehorsamen
 müsse; Papst Eugen bekennet freimüthig, daß er sich
 in allem den Aussprüchen der Kostnizer Kirchenver-
 sammlung unterwerfe, und Papst Silvester II. erklärt
 den dagegen handelnden für einen Heiden und Höl-
 lener. Der heilige Bernhard warnet die Päbste nicht
 in fremde Gränzen einzudringen, und mit ihrer Ei-
 chel nicht fremdes Korn zu mähen. Ich könnte ein
 ganzes Buch schreiben, wenn ich alle die Stellen an-
 führen wollte, aus welchen man offenbar sieht, daß
 zur Erhaltung der Einigkeit in der Lehre, keineswegs
 ein

2) Ad Eulog. Alex. Ep. 30. Lib. VIII. Indict. I.

144 Untersuchung ob ein Fürst befugt sey etc.

ein Papst vermöchten, daß ohne ein solches Oberhaupt die christliche Kirche mehrere Jahrhunderte bestanden, und daß also dadurch auch die katholische Religion nicht zu Grunde gehen werde, wenn Fürsten ihre Rechte wieder hervorsuchen, und den Papst in seine Gränzen zurückweisen.

Von dem hierarchischen System ist bekannt, daß es Gregor der siebente, erst durchgesetzt hat. Die Aposteln und die ersten Christen wußten von einem solchen Systeme nichts. Daß endlich das Mönchtumwesen nicht zum wesentlichen der katholischen Kirche gehöre, ist schon hinlänglich dadurch erwiesen, daß mehrere Jahrhunderte das Christenthum gestanden und geblüht, ehe man noch wußte, was ein Mönch war.

Wenn es zum wesentlichen der christlichen Religion gehören könnte; so hätte der weise Jesus eine so wichtige Sache nicht mit gänzlichen Stillschweigen übergehen dürfen. Er hätte sagen müssen, es gehört mit zur Hauptsache der neuen Religion, welche ich euch lehre, daß sich eine Anzahl Christen entschließen, gehorsam, keusch und arm zu leben, daß sie sich geißeln den ganzen Tag; übrigenß aber für die menschliche Gesellschaft todte Glieder sind; es gehört dazu, daß eine andere Gattung Christen das nämliche thut, diesem aber noch das Almosensammeln hinzufügt. Das hätte er sagen müssen, und würde es auch gesagt

sagt haben, wenn er jemals Mönche und Nonnen hätte haben wollen. Allein er that das nicht. Wie kam es denn also, daß erst im vierten Jahrhundert die ersten Mönche entstanden? Wie kam es, daß erst nach tausend Jahren ein ganz einfältiger Mensch den Gedanken faßte, von Almosen zu leben? Wahrscheinlich daher, weil das Christenthum von seiner ursprünglichen Reinheit abgewichen war, und man auf Andächtigkeiten mehr hielt, als auf die wesentlichen Obliegenheiten des Christen. Die Klagen, welche verschiedene Konzilien über die großen Fortschritte des Mönchswesens führen, die Befehle der Kirchenversammlungen, daß keine neue Orden mehr in der Kirche eingeführt werden sollen, beweisen, daß diese Kirchenversammlungen von der Entbehrlichkeit der Mönche überzeugt waren.

Aber wer soll für uns beten? — Ihr selbst, meine Freunde, müßt für euch beten. Fremdes Gebet, fremdes Verdienst kann euch nichts nützen.

Ich hoffe nun so viel gesagt zu haben, daß selbst der einfältigste Katholik überzeugt seyn wird; daß vorgenommene Veränderungen mit dem Mönchswesen, der katholischen Religion keinen Nachtheil bringen können. Die Klagen des Papstes, die Furcht der Schwachen fallen also hinweg. Aber können nicht die Mönche eine Duldung fordern, die man nun selbst den Juden zugesteht? Kann nicht wenigstens ein ein-

R

jenes

145 Untersuchung ob ein Fürst befugt sey zc.

zernes Glied, ein einzelner Mönch verlangen, daß er in seinen spätern Jahren ein Leben fortsetzen dürfe, an das er sich schon gewöhnt, und um welches er die Vergnügungen seiner Jünglingsjahre in der Absicht aufgeopfert, damit er sein ganzes Leben in diesem Stande verleben könne? Um diese Fragen mit aller erforderlichen Deutlichkeit beantworten zu können, wird es nothwendig seyn, hier die Grundsätze einer vernünftigen Duldung vorzutragen, und zu zeigen, in welchen Fällen man das Recht habe, eine Duldung zu fordern, und in welchen Fällen es Staatsklugheit nothwendig macht, dieser Forderung Gnüge zu leisten.

Ein Fremdling kann niemals von einem Fürsten fordern, daß er ihn in seinen Landen dulde, aber bitten kann er ihn, und die Staatsklugheit rath es an, jeden Fremdling zu dulden, ja sogar zu begünstigen, wenn sein Betragen den Gesetzen des Staats nicht zuwider ist, wenn er sich denselben unterwirft, wenn er gar dem Staate nützlich ist. Der Einwohner eines Staates kann vom Regenten als ein Recht fordern, ihn so lang im Staate zu dulden, als er sich nicht durch Verbrechen oder durch Grundsätze, die dem Staate gefährlich sind, oder wohl gar durch Verbreitung dieser Grundsätze eines solchen Rechtes verlustig macht. Aber auch in diesem Falle rath die Klugheit an, den Verbrecher oder den Gefährlichen nicht
aus

aus den Staaten zu verweisen, sondern ihn so zu verwahren, daß er keine Verbrechen mehr begehen, nicht mehr gefährlich seyn kann.

Diese Grundsätze sind so wahr, daß der allgemeine Tadel derjenigen Fürsten, welche sie nicht befolgt, und das allgemeine Loben derjenigen, welche sie ausgeübt, der beste Verweis ihrer Wahrheit und Güte sind.

Diesen Grundsätzen zu Folge konnten die Hugenotten in Frankreich die Duldung als ein Recht verlangen, so lange, bis entschieden war, daß ihre Grundsätze dem Staate entgegen seyen. In diesem Falle rieth die Staatsklugheit an, alles vorzulehren, um sie zu bessern Staatsbürgern umzubilden, aber niemals erhielt der König ein Recht, sie zu andern Gesinnungen zu zwingen. Da aber die Grundsätze der Hugenotten dem Staate keineswegs zuwider sind; so begieng der König nicht nur einen Staatsfehler, da er sie aus seinem Lande weggehen ließ, sondern er verletzte auch die Rechte des Menschen, da er ihnen ihr Vermögen nahm, sie zu andern Gesinnungen zwingen, und ihnen nicht einmal erlauben wollte, frei aus dem Königreiche Frankreich auszuwandern zu dürfen.

Diesen Grundsätzen zu Folge können die Juden von allen Fürsten Duldung als Wohlthat verlangen, wenn sie noch nicht als Bürger des Staats recipirt

worden. Die Staatsklugheit rath an, sie zu dulden, da die Grundsätze ihrer Religion dem Staate keinesweges — wie das nun hinlänglich erwiesen ist — schädlich sind, sie hingegen treue, nützliche Unterthanen des Staats sind oder doch werden können. Und eben deshalb werden in vielen Staaten zum großen Vortheile dieser Staaten die Juden geduldet.

Diesen Grundsätzen zu Folge, können Protestanten in katholischen Staaten, können Katholiken, in protestantischen Staaten, diese Duldung, als Recht, wenn sie nicht den Grundgesetzen des Staats widerspricht, und wenn dieses ist, als Wohlthat verlangen. Im ersten Falle ist es Pflicht des Regenten, sie zuzugestehen, im andern rath es die Staatsklugheit an.

Diesen Grundsätzen zu Folge können Mönche zwar um Duldung bitten, das wird ihnen niemand wehren; aber das Interesse der Fürsten fodert, und die Staatsklugheit rath es an, ihre Gesetze so zu verbessern, und so zu mildern, daß sie dem Staate nicht schädlich sind. Daß sie es aber jetzt sind, habe ich oben hinlänglich erwiesen. Die Mönche können also nicht über Ungerechtigkeit und Unduldsamkeit klagen, wenn einige weise Fürsten sich beschäftigen, ihre grundbösen Verfassungen zu verändern. Sie können nicht einmal so viel Duldung fordern, als die Juden. Denn diese sind treue, thätige, die Last des Staats mit-

tra-

tragende Bürger; die Mönche hingegen sind Unterthanen eines fremden Herrn, unthätige Miteßer, die zwar alle und noch größere Vortheile des Bürgers genießen, und doch nicht eine Last desselben mittragen helfen. Nur das könnte ihnen beifallen, von dem reformirenden Fürsten zu fodern, daß er, ihnen vergönne, aus dem Staate in einen andern zu ziehen, und ihr Vermögen, nachdem sie das einmal festgesetzte Abzugsgeld erlegt, mitzunehmen. Es würde ungerecht von einem Fürsten seyn, wenn er nicht dem einzelnen Mönche diese Erlaubniß geben wollte, daß er in seiner syrischen Kleidung abziehen, und in ein andres Land, wo dergleichen Leute geduldet werden, gehen dürfte. Der Staat verliert an ihm zwar nichts, wenn man berechnet, daß er vorher zur Bevölkerung nichts beitrug, und überhaupt ein todes Glied der Gesellschaft war. Allein da er doch zum Staatsbürger umgebildet werden könnte, und der Verlust eines einzigen gefunden immer ein großer Verlust für den Staat bleibt, so rath die Staatsklugheit an, den Mönch durch Güte und durch vernünftige Vorstellungen dazu zu bewegen, wozu ihn zu zwingen der Fürst keine Befugniß hat. Was aber den zweiten Punkt wegen des mitzunehmenden Vermögens betrifft; so hat es hier eine ganz andere Verwandniß, als mit dem Vermögen des Bürgers, welcher in einen andern Staat ziehen will.

Es kommen hier nämlich zwei Stüke in Betrachtung. Erstlich hat der einzelne Mönch gar kein Recht auf das Vermögen der Gemeinheit, nur das Recht hat er, zu fordern, daß er von diesem Vermögen Standesmäßig erhalten werde. Der Fürst kann das nun freilich dahin einschränken — so lange er im Staate bleibt. Wenn also der einzelne Mönch um die Erlaubniß anhält, in einen andern Staat zu wandern, so muß ihm das, wenn er darauf besteht, der Fürst bewilligen; allein Ansprüche auf Vermögen kann er gar nicht machen, und eine Pension hängt von der Gnade des Fürsten ab. Diese Maxime befolgten die Bourbonischen Höfe bei der Aufhebung der Jesuiten in diesen Staaten. Sie erlaubten allen Jesuiten (die sich keiner Verbrechen schuldig gemacht hatten) aus ihren Staaten sich zu entfernen, wenn sie ihren Noth nicht ausziehen, sondern Jesuiten bleiben wollten.

Zweitens. Wenn nun aber eine ganze Kloster-gemeinde einmüthig darauf bestünde, mit ihren Haab und Gütern den Staat zu verlassen, wäre es da ungerecht, wenn der Fürst ihnen zwar insgesammt erlaubte hinzugehen, wohin sie wollten, aber ihr Vermögen zurück behielt, um es zu bessern Anstalten zu verwenden?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir sehen, wie sie zu dem Vermögen gekommen, wer es gegeben, und ob der Fürst das Recht habe, diese Ab-sichten

sichten der Geber zu interpretiren, und sie nach den Bedürfnissen unsrer Zeiten zu verändern.

Alle die Klöster, welche eigenes Vermögen haben, und liegende Gründe besitzen, haben dieselben entweder von jenen Jünglingen bekommen, welche in die Klöster eintraten, um ewig ihr Leben daselbst zu beschließen, oder sie erhielten sie durch Weltmenschen, welche glaubten, daß die klösterliche Anstalten Gott wohlgefällig seyen, und daß sie sich dadurch desto sicherer den Weg zum Himmel bahnen könnten. Manche thaten es, um ihren Namen zu verewigen. Unter diesen Gebern waren verschiedene Kaiser, Könige und Fürsten. Die meisten Stifter und Geber hatten heilige Absicht, zum Nutzen der Menschheit etwas beizutragen; welche Absicht sie leider! zum Theil verfehlt haben. Wenn man in die Geschichte zurückgeht; so wird man finden, daß die meisten Klöster in jenen Zeiten fundirt worden, wo die Mönche die Erziehung des Volks und Bekehrung der Heiden, besorgten, wo ihre Klöster Schulen und Zufluchtsörter der Armen Wittwen und Waisen waren. Es ist also höchstwahrscheinlich, daß viele Stifter die heilige Absicht gehabt haben durch ihre Stiftungen, gewisse Fonds zu machen, damit das Volk erzogen, und die Armen ernährt werden könnten. Sie konnten niemand eher als Mönchen in den damaligen Zeiten ihre Güter anvertrauen, weil sie da am sichersten verwahrt, und in den damaligen Zeiten auch am besten verwendet wur-

den. Die heiligen Geber gönnten gern den Außsern ihres Vermögens, den Erziehern des Volks, daß auch sie an den Einkünften Theil nehmen durften. Diefennach wäre also das Vermögen der Mönche nicht Eigenthum einer Klostergemeinde; sondern Erbtheil der Armen, Fend zur Erziehung. Auch sind die Klostergüter von jeher von Kirchenvätern, von Bischöffen, von Konzilien und Synoden als ein Erbtheil der Armen betrachtet worden. Erst noch neuerlich hat der Fürst Erzbischof in dem so vorstreflichen Hirtenbriefe verschiedene Stellen der Konzilien, Väter u. s. w. angeführt, woraus dieses deutlich erhellt. Die Klostergemeinden können also auf das ihnen zur Verwaltung übergebene Vermögen keinen Anspruch machen. Und da nun der Fürst der allgemeine Vater des Landes ist, so hat er ohnfreitig das Recht, diese bisher übel verwaltete Summen einzuziehen, und den Absichten der Geber gemäß zum Besten der Armen, und zur besseren Erziehung des Volks verwalten zu lassen. Es mag aber auch wohl viel Andächtige gegeben haben, welche schwach genug waren, diese Absichten nicht zu hegen, sondern ihr Vermögen aus keinem andern Endzwecke den Klosterbewohnern gaben, als damit nur einige Mönche mehr ernährt werden könnten, und daraus dürften vielleicht die Klostergemeinden das Recht herleiten, die Klostergüter, wenigstens zum Theil als Eigenthum betrachten, und also, wenn es ihnen vergönnt würde,

de, in einen andern Staat zu wandern, dasselbe mitnehmen zu können. Allein auch zu diesem Theile des Vermögens haben sie kein Recht. Ich könnte mich hier auf das Verfahren der Christen berufen, welches sie beobachteten, da die christliche Religion die herrschende im römischen Reiche ward. Ohnstreitig hatte die römische heidnische Geistlichkeit auch Fonds, die zum Theil vom Staate selbst, theils von andern Personen waren. So weiß man von Numa, daß er die Geistlichkeit dotirte, und die Vestalinnen hatten große Einkünfte. Alle diese Fonds zogen die Christen an sich, und verwendeten sie zu christlicherem Gebrauche. Aber ich habe nicht einmal vonnöthen, mich nach diesen Beispielen umzusehen. Da Gangonelli den Jesuitenorden unterdrückte, wurden alle Güter der Jesuiten eingezogen, und keiner Gemeinde freigestellt, in einen andern Staat sammt ihren Gütern zu gehen. Man weiß es, daß der König von Preussen, so lange der General Ricci lebte, die Jesuiten noch immer in seinem Lande duldet, und doch wagte es nicht eine Jesuitische Gemeinde auf diesen Fall anzutragen. Es ist aber auch noch überdieß zu bemerken, daß ein Fürger des Staats nie eine Gesellschaft begünstigen könne und dürfe, deren Gesetze offenbar wider das allgemeine Wohl des Staats sind, wie wir von den Gesetzen der Mönche schon gesehen. Waren die Fürsten des Mittelalters zu verführt und geblendet vom Aberglauben und von Mönchen, um das Gefährliche dieser Klasse

von Menschen einzusehen, waren sie zu schwach, sich diesem einreisenden Uebel zu widersetzen; so kann das für ihre erlöschende Nachfolger keine Regel seyn, sich eben so zu betragen, eben sowohl als sie dieses Uebel im Staate zu bulden. Es ist also gewiß, daß der Fürst ohne erst den römischen Bischof darum fragen zu müssen, mit dem Mönchswesen solche Veränderungen, welche zum Besten des Staats und der Armen besonders, und zu Verbesserung der Erziehung gereichen, treffen könne. Ich sage mit Vorbedacht, ohne erst den Papst fragen zu müssen; denn ich habe gezeigt, daß der römische Bischof, der Papst sich um andere Staaten nicht zu bekümmern habe. Und als Fürst ist er theils Vasall des römischen Kaisers, theils auch zu klein, als daß er sich um die Angelegenheiten anderer Staaten bekümmern — dürfte. Ich wollte nicht einmal Fürsten rathen, dieses Höflichkeitshalber zu thun, denn man weiß, daß die Päpste nur zu oft aus erwiesenen Höflichkeiten, Schuldigkeiten gemacht haben.

Allein, werden die Mönche sagen, das Mönchswesen, hat nun seit mehr als einem Jahr tausend geblüht, und doch haben alle Staaten bestanden. Wenn die Gesetze des Mönchswesens den Staaten so gefährlich und so nachtheilig wären, wie hätten da
die

die Staaten so lange bestehen können? Warum also Neuerungen vornehmen, warum uns unsre Existenz rauben? Wenn Staaten so lange mit dem Mönchswesen bestanden haben, so werden sie auch noch länger bestehen. Ferner wenn wir der Religion so viel Nachtheil bringen, wie kommt es, daß die Religion doch noch immer besteht, und also wahrscheinlich noch länger bestehen wird, wenn wir auch jährlich eine Rekrutirung von 40 bis 50000. Menschen in der Christenheit vornehmen.

Es können nur diejenigen Mönche sprechen, welchen an der Vervollkommnung der Menschheit, an der Vervollkommnung der Staaten nichts gelegen ist. Es ist wahr, die Staaten haben mit dem Mönchswesen bestanden, werden wahrscheinlich auch noch länger bestehen. Aber wie bestanden? wie bestehen? Weniger bevölkert, weniger aufgeklärt, weniger gesittet. Muß denn eine Gesellschaft gerade ganz alle Staatsverfassung aufheben, um einer Verbesserung zu bedürfen? muß nicht der adle, der rechtschaffene, der patriotischgesinnte Bürger wünschen, daß die Staaten sich immer mehr und mehr jener Vollkommenheit nähern möchte, welche der Staat Gottes hat, der das Ideal aller Vollkommenheit ist. Das nämliche gilt von der Religion. Auch sie hat bestanden, und wird wahrscheinlich auch ferner so, wie sie ist, künftig bestehen, ja ich will sogar einräumen, daß

156 Untersuchung ob ein Fürst befugt sey etc.

daß wir wenn auch das Mönchswesen bestünde, allmähliche Fortschritte machen würden. Warum aber dem Strome Dämme entgegensetzen, wenn er eine so schöne gerade Straße läuft? Warum die Fortschritte der angefangenen Aufklärung durch längere Duldung des Mönchswesens hemmen? Ist's nicht Wunsch eines jeden ädlen Christen, daß die wahre Christus-Religion wieder erweckt werde, welche sich nicht in theologische Spitzfindigkeiten verliert, sondern welche nur die reine natürliche Religion (wahre Christus-Lehre) die ächte Moral auseinander setzt und vervollkommen? Ist und muß das nicht Wunsch eines jeden ädlen Christen seyn? Sind aber nicht Mönche, die nur — wenn sie besonders Bettelmönche sind — von Aberglauben und Aberglauben leben, und denen allen allgemeine Verachtung bevorsteht, wenn diese wahre Christusreligion erweckt würde, sind sie nicht hauptsächlich Ursachen, daß wir so lange Jahrhunderte nach dieser ursprünglichen Reinheit schmachtet, und müssen sie nicht alles anwenden um den Geist des Christen einzuschläfern, und allen den Dingen, die so ganz dem Geiste der Christus-Religion zuwider sind, einen vorzüglichen Werth beizulegen? Ich hoffe, daß alles, was ich bisher gesagt habe dem Einsichtsvollen eine hinlängliche Ueberzeugung meiner Grundsätze verschafft habe. Aber wie vergeblich sehe ich mich hoffen, daß auch der Mönchsfreund von der Wahrheit derselben überführt seyn werde.

Allein

Außer höre ich noch einen frommen Mönch seufzen, haben nicht alle Stände ihre Unvollkommenheiten? Bedürfen nicht alle einer Reformation? Warum gerade mit dem Mönchswesen anfangen? — Ich gebe es zu, daß alle Stände ihre Unvollkommenheiten haben, alle vielleicht einer Verbesserung bedürfen; aber vielleicht ist der Mönchsstand gerade derjenige, welcher am ersten und nothwendigsten einer Verbesserung bedarf, und wenn auch dieses nicht wäre, wenn jeder Stand diese Einwendung machen wollte; so würde nie eine Verbesserung gemacht werden können, und wir würden uns noch in der nämlichen Barbarei als im dreizehnten Jahrhunderte befinden.

Es sind also nunmehr alle Einwürfe gehoben, und ich habe nur noch zu beantworten, was der menschenfreundschastliche Iselin in den Ephemeriden der Menschheit mit so viel Wärme sagte, ob nicht nämlich ein einzelnes Glied, ein einzelner Mönch befugt sey, zu verlangen, daß man ihn seine übrige Lebenszeit in dem Stande, welchen er einmal gewählt, beschließen lasse.

Wenn man erwägt, welchen Vergnügungen der Jüngling, der sich entschloß, oder dazu beredet ward, Mönch zu werden, in der Blüthe seiner Jahre, entsagt hat; so muß man zugeben, daß es billig sey, einem abgelebten Greise, dem das Mönchsleben durch Gewohnheit behaglich geworden ist, zu erlauben, daß

er auch seine noch übrige Lebenszeit in Unthätigkeit in irgend einem Kloster verlebe. Und wenn auch sonst kein Umstand diese Billigkeit foderte; so foderte es doch dieser, daß ein solcher abgelebter Mann gar nicht dazu geschickt ist, vor seine eigene Wirthschaft Sorge zu tragen. Es ist mir bekannt, daß einigen abgelebten Jesuiten nichts beschwerlicher war, da sie aufgehoben wurden, als dieses, sich um alles zu bekümmern, da sie sich nun so lange um gar nichts bekümmert hatten. Es ist billig mit der Schwäche der Menschen Mitleiden zu haben, und ich bin also völlig dafür, daß wenn meine Grundsätze befolgt würden, doch immer in jedem Staate ein oder mehrere Klöster nach Verhältniß beibehalten würden damit in denselben diejenigen Mönche absterben könnten, welche sich einmal an dasjenige Klosterleben gewöhnt haben, als daß ihnen das weit thätigere, sorgenvollere Leben behagen könnte. Das nämliche gilt von den abgelebten Klosterjungfrauen.

Nachdem ich nun also gezeigt habe —

- 1) Daß das Mönchswesen dem Staate und der Religion entbehrlich, und
- 2) Dem Staate und der Religion höchst zuwider und schädlich sey, und erwiesen habe
- 3) Daß jeder Landesfürst, unabhängig vom römischen Bischöffe, mit dem Mönchswesen treffen könne.

wagt

wage ich es, Vorschläge zu einer allgemeinen bürgerlichen und geistlichen Verbesserung des Mönchswesens zu thun, die zum Vortheil des Staats und Religion zugleich abzuweisen und wodurch die Absichten der Fundatoren erreicht werden können.

Erstens: da die Grundverfassung der Mönche und Nonnen von der Art ist, daß die Glieder dieser Klasse von Menschen, wenn sie auch dem Staate und der Religion nicht gefährlich wären, doch alle insgesammt nach ihrer ursprünglichen und izzigen Verfassung dem Staate und der Religion ganz entbehrlich sind; so müßte der Landesfürst das ganze dermalige Mönchswesen aufheben, und es so einleiten, daß aus diesen izz entbehrlichen Gliedern, nützliche, thätige, dem Staate und der Religion gleich wichtige Glieder werden könnten. Es müßte also niemand mehr

Seitens: die Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit, und der Armuth ablegen dürfen. Denn das Gelübde des klösterlichen Gehorsams ist wider Vernunft, wider Staatsverfassung, und Religion; das Gelübde der Keuschheit verhindert die dem Staate so nothwendige Bevölkerung, und macht wenigstens bei einer beträchtlichen Anzahl widernatürliche Lasten nothwendig, ist wenigstens wirkende Ursache derselben und das Gelübde der Armuth unterdrückt alle Industrie,

160 Untersuchung ob ein Fürst befugt sey 2c.

bustrie, alle Betriebsamkeit. Auch müßten zugleich mit diesen Dingen

Drittens: alle die seltsamen Kleidungen aufhören, die zwar an sich nicht schädlich sind, doch aber immer auf das Volk einen gewaltsamen Eindruck machen, der schädlich werden könnte, wenn man diese Veränderung vernehmen, dabei aber den Mönchen erlauben wollte, sich in einer sonderbaren Kleidung sehen lassen zu dürfen. Doch würden es Billigkeit und Menschenliebe erfordern, diejenigen alten Mönche und Nonnen, welche sich nach der Welt und ihrer natürlichen Freiheit nicht sehnen, hiemit zu verschonen, und ihnen zu erlauben, künftig ihre Lebenszeit in einem besonders dazu angewiesenen Kloster zu verleben.

Viertens: müßten alle übrige Mönche und Nonnen geschickt gemacht werden, dem Staate und der Religion nützliche Dienste zu leisten. Es wäre also nicht genug, daß es keinem Jünglinge und keinem Mädchen mehr erlaubt wäre, die klösterlichen Gelübde abzulegen; sondern es müßten auch alle Mönche und Nonnen, jene abgelebte Greise aufgenommen, von den schon abgelegten Gelübden entbunden werden, weil diese Gelübde unfähig machen, für Staat und Religion thätig zu werden. Da schon erwiesen ist, daß der römische Bischof in einem fremden Staate gar keine Gerichtsbarkeit ausüben könne;

so müßte der Fürst die ihm unterworfenen Bischöffe seines Staats anhalten, alle Mönche und Nonnen von ihren Gelübden zu entbinden. Daß dem Fürsten das Recht zukomme, dieses zu fordern, erhellt offenbar daraus, weil ein Bischof nach den Gesetzen der Religion Jesu gar keine Gerichtsbarkeit hat, außer der, welche ihm der Landesfürst verleiht. Ja es wäre zu erweisen, daß der Fürst eigenmächtig, ohne Rathhülfe des Bischofs, alle diese Gelübde losbinden könnte. Um aber die Schwachen nicht zu ärgern, um selbst die Mönche nicht zu ärgern, würde es staatsklug, weise und vortheilhaft seyn, wenn der Fürst dieses für igt durch den Bischof vollziehen ließ. Um nun zugleich die Gewissen derjenigen Mönche und Nonnen zu beruhigen, welche noch immer glauben, daß der Pabst allein das Recht habe, von klösterlichen Gelübden zu entbinden, und welche daher Zeit- lebens besorgt seyn könnten und würden, ob sie auch von ihren Gelübden kräftig und hinlänglich vom Bischofe entbunden worden, aus dieser Besorgniß, würde es menschenfreundschastlich und weise seyn, durch Bischöffe und erleuchtete Priester diese Mönche und Nonnen hinlänglich zu unterrichten, und sie von der Wahrheit zu überzeugen, daß dieses Recht keineswegs dem römischen Bischoffe, sondern dem Bischoffe eines jeden Staates zukomme. Die Menschenliebe erhebert, den Schwachen zu Hülfe zu kommen, und alles anzuwenden, um ihnen Ruhe des Lebens zu verschaffen.

Fünftens: Das Vermögen der Klöster gehört den Armen, und ist von vielen frommen Gebern zur Erziehung des Volks bestimmt. Hingegen würde die Billigkeit erfordern, zu untersuchen, ob von den Gebern noch Erben vorhanden. Diesen wäre das in die Klöster geschenkte Vermögen zurück zu geben, und ihnen frei zu stellen, ob sie es zu dem künftigen besern Anstalten wollen verwenden lassen oder nicht. Wenn aber in einem Kloster — welches aber weder zu vermuthen ist, noch geschehen wird — alle Geber entdeckt würden; so, daß es alsdenn unmöglich wäre, die Mönche oder Nonnen desselben Klosters anständig zu erhalten; so müßten die Geber zufrieden seyn, wenn sie ihr Vermögen erst nach dem Tode dieser Mönche und Nonnen wieder zurück erhielten. Auch würde es der Billigkeit gemäß seyn, den Mönchen und Nonnen den Theil ihres gehabten Vermögens zurück zu geben, welchen sie als Mitgabe und Ausstattung ins Kloster gebracht haben.

Sechstens: Das noch übrige Vermögen müßte in eine Masse in jedem Staate zusammen genommen werden, damit dadurch jene Summen erspart würden, welche bei vielen verschiedenen Messen auf die Verwalter verwendet werden müßten. Es würde daher auch vortheilhaft seyn, wenn alle liegende Gründe, alle öffentliche Gebäude, und der ohnehin so überflüssige Kirchenschmuck in baares Geld verwandelt

dest würde. Von letztern besonders ist das nothwendig, theils weil er ein todttes Kapital ist, theils weil in der ursprünglichen Kirche, die Kirchenschätze nicht zum Puzen dieser oder jener Bilder, dieser oder jener Altäre, sondern zur Verpflegung der Armen und Nothleidenden verwendet würden, wie alle alten Kirchenväter hinlänglich sagen, welche auch gar heftig zum Theil dawider eifern, daß man die Absichten der Geber so sehr zu verkennen anfange, welche keine andern waren, als die ich vorhin angeführt habe.

Siebentes: Dieses nun zusammengebrachte Vermögen aller Klöster im Staate gehört 1) Den Armen. Wenn im Staate schon hinlängliche Anstalten getroffen worden sind, daß diejenigen Nothleidenden, welche entweder nicht arbeiten können, oder durch große Unglücksfälle in dürftige Umstände gerathen sind, vom Staate ernährt werden können, so fällt ohnehin weg, aus dieser Masse einen Fond für Nothleidende zu machen. Hingegen wo dergleichen Anstalten noch nicht sind, ist es allerdings nothwendig, einige Klöster zu solchen Häusern aufzubewahren, in welchen Arme, wahre Nothleidende und Unglückliche, die sich ihr Brod nicht erwerben können, ernährt würden. Diese Arme wären denn die erste Klasse neuer Mönche und Nonnen. Diese Häuser müßten vorzüglich so eingerichtet seyn, daß alle Glieder anständig gekleidet würden, hinlängliche

gute Nahrung hätten, und es ihnen an der ihnen so nothwendigen Aufwartung nicht mangelte. In unsern gewöhnlichen Krankenhäusern und Spitälern wären nur Kranke, in diesen neuen Klöstern nur Nothleidende, nur Unglückliche aufzunehmen, welche sich zu ernähren nicht im Stande sind. Sie müßten alle unter einem Oberhaupte stehen, das aber von Weltlichen Gerichten abhängt. Dieses Oberhaupt müßte Gewalt haben, diejenigen zu ihrer Pflicht mit Güte anzuhalten, welche etwa davon abgewichen. Wäre das Glied widerspenstig; so müßte der Obere verbunden seyn, dieses den Gerichten anzuzeigen. Die höchste Strafe — außer Kriminalfälle — wäre die Verstosung aus dem Kloster, und Beraubung dieser Wohlthat.

Wenn eine ganze Familie unglücklich ist; so ist die ganze Familie aufzunehmen, und in so fern sie Kinder zeugten; so wären die Kinder zu einem Handwerke anzuweisen. Es müßte einem jeden Gliede, wenn es Lust und Fähigkeit hat, frei stehen, sich zu verheirathen. Mit den Kindern gieng es eben so wie mit den vorigen. Hingegen müßten diejenigen, welche keine Neigung zum Ehestande hätten, versprechen keusch zu leben. Die erste Anweisung müßte nach den Gesetzen des Staates, die zweite zwar auch so, aber noch überdieß mit Verstosung aus dem Kloster, bestraft werden.

Zwar fällt der Erwerb der einzelnen ohnehin schon dadurch weg, weil nur solche Personen aufgenommen

men werden, welche sich auch ernähren können. Allein da es Unglückliche giebt, die zwar noch arbeiten, aber nicht so viel arbeiten können, daß sie dadurch sich ganz ernähren würden; so wären diese Leute allerdings aufzunehmen, aber dahin anzuhalten, daß sie sich, so viel in ihren Kräften stünd, nach ihrer Art beschäftigen. Der Erwerb davon käme ihnen zu, und sie könnten sich dadurch vielleicht in den Stand setzen, sich fernerhin ganz zu ernähren. Wenn dieser Fall eintreffe, wäre ihnen dann anzudeuten, das Kloster zu verlassen, und einem andern Platz zu machen. Alle Fußwerke und Andächteleien fielen gänzlich hinweg, vielmehr wären diesen Unglücklichen öffentliche anständige Vergnügungen zu machen, damit man sie ihres Unglücks wegen einigermaßen entschädigte. Auch müßten sie einen ordentlichen Gottesdienst haben. Ueberhaupt aber jedem frei stehen, das Kloster wieder zu verlassen, sobald es ihm beliebte. Einsamkeit und Stillschweigen sind Dinge, die solchen Unglücklichen die Leiden nur vermehren würden. Sie müßten also alle insgesammt nach Klassen speisen, da sie sich mit einander unterhalten dürften, und auch außer der Tischzeit müßte es jedem frei stehen, sich mit einem andern zu unterhalten, auch auszugehen, theils um sich Bewegung zu machen, theils um an den Vergnügungen, welche die freie Natur gewährt, Antheil zu nehmen.

166 Untersuchung ob ein Fürst befugt sey 2c.

Es könnte auch rathsam seyn, jenen Personen, welche dem Staate schon abgestorben sind, aber noch hinlängliches Vermögen haben, zu erlauben, sich in diese Klöster einzukaufen. Nur müßte dadurch kein Unglücklicher weniger aufgenommen werden. — Diese Gattung Menschen wären wahre Mönche und Nonnen, und durch die Stiftung solcher Klöster würde die fromme Absicht jener Klosterstifter erreicht, welche sich freuen würden, wenn sie die gute Anwendung ihres Vermögens sähen, sie werden sich freuen, wenn sie von dem Gelingen der Unsterblichen auf diese Anstalten herabsähen.

Achtens: Der andere Theil der Kloster Einkünfte ist von den Gebern 2) zur Erziehung bestimmt. Die Erziehung des Volks muß eines der wichtigsten Geschäfte zwar nicht des Fürsten selbst, aber doch einer eigenen dazu verordneten, von Fürsten selbst abhängigen Kommission seyn. Das Wohl des ganzen Staates liegt daran, daß die jungen Bürger zu thätigen, geschickten und gesitteten Bürgern gebildet werden. Diese Wahrheiten sind so deutlich, daß sie auch vom gemeinsten Verstande begriffen werden.

Bei allen Erziehungsanstalten kommt hauptsächlich dieses in Betrachtung, daß man nicht nur solche Lehrer anstelle, welche die nothwendigen literarischen Kenntnisse besitzen, sondern auch solche, die eine gute Kenntniß der Kinder Herzen sich erworben haben, und
also

also im Stande sind, die Kinder zu lenken, ihre jungen Herzen zu bilden, ihnen Reigung und Geschmat zur Tugend beizubringen, kurz — sie zu guten Menschen zu machen.

Ferner müssen solche Lehrer angestellt werden, welche Bereitwilligkeit haben dieses zu thun, welche die Wichtigkeit ihres Postens fühlen, mit Vergnügen dieses Geschäftes über sich nehmen. Da dieses Geschäft so wichtig und von einem so weitem Umfange ist, so müssen dem Lehrer alle übrige Sorgen erspart werden, damit er sich ganz den Kindern widmen könne.

Bei unsern meisten Schulanstalten ist immer mehr darauf gesehen worden, den Verstand der jungen Leute auszuheilen, als ihre Herzen zu verbessern. Man überließ dieses letztere Geschäft ganz den Aeltern. Es war so in den kleinen Schulen, in Gymnasien und auf Akademien. Das weibliche Geschlecht genoß einer noch weit elendern Erziehung; denn so bald sie zum Abendmal gegangen waren; bekümmerte man sich gar nicht mehr um die Vermehrung ihrer Kenntnisse, um die bessere Ausbildung ihrer Herzen, oder um sie zu weiblichen Arbeiten geschickter zu machen. War also einmal die Frau faumfelig, unweissend, ungeschickt, und ungesittet; so pflanzte sich, wo nicht Unwissenheit und Sittenlosigkeit, doch wenigstens Ungeschicklichkeit, wenigstens bei der geringeren Klasse

von Bürgern fort. Dieses rührt nicht etwa von Aeltern her; sie sind gewiß alle bereitwillig ihre Kinder gut erziehen zu lassen, und werden entzückt darüber seyn, wenn aus ihren Kindern rechtschaffene und adeliche Menschen geworden sind; sondern hauptsächlich rührt dieses daher, weil man noch in wenig Staaten, eine Anstalt hat, in welcher jene Männer gebildet würden, die sich der Erziehung widmen. Die Jesuiten allein hatten eine solche Anstalt, die aber, weil ihre Erziehungs Grundsätze selbst nichts taugten, diejenigen Wirkungen nicht hervorbrachte, welche man davon zu erwarten das volle Recht hat. Ihre Magister mußten ein ganzes Jahr nach dem Noviziate sich in dem unterrichten lassen, was sie in ihren Gimnasien vorzutragen hatten. Dann rührt auch diese schlechtere Erziehung daher, weil die Erzieher mit zu viel andern Geschäften und Sorgen beladen sind, und also ihrem Amte weder mit der erforderlichen Bereitwilligkeit und Lust, noch mit der hiezu durchaus nothwendigen Aufmerksamkeit versehen.

Da nun die Absicht verschiedener Stifter der Kloster ohnstreitig gewesen ist, solche Fonds zu machen, daß das Volk gut erzogen werden könnte; so würde diese Absicht nicht besser erreicht werden können, als wenn in jedem Staate nach Verhältniß ein oder mehrere Klöster angelegt würden, in welchen alle diejenigen, welche sich der Erziehung widmen wollten, erst

erst selbst erzogen würden. Und zwar müßten da die einsichtsvollsten Erzieher zu Oberaufsichtern genommen werden, die ihnen nicht nur all' die erforderlichen literarischen Kenntnisse beibringen; sondern auch ihnen zeigen müßten, wie sie ihre erworbenen Kenntnisse am besten den Zöglingen mittheilen könnten. Ferner müßten die Aufseher oder Obererzieher denselben die einem Erzieher so nothwendige Kenntniß des menschlichen Herzens, und vorzüglich des Herzens der Kinder nicht nur in der Theorie geben; sondern sie ihnen auch in Praxi durch den Umgang mit Menschen und vorzüglich mit Kindern verschaffen. Die so gebildete Erzieher müßten dann ihre Geschäftlichkeit zum Erziehen nach Verhältniß ein oder mehrere Jahre dadurch beweisen, daß sie selbst — doch unter jedesmaliger Aufsicht des Obererziehers — in den Schulen nicht nur diejenige Wissenschaft oder Kunst, der sie sich vorzüglich gewidmet, vortrügen, sondern auch angewiesen würden, wie sie die Sitten der Kinder zu beobachten und zu verbessern hätten.

Wenn also diese Schule der Erzieher gestiftet, und dann aus derselben, alle Erzieher sowohl zur niedrigeren als höhern Klasse der Bürger genommen würden; so wäre der Staat vergewissert, daß kein einziger Erziehungsposten einem untüchtigen

anvertraut worden. Und da diese Haupterziehungsschule, so wie auch alle Erziehungsanstalten unter der Aufsicht einer Landesherrlichen Erziehungs Kommission stehen müßten; so könnte er auch vergewissert seyn, daß nie dem Staate zuwiderlaufende oder gefährliche Grundsätze verbreitet werden könnten.

Es ist allerdings noch eines von den vorzüglichsten Verurtheilen in katholischen Staaten, daß man die Erziehung der Kinder unabweichen anvertraut. Nachsichem, daß sie alsdann mit wirthschaftlichen Sorgen beladen sind; ist es noch überdies wahr, daß sie nie jene zärtlichen Gefühle und Neigungen zu Kindern haben werden, nie so viel Gelegenheit verlangen können, Kinder Herzen zu beobachten, als wenn sie selbst Kinder haben. Es würde also vortheilhaft seyn, wenn die Obererzieher sowohl als die Erzieher an niedern Schulen verehlicht wären. Alle Erzieher müßten so viel Einkünfte haben, daß sie ihrem Stande gemäß leben könnten, und Keiner sich mit andern Geschäften beladen dürfte, um sich und die Seinigen Standesgemäß zu erhalten. Nur so lang der werdende Erzieher im Obererziehungshause ist, so lang muß er unverheirathet bleiben. Die werdende Erzieher sind nun die zweite Klasse

Klasse von Mönchen. Sie sind verbunden, dem Vorsteher der Obererzieher, so wie jedem Obererzieher vernünftig zu gehoramen, müssen aber jederzeit das Recht behalten, sich bei der Landes herrlichen Erziehungs Kommission bescheiden zu beklagen, wenn sie glauben, daß ihnen zu viel geschehen sey. Sie müssen versprechen, Keusch zu leben, und jede Auswürfung macht ihn zum ferneren Erzieher unfähig. Sie müssen zusammen, wie in Klöstern wohnen, zusammen essen, und von den Einkünften der Klöster standesmäßig nicht nur das Nothwendige, sondern auch das, was das menschliche Leben angenehm macht, erhalten, damit ihnen ja die so nothwendige Lust zum Erziehen nicht genommen wird. Sie müssen sich in diesem Erziehungs-hause so lange aufhalten, bis die Obererziehungs Kommission sie für fähig erklärt, einem Erziehungsamte an Landeschulen vorzustehen. So lange sie im Erziehungs-hause sich befinden, müssen sie sich mit nichts, als mit auf Erziehung hinweisenden Dingen beschäftigen. Sie haben also auch keine Mittel sich etwas zu erwerben; deshalb darf ihnen eben nicht das geringste abgehen. Diejenigen Armen, welche von der Erziehungs Kommission zu Erziehern an einer Landeschule angewiesen werden,

den, müssen, eine Ausstattung erhalten, damit sie nicht gezwungen sind, ihr Amt mit Schulden anzutreten. Die reichern hingegen bedürfen einer solchen Ausstattung nicht. Da jeder Erzieher, sobald er an einer Schule angewiesen worden, sich verhalten darf, so wird der werden wollende Erzieher sich im Erziehungs Hause alle Mühe geben, so bald als möglich sich zu einem Lehramte geschickt zu machen. Wenn nun ein Erzieher an Landesschulen treue Dienste geleistet hat, und zu stumpf wird, als daß er seinem Amte künftig vorstehen könnte; so würde es rathsam seyn ihn, als Emeritus in das Obergerichtshaus zu thun, damit er daselbst seine Tage in Ruhe verleben könne, und es müßte ihm weiter nichts obliegen, als den jungen Erziehern mit gutem Rathe an die Hand zu gehen.

Einsamkeit und Stillschweigen schiken sich für einen Erzieher nicht, er muß Welt- und Menschenkenntniß haben, die erwirbt man sich aber nicht in der Einsamkeit, sondern im Umgange mit Menschen. Deshalb sind Einsamkeit und Stillschweigen Dinge, die in das Erziehungs Haus, in dieses neue Kloster, für diese neuen Mönche nicht passen. Sie müssen sich nicht unter sich, sondern auch mit andern Weltmenschen unterhalten können. Ueberhaupt müssen sie als freie Menschen und zu freien Men-

Menschen erzogen werden, damit sie auch die Ihnen künftig Untergebenen wieder frei erziehen können.

Es versteht sich von selbst, daß die werdende Erzieher einen ordentlichen Gottesdienst haben müssen, damit sie zur Frömmigkeit gewöhnt werden, und also auch ihre künftigen Zöglinge dazu anhalten können. Aber Bußwerke, klösterliche Demuth, Ehergehen und dergleichen Dinge mehr, unterdrücken den Geist des Menschen, verunrathen sein Herz, und rauben ihm Zeit, fallen also in diesem neuen Kloster ganz weg.

Wenn ein werdender Erzieher die erforderliche Fähigkeit entweder nicht erlangen könnte, oder nicht wollte, so wäre er aus dem Erziehungshause, doch ohne alle Schande zu verweisen. Es würde nicht zu viel Zeit dazu erfordert werden, einzusehen, ob ein Jüngling zum Erzieher taugte oder nicht; besonders, wenn die Schulkommissionen sowohl, als die Erzieher an Stadt- und Landschulen alle diejenigen auszeichneten, und den Obererziehern anzeigten, an welchen sie solche Eigenschaften des Verstandes und Herzens zu entdecken glaubten; die ihn einst zum Erzieher fähig machen könnten.

Welche Kenntnisse aber sowohl die Erzieher des Landvolks als der Städter besitzen müssen, gehört hier nicht, zu untersuchen, auch hat man darüber schon

schon so viel Wahres und Gutes gesagt, daß man nur die angegebenen Grundsätze auszuüben hat, um die Menschheit einige Stufen höher zu versetzen.

Ich habe schon erinnert, daß vorzüglich bei unsern hiesigen Erziehungsanstalten zu wenig Bedacht auf das weibliche Geschlecht genommen wird. Sollte es nicht eben so rathsam und ersprißlich seyn, wenn man ein Obererziehungshaus fürs Frauenzimmer auf eine ähnliche Art wie jenes, um nach Veränderung errichtete? Könnte man nicht die Erziehung ihrer Herzen rechtschaffnen, verheiratheten Mannspersonen, hingegen das Geschäfte, sie in weiblichen Kenntnissen, in Führung der Hauswirtschaft und dergleichen, zu unterrichten, geübten würdigen Frauenzimmern auftragen? Aus diesem Erziehungs Hause könnten denn die Erzieherinnen des weiblichen Geschlechts genommen werden, und freilich müßte es denn erlaubt seyn, einen Gatten zu wählen, der ihnen mit Rath und That in der Erziehung an die Hand gehen könnte.

Neuntens: Von den noch vorhandenen Mönchen und Nonnen, könnten die geschicktesten herausgehoben, und in den Obererziehungshäusern zu Erziehern und Erzieherinnen gebildet werden. Aber im Obererziehungs Hause darf weder ein Mönch noch eine Nonne — diese in Stifftrein und dergleichen bloß
ausge-

ausgenommen — zum Obererzieher oder zur Obererzieherinn angenommen werden, denn sonst wird aus der ganzen Erziehung nichts. Jene Mönche und Nonnen, welche hiezu nicht gebraucht werden können, könnten in der ersten Gattung Klöster als Aufseher, Ausspender und so weiter angestellt werden, doch immer unter der Aufsicht eines weltlichen einsichtsvollen Mannes, damit sie nicht diese zum Besten der Armen eingerichtete Klöster auf ihre alte Art wieder einrichten, und etwa den nämlichen Aberglauben wieder einführen können.

Auf diese Art könnte schon eine ansehnliche Parthie Mönche und Nonnen zum Besten des Staates zu thätigen Staatsbürgern umgebildet werden. Und die noch übrigen könnten zu den Anstalten gebraucht werden, zu welchen ich gleich noch Vorschläge thun werde.

Zehntens: Durch diese Gattung von Mönchen und Nonnen könnte also die Erziehung der Jugend vollkommen gut besorgt werden. Allein es ist nothwendig, daß auch die Jugend, nachdem sie aus den Jahren der Kindheit heraustritt, wenn nun der Jüngling einen Stand ergreift, wenn er Altermann, Handwerker, Künstler, Soldat, Staatsbedienter wird, wenn das gebildete Mädchen einen Gatten wählt, es ist denn auch noch immer nöthig, daß sie einen

einen Seelsorger, einen Mann haben, der sie ermahnen, ermahnen kann und darf, wenn sie straucheln, der ihnen göttliche Lehren vorträgt. Diese Sorge ist den Priestern anvertraut; und sie sind dem Staate unentbehrlich.

Eine von den Absichten verschiedener Klosterstifter und Bereicherer mag auch wohl diese seyn, solche Lehrer des Volks aufzustellen. Denn wirklich waren es in den ältern Zeiten die Mönche. Es ist aber in unsern Zeiten eine allgemeine Klage, daß in verschiedenen Staaten gar viele Priester und Pfarren die Pflichten eines Lehrers des Volks nicht so ganz erfüllen. Sollte dieß nicht größtentheils daher rühren, weil man nur noch wenig Anstalten hat, in welchen die jungen Priester zu Lehrern des Volks gebildet werden könnten? Sollte es nicht für Religion und Staat gleich wichtig seyn, wenn man auf die Art, wie ich eben eines Obererziehungs-Klosters erwähnte, auch ein Oberpriesterhaus errichtete, in welchem alle diejenigen, welche zu Lehrern des Volks tauglich wären, oder sich hergeben wollten, gebildet würden? Keiner dürfte jemals eine Seelsorgerstelle erhalten, ohne vorher in diesem Hause gewesen, ohne vorher von den Oberpriestern — aber daraus dürfte ja kein neues hierarchisches System entstehen — lange geprüft worden zu seyn? Diese

Diese zu Lehrern des Volks bestimmte Männer wären dann die dritte Klasse von Mönchen.

Da man schon vortrefliche Seminarien hat, so habe ich nicht nothwendig, mich hier deutlicher zu erklären. Nur das wäre zu wünschen, daß diese Männer alles nothwendige und alles, was zum angenehmen des menschlichen Lebens gehört, frei erhielten, daß man sie nicht so sehr einschränkte, als gewöhnlich in Seminarien geschieht — denn auch ein Prediger muß Welt- und Menschenkenntniß haben — und daß endlich zu Landpredigern just die geschicktesten und fähigsten und besonders solche gewählt würden, welche ökonomische Kenntnisse hätten, damit sie hierinn dem einfältigen Landvolke zu Hülfe kommen könnten.

In diesem Oberpriesterhause könnten nun die noch übrigen Mönche zu Lehrern des Volks gebildet werden. Doch wäre hier noch zu rathen, daß, wenn ein alter Mönch zu einem Lehrer des Volks angestellt würde, hier nicht nur eine weit strengere Prüfung vorgenommen würde, sondern der Oberpriester ihn auch oft besuchte, und die Gemeinde um sein Verhalten befragte.

Wenn nun die Bildung dieser Volkslehrer unter Aufsicht einer Landesherrlichen weltlichen eigen

M

dazu

178 Untersuchung ob ein Fürst befugt sey 2c.

dazu niedergelegten Kommission geschähe; so wäre der Staat auch von dieser Seite gesichert, daß durch Priester keine böse Grundsätze ausgebreitet werden könnten; vielmehr wäre man vergewissert, daß sie alle zum Wohle des Staates beitragen würden.

Es wird darauf ankommen, ob Landesherren sich entschließen können, noch diesen Schritt zu thun, nämlich den Priestern, den Lehrern des Volks zu erlauben, sich eine Gattin zu wählen. Es ist bekannt, daß das Verbot der Priesterehe bloß von Menschen herrührt. Der Landesfürst kann also sogleich dieses Verbot aufheben. Es ist gewiß, daß dadurch die Lehrer des Volks noch fester an den Staat gebunden werden würden, und es ist Vorurtheil, wenn man glaubt, ein Ehelofer werde Gott besser dienen, als der Verheirathete. Wie viel Ausschweifungen besonders junger Prediger würden durch eine solche Erlaubniß verhütet werden, und seinem Amte würde er nur noch eifriger vorstehen, wenn sein Dienstleister zugleich Vortheil, seine Trägheit zugleich Nachtheil für seine Familie wäre, die er liebt. Der andern Vortheile nicht zu denken, die daraus erwachsen würden. Da ich aber mir nur vorgemommen hatte, von der Verbesserung des Mönchswesens zu reden; so will ich die Worte unterdrücken, die noch auf meiner Zunge schweben.

Elftens

Erstens: Da aber aller dieser Anstalten ohngeachtet, noch immer Mönche und Nonnen übrig bleiben würden; so wäre diesen aus der allgemeinen Masse ein lebenslänglicher hinlänglicher Unterhalt zu reichen, der noch bei jenen, welche sich entschlossen zu heirathen, zu vermehren seyn dürfte, wobei aber auch zugleich vor die aus diesen Ehen entspringende Kinder gesorgt werden müßte.

Diese neuen vorgeschlagenen Mönche würden meines Erachtens dem Staate und der Religion gleich nützlich seyn, statt daß die andern dem Staate zur Last fielen, und der Religion nicht wenig Nachtheil brächten. Ich gebe es willig zu, daß meine Grundsätze noch einer größeren und bessern Ausfeilung bedürfen, allein ich hoffe, daß ich nichts gesagt habe, welches nicht, wenn es so ausgeführt würde, dem Staate und der Religion den größten Nutzen verschaffe. Freilich werden die noch vorhandenen Mönche sagen, daß diese neuen Mönche gar keine Mönche seyen. Allein wenn man in die ersten Zeiten des Mönchsebens zurückgeht; so wird man finden, daß die Mönche bloß Laien waren, daß Arme und Unglückliche in denselben waren. Haben wir aber nicht solche Leute in der ersten Klasse von Mönchen?

Wenn ich alles das weg haben will, was mir in den Regeln der Ordensflüster überflüssig oder schädlich schien; so kann ich mich nur damit rechtfertigen; daß

ich nichts weggestrichen, als was unsern Zeiten entweder nicht anpassend ist, oder was wir überspannte Moral scheint. Von der erstern Art sind die sonderbaren Kleidungen, das Scheren der Haare und dergleichen Dinge mehr; von der andern Art sind der übertriebene Gehorsam, die übertriebene Demuth, die Keuschheit, die Armuth, die Fußwerke, die vielen Gebete, bei denen man nichts denkt, und noch weniger empfindet. Der Staat und die Religion haben von den alten Mönchen, ich will wenig sagen — keinen Nutzen; für den erstern sind die tode Glieder, und die andre umhängen sie mit einem prunkvollen Geschmeide, das zwar glänzt, aber nur von Glittergolde, folglich ohne Werth ist. Sie machen die lebenswürdigste, der Achtung wertheste Sache dem Ausschweifenden zum Gelächter, dem Rechtschaffnen zum Aerger, und dem Einfältigen zur Beschweriß. Wenn aber alle die Unglücklichen, alle die Hülfslosen, welche von der Vorsicht gleichsam verlassen zu seyn scheinen, wenn alle diese einen Zufluchtsort haben, welche Wohlthat dann für sie, welche Wohlthat für den Staat, und seinen Beherrscher, wenn er um sich herum alles glücklich sieht! Wie werden diese Unglücklichen den Fürsten segnen, der zuerst Hand an dieses große Werk legte.

Sieh! wird der durch diese Wohlthat von neuem aufgelebte Greiß zu seinem jüngern Unglücklichen, vor Freuden

Freuden trunken sagen: Sieh! die Hälfte meiner Tage, habe ich im Elende verschmachtet, aber ich vergesse diese Leiden; der gute Fürst, unser Vater macht mir die andre Hälfte desto freudreicher, desto vergnügter. Komm! wir wollen die ewige Vorsicht anbeten, wollen zu ihr flehen, daß sie uns noch lange diesen guten Fürsten, diesen Wohltäter des Menschengeschlechts, schenken möge.

Ich will nicht mehr mit der Vorsicht hadern, wird der Jüngling sagen, an dem sich die Natur gleichsam als eine Stiefmutter bewies, ich will nicht mehr mit ihr hadern, denn sie gab mir einen Fürsten der vor mich sorgte, und mich meine Leiden vergessen machte.

Sieh! wird in spätern Jahren der erwachsene Knabe eines solchen Unglücklichen sagen, mein Daseyn habe ich dem guten Fürsten zu danken, der meinen Vater in jene wohlthätige Anstalt dort versetzte. Vielleicht wäre ich nicht, vielleicht hätte ich eben so elend dahin schmachten müssen. Sanft ruhe seine Asche.

Diese Stimmen werden sich erheben, werden zum Ewigen schreien, und weit eher durch die Wolken bringen, als die Psalmen der Mönche, als die Zerfleischungen ihrer Körper, als all' ihr Fasten und Beugen, und Knien, und Schweigen. Und der spä-

tere Geschichtschreiber wird einen solchen Fürsten den schönsten aller Namen geben, ihn — Wohltäter der Menschheit nennen.

Wenn schon die zweite Klasse von Menschen nicht sobald eine so herrliche Wirkung hervorbringen wird; so werden doch Staat und Religion in folgenden Zeiten um so mehr gewinnen. Ich sehe in den künftigen Tugenden mehr Vaterlandsliebe, mehr Tugend, mehr Rechtschaffenheit, mehr Nüchternheit. Ohne alle Fehlerhafte, ohne alle Verbrechen wird die Menschheit nie seyn; sie gehören in das große Eisleb so gut als Mißgeburten, und Ungeziefer. Aber wenn die Menschheit immer weniger moralische Elende zählt, ist das nicht Vortheil? nicht Gewinn? Und darf ich nicht hoffen, daß durch ein solches Obererziehungshaus außerordentlich vieles dazu beigetragen werden würde? Wenn unsere Erzieher alle Fähigkeiten haben, wenn sie durch die erlangte Kenntniß der menschlichen Herzen im Stande sind, den Quellen eines jeden Übels nachzuspüren, um sie aufzufinden, werden sie da nicht diese Quellen verstopfen, wohl gar versiegen lassen können?

Unsere izzigen Mönchen ist auch zum Theil das Erziehungsgegeschäfte anvertraut. Aber können wohl Menschen, die nach solchen Grundsätzen leben, als ich im ersten Abschnitte meinen Lesern dargestellt habe,

habe, können solche Menschen wohl erziehen? Wenn sie auch alle erforderliche literarische Kenntnisse hätten, wenn sie auch das beste Herz besäßen, wenn sie sich auch noch so willig zu diesem Geschäfte hergeben — aber wie wenig trifft man bei Mönchen diese drei wesentliche Erfordernisse zusammen an — so würde und müßte ihnen doch alle Menschen, Welt und Kinder Kenntnis mangeln, die doch jedem Erzieher so unentbehrlich ist. Und wenn der Mönch von seinen Grundsätzen den Kindern auch sonst nichts vorträge, als die Grundsätze von der klösterlichen Demuth; so würden diese schon hinreichend seyn, alles Gefühl von Ehr und Schande zu unterdrücken. Solche Grundsätze können aber von Erziehern nicht vorge-
tragen werden, die in einem Obererziehungs-hause erst gebildet worden sind, das unter Landesherr-
licher Aufsicht steht.

Auch wir würden schon von einem solchen Insti-
tut einen großen Vortheil haben; aber unsere Nach-
kommen werden die Folgen, die herrlichen Früchte
desselben erst recht empfinden. Wenn sie in die Jahr-
hücher der Menschheit zurückgehen; so werden sie er-
staunen, wenn sie die schnelle Veränderung der Sit-
ten der Menschen bemerken. Sie werden den Für-
sten preisen, der durch die Aufhebung des alten
Mönchswesens der Menschheit ein neues Leben gab.

Die dritte Klasse von Mönchen wird dem Staate und der Religion gleich bei ihrer Entstehung nützlich werden. Ich höre einen von diesen neuen Volksehrern predigen, und ich erstaune. Nichts von Amuletten, nichts von Rosenkränzen, nichts von Niklasbröcken, nichts von Leretogletzen, nichts von Franziskusgürteln, nichts von Bruder- und Schwester-schaften, keine übertriebene Lobeserhebungen von Heiligen — man sagt mir in dieser Kirche nicht, der heilige Benediktus ist der größte Heilige; dort nein! der heilige Franz ist der größte; hier wieder ein anderer, dort noch ein anderer; ich höre keine Litaneien von Wunden Christi, vom Herze Jesu, es heißt nicht mehr vom Herzen Jesu, du Orgel *) des heiligen Geistes, du Küsskammer aller Vollkommenheit, es heißt nicht mehr von der heiligen Maria, du Thurm Davids, du elfenbeinerne Thurm; du güldene Sonnenuhr, du Königin des Rosenkranzes u. s. w. — Von allen diesen und noch vielen andern löblichen heil. Sächseln, höre ich nichts mehr; dagegen trägt mir dieser Lehrer des Volks reine Religion vor, redet mit Nachdruck und Kraft, empfiehlt mit Wärme Ausübung gesellschaft-

*) In der lateinischen Litanei vom Herz Jesu heißt es: Organum spiritus sancti; in dem deutschen steht noch in unsern Tagen der obige sehr zweideutige, anstößige Ausdruck. Nur von einer einzigen neuen Uebersetzung (1780) weiß ich, daß dieser Ausdruck geändert worden.

gesellschaftlicher Tugenden, zeigt mir meine Verhältnisse zu Gott, zum Staate, und meinen Mitmenschen. Ich gehe überzeugt, gerührt, voll frommer heiliger Empfindungen gebessert, mit festen Entschlüssen, weiser gemacht, aus dem Bethause, in welches ich aus eben diesen Absichten eilte, statt daß ich sonst in das Haus des Herrn gieng, um die Blödsinnigkeit der Menschen zu beweinen, oder mich an ihren Gaukeleien zu belustigen, und dasselbe verließ, ohne nur im geringsten weiser und besser geworden zu seyn. Ich betrachte diesen Lehrer des Volks, als einen Freund Gottes, als einen Freund des Staats, als einen Weisen, der mich besser, mich weiser machen kann, statt daß ich sonst den solche heilige Eächeszen herausstreichenden Mönch für einen gedungenen Gaukler und Lustigmacher hielt, oder wenn er die Lobrede auf einen Ordensflüster vortrug, glaubte „guter Mann „du hast acht Tage geschwitzt, um den heiligen Ordensvater deiner Nebenmönche recht zu loben, da „mit du nur ja ein andres Jahr einmal wieder die „Lobrede halten, und mit deinen Nebenmönche — „schmausen kannst“).“

M 5

Ehe

*) Zu Verständlichkeit dieses gesagten, muß ich erinnern, daß es in Klöstern Sitte ist, die Lobrede des Ordensflüsters am jährlichen Festtage von einem Mönche eines andern Orden halten zu lassen. Und an diesem Feste wird, so, wie
an

Ehe ich schliesse, muß ich noch einiger Vortheile erwähnen, welche entstehen würden, wenn kein altmön-

an allen Festen in Klöstern, geschmaukt. Der Lobredner schmaukt nothwendig auch mit. Wenn er nun seine Lobrede nicht sein kräftig einrichtete, so würde man sich das Jahr darauf für einen solchen Lobredner bedanken. In der That kann man sich nicht lustigeres vorstellen, als eine Lobrede eines Mönchs auf einen Ordensmister. Die Fabeln, welche die Dichter von Latium und Gräcien erfannen, um dem Volke Kurzweil zu machen, sind in der That noch Wahrheit, wenn man sie gegen solche Kanzelreden dieser Art hält. Ich hatte vor etwa acht Jahren Gelegenheit eine Lobrede auf den heiligen Bernardus zu hören. Die Hauptsache war obgefähr: Das aus dem Munde des heiligen Bernardus in einem Bernardiner Nonnentloster fließende der ganzen Welt erspriesliche Honig. Weil Bernardus mellifluus heißt. Der erste Theil der Rede war die Vorstellung des fließenden, der andre des ersprieslichen Honigs. Nun brachte der ehrwürdige geistliche Kopf im ersten Theile alle seine philologischen so wohl als historische Kenntnisse aus, und bewies dadurch, daß er weder Philolog noch Historiograph war. Er zeigte nämlich im ersten Theile, daß das Honig von Natur sehr langsam fließe. Und dadurch sey zu erweisen, warum der Orden der Bernardinernonnen so spät in der christlichen Kirche entstanden. Denn sagte er die heilige Jungfrau und Gottesgebärerin ist das beste Honig. Es floß aber langsam,

mönchischgestimmter die Kanzel mehr betreten dürfte.
Bekanntermaassen macht die Predigt keinen wesentli-
chen

sam, und darum entstand der Orden der Bernardiner Klosterjungfern so spät. Erst nach zweihundert Jahren (der Mann hatte gute historische Kenntniß) schenkte der heilige Bernardus dieses süße Honig, das kein Heiliger vor ihm geschenkt hatte: Aber er aß es nicht allein; sondern ließ auch andre Menschen mitessen. Und das waren sie, meine geliebteste Christo geheiligte Jungfrauen. Er ließ sie mitessen, und glücklicher Weise aßen sie in Christo mit. Sie sind also die eingebornen Kinder der allerfeligsten Jungfrau Maria. Nun ging's in dem Tone fort. Und die ganze Loretanische Litanei von Maria ward auf die Bernardiner Nonnen angewendet. Da waren sie die Gespons des heiligen Geistes, die Verwandte der heiligen Dreifaltigkeit und bekamen kurz alle Predikate, die Marien in dieser Litanei von den Mönchen beigelegt worden sind. Nun kam aber eine Transgression, die ein wahrer Saltus in natura war; er fragte nämlich ohne sich noch des gewöhnlichen Zusammenhangsworts: aber, der Prediger zu bedienen. Wie kommt es, meine geliebteste in Christo, daß, da sie doch das Honig der Jungfrau Maria und generis Feminini sind, das Honig doch in allen Sprachen generis neutrius oder masculini ist, denn man sagt nicht die Honig sondern das Honig; man sagt nicht haec — — nun fraunte er alle seine philologische Kenntnisse aus — er zeigte, daß weder im syrischen noch arabischen noch armenischen, noch ägyptischen, noch ma-
hume

chen Theil des Gottesdienstes aus, oder wenigstens
ist niemand unter einer Sünde, wie zur Anhörung der
Messe

hunedanischen, noch türkischen, noch
französischen, italienischen, u. s. w. Das
Wort Honig generis Feminini sey. — Ach? so
wird wohl, seufzte er, das Honig nicht auf
sie geflossen seyn. — — — Beruhigen Sie
Sich, Beruhigen Sie Sich, liebe Jungfrauen,
schrie er nach einer langen Pause, wir haben
noch eine Sprache, wo das Wort generis Fe-
minini ist, und zwar just die Sprache, in der
Maria geredet hat. Ein augenscheinlicher Ze-
weiss also, daß auf sie der Honig geflossen ist:
Die griechische Sprache ist es. Denn da heißt
das Honig *Τὸ μέλι* (so sprach er ohngefähr
Τὸ μέλι aus) und ist generis Feminini —
„Ich habe also, fuhr er fort, gezeigt, das flie-
„sende Honig des heil. Bernardus; ich werde
„Ihnen nun das erspriessliche Honig desselben
„vorstellen, welches ich im zweiten Theile curinger
„christlichen Liebe und Andacht vorstellen wer-
„de.“ Hier machte er nun eine ganz sonder-
bare Unterabtheilung. Das erspriessliche
Honig, welches aus dem Munde des heiligen
Bernardus fließt, sagte er, ist, daß die uner-
mäßliche Millionen Jungfrauschaften 1) *Jesu Christo* getreu geblieben sind 2) daß sie
dieselbe vor den Freigeistern bewahrt haben, die
jetzt wie Wölfe umhergehen (*sicut leo rugiens*)
um Jungfrauschaften zu erbrüllen (er sagte das
lateinisch *erfuriennes Virginitates omnes*.)
Da er anfieng von der Jungfrauschaft der
Mutter Priorin zu reden, und in dem Tone
bis auf die jüngste Novize fortfahren zu wollen
schien,

Messe verbunden. Daher besuchen auch immer nur wenig Katholiken die Predigt. Vorzüglich wird sie
von

schien, fand ich es für rathsam einer so freigeistlichen Versuchung auszuweichen, und gieng einstweilen in einen Klosteraal, um da die antiken Gemälde zu betrachten. Ich hoffte nun, daß die Predigt schon vorbei wäre, und die Musik angefangen hätte. Allein ich irrte mich. Ich war kaum eingetreten, so hörte ich schon, wie er auf die Freigeister losdennerte. Nach seiner Meinung waren sie Leute, die blos nach ihren Lüsten lebten, alles vor Recht hielten, und von aus dem Munde des heiligen Bernardus fließenden Honig nichts schmeckten. Natürlicher Weise mußte er auf solche unartige, unbernardinische Leute schimpfen. Der Epilogus bestand in einer Anrede an die versammelten geistlichen Jungfrauen, ja ihre heilige Jungfrauschaft Jesu Christo — ob der wohl an Jungfrauschaften einen Gefallen haben mag: — aufzubewahren, und sie ja nicht den leonibus rugientibus et devorantibus Preis zu geben. Amen. — Just stand einer von meinen Freunden neben mir, der die Gedult gehabt hatte, auch die Klassifikation der klösterlichen Jungfrauschaften mit anzuhören. Sobald der Gesalbte des Herrn sein Amen gesagt hatte; sagte er zu mir. „Nu! Sie gehen eben nicht gern in die Kirche; aber sagen Sie, können Sie wohl sich besser amüsiren, als bei einer solchen Predigt. Harlequin in bunten oder schwarzen Kleide bleibt doch immer Harlequin; und noch dazu sehen ihre guten Leute mit den weißen Hemdchen über den schwarzen Rock nicht viel besser

von Vornehmen gar nicht besucht. Ich getraue mir zu behaupten, daß das Gebot unter einer Sünde alle Sonntage eine Messe zu hören, hauptsächlich von Mönchen herrühre, weil sie dadurch derselben einen größeren

„besser als Harlequin. — Sind Sie still, er-
 „wiederte ich, voll Bitterkeit. — Ru? ant-
 „wortete er, ich war fünf Jahr in Paris, wenn
 „ich mich müde gearbeitet hatte, so gieng ich
 „in die Comedie. Traß's, daß alles besetzt war,
 „so wußte ich kein ander Mittel mich zu amüsi-
 „ren, als ich gieng in die comedie des italiens.
 „Und ich versichre Sie, so eine Harlequins Vor-
 „stellung, wie ist diese Predigt war, amu-
 „sirte mich außerordentlich. Zur Abwechselung
 „mein Freund, ist auch Harlequin gut. Ihnen
 „wäre es besonders anzurathen, da hier keine
 „gute Schauspieler sind.“ Die Vergleichung
 der comedie des italiens zu Paris mit einer
 Katholischen Predigt in Deutschland verdroß
 mich so sehr, daß ich sogleich meinen Freund,
 der ein Protestant war, verließ, aber doch zu
 Hause der Sache besser nachdachte; und
 es fiel mir immer wieder ein, was mir auch
 mein protestantischer, folglich auch ganz wider
 katholisch gesinnter Freund sagte. „Soll-
 te deine Lobeserhebung der heiligen Jungfrauen
 schaften nicht verdienen, daß diese heilige
 Jungfrauen dich noch einmal zur Lobrede
 auf ihren Ordensvater einladen? Zu meinem
 Aerger, aber zu desto innigerem Vergnügen
 meines Freundes (denn wir hatten gewettet)
 predigte der nämliche gute Mönch im folgenden
 Jahre wider.

größeren Werth zu verschaffen glaubten. Sie hätten aber einsehen sollen, daß eine Predigt in der That großen Nutzen verschaffen könnte, und daß durch dieses Gebot der fleißige Besuch der Predigten aufgehoben werden dürfte. Warum besuchen denn Protestanten Sonntags selbst im strengsten Winter ihre Kirche so fleißig, und bleiben daselbst zwei Stunden lang, ohne durch ein Gesetz dazu verbunden zu seyn? Wären sie auch nur zu einem Theile des Gottesdienstes verpflichtet, so würde man weniger Leute in den Predigten antreffen. Vielleicht würden aber dennoch die Predigten von Katholiken mehr besucht, wenn nicht oft solche Redner austräten, die leider jedem andern Geschöpfe, nur nicht einem vernünftigen Menschen predigen könnten. Ich sage hier oft, denn von jenen Rednern, welche eine reine Philosophie und wahre Religion besitzen, die von den Grundsätzen, welche sie vortragen, überzeugt, deshalb auch mit Nachdruck, Wärme und Kraft reden, und ihre Zuhörer bessern und weiser machen, betreten nur wenige die Kanzel. Es gehört außerordentlich viel dazu, wenn aus einem Mönche ein guter, nachdrucksvoller, überzeugender Redner gebildet werden soll. Ihre Philosophie schmeckt noch nach den Zeiten der Finsternisse und Barbarei, und ihre Religion nach Aberglauben. Besonders habe ich bemerkt, daß nur deshalb wenigstens vom vornehmeren und vernünftigeren Theile die Predigten seltener besucht

sucht werden, weil die Mönche gewohnt sind, nichts als Straf oder Lobreden zu halten; und vorzüglich, daß sie wider die Vergnügen so sehr eifern, die doch auch nothwendig genossen werden müssen, wenn dadurch nur einigermaßen die Leiden erträglich gemacht werden sollen, die den Menschen ohnehin vermöge ihrer Natur zu Theil werden müssen. Wozu hätte der Erwig uns so schöne Schauspiele gegeben, wenn er nicht gewollt hätte, daß wir uns daran ergötzen sollten? Er sagte gewiß nicht zu den ersten Menschen geht hin, und leidet; sondern er sagte, geht hin und genießt. Allein es ist natürlich, daß der Mönch so predigen muß, theils um sich selbst zu rechtfertigen, theils um sich ein heiligeres Ansehen zu geben, theils auch oft aus einem geheimen Aerger, weil er daran keinen Theil nehmen kann. Sie machen alles zur Sünde, und dieses muß nothwendig die übelsten Folgen haben, da es alle Thätigkeit unterdrückt. Wie wenig diese Grundsätze einer geläuterten Philosophie angemessen sind; kann jeder von selbst einsehen, und wie wenig der wahren ursprünglichen Christus-Religion, erhält aus Jesu eigenem Beispiele, denn auch er nahm an den Freuden der Hochzeitgäste zu Cana, Antheil, und machte aus Wasser Wein, damit es denselben an dem nicht mangele, was ihre Freude hätte unterbrechen können. Wenn aber die Kanzel nur von solchen Männern be-
treten

treten wird, als ich oben beschrieben habe, wenn diese Männer während ihrer Lehrzeit selbst an den Ergötzlichkeiten der Weltmenschen Antheil nehmen dürfen, so werden auch die Predigten mehr besucht, und dadurch also auch ein größerer Nutzen bewirkt werden.

Ich habe dargethan, daß Fürsten dazu berechtigt seyen, solche Veränderungen mit dem Mönchswesen vorzunehmen: Allein in Rücksicht der protestantischen Fürsten, unter deren Oberherrschaft Klöster stehen, könnte sich noch ein Zweifel erheben. Denn wann ihnen schon die nämlichen Rechte zukommen, als Katholischen Fürsten; so scheint es doch, als ob der Westphälische Frieden hier ihnen die Hände binde, und verbiete, irgend eine Veränderung des Mönchswesens in ihren Staaten vorzunehmen. Allein da dieses wechselseitige Verträge sind, die durch wechselseitige Einwilligung wieder aufgehoben werden können; so ist zu hoffen, daß die Katholischen Fürsten, willig einen Vertrag aufheben werden, wovon gewiß so viel nützlich für die Menschheit entspringen würde. Ob aber protestantische Fürsten von selbst diesen Vertrag aufheben können, ob sie von selbst das Beispiel erhabener Fürsten nachahmen dürfen? ich muß gestehen, daß ich die wechselseitige Rechte der Fürsten zu wenig kenne, um diese Frage beantworten zu können, und muß dieses also geüb-

194 Untersuchung ob ein Fürst befugt sey etc.

teren und einsichtsvolleren Männern zur Entscheidung überlassen. Ich habe nunmehr die Entbehrlichkeit, die Unbrauchbarkeit, die Schädlichkeit des Mönchsewesens erwiesen, habe die Güte meiner Grundsätze dargethan, habe gezeigt, daß dem Staate und der Religion gleich wichtige Vortheile aus der Befolgung derselben erwachsen würden, und daß Fürsten befugt seyen, diese vorgeschlagene Veränderung zu treffen. Ich weiß nichts mehr hinzuzusetzen, als was Horaz sang:

Est modus in rebus; sunt certi denique fines;
Quos ultra citraque nequit consistere rectum.

Ich hoffe in der That, diesen modum getroffen, diese certos fines nicht überschritten zu haben, und hoffe ebenfalls, daß diese bessere klösterliche Verfassung, just diejenige, von welcher der gelehrte Mosheim wünschte, daß sie Luther beibehalten möchte. Eine gewisse Art von Sorgenlosigkeit und Einsamkeit ist just das, was sich der Hülflose und Bedürftige wünscht, und was dem Erzieher und Lehrer des Volks in jenen Jahren so nothwendig ist, wo er sich zu seinem in allen Betrachte wichtigen Posten vorbereitet. Wenn der werdende Erzieher und Volksehrer von Nahrungs-sorgen gequält, und durch tausenderlei Beschäftigung zur Erhaltung seines Lebens zerstreut wird; so kann aus ihm entweder niemals oder doch sehr späte der
Mann

Mann werden, der ganz das ist, was man unter Erzieher und Volksschlehrer nunmehr einmüthig versteht. Wenn der schon angestellte Erzieher und Volksschlehrer tausenderlei Nebenbeschäftigungen wählen muß, um sein Leben hinzuschleppen; so werden diese Nebenbeschäftigungen endlich Hauptbeschäftigung, und die Hauptbeschäftigung selbst zum Nebendinge. Durch diese Vorschläge glaube ich, würde diesem so großen Uebel abgeholfen, und jene wichtigen Vortheile erhalten werden können.



Errata.

Seite 6 lies Zeile 10 ernähen, statt: ersten. Von S. 7
 an heiße der Columnen Titel: historische Erdörterung der
 Pflichten der Mönche. S. 8 Z. 8 muß gesetzt werden: an
 nichts dachte, als. S. 9 Z. 9 l. verwerfen st. verwerffen.
 S. 10 Z. 2 l. Lenola st. Looia S. 16 Z. 1 l. und daß er
 durch st. er sey durch. l. Vorbersehung st. vorhersehung.
 S. 17 Z. 3 l. Vertrage st. Vortrage. Z. 6 l. Obere st. obere
 S. 18 Z. 6 l. Grillen st. Geilen. Z. 22 l. den der st. den
 den. S. 20 Z. 22 l. nichts st. nicht. S. 22 Z. 6 l. sie st. sich
 S. 23 Z. 7 l. ehelichen st. ehelosen. S. 24 Z. 7 l. eben st.
 ober S. 25 Z. 3 l. eines st. ienes. S. 26 in der Anmerkung
 Ereiter st. Stoite S. 27 Z. 2 l. sei st. fern. in der Anmer-
 kung l. demselben st. selben. S. 28 Z. 3 l. da st. den. S. 29
 Z. 7 l. leben st. leben. S. 30 Z. 14 und 15 l. dem st. den.
 S. 31 Z. 12 l. vor der st. vor die. Z. 17 l. durch Betteln
 st. durch Betteln. Z. 2 von unt. l. nicht wünschen st. nicht.
 S. 32 Z. 9 l. gesetzt st. gesetzt S. 37 Z. 2 l. es heißt st. er
 behauptet. S. 38 Z. 8 l. Mourum st. Marum. Z. 19 l.
 den Orden st. Orden. S. 42 Z. 1 l. Reminalbus st. Remus-
 aldus S. 43 Z. 18 l. von st. vor. S. 44 Z. 8 und 9 fallen
 die Worte: als Demnitus u. d. a. weg. S. 47 Z. 17 l.
 sie st. sich. S. 48 in der Anmerkung 200000 st. 20000. S.
 55 Z. 13 l. Kniff st. Kniff. S. 65 Z. 1 und 2 muß es heißen:
 in dem Posten S. 68 Z. 24 l. polirte st. polirte. S. 69
 Z. 23 l. den st. der. S. 78 Z. 7 l. blinden st. blinde. S. 97
 Z. 5 l. dann, wann st. denn, wenn. S. 105 Z. 13 l. nichts
 st. nicht. S. 107 Z. 2 von unten l. Zusammenrücken st. Zu-
 sammendrücken. S. 112 Z. 14. l. Fond st. Fund. Z. 15 l.
 verarmten Büchern und den. S. 113 Z. 17 l. setzte st. sagte.
 S. 115 Z. 6 l. demnach st. dennoch. Z. 17 l. den st. dem.
 S. 116 Z. 18 l. beizufallen st. bekannt. S. 118 Z. 4 von un-
 ten muß es heißen, dem Staate sei. Ob Jesus habe — em-
 pfelen können, wird aus folgenden erhellen. S. 116 Z. 20
 l. muß es heißen st. und nicht die. S. 130 Z. 7 l. Geldb-
 den, st. Geldbde. Z. 3 von unten l. haben. st. habe S. 140
 in der Anmerkung l. restitit, st. restituti. S. 163 Z. 20 l.
 allerdings st. allerdis.



1742

Faustins Reise

im

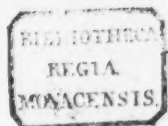
philosophischen

Jahrhundert.



Neue sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe
des zweiten Bändchens von Faust.

1785.



V o r r e d e.

Der zweite Theil des Fausts hat das Schicksal aller der Vöcher gehabt, in welchen mit Freimüthigkeit einige rührendwerthe Dinge gesagt werden. Er ist gelobt, getadelte, belacht, begafft, und was, weiß Gott, noch alles damit gemacht worden. Das Beste dabei war immer, daß er in eint-

•

gen Gegenden gewirkt und Gutes gestiftet hat. Meine Absicht war, Wahrheiten zu sagen. Jeder kan von selbst einsehen, daß ich diese so viele Länder betreffende facta nicht aus meinem Kopfe erfinden konnte, und durfte; sondern diese theils aus den besten Journalen und andern Schriften, theils durch Privat Korrespondenz zusammen setzen mußte. So gewiß ich glaubte, keine einzige Unwahrheit gesagt zu haben; so muß ich doch leider bekennen, daß ich in einem facto geirrt worden. Dieses betrifft den in der ersten Auflage Seite 84 angeführten Herzoglich : Gothaisch : Altenburgischen Vessel. Oeffentliche Blätter und auch privat Freunde versichern mich, daß dieser Vessel gar nicht existire, vielmehr Seine Herzogliche Durchlaucht sehr menschenfreundschaflich gegen die armen Abgebranten sich betragen haben.

Ich widerrufe also nicht nur pflichtmäßig dieses unwahre erzählte factum, und habe es aus diesem Grunde aus dieser neuen Auflage hinweggelassen; sondern versichere auch, daß es mich unendlich kränkt, diese Lüge öffentlich bekannt gemacht zu haben. Ich muß aber diesem Widerrufe und dieser Versicherung hinzufügen, daß sehr viele Altenburger selbst mir diese Unwahrheit nicht nur erzählt, sondern auch ein Freund, der vielleicht ebenso, wie ich, durch den mißvergnügten Untertan hintergangen worden, diesen erdichteten Befehl in Abschrift kommunizirt. Vielleicht ist es gut, daß dadurch diesem lügnerischen Gerüchte, das vielleicht sonst nur heimlich herumgeschlichen wäre, auf einmal nun gesteuert wird. Auch die Demolirung des herzoglichen Gartens in Gotha geschah durch einige Epizublen, die der wohlthätige

Herzog nicht verfolgen ließ, keineswegs aber von misvergnägten Unterthanen, wie man mir unrecht berichtet hatte. Und ich habe also ebenfalls diese Unrichtigkeit in der neuen Auflage ausgestrichen.

Der Rezensent in den Jenaischen gelehrten Zeitungen (man verwechsle diese nicht mit der allgemeinen Literaturzeitung) beschwert sich zwar auch, daß ich von dem Herrn Hofrat Gruner eine Unwahrheit erzählt habe. So gewiß ich meine Behauptung zurückgenommen haben würde, wenn der Herr Rezensent die Wahrheit gesagt hätte; so muß ich doch noch einmal bekennen, daß sich alles so verhalte, wie es an dem angeführten Orte ist erzählt worden. Ich berufe mich auf die vor der Regierung, wo die Sache anhängig ist, verhandelten Akten, und wieder, falls

es verlangt würde, diese Altenstücke in irgend einem Journale abdrucken lassen. Ich ersuche daher den Herrn Rezensenten sich zuvor bei der Regierung in G. . . und bei dem Herrn Doktor und Rat F. . . in G. . . genauer darnach zu erkundigen, ehe er wieder ein so vortheilhaftes Urtheil fällt.

Sonst hat sich, meines Wissens, niemand über diese Fortsetzung des Faustins und die darin enthaltenen Tatsachen beschwert. Allein Herr Pezzl in Wien, der Verfasser des ersten Theils, dem niemand Laune, Witz und eine glückliche Einbildungskraft absprechen wird, und dessen ersten Theil ich mit vielem Vergnügen gelesen, und gern für ein deutsches Original anerkenne, hat sich durch diese Fortsetzung ganz außerordentlich beleidigt gefunden. Das verdanke ich ihm

gar nicht, daß er dem Publikum sagte, daß er der Verfasser dieses zweiten Theils nicht sei, auch das konnte er sagen, daß er es ungern gesehen, da er selbst einen zweiten Theil habe verfertigen wollen; allein wenn er von Niederträchtigkeit bei diesem Unternehmen spricht, so weiß ich nicht, ob nicht das Publikum von diesem unmäßigen Eifer ein ungünstiges Urtheil gefüllt habe. War bei der Verfertigung des ersten Theils seine Absicht, gutes zu wirken, und nicht bloß, zu gefallen und zu ergötzen; so hätte er es in der That gern sehen sollen, daß ein andrer Schriftsteller auf seinem so glücklich betretenen Wege fortwandelte, seine glücklich gewählte Methode beibehielt, um noch mehr gutes zu wirken. Dieß war einzig und allein meine Absicht, und ich bitte Herrn Pözl und alle meine Leser, diese meine Absichten niemals zu

verkennen. Uebrigens ist es ja auch so etwas ganz neues nicht, daß von einem andern ein Buch fortgesetzt worden. Ich sahre unter so vielen Beispielen nur den dritten und vierten Theil von Herib's empfindsamen Reisen, nur den zweiten, dritten und vierten Theil von den Briefen über das Mönchswesen an. Ich setzte aber aus der Ursache, damit niemand Herrn Pezyl für den Verfasser des zweiten Theils halten möchte, die Anfangsbuchstaben meines Namens vor. Und ich kan in der That hierin weder etwas beleidigendes, noch weniger aber etwas niederträchtiges finden. Weil denn aber doch Herr Pezyl sich so ganz außerordentlich beleidigt findet; so habe ich, um auch hierin ihm nicht zu nahe zu treten, nun den Titel verändert, und ich glaube, er wird ihn

nicht das geringste mehr wider mein Unterneh-
men zu sagen haben.

Ueber die Verbesserungen und Zusätze
mag der Leser selbst urtheilen. 

Alspach im März
1785.

O. F. C. v. E....
Bh.

I.

Repressalien und Distinktion des Herrn
Erzbischofs von Wien.

Faustins Hochachtung für den merkwürdigen
 Schöpfer des philosophischen Jahrhunderts,
 liegt in eben der Maasse, als er täglich neue Be-
 weise von der Güte, Weisheit und Vorsicht des
 Monarchen erhalten zu haben, sich beredet. Be-
 schenkt von der Natur mit einer vielleicht allzuhar-
 ten Portion Enthusiasmus für alles, was nur den
 Namen Aufgeklärtheit verdiente, oder was nur
 von weitem ein besseres Dasein der Menschheit
 und den Sieg der Wahrheit versprach, konnte er
 sich nicht enthalten, in allen Gesellschaften, in
 welche ihn sein Freund Traubach eingeführt hat-
 te, mit schwärmerischen Ausdrücken, dem erha-
 benen Joseph das schuldige Lob zu ertheilen, und
 dagegen freimüthig auf alle die Schurkereien der
 Mächte, und auf alle die ungewöhnlichen, heimi-
 lichen Zinsssen der römischen Kurie, und vorzüg-
 lich die geheimen Kunstgriffe der erlesenen Ge-
 sellschaft Jesu, auf gut bairisch zu schimpfen.

So sehr er auch Ursache hatte, sich vor diesem Gefindel in Acht zu nehmen, da er es von Wamsbäusern, von Mönchen, von Madril, und Paris aus so gut kannte, und so sehr ihn auch sein milder schwärmerischer Freund erinnerte, auf seiner Hut zu sein; so konnte er doch keine Gelegenheit vorbeistehen lassen, wo es ihm irgend möglich war, sich über das Naresen der Mönche und Mosen lustig zu machen. Und wenn er es gar zu thut machte, und dann sein Freund ihn bei dem Armel zapfte, oder ihm, wegen seiner Offenheit, einen freundschaftlichen Verweis gab; so war er gleich mit seiner Antwort da: „Ist nicht der Schöpfer des philosophischen Jahrhunderts? Sind wir nicht in Wien, wo seit dem Jahre 1780. das glückliche, goldne Zeitalter eingetreten ist? Warum uns also fürchten, zu sagen, was wir denken?“ Und mit dieser Antwort mußte sich Traubach, so unwillig er auch es war, beznügen. Er mochte ihm vorstellen, daß die Janitscharen *) des römischen Hofes ist nur um so gefährlicher seien, weil man sie, nach veränderter Uniform, nicht so

*) Der wahre Titel der Jesuiten, der ihnen zuerst von dem vortreflichen Müller beigelegt wurde.

leicht erkennen könne; er mochte ihm sagen, daß der Großkonze in Geheim eben so stark wider alle Aufklärung überhaupt arbeite, als Joseph öffentlich dieselbe zu befördern und auszubreiten bemüht sei; er mochte ihm erinnern, daß das Oberhaupt dieses klügern päpstlichen Korps ebenfalls hin Spionen sende, um Eiferer für den Sieg der Wahrheit auszuspieniren. — Alle seine Verstellungen und Erinnerungen waren fruchtlos, und Sauslin — die Existenz des philosophischen Jahrhunderts festglaubend — blieb sich immer gleich. Sauslins Eifer für Wahrheit und Aufgeklärtheit überhaupt, konnte, so wie seine feindseligen Gesinnungen gegen die Mönche, die Jäster, Pöchline und Kompagnie — unter welcher Firma die päpstliche Gesellschaft bekannt ist — nicht lange verborgen bleiben. Sie rennten also — während daß er mit seinem Freunde sorglos im Augarten herum wandelte, und die Bildsäule des deutschen Titus, der Lust des Menschengeschlechts, entzückt, mit wallendem Herzen, umschlang — zu ihrem Chef hin, entdeckten ihm die große Gefahr, in welcher die bitterreichste Freidenheit, durch die Ankunft eines erzklerikalischen, freigeisterrisch gesinnten Fremd-

lingd gerathen könne, und stecken ihm unter der Hand, um seinen Zorn und seine Wuth noch mehr zu reizen, daß er der Verfasser einer ergottlosen Frohschürze, des Speciminis Monachologiae secundum methodum Linnaeam, und eben jener Schändlichkeit sei, die ihm der Kaiser durch den Freiherren von Schwieten habe kommuniziren lassen. Jeztlinen desto besser in die Haare kommen zu können, suchte die Hildebrandische Compagnie alle List und Ränke hervor, um bei dem Zensurkollegium ein Verbot dieses Buchs auszuwirken, wohl überzeugt, daß sie alsdann den Verfasser viel eher mit der wohlverdienten Ruhe jüchtigen dürften. Der Großkonze selbst gab bei dem Monarchen eine allerunterthänigste Bittschrift ein, beuß die Verdienste, die Frömmigkeit, die Heiligkeit der besetzten Herde, ließ von einem treuen Iniquiten alle Lobprüche der heiligen Väter zusammenschmieren, die sie im heiligen Eifer, selbst Mönche, mit vollen Backen für ihre eigne Sache ausgesaunt hatten, seufzete, lamentirte, winselte, pralte mit unter auf Keins geschäftige Arme; ließ auch unter der Hand seine treuen Diener mit rednerischem, schleichen Giste diesen und jenen

Kath' vergiften, unter der Hand die wirksamsten
Minen zum guten Empfange der Bittschrift sprin-
gen — allein, alle ihre Bemühungen, alle ihre
Gänge, alle ihre Versuche mislangen. Die Bitt-
schrift machte auf Joseph keinen Eindruck, das
Specimen Monachologiae blieb vor wie nach er-
laubt, und sie konnten ihren Gift gegen den un-
schuldigen Sauslin nicht anzeigern. Auch we-
gen der bekannten Schmähschrift auf den Kar-
dinal — schon 1782. war Migazzi heimlich
das, was er ihr öffentlich ist — welche die
Gefellen Jesu ebenfalls unserm Sauslin zuschrie-
ben, machten die heimlich kriechenden locoliti-
schen Bitten desselben auf den Kaiser keinen
Eindruck. Die Schrift ward gedruckt, heißhun-
grig gelesen, und das Ansehen des Kardinals
dadurch noch mehr herabgesetzt.

Deso erbitterter mußte der Benze auf den
vermeinten Verfasser werden, und da er ihm
von Seiten der Religion nichts anhaben konnte;
so versuchte er, ihn von Seiten seiner politischen
Maximen verdächtig zu machen, um dadurch
vielleicht eine Epuration desselben zu bewirken. Es
ward also durch die dritte und vierte Hand den
Ministern gestellt, daß dieser Fremdling, der in

der That einfach Ansehen machte, Meß ein Eri-
 en oder Einfluß von einem gewissen Hofe sei, von
 dem, wie der Kardinal wohl wußte, man am Or-
 derreichthümlichen Hofe am wenigsten Espione haben
 wil. Zuverlässigere War war, auslin gerade mit
 dem Vchondicharis Sekretär dieses Hofes in enis-
 ge Verbindung gekommen, die jedermann wußte;
 und diese mußte man dem fortwährenden vorgehen
 zum Grunde ihrer Vertheidigung dienen. Die
 geheime Anklage, welche nicht durch Verleumdung,
 sondern durch solche Leute geschah, die für Freunde
 der Aufklärung setzten, im Grunde aber doch
 Jesuiten in bunter Kleidung sind, war ein neuer
 Beweis von der reinen Politik und der orthodoxen
 Moral der Gesellschaft Jesu. Bekanntlich ist dem
 Wiener Hofe nichts ungelegener, als wenn je-
 mand mit dem römischen in einer genauen Allianz
 steht. So gewiß es ist, daß die Jesuiten in der
 engsten Verbindung mit demselben sind, und so
 gewiß durch sie vom Haag aus manches Sün-
 den nach Rom exportirt wird; so hätten sie doch
 die Bekanntheit, die Sautlin zu allger Weise
 mit jenem Manne gemacht hatte, für das schöl-
 lichste Mittel, über ihn ein heftiges Donnerwetter
 zu verhängen. Was war daran gelegen, wenn

auch dieser Mann nebst Jauslin erlittet würde?
 Der römische Hof konnte vielleicht einen geschickteren
 senden, der Verlust war erlitten, und sie hatten
 sich an Jauslin gerächt. Jauslin ward dennoch
 als ein Scheinfreigeist angeklagt; er war ihrer
 Angabe zu Folge ein geheimer Jesuit, der öffent-
 lich nur gegen Rom und Möncherei und für Auf-
 klärung schriebe, um im Geheim desto besser für
 Rom und Möncherei, und gegen Aufklärung wir-
 ken zu können. Die Anklage ward durch tausend
 Fälschen, die alle das Gepräge der Wahrscheinlich-
 keit und Wahrheit an sich hatten, unterstützt, die
 Dame ward angeklaget, und man versprach sich
 den besten Erfolg. Eine geheime Untersuchung
 aber die Jauslins zur Ehre gerichte, da man
 seine Unschuld entdeckte, war alles, was sie er-
 wirken konnten, und war gerade das, was sie am
 meisten gefürchtet, und am wenigsten vermuthet
 hatten. Sie glaubten, die Minister würden, gleich
 spanischen Inquisitoren, oder auf gut römisch,
 und bairisch, ohne weitere Untersuchung, dem
 durch viele Beschönigungen in Verdacht gebrach-
 ten Breantinge sogleich das Consilium abeundi
 ertheilen; allein sie hatten sich geirrt. Jauslin
 ward für unschuldig erklärt, und die Inquisiten

mussten alle Kunstgriffe ihres Ordens anwenden, um von sich den Verdacht der Verleumdung abzulehnen.

Indes lernte doch Sauslin die unsäuerliche Quelle kennen, aus welcher diese Beschuldigungen geflossen waren, fand Traubachs Erinnerungen gegründet, und war nun besser auf seiner Huth. Aber trotz aller Vorsicht war es ihm unmöglich den Klauen der geistlichen Wätriche zu entgehen.

Sauslin hatte in verschiedenen Häusern Zusitz, und war unter andern auch mit einem protestantischen Kaufmanne bekannt geworden, der, nebst einem unermäßiglichen Vermögen, eines der schönsten Mädchen Wiens zur Tochter hatte, die ihn durch ihre Unschuld, durch ihre bezaubernde Reize, noch mehr aber durch ihre Liebe zu allem Guten, Schönen und Wahren fesselte, und so fesselte, daß er ohne ihren Besitz ohnmächtig glücklich sein zu können glaubte. Er entdeckte seinem Freunde Traubach die geheimen Empfindungen seines Herzens; sie wurden von ihm gebilligt, und er nahm es über sich, den Vater um seine Tochter, die wirklich eben so sehr in Sauslin verliebt war, als er in sie, anzusprechen. Der reiche Kaufmann hätte freilich für seine Tochter

eine reichere Portion gewünscht; allein da diese der Liebling seines Herzens war, so in Faustins Wunsch einzig und allein glücklich zu werden bezeugte, Faustin überdies so viel Geschäftlichkeit besaß, daß er ihm in seinem Handlungsgeschäfte hülfreiche Hand leisten konnte, zugleich auch ein biederer, muthiger Mann war, so fand er keinen Anstand, sein Ja Wort zu geben. Faustin dankte seinem abwesenden Amerikanischen Freunde Mionysius, daß dieser ihn die Handlung gelehrt hatte, ohne welche er vielleicht das schöne Lorchchen zur Frau nie bekommen hätte, umarmte seinen Schwiegervater und seine Braut, alle Anstalten wurden gemacht, und es fehlte nun an nichts, als an der sakramentalischen Einsegnung.

Faustinen war es im Grunde ganz einerlei, ob er von einem protestantischen, oder katholischen Geistlichen getraut würde; allein sein Schwiegervater, der viel politischer dachte, auch überhaupt einen etwas schüchternen Charakter besaß, rieth und befahl dem Paare, bei dem ordentlichen katholischen Pfarrer sich deshalb zu melden, und nach seinen Verordnungen, um allen Verdächtigkeiten vorzubeugen, sich buchstäblich zu richten.

Sauslin übernahm das Geschäfte selbst, ging zu seinem Pfarrer hin, und fand, wider alles Vermuthen, in ihm einen biedern, braven, katholischen Geistlichen, der zwar keine große, gelehrte Kenntnisse besaß, aber doch wenigstens von keinem Hildebrandischen Geiste angeteilt war. Er gestand offenberzig, daß es ihm, was seine Person betreffe, ganz gleichgültig sei, ob er ein katholisches oder protestantisches Mädchen zur Braut nehme; er freute sich sogar darüber, daß beide Religionspartheien durch solche Verbindungen einander immer näher rücken würden. Allein er habe so eben von dem Erzbischöflichen Konfessionen ein Verbot erhalten, nach welchem er sich so lange zu handeln verbunden glaube, bis durch des Kaisers Majestät dieses Verbot widerrufen und unkräftig gemacht worden. Und um Sauslin die Gründe seiner Widersetzlichkeit begreiflich zu machen, auch sich in den Augen desselben zu entschuldigen; so nahm sich der Herr Pfarrer die Freiheit, ihm aus diesem Pirkular selbst die beiden Punkte vorzulesen, die ihn betrafen.

Nachdem die in Ursachen, hieß es, erlassene allerhöchste Verordnung, mittelst des in Druck erschienenen Patents vom 16. Jänner dieses Jah-

res anfänglich durch die öffentlichen Zeitungen kund gemacht, und sodann den 6ten April darauf dem Konsistorio von der Landesstelle mitgetheilt worden, so ist erforderlich, den Herren Pfarrern und Seelsorgern die Meinung zu geben, wie sie sich in verkommenden Fällen zu benehmen hätten.

„I. Wird bei dessen Durchlesung ihnen alsogleich auffallen, daß sich das Patent nur auf den bürgerlichen Vertrag, und dessen bürgerliche Wirkung beziehe.“

Daraus der Pfarrer dann schluderte, daß er sowohl, als Hausfrau, wenn er sonst ein frommer Katholik sein wolle, sich darnach zu achten habe, und fuhr dann fort, ihm den vorzähligen Artikel recht deutlich weiter vorzulesen.

„XI. Obschon die weltliche Gesetzgebung die Ehebindnisse der Katholischen und Unkatholischen erlaubt, auch ohne Ausstellung der vorhin gewöhnlichen Reverse wegen nicht Hinderung des katholischen Theils in Ausübung der katholischen Religion, und wegen Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechtes in der katholischen Religion, auch deren Abschlüß in die öffentlichen katholischen Schulen und Christenlehren und monatlicher Stelo

lung vor dem Herrn HERRER zur Prüfung auch
 niemalsiger Absichtung in protestantische Länder;
 so bleibt doch richtig, daß die über solche Ehen von
 der katholischen Kirche, wegen naher Gefahr
 der Verführung der katholischen Personen
 selbst, welche für das ewige Heil ihrer künftigen
 Kinder unbekümmert und unbesorgt ist, gemachte
 erschwerte Anordnungen dennoch fortdauern;
 denn es kann keinem Selsorger unbekannt sein,
 daß die Kirche die Ehereckelbisse mit Unkatholi-
 schen jederzeit gemüßwilliget habe, besonders wenn
 der katholische Ehegatte zuucht, daß nicht alle Kin-
 der in der allein seligmachenden Religion
 erzogen werden sollen, und es ist zugleich eine aus-
 gemachte Lehre, daß ein solcher katholischer Theil
 sich schwer durch Schließung einer solchen Ehe
 versündige, wenn nicht besondre und wichtige Um-
 stände, die aber selten sind, vorlämen, durch wel-
 che mit Grunde angehoffet werden könnte, daß der
 katholischen Religion ein Vortheil und Zuwachs
 durch eine solche Ehe zugehe.

„Es werden daher die Selsorger und Beicht-
 väter ermahnet, daß sie noch mit der Zeit durch
 Eifer und Heiligkeit nach den Pflichten ihres
 Amtes trachten, und alle Mühe anwenden sollen,

um den katholischen Theil von einer in der wahren Kirche jederzeit gemäßigten Ehe abzuhalten, und in dieser Absicht ihm die schwere Sünde und Rechenenschaft, die er auf sich ladet, und die Gefahr, der er sich aussetzt, lebhaft vorzubilden, und ans Herz zu legen: ja man hat aus der Erfahrung, daß sogar der unkatholische Theil nicht selten durch derlei bescheidenes Zureden des Pfarrers vor der Trauung, sich habe zur Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts in der katholischen Religion bereitwillig finden lassen.

„Wenn aber, ungeachtet alles Zuredens, der katholische Theil, von blinder Liebe dahin gerissen, oder, durch zeitliche Vortheile gereizt, von seinem Vorhaben nicht mehr abläßt, sondern sich wirklich mit der unkatholischen Person trauen ließe, und sich sodann deshalb von einem Seelsorger oder Beichtvater anklagen würde; so liegt diesem, seiner Pflicht gemäß, ob, diesen katholischen Theil nachdrücklich zu ermahnen, daß er über die durch diesen Schritt bezogene schwere Sünde, christliche Buße wirke, und zugleich den zur sakramentalischen Lösprechung erforderlichen Vorsatz und Versprechen mit Herz und Mund fasse, und von sich gebe, theils durch eigne gute Beispiele, theils

durch nachdrückliche und schriftlich angebrachte Vorstellungen alles mögliche thun zu wollen, damit sowohl der unkatholische Eheputz, als auch die Kinder in dem wahren catholischen und allein seligmachenden Glauben gebracht werden mögen.

Und damit ja nicht das geringste ohne Wissen des Cardinals oder seiner Creaturen geschehen könnte, so wurde durch folgenden Schluss des Collegii weitlich dafür gesorgt.

„Schließlich wird noch mitgegeben, daß, da besonders anfänglich mehrere Zweifel *) vorkommen, und Umstände sich äußern werden, die Herren Pfarrer und Seelforger des erzbischöflichen Kirchenprelats sich aller voreiligen und eigenmächtigen Entscheidungen enthalten, die besonderen Vorfälle aber dem Consistorio anzeigen, und von demselben die weitere Weisung erwarten sollen.

Ex Consist. den 18. Julii, 1783.

*) Vergleichen mit unten in Num. 6. Der Cardinal konnte wissen, daß Zweifel sich erheben würden. Es geht hier so sehrgering in dieser Absicht abgefaßt.

II.

Eine kluge Antwort auf obige Repressalien und Distinktion.

Jansin glaubte kaum seinen Ohren und Augen, als er hier den vollwichtigen Beweis von der Widerspenstigkeit und Hartnäckigkeit des Kardinals las und hörte. „Freilich, sagte er zu dem Piarer, konnte man vermuthen, daß die römische Kurie und ihre Untergebenen bei dem Ehepatente nicht so still sitzen würden. Man konnte vorher sehen, daß sie sich alle Mühe geben würden, den Geldkanal wieder zu eröffnen, der durch das Verbot, alle Dispensationen aus Rom zu holen, verstopft wurde. Aber wer in aller Welt hätte in diesem philosophischen Jahrhundert sich einfallen lassen können, daß ein Erzbischof von Wien so offenbar sich den gütigen Absichten seines Monarchen widersetzen würde? Eben das will ja Joseph, daß Katholiken und Protestanten friedlicher zusammen leben sollen, und wie kann das besser und leichter bewirkt werden, als wenn sie in eheliche Verbindungen treten? Und gerade die will der Cardinal hindern? will Aeltern vorschrei-

ken ihre Kinder nach seinem Plane zu erziehen? Ist das Sieg der Wahrheit? Ist's philosophisches Jahrhundert? Vater Konisay, Vater Bonisay, wie würdest du dich ereifern, wenn du dieses Zirkulare läsest!!! „Der Herr, der von allen den höchsten Erklamationen vom philosophischen Jahrhundert, vom Siege der Wahrheit, und vom Vater Bonisay nichts verstand, behauptete seine Unschuld, & lief sich auf seine Plücker, und endlich Saussteinen mit der Bitte, wenn's ja nicht anders wäre, sich doch lieber, um allen Verdrüßlichkeiten aus dem Wege zu gehen, eine katholische Braut anzumähen, oder wenigstens die verlangten Reverse von sich anzustellen.“

Verdrüßlich über diese Impertinenz, ging er mit dem Vorzuge nach Hause, sich augenblicklich von dem protestantischen Geistlichen trauen zu lassen. Allein sein Schwiegervater gab das in keinem Falle zu, sondern bestand auf seinem schon gethanen Ausspruche, wolte aber doch auch nicht erlauben, daß er das Versprechen von sich gebe, die Kinder katholisch zu erziehen. Sausstein ärgerte sich, daß er in Wien nicht einmal eine protestantische Frau nehmen durfte, ohne etwas anzugehen, was nur der wechselseitigen

Bärtlichkeit der Aelteren überlassen werden sollte; sann auf Mittel, diesem Uebel abzuhehlen, erzählte verschiedenen Freunden seinen Anfall, und ehe er es sich versah, und ohne daß er selbst noch ein Wort darüber verloren hatte, ließ ihn der Pfarrer zu sich kommen, und sagte ihm, daß er ihn nun ohne weiteres trauen wolle.

Sauzin glaubte in allem Ernste, daß vielleicht seine Erinnerungen bei dem Pfarrer etwas gebrühet, wünschte sich selbst über den Sieg der Wahrheit Glük, ließ sich in aller Stille einsegnen, und war der glücklichste Sterbliche auf Erden.

Erst nachher erfuhr er, woher diese Veränderung gekommen. Er hatte, wie schon gesagt, einigen Freunden von diesem Zirkulare etwas in das Ohr geraunt, diese erzählten es wieder andern, und so erfuhr auch der Monarch, durch die dritte und vierte Hand, das Dasein eines Befehls, der so schnurstraks dem feindigen entgegen war; der so offenbar die Rechte der Majestät beleidigte.

Der Monarch lästerte also augenblicklich nicht nur das Zirkulare, und vernichtete die pfühige Distinktion des Konkordiums, sondern damit auch diese Herren künftig nicht noch einmal in die

Verführung gerathen möchten, sich in ähnlichen Fällen eben so widerspenstig zu beweisen, oder eine noch pfiffigere Duldunz zu erfinden; so gab er ihnen einen derben wohlverdienten Verweis, ließ sich nicht undeutlich merken, wie gern er es sehe, wenn der Herr Erzbischof sich in sein Bisthum Baiern retire, und strafe zugleich den General-Kommandanten des päpstlichen Heeres in dem Oesterreich'schen um tausend, seinen Flügel-Adjutanten aber, den Bischof von Neusiedl, um fünfhundert Stück Dukaten, die sie denn, so ungern die geistlichen Herrn auch ihre gutgefüllten Beutel öfnen, an die Behörde abliefern mußten.

Werden sie wohl wieder bekommen, die schönen Dukaten — sagte Faustins, als er den Vorgang erzählen hörte. — Es gebe ja noch eine beträchtliche Anzahl frommer Herzen und mitleidiger Bekenner der allein seligmachenden katholischen Religion, die ein Stüßchen höher in den Himmel zu kommen träumen, wenn sie die Güte ihrer Beugen nähren und mäßen.

Wenn ein weltlicher Minister es wagte, einen Befehl zu geben, der den Verordnungen seines Landesherren schnurstraks zuwider wäre, ich glaub-

ke er würde ohne Gnade und Barmherzigkeit auf-
 geknüpft. Aber die geistlichen Minister dürfen
 schon eher ein Stütchen wagen, ihnen wird schon
 mehr durch die Finger gegeben. Man legt es ih-
 nen für heilige Andacht, für wahren Eifer für
 die allein seligmachende Religion aus, und sie
 werden immer besser lapoliert. Doch nicht so la-
 poliirt, wie in München, sel Traubach ein.
 So eben habe ich eine artige Bekanntmachung in
 der Münchner Zeitung gelesen, und vor ein paar
 Monaten stand' saß eine ähnliche darinn. Die
 gebeizten Mönche sind in unsern Tagen selbst in
 jenen Landen, wo sie am festesten sitzen, in stä-
 tter Furcht, daß sie möchten aufgehoben werden;
 auch unsre Laien sind leichtgläubig genug, bei
 der geringsten sich eräugnenden Gelegenheit auf
 eine Aufhebung zu schließen. So ging's denn
 auch in München. Weiß nicht, wie's da einem
 Spasvogel befiel, das Gerücht auszusprengen,
 als ob Seiner Kaiserlichen Durchlaucht endlich
 einmal sich in Gnaden entschlossen, den Bettel-
 Augustiner-Massen ihr Klöstergen samt dem zu-
 sammengebettelten Vermögen abzunehmen; und
 ihnen ihre weit- ärmlichte frische Kutte auszie-
 hen zu lassen. Ganz München gerietß darüber

in Aufsehr, und die Augustinerchen kenten gar nicht den Donnerstog zusammenreimen, da sie vor kurzem erst dem ganzen Hofe eine so prächtige Herdtasel gegeben. Sie liefen also sporntreich zu Seiner Excellenz, dem Schutzpatron aller bekümmerten Herren, und wurden nicht nur beruhigt, sondern damit auch das ächte katholische fromme Münchper Völkgen nicht länger in einer quälenden Ungewißheit verbleiben möchte, so ward unterm dritten Hornung 1784 in den Zeitungen öffentlich bekannt gemacht, daß die Herren Augustiner nichts zu besüchten haben. Auch die übrigen Orden und Klöster wurden unterm 29. März, 1784. durch des Freyherrn von Braunmayr Veranstaltung öffentlich versichert, daß sie ruhig und ohne Sorgen in ihren Gott geweihten Mauern schlafen können, und von Pfalz-Boierns Regierung, nichts zu besüchten haben.

Das nenn' ich doch Landesväterliche Vorsorge! erwiederte Gauslin; damit ja die guten Mönche und Nonnen, die ehnehin schon so viel Sorge und Unruhen haben, durch ausgeprengte Gerüchte nicht in neue Besümmerniß gesetzt, und dadurch in ihrem Singen, Beten, Essen, Trinken und Schlafen gestört werden, so versichert sie

höflich die Landesregierung ihrer künftigen Gnade schon im Voraus. Hast Rechte, so delikat und so Landesväterlich denkt die Oesterreichische Regierung freilich nicht.

III.

Jausstin reist in Gesellschaft seiner Frau und Traubachs nach Ungarn. Complaisance eines Preßburger Bücher-
visiteurs.

Jausstins Frau besaß alle die Eigenschaften, welche dazu erfordert werden, einen jungen Mann zu fesseln, der immer seine eignen Grillen und Laune hatte. Haushälterisch ohne Geiz, freigebig ohne Verschwendung, mitleidig ohne Schwäche, herablassend ohne kriechende Demuth, belehrend, ohne damit zu prahlen, fromm, ohne Bigotterie, gefällig, einschmeichelnd, nachgebend, wußte sie bald durch diese, bald durch jene Tugend ihn festzuhalten und aufzuheitern, wenn ihm etwa eine neue Schurkerei der Popoliten den Kopf vermirrt gemacht hatte. Auch empfand er ganz die Größe seines Glücks, und kein Tag verstrich, wo er nicht seinem Schwiegervater und seinem lieben Lor-

chen den innigsten Dank für die Glückseligkeit abkattete, die sie ihm verschafft hatten.

Tranbach blieb sein verzüglicher, beinahe sein einziger Gesellschafter, mit dem er, sein Verchen im Arm, fast täglich in den Zugarten wandelte, um seinen Glauben an die Existenz des philosophischen Jahrhunderts zu befestigen. Die unterhielten sie sich von der Weisheit und Wohlthätigkeit des Monarchen, und eben so oft von der Glückseligkeit, welche eine wechselseitige zufriedene Ehe gewährt. Sollten nur einen Tag diese Wonne empfinden, der Dakakama und seine Benzen, rufte Kaustin in diesem Augenblicke auf, so würden sie gewiß das so verderbliche, den Naturgesetzen, und selbst der Konstitution des menschlichen Körpers so entgegen gesetzte Jökbat aufheben.

Glaubs warlich nicht, fiel Tranbach ein, es ist für sie so viel Interesse dabei. Das ganze System von Hildebrandismus und Hierarchie würde zusammenstürzen. Das wissen die Herren auch, drum sträuben und wehren sie sich so lange dagegen; und überdies sind ihre Gefühle von den ersten Jünglingsjahren an schon zu sehr gekümpft, als daß sie den großen Unterschied, der zwischen dem Genuß einer Laition, Phryne, oder sonst

eines artigen Weibchen, und zwischen der ehelichen Verbindung mit einer tugendhaften Frau Statt findet, so empfinden könnten, wie du. Wird also wohl so lange bei dem Aisen bleiben, bis das brachium seculare eine überwiegende Macht bekommt, und sich das brachium ecclesiasticum ganz unterwürfig macht.

Unter dieser Besprächen, und unter Betrachtungen über so manche neue Befehle, die der Monarch gab, verstrichen denn insgemein die schönen Sommerabende; und Lorchon gewöhnte sich immer mehr und mehr an die Lieblings-Ideen ihres Mannes.

Sauslin hatte indessen seinem Schwiegervater in den Handlungsgeschäften so treulich geholfen, daß dieser sich beinahe ganz auf ihn verließ. Seine hauptsächlichsten Geschäfte waren in Ungarn und im Oesterreichischen Polen, und da eine Reise in diesen Gegenden nothwendig geschehen mußte; so trug der Alte seinem Schwiegersohn auf, diese zu thun. Sauslin gab seine Einwilligung unter der Bedingung, daß er sein Lorchon mitnehmen dürfe, an welcher sein ganzes Herz hing. So ungern sich der Vater von seiner einzigen lieben Tochter trennte, so sah er doch ein,

wie unbillig es sein würde, von seinem Schwie-
gerknecht zu verlangen, sich einige Monate von
seiner lieben Hälfte zu trennen, und erlaube also
auch dieser, die Reise mitzumachen. Traubach
war zu sehr an seinen Freund gewöhnt, als daß er
dessen Bitte, sein Gesellschafter zu sein, hätte ab-
schlagen können, und sie fuhren nun alle drei,
nachdem sie von ihren Freunden herzlichen Abschied
genommen hatten, nach Presburg ab, wo sie
Geschäfte halber einige Tage verweilen mußten.

Traubach war gewont ein kleines Bibli-
othekgen bei sich zu führen, das, nebst Faustins
Gesellschaft, sein einziges Vergnügen ausmachte.
Sie waren kaum in Presburg abgetreten, als der
Bibliotekar ihre Sachen durchsuchte. Auch Bücher?
--- Sie wurden indessame beleuchtet und betrach-
tet, und Schwists Märchen von der Lonne, so
wie des Marquis d' Argens kabbalistische Briefe
weggenommen. Auch bei den Memoires des groß-
sen Friedrichs machte der scharfsinnige Herr Nie-
ne, das nämliche zu thun; allein vielleicht aus ei-
ner natürlichen Zurechtamkeit vor dem großen
Helden, ließ er es endlich mit dem Bedeuten
passiren: „Danken sie dem Himmel, daß der Ver-
fasser ein so guter Freund von unserm Kaiser ist;

sonst würde ich dieß Buch nicht erlauben." Jau-
stin biß sich in die Zunge, um nicht über die treu-
herzige Einfalt des Bücher-Revisors zu lachen,
der seine großen literarischen Einsichten noch mehr
dadurch an den Tag legte, daß er des Marquis
d'Argens jüdische Briefe, so wie Lessings Frag-
mente, ohne nur dabei eine bedenkliche Miene zu
machen, mit einem Schwall von Worten über
die Vertrefflichkeit dieser Schriften, die er gar
wohl kenne, passiren ließ.

Beide Freunde geriethen über das Verfahren
der österreichischen Bücher-Revisoren in eine Art
von Disput, da der eine behauptete, alle Bücher-
zensur, und folglich auch alle Bücher-Revision
müsse in einem Staate, dem es daran gelegen sei,
daß seine Unterthanen täglich in Aufklärung wach-
sen, gänzlich aufgehoben sein; der andere hinge-
gen darauf bestand, daß es allerdings in einem
solchen Staate nicht nur eine Bücherzensur, son-
dern auch eine Revision der von fremden Buch-
händlern eingehenden literarischen Waaren geben
müsse, damit die geistige Speise der Unterthanen
nicht mit Gift vermischt werden, setzte aber wohl-
bedächtig voraus, daß diese Revisoren und Reviso-
ren ein bißgen mehr Einsichts haben selten, als in

Oesterreich. Beide führten für sich Beispiele von Kiesen und jenem Staate an, allein, da sie nicht gement waren, mit der Hitze des Herrn Hauptpastor Göze, oder des Augsburgischen Marktschreiers Mers zu sechten und zu schimpfen, so war der Streit weiter von keinen Folgen, ausgenommen, daß Traubach bei sich beschloß, sein Bibliothekzen künftig nach den Einsichten des Staats einzurichten, welchen er betreten würde.

IV.

Oesterreichisch-Ungarischer Kontrast, und Römisch-Katholische Lieblings-Grille.

Faustin besorgte die Handlungsgeschäfte seines Schwiegervaters, während, daß Traubach theils ganz allein, theils mit Forchen herumsehender, die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen, der denn auch Abends nicht ermangelte, seinem Freunde einen treuen Rapport von allem Gesehenen abzufrachten. Eben war dieser an einem Abende damit beschäftigt, als der Wirth, ein kleiner, dicker, untersehter Mann, mit der grämlichsten Miene von der Welt, in ihrem Zimmer eintrat, und nach tausend tiefen Bülflingen und

Komplimenten, endlich ihre Auerbieten, sich bei ihnen niederzulassen, annahm. Sauslein mochte gern mit solchen Leuten sprechen; gerade von ihnen kan man immer das neueste, öffentliche Man-
nigfaltige erfahren, und wenigstens einigermaßen den Karakter der Einwohner, wenigstens in Rücksicht auf Publizität, kennen lernen. Die erste Frage, die man an solche Herren thun kann, ist gewöhnlich: Was giebt's Neues? „Leider, erwiderte der Wirth, mit einem tiefen Seufzer, nicht viel Gutes! Werden wohl das bißgen katholische Religion noch audrotten, die Herren in Wien — werden wohl so lange reformiren, bis wir sein sonst nichts sind, als Lutheraner. Ach! der jüngste Tag muß gewiß nahe sein. Hat wohl Recht, der gute Vater Jast, daß er uns neulich zurief, da ich eben in Wien war, wir sollten uns bekehren, weil der leidhaftige Antichristt izt schon auf Erden sei.“

Sauslein konnte sich nicht enthalten, dem frommen katholischen Wirth um die Ursache seines Mißvergnügens zu befragen, und er hörte dann freilich mit Entzücken, daß drei kaiserliche Verordnungen publizirt worden, Kraft welcher der Mißbrauch, den geistlichen Statuen und Bildern

besondere Kleider, Hemden und Schuhe anzulegen, Perücken aufzusetzen, goldene und silberne Herzen, Fäße und Ringe und dergleichen anzuhängen, und andere Putzwerke beizubringen, gänzlich abgeschafft, und hingegen verordnet ward, daß alle Opfer, welche die frommen Katholiken zelterher an verschiedene Bilder gegeben, künftig bloß aus Gelde bestehen sollen, damit diese nützlicher verwendet werden können. Diese beiden Verordnungen hatten den Wirth, der ein Freund von Opfern und Bildern war, außerordentlich betrübt; aber noch niederschlagender war für ihn des Kaisers Befehl, daß jene Aussetzungen der Reliquien, mit welchen erst ein sehr auffällender Prunk verbunden wird, oder, wo die Reliquien über das Hochwürdigste hinausgesetzt, oder in der Mitte des Altars, wo der für das Hochwürdigste gebührende Ort ist, mit zwei oder mehreren daneben stehenden Kerzen und Leuchtern ausgesetzt zu werden pflegen; und andere derlei Aussetzungen, wodurch das an das Sinnliche gewöhnte Volk leicht von der ihm als Pflicht obliegenden Anbetung Gottes ab, und vielmehr zur Verehrung der Reliquien der Heiligen hingeleitet werden könnte, beschränket werden möchten. Sana

stin, der vor Freude, daß der Kaiser unaufhörlich an dem großen Werke der Aufklärung fortarbeitete, und wenigstens die größten Verurtheile des Volks nach und nach auszuretten bemüht sei, fast ganz außer sich war, demonstirte dem Wirth, wie notwendig derlei Verordnungen des Kaisers seien. Hat sich was zu notwendigen, erwiederte der Wirth ganz hitzig, die Welt hat so lange bestanden, und würde gewiß noch länger bestehen, wenn auch diese notwendigen Verordnungen nicht erschienen wären. Der Herr gehört gewiß auch unter die Reformatoren, ist wohl gar ein Lutheraner. Ich will nicht zum heil. Stephan kommen, wenn ich ihm Dach und Fach gäbe, wenn das wäre.

Sauskin, der seinen Gegner in Hitze sah, und sich sogleich an die Affäre in Wangshausen erinnerte, hörte auf seines Freundes Anstößen, suchte jenen durch die Versicherung, daß er ein Katholik sei, zu beruhigen, nahm ihn bei der Hand, und ging mit ihm in die Weinstube, wo verschiedene mit einander im heftigen Streite verwickelt waren. Er hörte die Ursache des Streits bald. Ein so eben erschienener Befehl des Kaisers, vermöge dessen kein Protestant einem Katholiken bei hoher Strafe ein protestantisches Tuch leihen sol-

te, setzte einige protestantische Köpfe in Gährung. „Das ist das gewissste Mittel, sagte der eine, uns der Rache der katholischen Geistlichen Preis zu geben. Unter der Maske der Freundschaft, werden sie uns dieß und jenes Bsch ablenken, und dann zur Strafe anzeigen.“ Dießem widersprach ein eifriger Katholik, der da behauptete, dießer Befehl sei der weiseste unter allen die Joseph gegeben. Hätte auch der Kaiser das erlaube, sagte er, so würdet ihr uns nach und nach gar zu Lutheranern gemacht haben. Ein angesehenner Mann, der mit im Kabinette des Kaisers sitzt, der alle seine Pläne weiß, wenigstens wissen wollte, und dem Jauslin ebenfalls lante, mischte sich in die Streizigkeit. Lassen sie es sein, meine Herren, versetzte er, alles, was Joseph that, noch thut, sind nur Verdorren des großen Eifers, welches er auszuführen beschloßen hat. Jauslin spritzte die Ohren, er glaubte izt aus dem Munde eines Erfarnen zu hören, daß bald der schöne Tag in seiner vollen Schönheit glänzen werde, den die hollereichische Morgensche versprach; wie sehr aber war seine Erwartung betrogen, als er hören mußte, daß Joseph keine andern Absichten habe,

als

als die drei streitenden christlichen Religionsgemeinden zu vereinigen, und daß er darum alle Mißbräuche abschaffe, die jedem Protestanten so antösig sind. Traurig schlich sich Gauslin aus der Weinsube zu seinem Freunde Traubach, um ihn den Vorfall zu erzählen.

So sehr er sich über die drei ersten Verordnungen des Kaisers gefreut hatte, so niederschlagend war es für ihn zu hören, daß den Protestanten der traurige Befehl zuertheilt wurde, den Katholiken ja keine protestantische Bücher zu geben. Heißt das aufklären? Heißt das philosophisches Jahrhundert? sagte er. Ich weiß nicht, es kommen manchmal so Befehle mit im Oesterreichischen heraus, die so ganz und gar nicht auf die herrlichen Toleranz-Edikte passen. Es werden so nach und nach immer Restriktionen und Distinktionen gemacht, die von einem ganz andern Geiste, als von Joseph herzukommen scheinen. Ich glaube bald den Berlinern, wenn sie sagen: Joseph sehe seine Toleranz-Edikte als kaiserliche Privilegia an, von welchen er, nach seinem Belieben, abnehmen könne, so viel er wolle. Nein, wer weiß, ob nicht die Mikaggi's, die Tasse, die

Postline und Compagnie solche Befehle von ihren Creaturen, die sie im Ministerium haben, erschleichen. Wolte Gott, der Kaiser sähe nur immer auf die Rechte der Menschheit, und vergäs dabei seine Privilegien. Folgend die Pöbelgrille der Oesterreichischen und anderer katholischen Schriftsteller, alle drei dissentirende christliche Vortheile unter einen Hut zu bringen! Alle ihre Schriften wimmeln von diesem Gedanken, dessen praktische Ausführung das größte Unglück für die gesammte Menschheit sein würde. Da sollen nun römische oder asiatische Lehrmethoden, die selbst nicht für alle Römer und Asianen passend waren, nun für alle europäische Köpfe passen. O Vater Bonifaz! Vater Bonifaz! So ganz treffen doch deine Weisungen noch nicht ein!!

Porchen war gewont bei allen solchen Auseinandersetzungen ihres Gatten zu schweigen; aber die Worte von Kaiserlichen Privilegien hatten sie gewekt. Halb schüchtern, ob auch das, was sie zu sagen Willens war, etwas Wahres und Gutes sei, erhob sie ihre Stimme.

Ich verstehe nichts von dem, sagte sie, was Recht ist; ich habe niemals Collegien gehört, und bei den Herren Professoren soll man ja das nur

allein lernen können; aber ich muß ihnen doch sa-
 gen, was ich immer bei der heiligen österreichischen
 Reformation gedacht habe. Ehe wir freies Reli-
 gionsexerzizium hatten, ehe wir uns ein Haus, ei-
 nen Acker, oder eine Wiese kaufen durften, stan-
 den wir bei jedem vernünftigen Katholiken in Ach-
 tung, nur der Pöbel insultirte uns. Jene sahen
 uns als Märtyrer an, und die sahen, wie die ch-
 ristliche Heiligen Geschichte beweist, jederzeit hoch
 angeschrieben. Sobald die Toleranzedikte erschienen,
 ward die Verachtung des Pöbels nur noch größer.
 Er betrachtete uns mit neidischen Augen,
 und die Verfolgungssucht wuchs in den Herzen
 desselben nur noch mehr auf. Jedes neue Privi-
 legium ward als eine neue Wohlthat angesehen,
 die wir dem Monarchen nicht genug verdanken
 könnten. Ein kleiner Fehler eines Protestanten,
 der sonst wie einem mitleidigen Aeselsucken für
 eine menschliche Schwachheit gehalten wurde,
 wird jetzt als eine boshafte Undankbarkeit betrach-
 tet. Da der Kaiser in der katholischen Religion
 so viel ändert; so haben wir jetzt zwei Feinde. Die
 einen beneiden uns, wegen unsrer Vorzüge, we-
 gen der erhaltenen Privilegien; die andern hassen
 uns wegen der Verinfrächtigungen des Kaisers in

ihre Religion, wie sie es nennen, wovon sie uns, Gott weiß mit welchem Grunde, die Schuld beimessen. Alle glauben berechtigt zu sein, ihr noch zweimal so viel von uns zu fordern, als sonst. Dies sind in der That die Folgen der Toleranz edlste, und daran ist meines Erachtens niemand, als die österreichische Regierung selbst Schuld. In allen Edikten steht mit großen Buchstaben geschrieben, welche große Wohlthaten, welche Privilegien uns vom Kaiser ertheilt werden, und man scheint in der That noch nicht einzusehen, daß wir ein Recht zu der Duldung haben, die man uns jetzt als Wohlthat anrechnet. In allen Schriften, die jetzt in Wien erscheinen, und so häufig gelesen werden, die auch wir, u. d., so elend sie oft sind, nicht wenigen Nutzen stiften mögen, herrscht der nämliche Gedanke. Ich will nichts davon wäghen, in welcher Gefahr wir uns befinden, und wie schlimm wir daran sind, wenn die erhaltene Duldung bloß Privilegium, bloß Gnade ist, da diese von jedem künftigen Regenten, der vielleicht ein Slave des heiligen Hofes ist, geschmälert und verändert werden können; aber das Förmliche und Schreien der Wiener Scriblier hat die unselige Folge, daß man uns mit den neidisch-

nen Augen von der Welt ansieht. Dazu kommt noch, daß diejenigen Katholiken, welche man aufgeklärt nennt, immer die Grille haben, alle drei christliche Religionssekten zu vereinigen, und da wir zu dieser Vereinigung keine Ohren haben, so betrachten uns auch diese nicht als ihre Freunde. Fern sei es von mir zu tadeln, daß Joseph die Toleranzedikte hat erscheinen lassen, aber das wünschte ich, daß er allen gesagt hätte: es ist nicht Wohlthat von mir, daß ich meinen protestantischen Unterthanen die Rechte des Bürgers zugestehen, sondern es ist meine Pflicht. Dadurch würde er seine Unterthanen gelehrt und daran gewöhnt haben, uns wie ihre Brüder und wie Menschen zu betrachten und zu behandeln.

Sauskin war vor Freuden über das gesunde Könnement seines Weibchens, daß er von der Seite noch nicht gekannt hatte, ganz außer sich, drückte zum Danke tausend feurige Küsse auf ihre schönen Lippen, und führte die angegebenen Gedanken noch weiter aus. Er schüttelte freilich den Kopf, da er hörte, daß es mit dem philosophischen Jahrhunderte noch nicht so ganz seine Richtigkeit habe, allein er tröstete sich mit dem Gedanken, daß es von Tage zu Tage besser werde.

V.

Ungarische Konfiskation. Wallachischer
Aufstand. Jesuiten = Pfaffe.

Nach glücklich beendeten Geschäften, wollte
Sauslin mit seinem Lorch und seinem Freun-
de Traubach die Reise weiter nach Ungarn fort-
setzen, als ein entstandener kleiner Aufruhr sie nö-
thigte, noch einige Stunden zu verweilen. Be-
kanntlich war bisher die Ungarische Krone,
welche zu des heiligen Königes Szepphans Zeiten
im Jahr 1000 verfertigt, hernach verschiedentlich
in fremde Hände gerathen, endlich vom Könige
Matthias Korvin für 60000 Dukaten vom Kaiser
Friedrich dem Dritten ausgelöst worden war, in
Presburg aufbehalten. Die Ungarn setzten einen
gewissen Werth darinn, daß diese Krone, auf wel-
che sie doch wirklich, bloß auch der sechzig tausend
Dukaten wegen, ein kleines Recht haben, in
ihrem Reiche so lange von den beiden Kronh. ern
aufbewahrt wurde, bis sie zur Krönung des neuen
Königs gebraucht wird. Joseph hielt das für über-
flüssig, befahl sie von Presburg nach Wien abzu-
führen, und was Joseph behielt, muß bestehen.
Darüber aber war die Ungarische Nation in Un-

larm; man sah diese Abführung als Verletzung der Ungarischen Grundverfassung an, man opponirte, man remonstrirte, man bat, man flehte; allein, was Joseph befiehlt — muß geschehen; sie ward abgeführt. Eben an diesem Tage wollte Jauskin mit seiner Gesellschaft abreisen. Halb Pressburg verfolgte dieses Ungarische Kleinod mit Thränen, und winselte über Josephs so wenige Rücksichtnahme auf Ungarische Verfassung. Und als folgendes gerade im Augenblicke der Abführung ein heftiges Donnerwetter entstand; so sah jedermann dieses als eine offenbare Mißbilligung des Himmels, oder als Vorbedeutung der schrecklichsten Unfälle an. Das Getöse ward grösser, und nur die Furcht vor Josephs Arm, nicht kindliche Liebe zum allgemeinen Vater, erstickte das Geur unter der Asche, welches bald im hellere Flamme ausbrechen sollte.

Jauskin und seine Gesellschaft reisten ab. Je tiefer sie in Ungarn eindringen, desto grössere Unzufriedenheit entdecken sie. Nicht nur die Abführung der Königskrone, sondern auch, daß Joseph sich noch nicht entschlossen hatte, sich zum Könige feierlich krönen zu lassen, hatte der Nation eine tiefe Wunde geschlagen. Was sie aber mehr

als alles in Unruhe setze, war eine von der hohen königlichen Statthalterei in Presburg erschiene, und an alle Magnaten abgelaufene Verordnung, zu Folge welcher, der Ungarischen Grundverfassung entgegen, die gesamten großen und niedern Ungarn gezählt, und ihre Häuser numerirt werden sollten, um dadurch, wie sich die königliche Statthalterei ausdrückt, die Aushebung der Rekruten zu erleichtern. Umsonst brachten ebenfalls die Magnaten ihre Klagen und Bitten vor den Thron, die Konstription ward mit Hülfe des Militärs, um die Kaiserliche Macht begünstigender zu machen, freilich nicht ohne Widerseßlichkeit vollzogen. Joseph behauptete natürlich, diese Konstription zwecke bloß zur Glückseligkeit der Ungarn ab, allein die Ungarn konnten den Nutzen gar nicht einsehen, und behaupteten vielmehr, daß diese Einrichtung ihrer Freiheit widerspreche. Sie führten eine Menge Traktaten und Verträge an, allein diese waren von ohnmächtigen Monarchen geschlossen, und die Lage der Dinge hatte sich seit der Zeit geändert.

Sausſün blieb auf die dringendsten Bitten seines kältern Freundes neutral. Die Furcht, so wie einige andre, lebendig gesprochen zu werden,

machte ihn vorsichtig. Auch wagte er in einer so delikaten Sache nicht einmal in Geheim ein Urtheil zu sprechen; er begnügte sich blos damit, seinem Freunde Traubach zu eröffnen, daß der Monarch doch immer gewisse große Verbindlichkeiten gegen die Ungarn habe.

Uebrigens fanden sie allenthalben, wo sie hinkamen, eine dicke Finsterniß, die von den Bischöfen und Inquisten sorgfältig erhalten wurde. Besonders leuchtete in jedem Winkelschen Verfolgung der sogenannten Keyer oder Schismatiker hervor, und die Kozoliten hatten Mittel gefunden, diese Sucht in den Herzen der jungen Ungarischen Edelleute durch abgezwungene Gelübde und durch Erneuerung derselben in Rom und Loreto zu befestigen. In der Wallachei war alles in der heftigsten Empörung. Das neue System war die erste Veranlassung gewesen, die Bauern aufzurecken, sich gegen die Tyrannen und willkürlichen Verfügungen ihrer Grundherren zu empören. Das lange unter der Asche gestimmte Feuer war in helle Flammen ausgebrochen, und es waren gewasnete Hände vordröhen, um den Aufrehr, wo nicht gänzlich zu dämpfen, doch wenigstens zu erstickten.

In Hermanstadt lernten sie einen Mann kennen, der das Opfer der Rache der Iniquisten geworden war. Freund der Aufklärung, Feind des Hildebrandismus und aller pöblichen Schurkereien überhaupt, wurde dieser Mann sehr bald der innigste Freund und Vertraute unsers Säustins. Dieser war ist recht froh, daß er alle bisher gemachte Anmerkungen laut sagen konnte und durfte, und er hätte um Königreiche die Augenblicke nicht hingegen, welche ihm zur Unterhaltung mit diesem neuen Freunde übrig blieben. Säustins Lieblings-Größe, die Existenz des philosophischen Jahrhunderts war natürlich der erste Gegenstand einer Unterhaltung, die in ihm den Lieblingsglauben wenigstens bis zur Hälfte erfüllte. Er bemerkte die Riesenschritte, die Joseph gethan, bemerkte, wie Er den furchtbaren dreifachen Kronenträger gedemüthigt, wie Er nur zum Schein und aus Complaisance gegen die Familie der Bracht noch einiges zugestanden, was wahrscheinlich der künftige Jünger Petri nicht genießen würde, wie Er hauptsächlich die windigen Gesellen Jesu gänzlich — — halten sie ein, rief der neue Freund, nur nichts von den saubern Gesellen Jesu, sie leben, und leben dem Kai-

fer um so furchtbaren, da sie Mittel gefunden haben, ihm durch tausend geheime Kunstgriffe, die Augen mit einer Finde zu umwinden, durch die er nicht im Stande ist, die Wölfe in den Schaafekleidern zu erkennen. Lassen sie uns offenerzig sein — Gaulin war ganz Ohr — Joseph ist einer der merkwürdigsten Monarchen, auf den unser Jahrhundert stolz sein kann, ein thätiger unternehmender Christ, der von Liebe zur Glückseligkeit seines Volks glüht, der, sobald er einen beglückenden Gedanken denkt, ihn auch augenblicklich ausgeführt haben möchte. Aber lassen sie uns auch auf der andern Seite gesehen, daß eben dieser unternehmende Geist, eben dieser Hang zum Großen gerade die Klippen sind, an welchen so viele seiner Schiffe scheitern.

Sie werden gesehen, fuhr er fort, daß die Jesuiten, unter ihren Kammeraden nicht nur die geschicktesten Köpfe, sondern auch wirkliche Genies, und was hier am meisten in Erwägung gezogen zu werden verdient, die größten Menschenkenner zählen. Sie fassen den Mann mit dem Auge, und haben sein Inneres durchschaut. Eingeschlichen — so lange sie durch Pabst Klemens das Wörtchen Er — noch nicht erhalten hatten — an allen

europäischen Höfen als Reichsräthe, als Hosprediger, als Projecteurs, als Finanzminister, als Kaufleute, als Kammerdiener, als Hofnarren, als geistliche Späsmacher — wie olim W. Krahama Sancta Clara — je nachdem es die Laune, das Herz und der Kopf des Regenten erforderte, mußten sie um alle Staatsgeheimnisse, kannten sie jeden Regenten, seine geheimen Triebfedern, Launen und Lieblingsneigungen. Sie waren von Jugend auf entweder in höchstweiser Person, oder mittelst ihrer geheimen Espione, Râts um alle Prinzen herum. Jede seiner geringfügigsten Handlungen ward beobachtet, aufgezeichnet, und zum enregistrement im rothen Buche dem General des Ordens eingeschendet. *) Der General und seine Kf-

*) Vielleicht steht hier folgende Anmerkung am rechten Orte, wenn nicht die Begeisterung ein Grund mehr zu dem Grundsatze, daß aus den kleinsten Begebenheiten oft die größten Begebenheiten entspringen, oder wenigstens ist sie Beweis von der Wachsamkeit und der Aufmerksamkeit der Königin. Chaiseul hatte in einer kleinen Gesellschaft in Paris, wo kein Feind war, gegen den ganzen Orden in sehr bitteren Ausdrücken sich geäußert; Er ging nachher, als französischer Envoyé nach Rom, und machte auch dem Pöbels den General seine Anwesenheit; das rothe Buch war aufgeschlagen; der General vernah auf einige Augenblicke das Zimmer, Chaiseul las, und las die Worte, die er in jener Gesellschaft gesprochen. Alle Freunde, die Stunde, der Tag waren angemeldet. Chaiseul schwor den Königen den Tod. Der Erste ist so, wie sein Beichtvater mit Nanda besetzt.

sessoren, die sich auf die Zuverlässigkeit ihrer Einsender weit besser verlassen durften, als alle Journalisten Deutschlands, konnten sich also beinahe Alles vorhersehen, was geschehen würde, wenn dieser oder jener Prinz zur Regierung gelangte. So wußten sie also auch, daß Joseph reformiren würde. Zwar glänzten sie vor Rache dem heiligen Hofe zu Schaden, zwar gönnten sie den andern Mönchen den nämlichen Sturz, den sie erlitten hatten, allein Ganganellis Tod, Braschis Liebkosungen und Schmeicheleien, die neuen Hofnungen in Portugal, Preußen und Rußland, konnten sie mit der römischen Kurie wieder auf, machten sie zu theilnehmenden Freunden und Ketterern in der größten Noth und Verlegenheit. Sie hatten Joseph ändert, sie allein kannten seinen Charakter, wußten seine geheimsten Neigungen, der römische Hof war in dem Falle unvorsichtig, die an-

Zwölf Tage vor Aufhebung des Ordens kam P. Ignatius Mirali als Courier mit dem rothen Buch und dem besten Bedecktheften nach Amsterdam. Er machte den deutschen Provinzialen die Aufhebung des Ordens bekannt. Das rothe Buch soll er in Moskau, so wie das bare Geld in Alt + Dettingen, und in den Banken von Amsterdam, Hamburg und Stockholm sein — Welcher Beitrag zur Geschichte des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, wenn dieses Buch in die Hände eines Gelehrten f. sichers geräthe!

bern deutschen klumpen dummen Mönche waren zu träge, weniger ans heilige Sitten geknüpft, und kannten die Lage der Sache nicht. Das rothe Buch, aus dem sich der heilige Vater noch Rathß hätte erholen können, war für den Vatican verloren. So lange Marie Theresie lebte und man in Deutschland wenig oder nichts auf Seiten des römischen Hofß zu befürchten glaubte, wurden die Jesuiten en bagarelle traktirt. Theresie starb, Joseph reformirte, Bitten und Winnen von Seiten des Pabsts half nichts. Joseph blieb standhaft, das Collegium de propaganda fide kajaolirte die Ignisten, und seitdem stehen die Sachen auf einem andern Fuß. Plus Reife dar Werk der Jesuitischen Kompagnie, und sie war nicht vergeblich unternehmen. Sie hatten Joseph von Jugend auf studirt. Er ist unternehmender Geist. Schmeichelhaft für ihn, viele und große Dinge zu unternehmen. Man mußte ihm viel zu thun geben, und nur auf die Art konnte man ihn vom großen Reformationsplane ablenken. Die Gränz-Berichtigung mit der Pforte, die ungarische Konstription, die Einführung des neuen Rauchsistems, die Wallachischen Unruhen, die vielen Koväen und Mandores, wo sich

nicht immer auf der Trommel schreiben läßt, um die Defnung der Scheide, wo kan da viel an Einschränkung der päpstlichen Usurpationen gedacht werden? Sind diese Dinge berichtigt, so werden Loyola's Söhne schon neue ansetzen.

Der große Geist geht selten ins Detail, kan nicht, wenn er auch wolte, und die Konquistanten haben weitlich den Monarchen mit so viel großen Geschäften überhäuft, daß er sonst nichts sagen kan, als: ich will das. Die Pläne werden also von Konquistanten und Räthen durchdacht und aufgesetzt. Befaszt sich auch der große Geist mit Durchlesung derselben, lassen ihm jene große Geschäfte hierzu die Zeit; so ist er doch unmöglich im Stande, die minutissima, worauf oft so viel ankommt, zu durchdenken. Alles kam also darauf an, die Konquistanten zu gewinnen, die Befehle mußten in solchen Ausdrücken abgefaßt werden, daß deren Ausführung unmöglich wurde -- die erstern Toleranz - Befehle, wegen der Juden, die bald darauf widerrufen und eingeschränkt wurden, sind Beweis -- oder es mußten, wenn jenes nicht möglich war, zweideutige Ausdrücke gebraucht werden, damit Zweifel entständen, damit oft nachgefragt würde, damit im Ganzen wenig geschah.

Daher die römischen Klosteln in allen kaiserlichen Befehlen; daher die Zweideutigkeiten im Toleranz-Befehle, die Grohling so gut bemerkt hatte; daher die vielen nachher geschehenen Abänderungen und Einschränkungen. Dieß sind die Blumenketten, womit die schlauen Jesuiten unsern Joseph gefangen halten. Er denkt alles zu thun, im Grunde sind es die Kevositen. Auch verbannt vom Hofe, aus der ganzen Monarchie, werden sie wirken, vielleicht dann noch härker aus Rache wirken, da sie so viel verdirte und bunte Äpfel unter ihren Gliedern zälten. Ja noch mehr, die Mönchs-Hezze im Oesterreichischen, auch die Einschränkung des Pabsts ist eigentlich Sache der Jesuiten. Sie waren es, die aus Rache den Faden einspülten. Damals waren sie vom römischen Hofe noch nicht gewonnen. Ist sind sie es. Geschehene Dinge lassen sich nicht ungekehrt machen. Es wird also in der Hezze fertigfaren, aber sorgfältig werden nur jene gehezt, von denen der römische Hof das kleinste Breutgen hat. Man fährt mit der Einschränkung des Pabsts fort, aber immer werden den Klauseln onabhängt, die sich zu Gunsten des Stules Petri erklären lassen. Und man kan da-

her

her mit Zuverlässigkeit bestimmen, und jeder, der die erschienenen Ebfte vergleicht, wird die Wahrheit eistehen, daß man izt viele Schritte, die man schon verordnet gethan hatte, zurükthut. Wären die Inigisten mit dem heiligen Hofe nicht ängefent worden, wir würden Wunder in der Oesterreichischen Monarchie zieleht haben. Können Sie nun wohl einsehen, liebe Säustin, woher so manche Widersprüche, so manchs Ungereimtheiten?

Mit ist natürliches, erwiederte Säustin, und ich kan mir nun manches erklären, was mir vorher so schwer zu erklären schien.

Säustin war eben im Begriffe sich mit seinem Freunde über die Mittel, wie diesem heillosen Gefindel, und ihrem Unfuge gesteuert werden könnte, zu unterhalten, als er durch eine Ekassette die traurige Nachricht erhielt, daß Lorchens Vater mit Tode abgegangen sei, und ihre Mutter sehnlichst nach ihnen verlangte. Dies nötigte sie sogleich einzupacken. Er nahm von seinem neuen Freunde Abschied, und sie reisten in aller Eil nach Wien zurük.

VI.

Böhmische Deisten. Neueste Bekehrungs-
Methode.

Saußlin mußte, auf Bitten seiner Schwiegermutter, welche sich in Handlungsgeschäfte künftig einzulassen nicht gesonnen war, sondern ihr Geld lieber in Kapitalien verwandeln wollte, um desto ruhiger, desto unabhängiger leben zu können, alle aufstehende Schulden einkassiren und das sämtliche Waaren - Lager verkaufen. Das Vermögen war beträchtlicher, als sie sich vorgestellt hatten, und Saußlin war auf einmal so reich, als er sich im Leben nie hatte träumen lassen. Seine Schwiegermutter sowohl, als Lorch, denen es, trotz aller Toleranz, im Kaiserreichthüm doch nicht recht gefallen wollte, drangen in ihn, einen Ort zu verlassen, wo man sie noch immer bloß als begnadigte Ketzer ansah, die keinen Anspruch auf das Reich der Himmeln hätten. Allein seine Stille an die Erstling des philosophischen Jahrhunderts hinderte ihn immer ihren Bitten Gehör zu geben. Ein neuer Befehl, der von Joseph selbst kam, und ein Brief, den Freund Traubach von München erhielt, und der seine Abreise von Wien noth-

wendig machte, erregten in ihm den Entschluß, den schönen Mugapten mit seiner Herzerhebenden Aufskrift zu verlassen. Einige böhmische Bauern unter Pardubitzer Herrschaft, verführt von dem Toleranzedikte, vermöge dessen sie alles denken, glauben und sagen zu können wänten, was ihnen beliebt, hatten sich bei den Beamten und Geistlichen, denen der Kaiser aufgetragen hatte, die Nichtkatholiken zu befragen, was sie glaubten, auch gemeldet, und in ihrer natürlichen Einfalt, wie wir Deutschen zu reden pflegen, freich von der Feder weggesprochen. Da ergab es sich dann, daß diese Bauern weder eine Dreieinigkeit, noch an Christum glaubten, von einer Erbsünde und allen daraus fließenden theologischen und nicht theologischen Pertinenzien nichts wissen zu wollen wänten, und alle diese heucheligen Lehren der katholischen und lutherischen Theologie für ganz überflüssig, entbehrlich, und als eine für ihre Verstandskräfte zu hohe Lehre ganz freimüthig erklärten. Darüber erklaunten nun freilich die Geistlichen und Nichtgeistlichen Herren Gewissens-Examinatoren in der Pardubitzer Herrschaft, die vielleicht nicht einmal wußten, daß es Leute geben könne, die an der Vertheit Christi zweifelten. Die

Beamten untersuchten und berathschlugen sich, was mit den Leuten anzufangen sei; denn, sie nicht zu dulden, war nun einmal fest beschlossen, und die geistlichen Herren, die ohne weiteres das fürchterliche Anathema über sie aussprachen, und auf gut bairisch sie zum Scheiterhaufen verurtheilten, suchten in ihren theologischen Kompendien, um diese Leute, nach römischer Sitte, mit einem ehrwürdigen Keizernamen zu taufen oder zu brandmarken. Nach langen Deliberationen, Oppositionen, Remonstrationen und Debatten, bei welchen es bald nicht ohne Blutvergießen abgegangen wäre, da die einen sie für Tichyasisten, die andern für Quidisten erkennen wollten, ward denn endlich der Name der Teisten, und weil die Bausen vom Vater Abraham schwatzten, heiläufig auch das Beiwort Abrahamiten ihnen einmüthig beigelegt. Nach vollbrachter Taufe entstand unter beiderlei Herren ein neuer Streit über die Art, wie man mit ihnen zu verfahren habe. Aus natürlicher Furchtsamkeit vor Joseph, der manchmal einen politischen Donnerkeil auf die Herren herabzuschießeln gewohnt ist, die eigenmächtig, ohne ihn zu fragen, etwas beschließen, entschlossen sie sich, den allerunterthänigsten Bericht über den ganzen

Vorfall an Seine Majestät den Kaiser abgehen zu lassen.

Sanz Wien war in Alarm, als dieser Be-
reich anlangte. Muzyl und Kompagnie waren
gleich bey der Hand, diese Sekte als eine gefährli-
che Folge der Reformationssedite auszusagen,
und Feuer und Schwefel vom Himmel herabzu-
wünschen, um damit die gottlosen Bauern zu ver-
brennen. Die Politici traten zusammen und deli-
berirten ob und welche Gefahren dem Staate
von der öffentlichen Bekänntniß solcher Grundsätze
erwachsen dürften; und jedermann war auf den
Auspruch des Monarchen, dem diese Sache selbst
zur Untersuchung vorgelegt werden war, neu-
gierig.

Endlich erschien ein kaiserlich • königliches
Hofdekret. „Man sollte in aller Güte sich bemü-
hen, die Bauern von ihren irrigen, Fezzerischen
Grundsätzen abwendig zu machen; diese Güte sol-
te acht Tage dauern, nach Verlauf dieser Frist
müssen sich aber die Bauern erklären, ob sie bei
dem falschen und ungerechten deistischen Glau-
ben verbleiben, oder aber sich zur Annahme des
allein seligmachenden Katholischen Glaubens
oder einer andern tolerirten Religion bequemen

wollen. Im Falle sie Deisten verblieben, so seien sie von Hand und Hof zu verjagen, dem Militär als Soldaten zu übergeben, und nach der türkischen Gränze zu transportiren, wo sie für das gute Vaterland, das so treulich für ihr geistliches und zeitliches Wohl sorgte, bis auf den letzten Blutetropfen kämpfen sollten. Diese allerhöchste, huldvolle, allergnädigste, bestigemeinteste Willensmeinung des Monarchen ward durch einen Hofkriegsraths-Befehl in forma optima denen bekannt gemacht, welchen zu wissen es daran gelegen war. Das war ein Fest für die Söhne des Don Inigo, die sich jetzt in allem Ernste wünschten, Söhne des Maro zu sein, um ihr Müthgen an den gottlosen Deisten fühlen zu können. Die Beamten und Geistlichen in der Pardubitzer Herrschaft befolgten die kaiserlich königliche allergnädigste Ordree, demonstirten den Bauern a priori und a posteriori, daß die Kirche infallibel sei, daß außer dem Eckastalle der römischen Kirche keine Seligkeit zu beschaffen, daß sie mit ihrem halb und ganz ketzischen, halb und ganz irrigen Meinungen zum leidigen Saran hinfahren und im ewigen Schwefelstufel brennen müßten, und als diese geistliche Motiva, die nicht für jeden Magen sind, auch bei diesen

Bauern kein Erbrechen, vermuthlich, weil ihnen der Durchbruch der Gnade mangelte, bewerkstelligen wollten, sondern alle einmüthig bei ihren gottlosen Grundsätzen blieben; so wurde ihnen der gnädigste Entschluß seiner Majestät, sie nach Ungarn zur Verteidigung der Gränze zu transportiren, bekannt gemacht. Da die Bauern von dem duldbenden Monarchen so einen Quersrich in seine Toleranzedikte nicht glauben konnten; so schickten sie einige Deputirte an denselben ab, die dann die trostvolle gnädige Antwort erhielten, daß er, der Monarch, ihrem Gewissen keinen Zwang anthun wolle, sie aber ohnmächtig in seinen Landen dulden könne, sondern zur Verhütung der Ausbreitung ihrer erzesseriſchen Grundsätze sie nach Ungarn transportiren lassen müsse.

Männer und Weiber wurden nun, nachdem ihnen ihre Kinder abgenommen worden waren, wie Hülfskrieger zusammengepackt, und so von Regiment zu Regiment bis nach Ofen fortgeschafft, wo sie dann unter die in Gallizien, Podomirien, der Bukowina, dem Temeswarer Banate, Siebenbürgen und Ungarn in Garnison liegende Re-

gimenten und Bataillons gehdrig vertheilt wurden.

Das Gerücht ericholl nicht sobald in Wien, daß der Deiften Transport unter Wegs fri, als alle fromme Bifchöfe, Priester und Laien hinarbeiteten, ihr Heil zu versuchen, um vielleicht ein verzerrtes Schicksal in dem Schafstall Christi zurückzubringen. Selbst der Kaiser ermangelte nicht, ihnen viel von der alleinigmachenden Religion vorzusagen. Allein Bifchöfe, Priester und Laien sahen sich betrogen, die Deiften blieben standhaft. Nur einem frommen Herrn, der vor allen andern zum Werkzeuge der Gnade auserkoren war, dem frommen Abt Karliß gelang es, achtzehn Deiften in Temeswar in den Schoß der allein segligmachenden katholischen Kirche zurückzubringen. Großkollend zogen nun Priester und Laien nach Wien zurück: miraculum! miraculum! in Temeswar! Eine geraume Zeit sprach man von nichts, als den böhmischen Deiften, und unter der Hand spionierten die römischen Janitschoren fein tapfer in Wien herum, ob sie nicht auch einen oder den andern Deiften andrücken möchten. Ja, da es sogar verlauten wolte, als habe der Monarch den Befehl gegeben, künftig allen denen, die sich als Deiften

öffentlich bekennen würden, nach der allerneuesten Methode a posteriori durch fünf und zwanzig wohl: abgemessene Preller die Wahrheit der allein seligmachenden katholischen Religion zu beweisen; so machten die Söhne des Don Inigo gar kein Geheimniß mehr aus ihrem Gewerbe, besonders da die Zensur von dem Kaiser einen verben Verweis erhielt, daß sie ein Buch unter dem Titel: allgemeinen Glaubensbekenntniß, worin die Grundsätze des Deismus vorgetragen wurden, hatte drucken lassen. Die Söhne des heiligen spanischen Hauptmanns wurden dadurch so muthig, wie die Esel, wenn sie von der Weide kommen. Sie schlugen hinten und vornen aus, und traten bald auf diesen, bald auf jenen.

Gaußin, den die Lepoliten auch gern, wenn es nur irgend möglich gewesen wäre, für einen Deisten ausgegeben hätten, da sie noch immer eine ziemliche Portion Haß auf ihn hatten, sah traurig diesem Umwesen zu. Er traute den Gerüchten nicht, mußte aber zuletzt doch alles glauben, da er Gelegenheit hatte, die Original-Befehle des Kaisers, und des Hofkriegsraths zu lesen. Er sah nun gar wohl ein, daß in dem Oesterreichischen die Grundsätze der wahren Auf-

dung noch nicht so begriffen werden, wie in Berlin. An wem die Ursache lag, wagte er nicht zu entscheiden. Indessen, da in dem ganzen Aufkündigungssystem noch immer so viel willkürliches war, weil die Rabale der römischen Parthei doch noch immer die und da eine Betaselle gewann; so hielt er es, um nicht selbst einmal mit zu unterliegen und in die Hände des Feindes zu gerathen, für dienlich, die kaiserreichthümlichen Staaten zu verlassen. Er ward in seinem Entschlusse noch mehr bekräftigt, als sein Freund Traubach von München die Nachricht erhielt, daß sein reicher Onkel ohne Testament gestorben, und ihm ein beträchtliches Vermögen hinterlassen habe, zu dessen Besichtigung er in Person zu erscheinen, gerichtlich vorgeladen wurde. Und da Faustin schwach auf die Leipziger-Messe mußte, um mit den Creditoren und Debitoren seines Schwiegervaters sich völlig aus einander zu setzen; so ward einmüthig beschlossen, nach Leipzig zu reisen, von wo alsdann Traubach weiter nach München gehen, Faustin hingegen mit seinem Lorchchen, das durch die Erzählungen ihres Gemahls neujüng gemacht worden war, die Welt und die Menschen kennen zu lernen, eine kleine Reise durch

den nördlichen Theil Deutschlands machen wolte. Sobald Traubach seine Geschäfte beendigt hatte, wollten sie sich insgesamt da niederlassen, wo die meiste Aufgeklärtheit, wo sie den philosophischen Staat finden würden. Am letzten Abend, den sie in Wien zubrachten, verfügten sich alle in den herrlichen Alleen, umschlangen die Bildsäule des merkwürdigen Monarchen, und wünschten, daß alle die kleine Makeln, die sie während ihrer Anwesenheit daran entdeckt zu haben glaubten, durch die Länge der Zeit hinwegwischen werden, und bald das philosophische Jahrhundert in seinem vollen Glanze eintreten möchte.

VII

Eulenspiegelius redivivus.

Heilige Nepomukade in Prag.

Ihre vorzüglichste Sorge war, sich nach dem Rathe des weisen Tifolai einen bequemen Reisewagen anzuschaffen, und da dieser berühmte Reisende von der Güte des seinigen dem ganzen deutschen Publikum einen unumstößlichen Beweis gegen volkreiche Pränumerazion vor Augen gelegt hatte; so ermangelten sie nicht, sich nach diesem Original eine Kopie in Wien fertigen zu lassen. Sie gelang auch so vortreflich, daß sie

nicht Ursache hatten, sich auf ihrer Reise über diesen ertheilten wohlmeinenden Rath zu beschweren. Versahen nun mit allen Nifolaischen Nothwendigkeiten, wovon man im ersten Theile dieser weltberühmten Reisebeschreibung ein vollständiges Verzeichniß finden kann — versahen selbst, nach dieses Mannes geschätzten Rathe, mit Makulatur-Bogen, um erforderlichen Falls sich derselben zu Taschentüchern und Servietten zu bedienen, fuhr Faustin mit seinem Lorch, seiner Schwiegermutter, und seinem Freunde Traubach, aus der berühmten Kaiserstade fort. Ihre Reise war glücklich, und nur die Erinnerung an die erhaltene Gewissensfreiheit der böhmischen Deisten, an den Hofkriegsraths-Befehl, das Temeswarer Mirakel, das kaiserliche Hofdekret wegen Nichtgebung protestantischer Bücher an Katholiken, besonders aber das Jauchzen der römischen Garde, und das Räsonnement seines Hermannstädter neuen Freundes machte Faustinen, der in Wien das goldene philosophische Jahrhundert in seinem vollen Glanze zu finden geglaubt hatte, dann und wann mismutig, und

sein Lorchlein allein war vermögend ihn wieder aufzuheitern.

Ihr erster Ausbetag war in Brunn. Unangenehmes Wetter nöthigte sie in dem Wirthshause zu bleiben. Traubach hegte sein Bibliotheken und Faustin unterhielt sich mit einem Aebchen, das vor langer Weile gewöhnlich den halben Tag hier zuzubringen, und mit Reisenden von diesem und jenem zu plaudern pflegte. Die erste Frage war, ob Faustin keine Lust habe, auf die Brünner berühmte monatliche Sammlung der besten Werke Deutschlands zu pränumeriren. Faustin hatte von dieser berühmten Brünner Sammlung noch kein Wort gehört, das Aebchen war also auf seine Bitte so gefällig, ihm den ganzen Plan vorzulegen und zu detailliren. Wie erstaunte er nicht, da er lesen mußte, daß der Buchhändler und Buchdrucker, Joseph Georg Traßler, von Troppau, in der kaiserlich-königlichen privilegierten Brünner Zeitung erwante, daß der Kaiser gleich nach dem Antritte seiner Regierung ein Hofdekret habe ergehen lassen, kraft dessen es nicht nur jedem erlanbt werde, alle ausländische literarische Produkte mit kaiserlich-königlichem Privilegio nachzudrucken, sondern wor-

inn auch alle Buchhändler zu diesem Nachdrucke
 angemessen ert wurden. Als er nun vollends sah,
 daß dieser berühmte Nachdrucker dem Publikum
 versprach, monatlich für einen Kaisergulden acht-
 zig eine gedruckte Bogen Nachdruck zu liefern, so
 konnte er sich nicht enthalten auszurufen: „Das
 ist wirklich der neue Eulenspiegel, der das Pe-
 der stiehlt, um seine Schuh recht wohlfeil ver-
 kaufen zu können. Es ist wirklich nicht hübsch, siehe
 Janssen fort, daß der Kaiser das dietische Luns-
 ringesindel sogar privilegiert und ausmuntert; es
 gibt ja ebenhin im heiligen römischen Reiche der-
 gleichen Schurken genug, die mit gierigen Blicken
 in den Katalogen herum spekulieren, und
 wenn sie ein hübsches Titelgen finden, sogleich an
 den Verleger schreiben, ein Exemplar sich kom-
 men lassen, und wenn das Werkgen Abgang fan-
 det, es zusammenzufuheln, und dem rechtmäßigen
 Verleger, der so viel Mühe hatte, um das he-
 gen Gewinn befehlen. Es gibt wirklich der He-
 hardie, der Strobl, der Schmiedler und Ken-
 ferten genug; der Kaiser braucht keine neue zu
 privilegieren. Das ist nicht philosophisch gedacht.
 Wenn alle Leute so dächten, wie ich, und sich
 schämen, die Peler und Unterstüßer eines so die-

bischen' Unternehmens zu sein; so würde Herr Eulenspiegel Traßler bald zu Hause bleiben müssen."

Das Mädchen wunderte sich gar höchlich über seinen mißlungenen Antrag; allein, zum Demonstriren und Repliziren gewöhnt, begann er jetzt mit einer zwanzig Ellen langen Demonstration und Replik, welche einen unübersehbaren Nagel in die Literatur von einem so großen Unternehmen haben werde.

Hat sich was zu nützen, fiel Squint ein. Welcher rechtschafne Buchhändler wird es nun wagen, den Verlag eines nützlichen Werks zu übernehmen, wenn er befürchten muß, daß ihn dieser neue Nachbader sogleich dasselbe nachdruckt. Warlich, da sehe ich keinen Nutzen, den die Literatur haben könnte. Der Kaiser, nur er allein, könnte diesem Unwesen steuern; oder so ertheilt er den nachsukelnden Buchhändlern ein kaiserlich • königliches Privilegium, und erlaubt und ermuntert sogar seine österreichischen Buchhändler, des mit schwerem Gelde bezahlten Privilegiums ungeachtet, eine Dieberei zu begehen. Wenn der Kaiser den Nachdruck für erlaubt hält, warum gebe er denn Privilegien, warum

belegt er denn jene mit Strafe, die außerhalb Oesterreichs wider dasselbe sündigen? Wärlsch, das ist nicht hübsch von Seiner Majestät, und wenn ich ihn spräche, so wollte ich ihm das so francheinene sagen, wie Perik, seligen Andenkens, dem Könige von Frankreich die Unrechtmäßigkeit des Droit d'Aubaine verhalten wollte. Gauslin ward immer hitziger, und das Flechtchen, da es seine Pränumerations-Offerte mislungen sah, empfahl sich, drehte sich auf dem rothen Absatz herum, und lief zu Herrn Jakob Straßmann den Winkensorten des Zutespiegelschen Unternehmens in Brünn, um ihm die Verwegenheit des Fremdling's, und seine injuriösen Worte zu hinfertbringen.

Traubach, der die langen Hände der politischen Inquisition konnte, und die von Gauslin in der Hitze ausgeschossenen Worte mit angehört hatte, rieth ihm, je eher je lieber, die Wärbri'sche Hauptkate zu verlassen.

Unterwegs konnte sich Gauslin gar nicht enthalten, recht wacker auf Traubler und Straßmann zu schimpfen. „Können auch in den Heiligen-Kalender kommen, die Nachdrucker, sagte

er mit bitterem Tone, wie der heilige Krispin, der Ursopa vom Eulenspiegel, der auch Jeder that, und die Schuld an die Armen verschenkte. Da kommen die Herren in eine würdige Gesellschaft."

Voll von Unwillen kamen sie in Prag an, wo so eben eine Menge Volk mit Steinen den Ritter von Steinsberg verfolgte, und seinem Leben ein Ende gemacht haben würde, wenn dieser nicht so vorsichtig gewesen wäre, sich zu retiriren. Der biedere Mann hatte ein paar Worte wider den Patron des ganzen Königreichs Böhmen, den wunderthätigen heiligen Johann von Nepomuk, fallen lassen, hatte seinen Hut nicht tief genug vor der auf der Brücke stehenden Statue abgenommen, und gewänt, daß ganz andre Ursachen, als die sakramentalische Verschwiegenheit, den heiligen Erzbischof seine Zunge gekostet haben. Darüber waren denn die enthusiastischen Prager in Wuth gerathen, hatten viel von Freigeistern, Atheisten und Kezern gesprochen, und auf gut römisch katholisch nach den Steinen gegriffen. Faustin, der trotz alle Nachtheile, die ihm seine Vereiligkeit schon zu

Wege gebracht hatte, doch noch immer eben so enthusiastisch handelte, wie sonst, wolte unter den Wibel eilen, und den Ritter von Steinberg in seinen Schutz nehmen, ward aber durch Traubach und Lerchen von diesem so gefährlichen Vorhaben zurückgehalten. Heiße das auch Aufklärung? rief er voll Unwillen. Das rührt gewiß wieder einmal von einigen Jesuitischen Schusten her, die ist durch ein paar Heidekreuze in ganz Oesterreich so muthig geworden sind. Fort, fort, aus einer Stadt, wo wir alle Augenblicke Gefahr laufen, wegen dieses oder jenen Heiligen todt geworfen zu werden. Noch vor ihrer Abreise mußten sie eine Trager-Konfistorials-Berordnung mit anhören, worinn allen Katholiken verboten wurde, dem protestantischen Gottesdienste beizumohnen. Zugleich wurde den katholischen Geistlichen die Ermunterung gegeben, sein fleißig die ächten Katholiken in ihrem alten rechten Glauben zu bekräftigen, ohne alle Zudringlichkeit die irrigen Lehren der Ketzer zu widerlegen, und alles anzuwenden, um die verirreten Schafe in den wahren Schafstall Jesu wieder einzuführen.

Jauslin verließ die böhmischen Gränzen ohne Thränen, und fast mit einer Art von Freude, als sie von einer ganz neuen Veränderung im Wiener Konfistorium, von P . . . D . . . und den wieder in Gnade gekommenen M . . . viel sprechen hörten; und er und Traubäch gefunden sich freimüthig die Lösung ihrer Erwartungen.

VIII.

Ansehen der Hospoceten und Hospocetiers in Sachsen.

Die Gesellschaft beschloß sich in Dresden einige Tage aufzuhalten, und die Merkwürdigkeiten dieser berühmten Residenz in Augenschein zu nehmen. Allein ihr Entschluß ward auf Jauslins Anrathen gleich geändert, sobald sie im Posthause abtraten. Eine natürliche Zurchtsamkeit vor allem, was nur noch von Inigo reth, war die Ursache dieser Veränderung. Jauslin hörte nämlich, gleich beim Entreten von ohngefär, daß Jesuiten den Hofbeistuhl und die Hospoceten in Beschlag haben, und vermuthete, daß diese Herren eben so ächte Söhne des heiligen Ignatius seien, als in Baiern und in Oesterreich. Sogleich über-

fiel ihm ein kalter Schauer. Man mochte ihm sagen, daß diese Herren eine Ausnahme von der allgemeinen Regel seien, daß man sie insgesamt hochschätze und liebe, daß sie diese Achtung und Liebe wirklich verdienen, indem sie in der That viel Gutes thaten; man mochte ihm endlich vorstellen, daß, wenn auch diese Söhne des heiligen spanischen Hauptmanns von altem jesuitischen Schrot und Kornen wären, die sächsischen Landstände doch schon durch ihre Landtagsbesuche dafür gesorgt haben, damit sie nicht zu weit um sich greifen — Alles Sagen, alle Vorstellungen waren ohne Wirkung. Kaufmänn alterte und bedachte, wie ein Eschenlaub, wenn er nur von ihnen reden hörte, und alle Augenblicke, wenn nur die Thür geöffnet wurde, glaubte er einen solchen Heiligen zu sehen. Die Postpferde wurden also so gleich bestellt, und Kaufmänn ergötzte sich indessen an dem Ausstreichen einer allgemeinen Personensteuer für ganz Sachsen, dem eine Taxe aller sächsischen Unterthanen nach ihrem Range und Würden beigegeben ist. Einige Dinge setzten ihn in diesem Ausstreichen in Verwunderung. Das erste war die hohe Taxe der sächsischen Hofpörcen, die jährlich so gut wie ein Hofjäger, ein

Hofsekretär, ein Hofbuchführer und ein Hofbrau-
verwalter, zwölf Thaler Kopfgeld geben müssen.
Hier zu Lande, sagte Faustin bei dieser Gele-
genheit zu Traubach, muß Dichten doch eine
einträgliche Sache sein. In Baiern, in Oester-
reich, und im ganzen lieben Deutschland könnte
ein Poet nicht zwölf Groschen jährlich geben,
er müßte denn täglich ein paar Bissen Brod
weniger essen. Es besremdete ihn auch, daß
ein Hesperiquier so nah an einem Poeten stehe,
da dieser jährlich zehn Thale. abgeben muß, und
hingegen so viel Rang über Doktoren und Pro-
fessoren habe, da ein Professor Theologiae, Iuris
oder Medicinae nur 6 Rthlr. ein Professor Phi-
losophiae aber gar nur 4 Rthlr. zalt. Was ihm
aber noch mehr auffiel, war, daß er zwei Gat-
tungen wichtiger Personen mit gar keiner, hin-
gegen wiederum eine minder wichtige mit einer
gar zu hohen Kopfsteuer belastet fand. Erstlich
vermißte er darinn alle Autoren, Schriftsteller,
Scribler, Zeitungschreiber, Journalisten und
Konferten, die doch in der That in Sachen ein
ansehnliches und einträgliches Gewerbe treiben.
Zweitens suchte er allenthalben herum, was ein
Jesuit oder ein Reichsvater gelte; allein sein

Suchen war verächtlich; er fand aber gar bald, daß dieser Schaden durch eine gewisse Klasse von Menschen ersetzt wurde, die wir in Deutschland größtentheils entweder als unsere Katholiken, oder wenigstens als unsere Sklaven betrachten, nämlich die Juden: wovon jeder jährlich siebenzig Thaler Kopfsteuer zahlen muß. Wenn man nun, meinte Saustlin, einem Juden einem Hesperiquier gleich schätze; so könnten diese schon manchen Autor und Jesuiten mittragen. Saustlin hätte vielleicht noch manches in diesem Verzeichnisse gefunden, wenn nicht der Postillon sie erinnert hätte, das es Zeit sei, sich in den Wagen zu setzen.

Unter Weeg konnte sich Saustlin gar nicht enthalten, seinem Freunde seine Verwunderung über den hohen Rang der Hesperiquiers mitzutheilen. Ein Professor Theologiae, Juris et Medicinae sechs Thaler, ein Professor Philosophiae gar nur vier, rief er einmal über das andere aus, und ein Hesperiquier zehn! !! Trausbach behauptete, es sei in dieser Schätzung die Möglichkeit der Subjekte zum Noachade genommen worden, und eben, weil ein Professor von größerer Erheblichkeit sei, als ein Hesperiquier, so

habe jener auch weniger Abgabe, und eben deshalb müsse ein Poet, der noch entbehrlicher sei, als ein Peruquiere, auch noch mehr als dieser zahlen. Das sollte mich freuen, fiel Gausstin ein, denn so wäre ja die Philosophie in recht großem Ansehen; ich glaube aber immer, ein Peruquiere muß deswegen mehr geben, weil seine Arbeit am Kopfe, wodurch mancher Dümmling sich brüsten kann, sichtbarer ist, als die Arbeit des Professors am nämlichen Gegenstande! ! !

IX.

Eine unerwartete Zusammenkunft, wodurch die Reise einen andern Gang nimmt.

Erwähnung einer bischöflichen

Unjustiz.

In allen sächsischen Städtchen und Dorfschaften, welche sie durchreisen mußten, ehe sie in das aufgeklärte Leipzig kamen, hörten sie die Klagen des Landmanns und Bürgers über die vielen großen Abgaben, welche diese zu zahlen hatten. Gausstin war schon geneigt ein ungünstiges Urtheil über Sachsens Regenten und seine Minister zu fällen, als ein minder begüterter Mann, der also die Last der Abgaben um so mehr fühlte,

72

dem sie demnach auch um so mehr Glanzen be-
messen konnten, ihnen erklärte, daß diese Abgaben
unumgänglich nothwendig seien, daß aber auch
der sächsische Landmann sowohl als Städter diese
weit eher, als irgend ein Deutscher Unterthan ge-
ben könne. Das ganze Land, sagt er, ist durch
den siebenjährigen für Sachsen so lästigen Krieg,
und durch die nicht allgute Verwaltung der Fi-
nanzen vor diesem, so mitgenommen worden, daß
es ohnmöglich sich aus dem Schlamm, in wel-
chem es steck, heraus winden konnte, als durch
eine weise Einschränkung des Hofes und durch
erhöhte Abgaben. Das erstere ist von unserm gu-
ten Kurfürsten geschehen, und der spart ist Sum-
men, die sonst erst in einem Tage ausgegeben
wurden. Die erhöhten Abgaben sind nothwendig,
weil sonst durch geringere das Land nicht einmal
in dem Stande sein könnte, die Interessen von
dem Schulden-Kapitale abzutragen. Aber das
Verdienst des Landmanns so viel, als des Städ-
ters ist so ansehnlich, daß es ihnen gar nicht
schwer fällt, die Forderungen der Regierung zu
befriedigen, und alle könnten ohne Euzen und
Klagen ihre Gaben geben. Allein auch unter
der besten Regierung giebt's unruhige Köpfe,

die bei dem Wenigen, den sie zum Wohle, des Landes zoten müssen, schmollen und schimpfen. So ist's in Sachsen. Freilich mag die Konsumtions-Abgabe manchen drücken, aber das rührt nicht sowohl von den Abgaben selbst, als vielmehr von den Schikanen und Bedrückungen der Unterbedienten her, wovon man aber doch unmöglich der Regierung die Schuld beimessen kan.

Dieses vernünftige Raisonnement eines die Last der Abgaben selbst stützenden sächsischen Unterthans söhnte Jausfinsen mit der Regierung wieder aus, und machte ihn für die fernern Klagen und Geuszer minder empfindlich. In Leipzig, wo man alle nothwendige, nützliche und angenehme Bedürfnisse des Körpers sowohl, als des Geistes für sein baares Geld befriedigen kan, war Jausfins erste Angelegenheit, mit denjenigen Handelshäusern zusammen zu rechnen, mit welchen sein Schwiegervater in Verbindung gestanden hatte. Unter diesen waren auch die Gebrüdere P... in Köln. Wie angenehm ward er nicht bei seinem Eintritte in dieses Handelshaus überrascht, als er seinen Freund Brückner, mit Leib und Seele, so wie er ihn in Köln verlassen hatte, vor sich stehen sah. Sie umarmten sich beide freundschaftlich und

wunderten sich nicht wenig, so unvermuthet einander zu treffen. Brülner machte bei diesem Handelshause den Buchhalter, und da die beiden Brüder, denen die Handlung gehörte, sich ganz auf ihn verlassen konnten, so hatten sie ihm die Versorgung der Leipzigermesse aufgetragen. Brülner war so neugierig, wissen zu wollen, wie Faustin von ihm gekommen, und welche Schicksale er in dessen gehabt habe, daß sie ihre Handlungsgeschäfte aussetzten, und sich in eine Ecke zusammensetzten, um sich für die lange Trennung zu entschädigen. Brülner war ganz Ohr, als er hörte, wie Faustin von der saubern Dirne nach Amerika verkauft, und durch Mönysful glücklich geworden, wie er nach Europa zurückgekommen, und nachdem er das Unphilosophische in manchen Städten und Staaten gefunden, sich entschlossen habe, mit seinem Freunde Traubach nach Wien zu ziehen, wo er sich verheuratet habe. Noch mehr wunderte sich Brülner, als er von Faustin hören mußte, daß es mit dem österreichischen philosophischen Jahrhundert noch nicht seine volle Richtigkeit habe. Brülner erzählte ihm hierauf alle die Wiener Christen und Christen an dem Finger her, worinn mit dem größten Besonnenene Joseph

Thaten und Reformationen beschrieben werden; Jausin erwiderte aber, wie er in Wien selbst bemerkte, daß die österreichische Ausstattung auf dem Papiere weit glänzender, als in der That selbst sei.

Darauf ersur nun auch Jausin, daß Bräuer sein Geld diesem Handelshause anvertraut habe, und mit ihnen eine Art von Kompaniehandel eingegangen sei, wobei er sich sehr wohl befinde. Er vertraute ihm hierauf, daß seine Prinzipalen, um ihre Geschäfte zu erweitern, ihm den Auftrag gegeben, in Leipzig ein Haus zu kaufen, und daselbst den ältesten Sohn des einen Herrn zu etabliren.

Sie rechneten zusammen, schlossen ab, und Jausin nahm seinen alten Freund, der zufälliger Weise die Ursache geworden war, daß er nach Amerika und endlich nach Wien gekommen, mit zu Traubach und seinem Vorken, um ihnen denselben vorzustellen. Er ward als Freund empfangen und bewirthet.

Nach verschiedenen Gesprächen theilte die Gesellschaft ihrem Freunde den Entschluß mit, die nördlichen Provinzen Deutschlands zu besuchen, und es fiel diesem nicht schwer, sie, Traubachern

angenommen, zu überreden, mit ihnen die Reise nach Köln zu machen, und daselbst die Zurückkunft ihres Freundes Traubach zu erwarten.

Aber wie steht's mit der Aufklärung am Rheinstrome? frag Paulin hastig. Nicht zum Besten, versetzte Brückner. In Trier ließ sich zwar ein Stral der Hoffnung blitzen, seitdem der Abbe Beck, dieser fromme Schuft, der sein Andenken durch die fünf Punkte an den Kaiser verewigt hat, nach Rom gegangen, und geheimer Amanuensis des heiligen dreifachen Kronenträgers geworden ist; auch in Mainz schien es, als ob man anfangen wolte, sich zu schämen, nach apostolischer Sitte zu denken, und in Köln macht man sich die schmeichelhaftesten Hoffnungen, da des Kaisers Bruder zur erzbischöflichen Würde gelangt ist; aber alles zusammen genommen ist doch nichts, als bloße Hoffnung. Gerhan ist im Grunde noch nichts; vielmehr geschehen manchmal solche Lucestriche, daß man nothwendig auf die Verdanken fallen muß, als ob es den Herren nicht recht Ernst sei. Dessen eifriger bemühen sich die kleinen Bischöfgen, die Bande noch fester zu knüpfen, die sie an die römische Kurie binden. Wenn Sie die Reise mit mir machen, so werden Sie von

allen dem hinlängliche Beweise finden. Ich reiste, ehe ich hieher kam, von Köln nach Speier, wo ich etwas zu thun hatte, und mußte Zeuge von der herrlichen Justiz seiner Fürstbischöflichen Gnaden sein. Der mehr als asiatische Despotismus dieses Bischofs, der sich schon durch manches Befehl einen Ruhm erworben hat, ist zu schrecklich, als daß ich Ihnen nicht die ganze Sache von ihrem Ursprunge an erzählen sollte.

Ein Bürger aus Mingsolsheim, mit Namen Schanzembach, hatte theils durch Erbschaft, theils durch Kauf sich einige Güter in der Langenbrückner Gemarkung erworben, unter andern auch nach Ableben seines Schwiegervaters Molitor einen Antheil an dem in diesem Orte befindlichen Wirthshause zum goldenen Engel erhalten. Da der Sohn des vorigen Besitzers keine Lust hatte, die Wirthschaft zu übernehmen, so entschloß sich Schanzembach dazu, verwunderte sich aber gar sehr, als der Herr Fürstbischof durch einen Cabinets-Befehl ihn Langenbrücken räumen, und nach Mingsolsheim, wo er Bürger geworden, zurückziehen hieß. Schanzembachs Bitten und Vorstellungen waren vergeblich, und

es blieb ihm nichts übrig, als sich an die höchsten Reichsgerichte selbst zu wenden.

Dem Fürstbischhof mochte bange sein, daß Kammergerichte möchte nicht die nämlichen despotischen Gesinnungen haben, wie er, und sann daher auf ein anderes Mittel, Schanzenbach nach Murgolsheim zu zwingen. Franz Molitor, Schanzenbachs Schwager, hatte einen Antheil an dem Wirthshause. Uebernahm es derselbe, so war dieser ebenhin gezwungen, die Wünsche seiner Fürstbischöflichen Gnaden zu erfüllen, und der Proceß war geendigt. Allein dieser hatte Vermögen, es gehet ihm in 'anden besser, und er wolte weder Bürger werden, noch um die Heuraths-Erlaubniß ansuchen. Wer konnte ihn zwingen? Niemand, als der Herr Fürst-Bischof, dieser ließ im Speyerschen Wochenblatte Ediktales ergehen, nannte ihn einen hochachtbar ausgetretenen Leibeigenen Bürgersohn, und lud ihn ein, binnen drei Monaten vor seinen Gerichten zu erscheinen, und von seiner hochachtbaren Aussetzung Rechenschaft zu geben. Molitor verfügte sich selbst zu seinem Landesvater, und bat ihn demüthig um die Erlaubniß, sich in fremden Ländern aufhalten zu dürfen. Dies ward ihm nicht

nur abgeschlagen, sondern er noch dazu unter die Soldaten gesteckt; und weil er diesen Stand nicht gewonen konnte, und eine demüthige Bitte einlegte, ihn doch los zu lassen, so mußte der arme Teufel bei Wasser und Brod vier und zwanzig Stunden lang, für die Verwegenheit, seinen Landesvater zu bitten, auf Damians Thurm büssen. Das nenn' ich landesväterliche Milde! rief Gausstin vol Unwillen. Das sind wahrlich asiatische Begriffe von Recht und Unrecht. Kann ihnen noch mehr geistliche Herren nennen; hiel Brückner ein, die keine bessern haben.

Uns' Himmels willen hören sie auf. In das Land wollen wir nicht reisen; es möchte sonst demselben auch einfallen, uns unter den Korporalstok zu geben. Es könnten sich Gründe finden, und ebenfalls als Leibbeigene anzusehen. Brückner ging nun wieder an seine Cistäfte, und Gausstin schlenderte indessen in den Buchläden verschiedener Oesterreichischer Buchhändler herum, mit denen er während seines Aufenthalts in Wien Bekanntschaft gemacht hatte. Unter andern klagte ihm einer, daß ihm so eben ein Buch weggenommen worden sei, das selbst die Oesterreichische Zensur passiert hatte. Der Titel war: Das Wort des

Herrn neu erklärt. Saustinen wunderte das, nahm das Buch, las und fand, daß es ohne den geringsten Nachtheil für irgend jemand gar wohl hätte erlaubt werden können, glaubte aber zur Ehre der Leipziger Senfur, daß sie es vielmehr wegen der Dummheit, die durchaus in diesem Buche herrschte, als wegen seiner Gefährlichkeit verboten hatte.

Brückners Geschäfte waren beendet, und es schloß an nichts, als den Hauskauf vor den Gerichten in Wichtigkeit zu bringen; er mußte aber zu seinem und Saustins größten Erstaunen hören, daß weder ein Katholik noch ein Reformirter liegende Güter an sich kaufen könne, ohne einen lutherischen Lehndröcker zu haben.

Hab' ich geträumt, oder wie ist's mit? sagte Saustin, als er dies hörte. Wurde nicht vor einiger Zeit, als ich durch Sachsen reidte, ein Gesetz publicirt, der gerade das Gegentheil gebe? Es war nur so ein Gemurmele, bis ihr aber ist es noch nicht realisirt worden, sagte ein Leipziger Kaufmann.

Brückner ließ es also mit dem Hauskaufe sein, und sie beschloßen ihre Reise anzutreten.

Frau.

Traubach hat so lange, bis Brükner, Sam-
stin und die ganze Gesellschaft versprochen ihn bis
nach Gera zu begleiten, von wo sie dann sich tren-
nen wollten.

X.

Nachrichten eines Geraischen Kaufmanns.
Despodiaten. Verbot und Gebot des
weltberühmten Loto.

Der Leipziger Ton hatte schon vormals Joulinen
nicht bejagen wollen, es kam ihm also auch nicht
hart an, diese Stoppelgadt aller Wissenschaften zu
verlassen. Im Zeit, wodurch sie fahren mußten,
erinnerten sie sich, daß sich daselbst der würdige
Umstehender des Herrn Haupt - Vaisier Götzte,
der Generalverlezzener Teller aufhalte, der, so
wie jenes Hamburgische Kirchenlicht, mit gierigen
Augen herumblitzte, um heterodoxe Ansbrüder
auszuspienieren. Es war gerade Reformationstags;
und so eben erhalte des Gerüchts von einer ge-
rad — eben Predigt seiner Hochwürden, die von
der verfluchten Toleranz, wie sie sich ausdrück-
ten betreiben, ein langes und breites auf ihrem
hölzernen Throne geschwätze, alle Augenblicke in

einen heiligen Wären • Eifer geraten waren, und zum größten Mißvergnügen aller aufgestellten Zeiger nicht nur Seine Fürstherblichkeits Gnaden zu Rom mit dem etwas unsaubern Ehren • Namen der babylonischen Lare belet, sondern auch sein tapfer ihre Walle an dem reformirenden Joseph ausgelassen hatten.

Als sie die Wörde wechselten, trafen sie einen jungen Geratschen Zeughändler an, der, reich beladen mit Geld und Wechseln, in seine Vaterstadt zurückkehrte, um mit frohem Muth mit seinem Weibchen und seinen Kindern den Schweiß der gedrückten Zeugmacher zu verzehren. Es war ein possirliches Männchen, voll von Komplimenten, dabei eine Niene, die sogleich das Herz verrieth, welches er befoß. Sie sprakten zusammen, und das kurze dicke Männchen himte alle Augenblicke die Klaglieder des Propheten Jeremias an, um Faustinen und seiner Gesellschaft die schlecht ausgefallene Messe zu beweisen. Sie wurden in dessen mit einander bekannt, und der Kaufmann schlug vor, unter einander die Sitze zu verändern, um von diesem und jenem mit einander plaudern zu können. Man ließ sich das gefallen, es ward gelooft, und Faustin kam mit Forchen und Trau-

Nach in den Wagen des Kaufmanns; die übrigen wurden in andre verteilt.

Kaufman hatte von dem großen Unglücke gehört, wodurch dieses sonst so blühende Städtchen ein Raub der Flammen geworden war; es war ihm auch bekannt, welche ansehnliche Unterstützung dasselbe fast von ganz Europa erhalten, um so sicher war es ihm also, von diesem Kaufmanne einige vorläufige Nachrichten von dem jetzigen Zustande von Gera zu erhalten. Der Kaufmann war so gefällig, die Bitte, die er deshalb an ihn that, zu erfüllen.

Unterstützt, sagte er, fast vom ganzen Europa, sind die Bürger im Stande gewesen, doch wenigstens die Hälfte der abgebrannten Häuser wieder aufzubauen, und ganz Gera würde ist stehen, wenn nicht die Sperrung der Oesterreichischen Lande, sowohl als der Preussischen Staaten, wohin unsere Waaren nur als Kontrabande geführt werden können, unsern Handel den empfindlichsten Stoß versetzt hätte. Aber auch darüber könnten wir noch ruhig sein, wenn wir nur von Seiten des Landesheeren mehr geübten, mehr aufgemuntert würden. Allein um unsere Handlung scheint sich dieser nur in so fern zu bekümmern, in wie fern die Rede von

haben ist. Er sitzt mit seinem abnigten Haupt-
 manne — dessen vorzügliches Verdienst, unter
 uns gelobt, in der guten Behandlung und Bedie-
 nung der Mädchen, und Brutalisierung der Bür-
 ger besteht — seinem Hofsprenger, der, wenn er
 Katholik wäre, im Orden der Jesuiten recht an-
 sehnlich figurirt haben würde, und ein paar an-
 dern Edelknechten auf seinem Schlosse, wie Sultan
 Akbul in seinem Ertail. Seine Bürger und
 Kaufleute getraut er sich kaum mit dem Scernglase
 anzusehen, weil er fürchtet, das Bürger: Pal
 möchte ihn vergiften. Niemand kann weniger
 Widerspruch leiden, als er; und weil denn doch
 die Herren Landstände ihm manchmal einen Dau-
 men auf das Auge drückten, so suchte er auf eine
 seine Art, wie quondam der Fürst von Dessau,
 sich diese beschwerlichen Kollegen vom Hals zu
 schaffen. Er kaufte ein Rittergütchen nach dem
 andern, und würde sie wahrscheinlich, um ganz
 souverän zu sein, alle an sich gekauft haben, wenn
 nicht die Landstände, die seine Absichten wohl
 merkten, zusammengetreten wären, und beim Kam-
 merrichte ein Verbot des künftigen Ankaufs aus-
 gewerkt hätten. Das verdrüssete ihn nun gewal-
 tig; und da er seine Despedaten nicht en gros

treiben kan, so versucht er es doch im Kleinen zu thun. Zwar hat er da auch wieder einen Beir des Aristocles gefunden, die gemeinschaftliche Regierung der sämtlichen Herren Grafen Rous. Aber da auch diese mit von ihm dependirt, so fürchten sich die Herren wol, ihn wehe zu thun, und er hat noch darzu die vortrefliche Vorsicht gebraucht, unter der Hand seinem Rathe und Amte, die so ganz seine unterthänigsten Diener sind, zu verhehlen zu geben, daß sie sehr weislich und ihm wohlgefällig handeln würden, wenn sie so wenig als möglich an die Regierung Bericht erstatteten. Nach dem unglüklichen Brande bewies er sich in der That als Menschenfreund, er räumte sein ganzes Schloß den Abgebrannten ein und freiste sie; aber er hätte kein Mensch, nein! ein Barbare sein müssen, wenn ihn, da er ohnehin keine Defension hat, dieses große Unglük nicht gerührt hätte. Unterdeffen hat er sich auch für diese Güte einigermaßen entschädiget. Einmal mußten alle Bürger nach seinem Hofe bauen, wodurch mancher gar sehr gedrückt wurde, und dann, da die Straßen breiter werden solten, und der mit seinem Hause heraus, jener aber hinein rükten mußte, wurden zwar diejenigen, welche heraus

gezückt hatten, angehalten, ihr vermehrtes Eigenthum zu bezahlen, allein jene, welche hinein rülleten, und also oft viel Platz verlieren, bekamen dafür Nichts. Sie werden nirgendwo so viel Prozesse beim Reichskammergerichte anhängig finden, als bei uns; und wenn diese Prozesse nicht so geldsperrig wären, oder in jedem Falle eine Summa appellabilis Statt fände, so würde bald Oera in Weylar verprozessirt. Gleich ist das nun auch dem Grafen nicht so ganz recht; aber in Kleinigkeiten hilft das Appelliren nichts, und manchmal versucht er es auch, in großen Dingen gar nicht auf Appellationen zu achten, und via facti nach seinem Willen zu stalten und zu walten, wie wir denn an einigen Kaufleuten erst kürzlich Beispiele erlebt haben.

Durch dieses Vortragen des Regenten und durch die Verachtung, die er gegen seine Fürger blissen läßt, werden nun diese in ihren Unternehmungen oft gehindert und zurückgehalten. Durch verminderte Industrie ist daher dieses berühmte Handelsläger sehr zurückgekommen, und ein Spiel, das Satanas selbst erfunden zu haben scheint, das gesellige Lous, das nun in so vielen deutschen Länden gänglich verboten ist, wird

unsern Ruin vollends bewirken. Nirgendwo spielt man mit so rasendem Enthusiasmus, als bei uns, aber auch nirgendwo hat man vielleicht so viel Gelegenheit zu diesem teuflischen Spiele, als eben bei uns. Zwar ist es vom Grafen verboten, und die Kollekteurs und Kommissärs sind einigemal um funfzig, hundert und mehrere Thaler gestraft worden, und es kan sein, daß sich der Graf einbildet, er habe das Lotto zum Lande hinausgejagt; aber eben diese Einbildung in Folge von seinem Stolge und seinem Umgange mit bloßen Adeltichen. Spräch er dann und wann mit diesem oder jenem Bürger von dem Zustande seiner Stadt, so würde er alles hören. Aber so, wer soll's ihm sagen? — die einzigen, die es könnten und dürften, haben ihre goldenen Vorteile vom Schweigen. Wie haben vier Haupt-Lotto-Komtoirs, das Koburger, das Braunschweiger, das Thürnberger und Mannheimer. Daneben sind noch zwei Wette-Komtoirs. Eine unzüge Menge Kollekteurs läufe von Haus zu Haus und samlet Einsätze. Es scheint ungläublich, aber es ist Wahrheit, wenn ich ihnen sage, daß eine Woche in die andere gerechnet, wenigstens zehn tausend Thaler

— die Güte aus dem Altenburgischen, Kadelstädtschen, Weimarischen und andern anliegenden Landen mit eingerechnet — gesetzt, und wenigstens die Hälfte davon in die Hände jener Bande kommt. Ich will nicht einmal diesen Schaden, daß eine so ansehnliche Summe dadurch aus dem Lande geht, erwägen; allein die Industrie leidet dadurch mehr als man glauben sollte. Wer nicht Lust zu arbeiten hat, der wird, gereizt von dem großen Gewinne und der Provvision, welche die Haupt- Bettelkrämer geben, ein Kollekteur und — ein Tagedieb. Zwar wendet man ein, daß es ein nothwendiges Uebel sei, welchem man wegen der Nähe von Sekurg nicht abhelfen könne. Allein, wenn man nicht nur die Haupt-Komtoirs zerstörte, nicht nur die Kollekteurs bestrafe, sondern auch eine eben so harte Strafe jedem Seyer diktierte; und jenem, der den frevelnden Uebertreter anzeigte, die Hälfte der Strafe, oder lieber gar die velle zuertheilte; oder wenn man nicht blos Geld, sondern auch körperliche Strafe ohne Ansehen der Person und des Ranges diktierte, so würde man keine Seyer und keine Kollekteur mehr sehen. Der Reiche, wenn er ja nicht weiß, wie er sein Geld verschwenden

sell, mag immerhin nach Koburg selbst schreiben. Der Verlust ist zu ertragen. Der Kaufmann gerieth bei seiner Erzählung in Hitze, und Faustin nicht minder. Jener kommentirte und dissertirte über Despotismus und Lette, dieser ärmte sein gewöhnliches Lamento über die Nonexistenz des philosophischen Jahrhunderts an, und Traubach und Lorchsen blieben stille Zuhörer ihrer Klagen und Seufzer.

Und unter diesem Gespräche kamen sie endlich der Stadt näher. Der Landstraße gegen über sahen sie die Residenz liegen, unten dran ein Dörfchen; eine kleine Strecke davon die Stadt.

Nach wundert, sagte Faustin, daß dieser Fleck nicht bebaut und nicht bewohnt ist.

Körte bebaut, bewohnt, und reich bewohnt sein, versetzte der Kaufmann; aber leider hat auch hier die Intoleranz, der Aberglauben, und der Despotismus der Pfaffen, über die Politik gesiegt. Als die Hugenotten aus Frankreich der Religion wegen entflohen, so kamen angesehne Familien auch hieher, baten um Schutz, und versprachen diese Gegend anzubauen; allein Seine Hochwürde Etschpildtke, der damalige Herr Superintendente, fand es für die Ehre Gottes nachtheilig, wenn

Reformirte in einem ganz lutherischen Städtgen auf gut reformirt ihren Gede verkehren, und bewirkten also durch ihre Schwärze, daß den armen Flüchtlingen der Schutz versagt wurde. Sie zogen also von uns weg, trugen in andre Länder ihre Reichthümer, und unsere Stadt blieb so klein, wie vormals. Der obersächsische, intolerante, despotische, pöblistische Schutz von Superintendenten! ! hat Gauslin ein. Haben sie etwa solcher Schutze noch mehrere unter ihrer Heiligkeit, so fahre ich bei ihrem Städtgen vorbei.

Im Willen, fuhr der Kaufmann fort, möchte es ihnen wohl nicht feien, manchmal so ein protestantisches Auto da se' zu halten. 's gibe Kopfbänger genug unter ihnen; aber erlebte habe ich doch keines.

XL

Preussische Signalisirung beim Geralkischen Extrakt.

Wenn wolten sie zum äußern Thore hineinfahren, als sie durch einen kleinen Aufstuh genöthigt wurden, mit dem Wagen inne zu halten. Ein dürres Männchen, das die einen Herr Kommer-

Diener, die andern Herr Beileidenehmer nannten, prügelte in voller Wuth auf einen armen Zimmermannsgesellen zu, der ein Gläschen Gerätsches Bier zu viel getrunken, und ihm von ohngefähr ein paar beleidigende Worte gesagt hatte. Alles Bitten, alles Flehen half nichts. Der Vater des Gefellen lief in die Gerichte, allein diese hatten keine Ohren, der Herr Kammerdiener fand in Ansehen.

Der Kaufmann war so gefällig, Faustins Gesellschaft, da sie ohnehin in Gera zu übernachten beschlossen hatte, zu sich zum Abendessen einzuladen. So freimüthig er vorher von dem Regenten und dergleichen Dinge gesprochen hatte, so zurückhaltend war er bei der Tafel. Immer eine Folge des Despotismus.

Was man am tiefsten fühlt, davon spricht man am liebsten. Der Gerätsche Brand war der Stof zur Unterhaltung. Bis zum Enthusiasmus wurden die milden Beiträge aller nahen und entfernten Regenten und Städte angepriesen. Nur von Brandenburg allein mußte Faustin hören, daß der König nicht nur alle Beiträge verboten, sondern sogar Emiffarien auf die Gränzen ausgesandt habe, um durch verschiedene Versprechun-

gen und Befehlungen die abgebrannten Bürger zu bewegen, in seine Lande zu ziehen. „Unfreund-
lich, Ibro Majestät, unfreundlich gedacht! so un-
gern ich auch dieses einem so erhabenen Monar-
chen sage, versetzte Sanftm, sich von den Trüm-
mern eines armen abgebrannten Städtchens zu be-
reichern, das Ihnen doch wahrlich nichts zu Leide
gethan, nichts in den Weg gelegt hat. Ich ver-
denke es Ihnen gar nicht, daß Sie bemüht sind,
Ihre Lande besser zu bevölkern, urbarer und glück-
licher zu machen, und daß Sie arme unglückliche
Glückselinge und Fremdlinge aufnehmen, nach ih-
nen ein Wäzchen anweisen, wo Sie ungehindert
die liebe Sonne, die freitlich über alle Menschen
glänzt, über sich auf- und niedergehen lassen kön-
nen. Ich lobe Sie vielmehr darum, aber daß Sie
Ist dem armen abgebrannten Unglücklichen, dem ist
nichts mehr, als das bißgen Liebe zu seiner Vater-
stadt übrig war, auch dieses einzige letzte Gut ab-
kaufen und abgeminnen wolten, daß Sie ist einem
kleinen Ländchen, dem es ohnehin an Einwohnern
fehlt, einige Bürger oberrünnig zu machen versuch-
ten, daß Sie sich nicht vielmehr großmüthig ent-
schlossen, auch eine Seelenver zu einem so groß-
en Unglücke zu geben, wirklich! Ibro Majestät!

wenn Sie das selbst thaten, so dachten Sie sehr un-
freundlich, und ich sage ihnen das ungern, weil
ich Sie liebe."

Die Gesellschaft schied sehr spät, aber um desto
vergnügter auseinander. Um so misvergnügter wa-
ren sie am andern Morgen, als Traubach sich von
seinem Freunde zu trennen begann. Er ließ nichts
unversucht, diesen sowol, als Brückner zu be-
reden, mit ihm wenigstens noch bis Nürnberg zu
reisen, und Faustine würde auch vielleicht eher zu
überreden gewesen sein, aber Brückner bestand
darauf über Jena und Erfurt zu reisen, weil
er ohnehin schon durch diesen Umweg um einen
oder zwei Tage zu spät nach Hause komme. Wie
der heftigsten Versicherung also, daß Traubach
seine Geschäfte so bald wie möglich beendigen, und
sogleich zu ihnen nach Köln fliehen wolle, schiedent
sie von einander. Ein zärtlicher Händedruck, ein
freundschaftlicher Kuß preßte der ganzen Gesellschaft
einige Zähren aus, und lockte Faustinen den wohl-
weisen Rath ab, daß Traubach sich ja vor den
patriotischen Literatoren des katholischen
Deutschlands, und vor den politischen

und geistlichen Schäften in München so
Acht nehmen möge.

XII.

Neueste Methode in Jena den medicinischen Doktor = Gut zu erlangen. Was ein Doktor = Gut außer den gewöhnlichen Sportelgen der Fakultät kostet.

Gleich bei ihrem Eintritt in Jena mußten sie hören, daß so eben, zur Schande unsers aufklärten Jahrhunderts, der Unsinn, sich zu duckiren, die Folgen gehabt, daß ein junger hoffnungsvoller Jüngling von einem andern eben so hoffnungsvollen Jünglinge erhochen worden. Dieser war glücklich geworden, alle Hoffnungen, die seine Aeltern sich von ihm machten, sind nun dahin, überall verfolgt ihn das Bild des getödteten Freundes — sie waren es gewesen, hatten sich auf Rathen anderer geschlagen — und unläs und unsicher irrt er nun auf Gottes Erdboden herum. Es gibt so eine unendliche unzählbare Menge Akademien, die jährlich diese und jene Preise aussetzen; unter allen diesen hat, so viel ich weiß, noch keine daran gedacht, einen Preis auf diejenige Abhandlung

zu setzen, worin die besten Mittel angegeben würden, wie dem Duelliren, diesem Unwesen auf Universitäten, zu steuern sei. Ich dächte, es wäre weit besser, auf eine solche Abhandlung eine Prämie zu setzen, als auf die betrübtete Aufgabe der hocherleuchteten Berliner Akademie. Des Reisens ungemein, und durch die eingeschlossene ungesunde Luft, die in Jena herrschte, ward Lorch von einer Unpäßlichkeit befallen, die eine lange gefährliche Krankheit drohte. Faustin lief untröstlich zum berühmten Arzte und Fakultisten, zum Hofrath Gruner hin, der ein sehr gefälliger medicin consultant ist, und bat ihn, sein Lorch zu besuchen. Er kam, und einige gute Arzneien befreieten sie von allen Anfällen, und der gedrohten langwierigen Krankheit so bald, daß sie in ein paar Tagen schon wieder im Stande war, die Reise fortzusetzen.

Am letzten Tage lachte der Herr Gruner aus vollem Halse, als er bei Faustinen eintrat.

Dieser fragte um die Ursache, und der Fakultist war so gefällig, sie ihm zu sagen.

Hab' so eben, sagte er lachend, einen drohlichen Spas gehabt. Hören sie nur den lustigen Streich. Vor ein paar Jahren schrieb ein lusti-

ger junger Mediziner an mich, schickte mir eine Dissertationem medicam, und bat mich, sie der Fakultät vorzulegen, weil er Willens sei, auf unserer berühmten Universität zu promoviren. Ich sah die Dissertation durch, und fand darinn nicht nur viele grammatischke Schnitzer, sondern auch gar keinen Menschenverstand, und eine Menge medizinischer Unrichtigkeiten. Ich schickte sie deshalb an den unerfahrenen Vekulap mit dem Zusatz zurück, daß eine solche Dissertation ohnmöglich bei der hocherleuchteten Fakultät passiren könne. Ein armer Sünder kan den Blutrichter nicht so demüthig und so kriechend bitten, als mich dieser junge Herr bat, seine Dissertation zu revidiren, zu corrigiren und umzuschmelzen. Er versprach mir überdieß für meine Mühe ein Geschenk von drei goldenen Louis. Aus natürlichem Hange, dem Menschen zu helfen, und gerührt von den auferordentlichen Eitten des jungen Arztes legte ich Hand an die Arbeit, durchstrich, verbesserte, schmolz um, der lustige Mediziner kam, ward Doktor, ging aber wieder nach Hause, ohne mir das versprochene Präsent zu geben. Ich war zu spät ihn binnen einem Jahre zu mahnen, dann

riß

riß mir aber die Geduld, und ich war ganz außer mir, als mich der J — I nicht einmal einer Antwort würdigte. Ich sah also kein andres Mittel mein wohlverdientes Geld zu erhalten, als ihn bei dem Richter, unter welchem er sitzt, zu verklagen. Nun deponirte er auf einmal zwei Pouios'dor, entschuldigte sich aber damit, daß ich seine zu große Dissertation nur ins Kleine zusammengezogen, auch er mir bloß unbedingt ein Präsent versprochen habe. Ich mag ihn nicht weiter beschimpfen, sonst wolte ich die Originalbriefe, die das Gegentheil beweisen, an seinen kompetenten Richter senden. Ist das nicht lustig?

Sauslin mußte alle Kräfte zusammennehmen, um nicht dem Herrn Hofrath einige Sortisfen zu sagen. Als er aber fort war, und für seine Mühe ein artiges Präsentchen eingestrichen hatte, playte er um so derber gegen Prüfner heraus.

Wer wohl die meine Schande, und die größte Sortise begangen hat? fragte Sauslin; der lustige Mediziner, der durch einen Schlafsweg die Erlaubniß, Menschen zu tödten, zu verkaufen suchte, oder aber der Hofrath, der jenen durch diesen Schlafsweg hindurch führte, und ihn zum

Menschenbrüder privilegierte? Mit seinem natürlichen Hange zur Wohlthätigkeit, mag's wohl nicht so ganz seine Nichtigkeit haben. Ueberhaupt aber finde ich es sehr lächerlich, daß in unserm aufgeklärten philosophischen Jahrhundert ein Arzt nicht praktiziren darf, wenn er nicht vorher eine Dissertation insammengeschwielet, und den Doktor-Hut bezahlt hat. Man examinirt sie ja freilich; aber was hilft denn das? Hier kommt's auf gut Auswendiglernen an, und überdies der Beste Theoretiker ist oft der schlechteste Praktiker. Wäre ich Landesherr, in meinem Staate sollte kein Arzt promoviren. Aber examiniren ließ ich sie, und vier Jahre lang mußten sie mit meinem geschicktesten Arzte die Lazareth und Spitäler besuchen. Gabe dieser ihnen das Zeugniß, daß sie geschickte Leute seien; so sollten sie praktiziren, und das Doktor-Wesen, das nur der Spottelgen wegen auf den Universitäten beibehalten wird, hies ganz weg.

XIII.

Alfährliches geistliches, j-suitisches, privis
legirtes Lust- und Trauerspiel in Erfurt
— der Hauptstadt Thüringens.

Der Hofrath Grunzer hatte der Gesellschaft ei-
nen solchen degout vor der weltberühmten Univer-
sität Jena beigebracht, daß sie mit vielem Ver-
gnügen dieselbe vertiefen, sobald nur Lorch
einigermassen im Stande war, die Beschwerlich-
keiten der Reise zu ertragen. Im Weimarischen
hörten sie von nichts, als der glücklichen Verän-
derung, der Güte, der Weisheit, dem Wohlwol-
len und der Menschenfreundschaft des Herzogs,
Wielands erlauchten Bögling, sprechen, und da
man Faustinen sogar in's Ohr sagte, daß Ka-
tholiken, Protestanten, Reformirte und Juden,
in der Residenz ihren Gottesdienst ungehindert ab-
warten dürften, und die Befenner dieser verschiede-
nen Religionen friedlich unter einander lebten,
so gerieth' er in eine Art von Begeisterung, und
sag einmal über das anderemal an, den großen
schöpferischen Geist unsern großen Wielands,
auf den wir Deutschen billig stolz sind, zu demun-
dern, zu erheben, und zu loben. — Was für

Wirkungen doch schon der goldene Spiegel hervor-
gebracht hat! fiel Brückner ein. Auch der Kai-
ser soll ihn gelesen haben.

Allerdings versetzte Sautkin, aber auch den
Quintus Curtius, und dieß mag vielleicht dem kai-
serlichen Hofprediger Gelegenheit gegeben haben,
eine kleine Vergleichung zwischen einem Eroberer
und einem Räuber anzustellen, die dem Kaiser so
missfällig war, daß er ihn mit dem Bedenken:
„er sehe, daß er anfangs schwach zu wer-
den,“ seines Amtes entsetzte. Sautkin wäre gern
einen Tag in Weimar verweilt, hätte gern die
Folgen, welche die Wielandsche Erziehung ge-
habt, mit eignen Augen angesehen; allein Brück-
ner eilte, und jener mußte es sich gefallen lassen.
Je näher sie Erfurt kamen, ein desto härteres
Zulaufen von Menschen in Karossen, zu Pferde
und zu Fuß wurden sie gewahr; so, daß Sautkin,
der sich niemals die Mühe gegeben hatte, nachzu-
sehen, wie stark diese Hauptstadt bevölkert sei,
aus diesem Getümmel auf eine außerordentliche
Volksmenge dieser berühmten alten Stadt schloß.
Sie mußten wohl in drei Gasthöfe fahren, ehe
sie unterkommen konnten, so sehr war alles von
Fremden besetzt. Auf seine Frage, wie das kom-

me? erhielt er die Antwort, daß morgen das Barlichen Spiel sei. Barlichen Spiel? Das verstehe ein Engel! ich nicht. Nach vielem Hin- und Herfragen erfuhr er endlich, daß morgen die gewöhnliche solenne Frohnleichnam's-Procession sei, welche mit anzusehen, wenigstens dreißig tausend benachbarte Protestanten alljährlich herbeueilen gewohnt seien. Wäre Lorchy ganz gesund gewesen, so hätte Faustin, ein Feind von allen solchen religiösen Schändeleien, diesem kristlichen Spektakel gewiß nicht beigewohnt, so aber war er gezwungen. Noch am nämlichen Tage wurden an verschiedenen Orten auf öffentlicher Straße vier Altäre gebaut, und bemerkte, außer einer ungeheuren Menge Volks, sonst nichts, als einige hundt Jungen und Mädchen, die alle Fremde anpaktten, und ihnen einen gedruckten Zettel *) zum Kauf anboten, worinn das geistliche Gaukelspiel

*) Widmung der gewöhnlichen und solennen Procession mit dem hochwürdigsten Sakrament des Altars durch Figuren und Simulakren aus dem alten und neuen Testamente vorgestellt und mit christkatholischer Andacht, jählichem Gebrauche noch, am ersten Sonntage nach der Pfingsten des hochheiligen Gottes Leichnam'sfestes aus der Kirche St. Laurentii ausgeführt — sehr heiligen: Widmung der gewöhnlichen, solennen und privilegierten, geistlichen Hasardspiele, welche von dem Jesuiterseelsorger vorgestellt, und mit christkatholischer Andacht und

in einem sehr rührenden Deutsch beschrieben wird. Am Contage früh ward in der Lorenz-Pfarrkirche eine sehr artige Kontroverspredigt gehalten, worinn einmal über das anderemal die Protestanten, und Reformirten auf gut segetistisch — denn die Profection dependirt ganz von den Jesuiten — in die Hölle hinabgeschleudert werden, und nun kamen endlich die Harlekine anmarschirt.

Die ganze Profection bestand aus fünf Ordnungen. In der ersten waren Figuren aus den Büchern Moses. Am drolligsten sah Abel und Kain an. Abel in weißem Habit, eine gemalte Wunde am Kopfe, führt ein Lämchen an einem rothseidnen Bande, sätert das Thierchen manchmal unterwegs, und hinter ihm Kain in einem umgewandten alten sinkenden Schäfer-Pelze, mit einer großen Keule, beträgt sich oder übriggend mit Abel ganz brüderlich. Auch war es artig anzusehen, wie ein Widder unter den Dornen (Gen. 22. v. 13.) von vier Wezgern, in deutscher Wezgerkleidung, getragen ward. In der zweiten Ordnung waren Figuren aus den Büchern der Rich-

Ausgelassenheit jüdischen Getraubs nach, am ersten Contage nach der Eklar des heiligen Gietres Leids nanz, ist aus der Kirchen St. Laurentii ausgerührt word.

ter und Könige. Samson mit einem gemalten hölzernen Eselskinnbalken, mit den ihn verfolgen den, auf gut römisch gepanzerten Hilfskern, macht einen sehr artigen Kontrast mit dem König David, der von Husaren und Jägern mit Flinten, auch Heibullen und Kanfern, die freilich die jüdische Nation im Ueberflusse hatten, umgeben wird. In der dritten Ordnung waren Figuren aus dem neuen Testamente, worinn Gausfärcen besonders die kleinen Kreuzträger, die von alten Mütterchen angeführt wurden, und der schöne Hofstaat der Könige Wenzeslaus und Rudolph von Habsburg aufzieten. Gausfin hätte sich eher des Himmels Einfall träumen lassen, als daß der Herr Weihbischof selbst diesem Gaukelspiele beizuwonen würde. Er glaubte die Jesuiten spielten bloß diese Harlekinade, so mußte er zu seinem innigsten Verdrusse sehen, daß dieser unter einem Himmel die Monstranz trug, und von der ganzen katholischen Klerisei und den verschiedenen weltlichen Departements begleitet wurde. Sein Verdruss ward zum Unwillen, als er mit ansehen mußte, wie die Soldaten, welche der Prozession zur Bedeckung dienten, auf diejenigen Protestanten auf eine ganz erbarmenswürdige und höchsttraurige Art mit den

Gluttenkölsen zuschließen, und manche verwunden-
ten, welche so verwegen waren, ihren Hut nicht
abzunehmen, und diese Komödie in eine Tragö-
die verwandelten. Als folgendes bei dem ersten
Sehen die dem in Garnison liegenden Bataillons
eine Salve gaben, und dann sechs Kanonen abge-
feuert wurden; so ging er unwillig vom Fenster
hinweg, um die Ausgelassenheit nicht mehr mit-
anzusehen zu dürfen, welche bei dieser Prozession un-
ter den Jesuitenschülern und dem Volke vorfiel.
Er konnte sich nicht genug wundern, daß der Kurfürst
und Erzbischof von Mainz, dieser so aufges-
klärte Fürst, eine solche alferliche Hirtensnobe,
die den Protestanten zu manchen gerechten Eoö-
terieren Anlaß gab, bewilligen könne; ersuhr aber
gar bald die geheime Ursache dieser Erlaubniß.
Die kurfürstliche Kasse befindet sich bei dem
großen Zulaufe der Fremden gar zu wohl, als
daß die kurfürstliche Kammer nicht jährlich noch
die gewöhnlichen summa Thaler daraus spendiren
solte. Auch die Kaufleute und Gastwirthe, beson-
ders aber die Weinschenken, protestirten gar be-
stia wider den Entschluß des Kurfürsten, diesem
Unwesen ein Ende zu machen. Er erfuhr auch, daß
der Kurfürst einmal Willens gewesen, dem Unsu-

ge ein Ende zu machen, daß er aber den unterthänigsten Bitten hauptsächlich der Predicanten nachgegeben.

Wenn auch doch, sagte Justini zu dem jungen Manne, der ihm diesen Anblick gab, die Simonen behaglicher sind, als der Schimpf und Spott eurer Bürger; so laßt wenigstens die Monfranz und die Kleriker weg, und verunehet nicht durch diese Gauckelei das, was ihr für das Heiligste und Ehrwürdigste haltet. Zu seinem noch größern Verdruß mußte er erfahren, daß es dem Jesuiten, den Erfindern dieses Unsinns, an einer solchen Gauckelei nicht genug gewesen, sondern daß sie durch ihren Einfluß noch zwei solche Possenspiele veranstaltet haben. Er mußte hier noch manches hören, was eben keinen Beweis von der Aufklärung Erfures abgab, zum Beispiel von einem hölzernen Herrgott, der alljährlich am Himmelfahrtstage in der Augustinerkirche gegen Himmel gezogen wird, von einer hölzernen Taube, die mit dem heiligen Geiste am Pfingsttage im Dom Oblaten unter die Kinder theilt, und unter diesen manche Schlägerei verurlicht, und endlich von einem gewissen Jesuiten, der ihm als ein großer Kontroversprediger und Konvertitenma-

cher, und als ein noch größerer katholischer Phantast, als Merz, Gaan, Göze und Westhof immer sein können, beschrieben wurde.

XIV.

Sicheres Eifenachisches Geleise.

Hauslin und Brülner nahmen also keinen guten Begriff mit sich von Erfurt. Sie konnten gar nicht begreifen, wie in einem Orte, wo zweierlei Religionen gleiche Rechte haben, wo der Kurfürst so tolerant gewesen ist, aus eignen Antriebe lutherische Professoren der heiligen Gottesgelehrtheit anzustellen, wo eine Akademie der schönen und nützlichen Wissenschaften ist; sie konnten, sage ich, den Kontrast, welchen dieses alles mit jenem geistlichen Pessenspiel machte, nicht zusammenreimen. Welcher Widersprüche, sagten sie, ist nicht der menschliche Geist fähig! Und woher mag es doch kommen, daß wir so gern immer das thun, was unsre Alten thaten; und daß wir gerade in dem Punkte Gefchmal am Alten finden, da uns in jedem andern Falle Neuerungen behagen und entzücken!

Auf dem ganzen Wege bis nach Gotha hielten ihnen die possirlichen Figuren wieder ein, welche

die Jungen gemacht hatten. Unter andern ent-
 fannen sie sich, wie einer von jenen Engeln, wel-
 che dem Hohenpriecker Melchisedech Brod und
 Wein vortragen, während eines Stillstands die in
 der Hand habende Boutheille rein ausleerte, und
 statt des Weins nur die leere Flasche vortrug.
 Unergetlich war es ihm, daß sogar die Kaiser Wen-
 zeslaus und Rudolph sich durch Jungen vorstellen
 lassen mußten. Er fand das für die Würde der
 Kaiser höchstbeleidigend. — Alles das ist jezuiel-
 scher Tand, jesuitische Gaukelei, sagte er, wodurch
 diese pfiffigen Söhne des Don Inigo die einfälti-
 gen Leute blindeten, und sich ihre Aufmerksam-
 keit vor so vielen andern Mönchserden erwarben.
 Möchte nur wissen, wie die große Kösserin Katha-
 rina auf den Einfall kommen könnte, sich dieses
 Geschmeißes anzunehmen. Monsignor Archetti
 muß treffliche Inigulische Kunstgriffe besitzen, daß
 er diese einsichtsvolle Souveräne zu so was be-
 schwazzen kan. Wenn sie dasselbe einmüthig läßt,
 wird sie das Unheil schon kennen lernen. Eichen's
 mit leidhaftigen Augen in Bakern, dem gelobten
 Lande, das für Seine römische Heiligkeiten so
 einträglich sein mag, als Portugal und Spanien,
 seitdem die Schnappshöhne wieder Luft bekommen

haben. So lange der General Ricci noch lebte, wunderte es mich gar nicht, daß sich einige Potentaten dieser saubern Söhne des heiligen spanischen Hauptmanns annahmen. Man konnte die enge Verbindung, welche in dem ganzen Orden herrschte, man wußte durch was für Schliche und Pfiffe sie theils jungen, theils alten Vätern und Waisen das bisgen goldenen Munder abgeschwaft, und daß sie durch viele solche Siege endlich unermessliche Reichthümer aufgebäuft hätten, und man war überzeugt, daß auf den ersten Wink dieses Generalkommandanten der römischen Janitscharen ihre Summen in diejenigen Lande fliegen mußten, in welchen sie dieser haben wolte. Auch zu Spionen an auswärtigen Höfen waren sie gut zu brauchen. Das waren nun freilich heretische Fekkerbissen für manchen großen Herrn. Nun aber da Ricci tod ist, hört die große enge Verbindung des Ordens auf. Die Obersten in den Provinzen haben sich zu Kommandanten ihrer Provinzen aufgeworfen, das so rühmlich erworbene Geld in Sicherheit gebracht, und sie verschmanzen es nun mit ihren wahren Brüdern -- den eigentlichen Inigisten -- auf gut gesetzlich. Was hat also wohl Ihre Russische Majestät hierbei für Absichten?

Vielleicht keine andern, als Seiner Heiligkeit ein Compliment zu machen.

Diese Reflexionen erzeugten ein Gespräch zwischen Gausstin und Brüdern über die wahren Grundsätze der Gesellschaft Jesu, und sie stimmten darinn überein, daß diese keine andre gewesen, als sich auf Unkosten Andre zu bereichern, um dadurch dann allen Mächtigen Trost bieten zu können, und zweitens alle Menschen, so viel wie möglich, in der Dummheit zu erhalten, damit sie die alleinigen Besitzer aller Weisheit bleiben möchten, und alle Menschen folglich zu ihnen ihre Zuflucht nehmen müßten. Und um ja zu verhindern, daß diese nicht aus ihrem Schlummer erwachten; so gaben sie ihnen solche lustige geistliche Amusementen, wie in Erfurt und an so vielen andern Orten.

In Gotha ward mancherlei von dem Duldungsgeiste des Herzogs gesprochen, der den Katholiken die Ausübung ihrer Religion erlaubte. Sie mußten aber hören, daß die Herren Pastoren Anfangs die Ohren gar sehr gespißt hatten, als sie den Entschluß des Herzogs vernamen. Sie sahen das als Eingriff in ihre geheiligten Rechte an, und da sie zu ehnmächtig waren,

die Entschlüsse des Herzogs zu zernichten, so versuchten sie wenigstens die geistliche Gewalt des jehereit von Erfurt dahinkommenden katholischen Geistlichen so zu verunsichern, daß ihre Rechtgläubigkeit nicht das geringste zu befürchten haben möchte, welches ihnen auch im Grunde Niemand verdenken wird, der den Heng zur Ausbreitung, welcher in dem Herzen der katholischen Geistlichen glüht, genau kent.

Alle Galgen und Räder, bei welchen sie auf der Straße nach Frankfurt vorbeifahren mußten, fanden sie recht geschickt. Faustins war ein Anhänger Boccaccia's, hielt jede Todesstrafe in jedem Falle für unerlaubt, und man kan sich also vorstellen, daß es ihm auf dieser Straße nicht gar zu wohl giel. Aus der Menge der Missethäter schloß er, daß Galgen und Rad den wirklichen Bösewicht vom Verderben nicht abhalten können. Jeder denkt, wie Schulze sehr richtig anmerkt, wenn er bei einem Galgen oder Rade vorbeigeht, wo sein Amtsdreder den Lohn seiner Thaten fand: du Narre da oben, warum warst du nicht so klug und so vorsichtig, wie ich?

Faustins Gesellschaft mußte gar bald den traurigen Beweis von dieser Wahrheit erfahren.

Sie waren noch nicht gar weit in den Thüringerwald hinein, als vier handfeste Kerls aus dem Gehölze hervorsprangen, und sogleich den Pferden in die Fügel fielen. Sie waren schon im Begriffe den Wagen zu plündern; als Bräuer, der schon mehrmals in dergleichen Gefahren gewesen war, sich durch Klugheit dieser beschwerlichen Gasse entledigte. Er stellte sich nämlich, als ob er sich alles gefallen lasse, und ehe es sich der eine Kerl versah, gab er ihm von hinten zu mit dem Knie einen so derben Stoß, daß er augenblicklich ganz ohnmächtig auf die Erde hinsank; nun hieb der Possillon den einen ein paar mal um die Ohren, Gaußin bekam auch Wuth, und die Räuber, da sie sich übermannt sahen, nahmen die Flucht. So entkamen sie glücklich einem Rande, der für Bräuer und Gaußinen um so nachtheiliger hätte sein können, da beide sehr viel bares Geld, und letzterer beinah sein und seiner Schwiegermutter ganzes Vermögen in dem Kofee hatte.

Nichts war natürlicher, als daß sie, nachdem sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten, von diesem Vorfalle auf die Vortreflichkeit der deutschen Geleiteinrichtung zurückkommen mußten.

Bekanntlich hat Eisenach das Geleite auf der ganzen Jankfurter Straße, welches diesem fürstlichen Hause einen schönen Taler Geld einträgt. Vor Alters hatte diese Einrichtung zur Absicht, daß die Reisenden sicher und ohne Gefahr auf der Straße fortkommen konnten; dafür mußten sie eine kleine Abgabe zahlen. Diese ist nun zwar in unsern Zeiten geblieben, und überdies auch erhöht worden; allein geleitet wird niemand mehr. Und doch ist es jetzt, und besonders auf dem Thüringerwalde, fast eben so nothwendig, als ehemals.

Das gehört auch unter die Vertinnyen des aufgeklärten philosophischen Jahrhunderts, sich von den Trümmern eines armen Reisenden zu bereichern. In allen Dörfern und Städten giebt's Zölle, Haupt- und Belgeleite. Da muß jeder sein Egerlein hinkragen; wenn aber einer von Räubern rein ausgeplündert wird, so bekümmert sich darum niemand; man beklagt den armen Teufel, setzt dem Spitzbuben nach, und rädert oder bräut ihn, wenn man ihn erhascht. Ist's oder damit dem Reisenden gebient? Bekommt er dadurch seine verlorne Reichthümer wieder? -- Nicht einmal das zu diesem Behufe und in dieser Absicht ge-
 breue

bene Geleitgeld erhält er zurück!! Unbarmherzig, in der That sehr unbarmherzig!

XV.

Versuche seiner römischen Heiligkeit, einen alten Geldkanal wieder zu eröffnen. Eine heilige Knochenwasche. Eine deshalb zu Hulde angestellte Feierlichkeit.

Die römischen Finanzen und Intraden sind noch nie in einem so zerütteten Zustande gewesen -- man müßte denn die Zeiten des ersten Fürstbischofs, des Apostel Petrus, ausnehmen, der vermuthlich noch weniger Einnahme hatte, als der geringste Diener des heiligen Stuhls -- als eben ist, da Oesterreich und so viel andere deutsche Staaten, wie auch Neapel, Florenz und noch mehrere Fürsten die gewöhnlichen Kanäle, aus welchen so große Summen nach Rom flossen, zu versiegen, sich erdreisset haben. Die Eingriffe dieser untheologischen Herren, wie man sie in Rom nennt, waren dem guten Pius, oder vielmehr seinen Datarien, Kurien, Kongregationen, Konsilien, Sekretarien

u. s. w. um so empfindlicher, da die Ausbreitung der pontinischen Sümpfe, so wie der Bau der St. Peterokapelle beträchtliche Ausgaben erfordern, auch durch Pius VI. vergebliche Reisen, so sparsam er auch gereist war, und so sehr er, Hart der Pökatzen — geistlichen Segen ausgetheilt hatte, doch manches Dufälzen geschmolzen war. Der geistliche Wollenhandel trug nichts ein, da kein einziger von allen besallirten Bischöfen den Weg alles Fleisches gehen wolte. Das Kollegium der Kora hatte zwar durch die neue sieben und sechzig Folio-Bände starke Ausgabe ihrer Depositionen ein hübsches Thälergen Geld verdient; allein die Herren hatten doch gegen sonst ein starkes Minus, da ihre Depositionen in den Oesterreichischen, Neapolitanischen, wie auch in verschiedenen andern Landen, für Kontrebande, oder für gefährliche Waare angesehen werden. Die Kongregazio de propaganda verdiente mit ihren Emissarien auch nichts, da überhaupt izt die Konvertitenmacherei sehr in Verdacht geräth, der katholische alte Glaube gar nicht mehr wie sonst bezahlt wird, und das Lumpengeschindel, wohin die Missionarien ja noch kommen dürfen, selbst nichts hat, und meistens mit dem bösen Glauben, als seinem einzigen

Gute, noch eben drein handelt und wuchert. Heuschrecken waren seit ein paar Jahren auch solche nach Polen gekommen, sonst hätte uns in diesen bedrängten Zeiten wohl zwanzig Gluck-Breve statt eines dem frommen Könige zugebracht. Russland, Schweden und Preußen machten zwar dem römischen Hofe einige Komplimente, aber es blieb auch bei Komplimenten, und Pius war noch dazu gezwungen, Gegenkomplimente zu machen. Die goldene Gnadenzeit war vorbei, wo so viele Bischöfe, Priester und Laien ihr Geldgen in Rom verschmauschten, um den heiligen drei Kronenträger die geheiligte Pforte einschlagen zu sehen. Kurz, es war wirklich eine so große Noth in Rom, daß der ungestüme römische Plebs, wenn der Papst seinen geistlichen Segen anstießte, aus vollem Halse nach leiblichem pane schrie. Portugal, Spanien und Baiern waren beinah die einzigen Lande, welche ihr Geldgen noch eben so reichthig wie vormals einlieferten; und deren Einwohner noch . . . reichen Ungarn mit eingerechnet — nach Rom laufen, um Ablass zu holen. In dieser schrecklichen Verlegenheit, da die Römer auf einen Thaler Geld so erbittert waren, wie der Teufel auf eine arme Seele, sah Pius sich genöthiget, nach

allen versiegten Quellen ein altes Kanälgen wieder fließen zu lassen, daß die Päbste seither nur sehr sparsam, weil sie an andern Intraden Ueberfluß hatten, öfneten. Dieses ist die Selig- und Heiligsprechung, oder wie man sich im eigentlichen Verstande ausdrücken könnte, die Knochenwasche derjenigen Menschen, welche tugendhaft, das heißt, nach den Grundsätzen der römischen Kurie gelebt haben. Der Statthalter Christi auf Erden, der *Servus servorum Dei*, hat sich, Gott weiß, auf was für Art, das Rechtchen erschlichen oder erzwungen, nach dem Tode der Menschen zu entscheiden, ob sie in dem Himmel spazieren und jubiliren, oder in der Hölle siedend und braten. Weher der *Servus servorum* diese Einsichten erlangt, das hat die römische Kurie noch nie in einer Deduktion bewiesen, so wie sie überhaupt mit Deduktionen nichts zu schaffen hat, sondern immer *via facti* verfäht. Genug, er hat nun einmal diese Einsichten, sie mußten ihm aber auch in neueren Zeiten, besonders da Spanien noch recht viele reich beladene Schiffe aus Amerika bekam, mit mehr als einmal hundert tausend Thaler bezahlt werden. Vor Alters waren sie nicht so theuer, weil alle Tage dergleichen Schnörkelen passirten;

ist aber, da sie sich doch einigermaßen schämen, jedem Schusse ein Pläschen im heiligen Kaskender zu vergönnen, sind sie damit etwas sparsamer, und folglich auch theurer geworden. Lange hat man eine so heilige Tändelei nicht gesehen, um so merkwürdiger ist sie, da sie Pius ist vornimmt, wo der Unglaube ohnehin so sehr um sich greift.

Lorenzo von Brindisi war der erste Glückliche, der nach dem gewöhnlichen Prozesse zum Heiligen gestempelt wurde, in welchem ein Advokat, in der Gestalt und unter dem Namen des leidigen Satans, auf die Seele des armen heiligen Kandidaten die teuflischen Ansprüche machte. Da sagte er unter andern, wie er gesehen, daß Lorenzo einst auf den halbverhüllten wallenden Busen eines schönen Mädchens sehr zweideutige Blicke geworfen; daß er manchemal auf sich und seine Tugenden ein bösen Stolz gewesen; daß er dreimal in seinem Leben das Officium de immaculata Conceptione zu beten unterlassen; daß er einmal mit einem tausend Wochen alten Mädchen allein auf seinem Zimmer gewesen, und also sich freiwillig in die Gefahr zu sündigen begeben habe. *)

*) Data aus dem Acten der Seligsprechung des heiligen Lorenzo von Brindisi.

und was dergleichen römische Sünden noch mehr waren, die der Töfel dem Kandidaten aus keiner geringern Absicht Schuld gab, als um seine Teufelsrechnung zu verbinden; auch bemühte er sich die von demselben gewirkten Wunder verdächtig zu machen. Allein die erschöpften Finanzen ersehten, daß die versammelten Kardinäle, Bischöfe, Priester und Mönche sich alle Mühe geben mußten, diese teuflische Illusionen zu widerlegen. Sie eludirten sie glücklich, und Lorenz von Brindisi, ehemaliger Kapuziner-General, ward in Beisein Seiner izz regierenden Kurfürstlichen Durchlaucht von Pfalz-Baiern, Héchilmelche dieser Knochenmasche mit ihrem ganzen Besitzthume beizurechnen gnädigt geruhten -- mit den gewöhnlichen Formalitäten zum römischen Heiligen gebrandmarkt und der Verehrung aller Christkatholischen Rechtgläubigen preis gegeben. Für das darüber gefertigte Breve, das hauptsächlich in Portugal, Spanien, Baiern und einigen andern ortedoren Deutschen Provinzen mit recht inbrünstigem Eifer aufgenommen wurde, mußten die Kapuziner ein Cümchen von hundert und etlichen dreißig tausend Thalern zahlen, die sie in der halben Welt zusammengehnurret hatten. Auch nach Oesterreich und Ita-

pel kam das Gullchen, fand aber da so vielen Ap-
 plausum nicht, weil die dummen Leute in diesen
 Landen schon zu glauben anfangen, daß sie für sich
 selbst zu Gott treten können, und nicht erst bei die-
 sem oder jenem Heiligen um seine Mediation bei
 Gott und Jesu, zu sollicitiren nothwendig haben.
 Da nun einmal mit der Canonisation des heiligen
 Lorenz, des Patrons der großen Herrn, - wolt' sa-
 gen des Podagra — der Anfang gemacht war;
 so folgte gar bald eine neue Seligsprechung der
 tugendhaften Anne Marie, einer spanischen Bar-
 füßer-Nonne, und des noch tugendhaftern Franz
 Olimpi, eines Theatiner-Mönchs. Durch die
 erhaltenen hübschen Schünchen, wozu das heilige
 römische Reich einen sehr ansehnlichen Beitrag
 gegeben hat, sah Pius sich nun in den Stand ge-
 setzt, mit dem Kapellenbau in der St. Peterkirche
 und der Austrocknung der pontinischen Sümpfe
 fortzufahren. Schon stehen wieder zehn Kandida-
 ten auf der Liste, die alle in den Himmel kommen
 werden, sobald die Orden die dazu erforderliche
 Schünchen zusammenscharren können.

Sauslin erfuhr dieses alles von einem mak-
 kern, aufklärten Benediktiner-Mönche in Zus-
 da, der gezwungen war, dem solennen ersten Fe-

sie bejumenen, welches die Iulianischen Karuzi-
 ner zu Ehren des neuen Heiligen feierten. Per-
 chen war eigentlich daran Schuld, daß Jausin
 und Brühner sich einschleffen, die heilige Ehre
 selber mit anzusehen, und es gereute ihnen in der
 That nicht. Der neue zu Elisabeth 1619. im Ge-
 ruche der Heiligkeit verstorbene Selige stand in
 Lebensgröße mit priesterlicher Kleidung, mit ge-
 gen den Himmel gerichteten wächsernen Gesicht
 und geringelten Händen in einer Nische auf dem
 Hochaltar. Er ward, wie gewöhnlich, auf Kosten
 der übrigen Heiligen mit vollen Vallen herange-
 strichen, seine Wunderthaten wurden erzählt, und
 seine Tugenden zur Nachahmung empfohlen. Der
 Altar wummelte von Pfaffen, die herrliche Ma-
 sik ertönte, und — die Opfer fielen reich-
 lich. Jausin ärgerte sich über die heilige Ton-
 delei und Beuteilschneiderei, ward aber für seinen
 geheimen Verdruß hinlänglich durch die Bekan-
 schaft entschädigt, welche sie mit diesem aufga-
 harten Mönche zufälliger Weise machten. So
 sehr Jausin auch alle Weiß- Schwarz- Braun-
 und Blausutten haßte, weil er sie für das inutile
 pondus terrae, für die Bäume der Erde hält,
 die alles zu sich nehmen, und nichts wieder her-

geben; so zogen doch die freimüthige, ungeredliche Miene, und die viel versprechende Gesichtszüge dieses Mönchs, die Saustin gar nicht mit dem gekornen Kopfe zusammen reimen konnte, seine Aufmerksamkeit auf sich. Und da der Mönch ihnen als Fremden mit seiner Gefälligkeit zuvorkam, so nahmen Saustin und Bräuner gar keinen Anstand, ihm zu versprechen, ihn den Nachmittags zu besuchen. Und hier war es, wo dieser aufgeklärte Mönch, von welchem Saustin gar nicht begreifen konnte, welcher böse Genius ihn in ein dumpfes Kloster geschleudert habe — ihnen seine Gedanken über die Heiligsprechung und die vielen Schlußwinkel, welche den römischen Oberhirten, trotz aller Voricht, doch noch immer übrig sein würden, mittheilte. Saustins Lieblingsgespräch von dem aufgeklärten und philosophischen Jahrhundert kam, wie allezeit, also auch jetzt, auf das Tages, und da er sich entsann, daß Weiskard hier seinen philosophischen Arzt geschrieben und Ehruz gefunden hatte, auch an die verschiedenen trefflichen Schulanstalten dachte, welche seit kurzem in diesem Bisthume gemacht worden; so gratulirte er dem guten Mönche von ganzem Herzen, daß er doch wenigstens hier Mönch sei. Jed weiß

nicht, erwiederte dieser, wie wir Guldaer so bald in den Ruf der Aufgeklärtheit gekommen sind. Unser Fürst-Bischof ist nichts weniger als aufgeklärt, vielmehr ist er ein strenger Anhänger der römischen Kurie, und ein Eiferer für päpstliche Hierarchie. Zwar schützte er Weisarden, aber nur, damit ihn dieser vor dem Tode schützen möge. Wie unphilosophisch es übrigens bei uns zu geht, können Sie daraus schließen, daß in unserm Kloster die Novizen gerade so niedrig behandelt werden, als in den Briefen aus dem Noviziate beschrieben ist. Wie paßt eine solche Erziehung zu unserm Jahrhundert!

Sie besahen hierauf die berühmte Bibliothek und das Museum, und gern würde Faustini noch einige Zeit bei diesen beiden Mönchen verweilt haben, wenn ihn nicht Brückner, der sich nach Köln zurücksehte, an die Abreise erinnerte hätte.

XVI.

F. Goldhagens Himmelfahrt.

In Frankfurt waren sie Augenzeugen von einer Melade, die ein Hochwürdig: gnädiger Herr von H. . . auf das verriegelte Kasten seiner Leib-

manfcl mochte, und mußten eine Ermiffion mit anfehen, die eben diese Hochwürden mit einem Friseur vornahmen, der sich erlaubt hatte, zur Nachtzeit, während der Abwesenheit des Hochwür- digen Balan, sich in das Kaffel der Dufinea zu retiriren. Herr v. R . . . machten kurzen Pro- zeff, ermittlirten die Hosen zum Fenster hinaus, und den ungeweihten Balan die Treppe hinab. — Die Sache machte greuliches Aufsehen. Es ward hin und her geschrieben, und der Hochwürdige Herr mußte — acht Tage Exerzizien mas- chen.

An der Tafel, an welcher sie speisten, hörten sie eine sehr wichtige Frage proponiren, ventiliren und beitreiten. Großmann hatte nämlich einem seiner besten Schauspieler den Abschied gegeben. Darüber entstand unter dem Publikum ein heftiger Streit; ob nämlich ein Schauspiel-Direktor ohne Genehmigung des Publikums einen Schauspieler ab danken könne, den es vorzüglich lieb habe. In- dessen ward doch dieses hier ruhiger untersucht, als in Bourdeaux, wo sechshundert junge Herren die nämliche Frage mit den Waffen in der Hand zu entscheiden suchten, und durch zwei Regimen-

ter Tragener von ihrer Anselassenheit zurückgehalten werden mußten.

In Höchst sahen sie das vortrefliche Gebäude und die Tabaks - Fabriken der Gebrüdere Boloncero. — Auch ein Denkmal der Anselassenheit des Frankfurter Magistrats, sagte Brakner. Der Millionär Boloncero wolte sich in Frankfurt niederlassen, verlangte aber, daß man ihm das Bürgerrecht zugehehen, und die Erlaubniß erteilen sollte, ein Haus an dem Main zu erbauen. Die Hochweisen Herren in Frankfurt, verführt vermuthlich von einigen superklugen und superbi-gotten Passörchen am Main, schlugen ihm das rund ab, und Boloncero ging in das Mainische. Ueberhaupt findet man in den Reichsstädten die meiste Intoleranz, den größten Despotismus, und wirkliche Macht räufischer Schurken. In Frankfurt ist das mit Boloncero schon lange geschehen, und die Hochweisen Herren haben seit der Zeit keine Gelegenheit gefunden, sich von neuem zu restituiren; allein sie haben auch nichts gethan, was diese Restituzion wieder gut machen konnte. In allen Reichsstädten lieben die Herren an ihren alten Sitten, Gewohnheiten und

Gebrauchen so fest wie Kleiden, und sie hüten sich, diejenigen Fürsten nachzuahmen, welche weise genug sind, sich über die alten Vorurtheile hinwegzusetzen. In Mühlhausen haben sie sich aber doch unlängst einen rechten Herzensstich gegeben, da sie einem katholischen Geistlichen erlaubten, ein paar Delinquenten auf den Radenstein zu begleiten.

In Mainz hörten sie ein so eben abgefaßtes Generalvikariatskonklavum publiciren, worinn ein paar Bruchtaler Juden, im Falle sie nicht gehorsamen würden, mit der *Excommunicatio latae sententiae* bedroht werden. Die Sache war folgende. Adam Engelländer, Pfarrer in Odessaheim, war nach und nach dem Juden Keppel, und seinem Sohne Pest Leser ein ortiges Stümcken schuldig geworden. Seine Hochwürden dachten aber gar nicht an das Bezahlen, weil sie glaubten die Juden-Bagage müßte zufrieden sein, wenn sie sich nur so weit herabwürdigten, von ihnen zu borgen. Den Juden war aber damit nicht gedienet, und da sie nach vielem Mahnen nichts bekommen konnten, so klagten sie bei dem Eweierschen Vikariate, und erhielten ein günstiges Urtheil, daß nämlich der Herr Pfarrer sie

Binnen einer vierwöchentlichen Frist bezalen solle. Das Bezalen stand nun dem Herrn Engländer gar nicht an, er hatte notwendigere Ausgaben. Seine Hochwürden appellirten demnach an das Mainzer General-Vikariat, welches die Appellationen, ehngeachtet die Sache ganz klar am Tage lag, nicht nur annahm, sondern auch sub poena excommunicationis den beiden Juden gebot, die Sache vor keinem andern Foro als dem Generalvikariat zu Mainz fortzusetzen. Die Bruchsalter Juden lachten nun freilich gar gewaltig über die Nartheit dieser Weisheiten, daß man ihnen drohete, sie von der christlichen Gemeinde auszuschließen, da sie noch nicht das geringste Verlangen getragen hatten, sich in's Episcopat der Christen einschreiben zu lassen; da ihnen aber ihr Unwille erklärte, daß sie vermöge dieser Excommunication auch nicht mit den Christen sprechen dürfen; so ward ihnen sehr bange, weil ihnen dadurch das einzige Erwerkungsmittel der meisten Juden — das Mahnen der Christen — abgeschnitten ward, worüber sie auch gar sehr lamencirten.

Sind die Herren verrückt, oder was fehlt ihnen sonst, sagte Sauter, ein paar Juden mit

der Exkommunikation zu bedrohen? Ihr geistliches Gluckrecht sogar noch über die Kirche hinaus erstrecken wollen, das ist wahrlich mehr, als lächerlich, mehr als dumm! Und das geschieht im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts! wo man ohnehin schon über das Gluckrecht der römischen Kirche zu lachen anfängt, wo so manche aufgeklärte Fürsten, Prinze und Bischöfe diese Ueberbleibsel der finstern Jahrhunderte zu zerstören bemüht sind. Sollten bedenken, die geistlichen Herren, daß sie sich dadurch noch mehr prostituiren, als da sie vor ein paar Jahren einen Mainzer Bürger von der christlichen Gemeinde ausschloßen. Verdrißlich über die Präsidenten und Beisitzer des Generalvikariats, ging Gauslin mit Brücknern und Lorchern an den Rheinstrom, um sich an ankommenden und abgehenden Rheinschiffen zu ergötzen. Sie trafen eine entsetzliche Menge Menschen an, die alle darauf begierig waren einen Lustballon sich in die Lust erheben zu sehen, den eben ein junger Professor verfertigt hatte. Wird artige Sprünge machen, der H. Goldhagen — sagte ein neben Gauslin stehendes gepudertes Herrchen — wenn seine Schriftlein in die Höhe spazieren. Gauslin verstand das

von keine Eilke. V. Goldhagen, der römische
 katholische Großkantor, der Verdammer des
 würdigen Ikenbichl, der Erzgeneral, Verleze-
 rer, der Religionsjournalist, soll in die Luft flie-
 gen! sagte er zu sich selbst. Muß doch hören,
 was das heißen soll, und so wendete er sich an
 seinen Nachbar, fragte und hörte, daß der junge
 Professor dem V. Goldhagen die Reliquien sei-
 nes dummen abgeschmackten pläffischen Religions-
 journals, welches für das ganze achtzehnte Jahr-
 hundert eine wahre Gottstift ist, so wie die ganze
 Kollage seiner Moral abgekauft habe, um damit
 den Lufthallen zu füttern, Gauslin kannte die
 Moral dieses inigilischen Großherren noch nicht,
 hat aber seinen Nachbar um Gottes willen inne zu
 halten, als dieser ihm erzählte, daß dieser pläffische
 Schuft sich so gar so weit vergangen, die vortrefli-
 chen moralischen Vorlesungen des würdigen Gel-
 lers, dieser Pierde unsers philosophischen Jahr-
 hunderts, nicht nur zu tadeln, sondern auch als
 keuerisch und höchstgefahrlich anzusehen, und
 auf deren Ansehen sein höchst elendes Weichmiers
 herauszufahren.

Sollten den abgeschwankten Religionsjournalisten, sagte Zautzig, und alle patriotische Literatoren des katholischen Deutschlands zum Futter aller Luftballons, die in Frankreich und Deutschland in die Luft spaziert sind, gedranget haben. Geüblen Wind machen sie genug, die Ballons würden gewiß noch einmal so schnell aufsteigen, und sie könnten dann die Welt mit ihrem Geschrei und Geschmiere — nicht mehr ärgern und verderben.

Die Gesellschaft hörte bei dieser Gelegenheit sehr viele freimüthige Urtheile des Mainzer Publikums über Goldhagen und die Kompanie der Inquisition; und es wunderte sie nun um so mehr, wie sich das Generalvikariat in einer so aufgeklärten erzbischöflichen Residenz solche Streiche, als die Exkommunikation der Juden ist, habe erlauben können. Auch machte man ein gewisses Fa-
 benedikt eben dieses illüstriern Corps recht lächerlich, worin das Fasten als das einzige probate Mittel gegen Eitschollen und Ueberdrehungen, und überhaupt gegen alle physische Uebel empfohlen wird. Das fand nun zwar nicht mit ausdrücklichen Worten in dem Edikte; es ward aber

darinn so viel von dem erzühten Gotte und von dem Josten, als dem einzigen Mittel ihn zu besänftigen, gesprochen, daß die Mainyer dieses auf die Eischößen und Ueberschwemmungen deuteten.

XVII.

Welches mit P. Goldbagen und dem hochweisen Generalvikariate Kontrastirt.

Vielleicht trifft man in keinem Staate und in keinem Ländgen — dies sind die Bemerkungen, die Saustlin machte, als Prüfner seine Geschäfte beendigt hatte, und die ganze Gesellschaft nun die Reise nach Köln antrat — zu gleicher Zeit so viele Aufklärung, so viel nützliche Anstalten, so viel Vorforge und Schätzung des Menschenlebens, so viel gutes, aber auch so viel dummes, abgeschmacktes, lächerliches, bigottisches, pöfliches Wesen an, als in Mainz und den Mainzischen Staaten. Während, daß der Kurfürst drei Abteer, und in der größten Anzahl von Klöstern siebenzehn Kanonikate einzieht, um von den Einkünften die nützlichern Lehrer auf seinen beiden Universitäten besser zu besolden; während daß er

durch nützliche Befehle den gewöhnlichen Ausschweifungen der Geistlichen Einhalt thut, und die Verbrechen derselben durch Gefängnißstrafe in Marienburg bestraft; während daß er seinen Aufzugs-Geist durch Anstellung protestantischer Lehrer auf seinen Universitäten beweist; während daß er, besorgt für das Menschenleben, durch diese weisesten Verfügungen die alten sehr nachtheiligen Vorurtheile auszureuten bemüht ist; während daß er noch so viel andre nützliche und längst gepriesene Anstalten trifft; während daß er selbst vom Throne herab den Philosophen das Wort redet -- sieht man hier in der Residenz selbst täglich Wallfahrten, Prozessionen, abergläubische Schändeleien, und wie alle die Reliquien der finstern Jahrhunderte heißen. Da sah die Gesellschaft zum Beispiel, wie ein ansehnlicher Trupp Bürger, alt und jung, männlichen und weiblichen Geschlechts, hinter zwei großbärtigen Kapuzinern, Gott sei bekund! herkömmlich, und mit diesen unter einem andächtigen Gemurmele zwei Schiffe bestieg, um in Wallschüren, dem berühmten Wallfahrtsorte, wo ein Priester vor ein paar hundert Jahren den gesegneten Wein verschüttete, einmal recht geistlich lustig leben zu können. Wieder sah Saustin,

wie eine beträchtliche Anzahl inn- und ausländischer Domherren nach Noth-Gottes *) hinliefste, sich von dem für manchen so beschwerlichen Residenzmachen **) zu befreien. Dem frühen Morgen bis in die späte Nacht sahen sie Krüppel und Gesunde, theils aus Andacht, theils aus andern sehr begreiflichen Ursachen von einem Gnadenbilde zum andern — es gibt ihrer eine große Menge in Mainz — hinaufen. Was aber den Kontrast mit der aufgeklärten Regierung vermehrte, war eine cum facultate et censura archiepiscopali moguntina unternommene neue Auflage der Eisenhutischen höchstlächerlichen und abgeschmackten Erzählung von dem Wunder zu Wallstühren; und daß man über eine zu Wallstühren gehaltene Predigt eines Kapuziners, die nach den Grundsätzen der Katholiken gotteslästerlich ist, zu Mainz bloß lachte ***) und dem Wall-

*) Ebenfalls ein Wallstührentor.

**) Diese Domherren müssen sich an dem Orte, wo sie ihre Präbende haben, jährlich eine gewisse Zeitlang aufhalten, können aber davon dispensirt werden, wenn sie in Noth-Gottes kommunizieren.

***) Der Kapuziner hielt die Predigt an einem Karfreitage. Eine Probe daraus: „Worum so beschürzt, Eure Lieb- und Annehm! warum so herzgerührt? Hier brachre der Kaiser dem Prediger einen Hauereuf auf die Kanzel. Ich erwarte (sah der Prediger sehr),

thürchen und allem diesem geistlichen Unwesen kein Ende machte, und daß man endlich dem Religionsjournalisten erlaube, das intoleranteste Zeug in die Welt hineinzuschreiben. Kurz es scheint, als ob in Mainz gleichsam zwei Oberherren, zwei Gesetzgeber, zwei Regierungen seien, die einander schnurstraks entgegen gesetzte Gesinnungen hegen. Von der politischen Seite hört man nichts als Gutes und Schönes — von der geistlichen — ohe iam satis est.

XVIII.

Brüderschaft zum heiligen Donatus,
Abtiskommendanten der römischen
Kirche.

Faustin hatte auf Brückners Bitten sich entschlossen, die Reise nach Köln zu Wasser zu machen; er ärgerte sich aber ganz außerordentlich, als bei der ersten Landung ein paar Kapuziner von Trier einfielen, die wie die Maulthiere belästet waren. Diese Gattung Mönche ist, so wie alle Bettelmönche überhaupt, sehr judringlich. Sie

ich erachte die edelste Belästigung. Jesus von Nazareth ist gekrenzigter, ist gekreuzter, ist tod..! Soll ich es euch noch vorstellen? — So laßt uns denn rühmlich Ave Maria für dessen arme Seele lesen. —

waren also noch nicht lange auf dem Schiffe, als sie ihr Keff auspackten, und allen Anwesenden einige von ihnen mitgebrachte Waaren anboten. Es waren ettel römische Waaren, welche sie gegen gleich baare Bezahlung, längt dem Rheins Brome abzulezen gedachten. Auch fanden sie wirklich ansehnliche Diebhaber zu dieser Kontrebande.

Gaustin hätte vor Merges bersten mögen, als diese stinkende Wosallen des römischen Stuls zu ihm und seinem Lorchchen kamen, und auch ihnen ein Verzeichniß ihrer ausländischen Produkte mit der Bitte präsentirten, sich auch etwas gegen konstante Zahlung belieben zu lassen. Ein unwilliges Zeln war alles, was sie von ihm erzwingen konnten. Da schnupperten die härtigen Brüder, wie die Diener der heiligen Inquisition, hinten und vorn, musterten Gaustinen und Lorchchen vom Kopf bis zu Füßen, und schrien Rezzet, Rezzet, als Lorchchen, nach hergebrachter christkatholischer Gewonheit, kein Kreuz vor dem Essen machte, und das Ave Maria Mittags um zwölf Uhr nicht betete. Zufälliger Weise erhob sich ein kleiner ungünstiger Wind, der das Schiff aufhielt, und die kapuzinischen Schulte waren so boshaft, dem Schiffer zu stellen, es befänden sich Rezzet auf

dem Schiffe, um derer willen wohl Gott sie alle strafen werde. Sie bewiesen ihre böchste Vorspiegelung hauptsächlich dadurch, weil Saustin, statt ihnen einige römische Waaren abzukaufen, sie bloß mit einem unwilligen Wein abgespeind habe. Sie verbreiteten auch so sorgfältig diesen ihren Wahn auf dem ganzen Schiffe; und Saustinen und Lorchien stand das nämliche Schiffsal bevor, welches weitand der Prophet Jonas gehabt hatte. Die Kapuziner Gesellschaft trat zusammen, und man wurde schlüssig, den Ketzer mit seiner lieben Ehehälfte über Bord zu werfen, wenn der Wind nicht ruhiger würde. Dies sollte das Zeichen sein, ob Gott diese That gefällig sei, oder nicht. Zum Beweise der Rechtmäßigkeit ihres keussischen Entschlusses bedienten sie sich der nämlichen Worte, welche die Pharisäer zu Christi Zeiten führten. — „Es ist besser, daß einer sterbe, als daß wir alle umkommen.“ Brütner, der alle diese menschenfreundlichen Anstalten und Gespräche der Diener der heiligen Trierschen Inquisition mit ansehen und anhören mußte, hatte seinen Recund zu Lieb dazu, als ihn den Winden und Wellen Preis geben zu sehen. Er erkundigte sich daher in Geheim nach der Ursache, um wel-

Her wollen die Kapuziner Sausfinen so auffällig
 seyn, und erstur nun, daß er sie sich blos dadurch
 zu Feinden gemacht, weil er keine Kunde von ih-
 nen hatte werden wollen. Brätkner raunte das
 seinem Freunde ins Ohr, und dieser, um sich das
 Schicksal des Propheten Jonas nicht auf den Hals
 zu ziehen, ging, halb verlegen, wie er sich gegen
 die boshaften Dummköpfe genug verstellen werde,
 und halb unwillig, daß er sich genöthigt sah, die
 Finanzen des römischen Hofes zu vermehren, und
 die Wänke der geistlichen Schwelger zu füttern,
 zu den Söhnen des heil. Franz hin. Sobald sie
 hörten, daß er seinen Entschluß geändert, so wur-
 den sie so freundlich wie die Ohrwürmchen; sie
 vergaßen ist, daß er in ihren Augen ein Rezer
 gewesen war; und sie sanken vor Freuden bald in
 Ohnmacht, als sie so viel Geld in seinem Beutel
 funkeln sahen. Da sie kein Geld anrühren durften,
 so war die Begierde ihrer Augen um so stärker.
 Sausfin wolte sich mit den römischen Material-
 und Spezerei-Krämern nicht lange abgeben; fer-
 derte deshalb ein halb Duzend Beretto: Glöckchen,
 und zahlte sein Geld, das denn ihr Kassirer mit
 Dank einsackte. Allein die Kapuziner sind wie die
 Ursuliner-Nönchen, und die Juden. Kommt man

in die geistliche oder jüdische Boutiquen; so muß man sich alle ihre Waare vorlegen lassen, weil sie noch immer eines und das andere zu verkaufen gedenken. Sie schlossen also alle ihre Kassen auf. Hier lagen eine Menge kleiner Schöner Plattenholz, die wirklich vom Kreuze Christi sein sollten, da hatten sie Janazius-Platte, Benediktus-Ringe, dort wieder Niklas-Bröddgen, dabei waren auch vom Pabst Pius dem VI. eigenhändig geweihte Agnus dei, von verschiedener Form Gold und Silber, einige tausend Edel Rosenkranz, Franziskus-Gürtel, und noch verschiedene andere solche Waaren. Faustinen liebte von dem alles nichts. Indes ward doch seine Aufmerksamkeit rege, als er einen Stoß gedruckter Zettel ansichtig wurde, auf welchen die Jahreszahl 1784 stand. Es war eine Nachricht von der erst neuerlich im Trierschen entstandenen Kreuzerschaft, zum heiligen Donatus, dem Schutz-Patron für alles Sommerwetter und Ungewitter. Ist möglich, murmelte Faustin, im Jahr 1784. eine neue geistliche Kreuzerschaft? 's gibt ja ebenhin dergleichen Schnurkreuzereien genug in Deutschland und im ganzen katholischen Europa. Es war gut, daß die Kapu-

siner Sanktina Murmeln nicht hörten; sonst würden sie gewiß ohne Umstände die Jonaische Kur mit ihm vorgenommen haben. So aber waren sie so gefällig, ihm zu erzählen, durch welche augenscheinliche Anzeigen Gottes diese Brüderschaft entstanden. Der Blij hatte nämlich dreimal hinter einander einen Thurm in Hermeslail getroffen, und jedesmal den Glockenlauter, in Zeit von einer Stunde also drei getödtet. Einige Ritheisten, Freigeister und Keyzer, wie die Kapuziner sich ausdrückten, riechen, das Läuten der Glocken abzuschaffen, so wie es schon in vielen katholischen Staaten geschehen ist, und überhaupt da, wo es thunlich sei, Blijableiter anzubringen. Dagegen eiferte der Herr Dechant Lochem. Er bewies, daß solche natürliche Mittel wider Gott nichts vermögen, und munterte alle onächtigen Pfarrkinder auf, eine Brüderschaft des heiligen Donatus, Kommendanten der sonst sogenannten Blij-Region, ist General-Schutzpatron und Salve Garde für Blij und Denner, zu errichten. Das geschah und die Kapuziner wurden nun ausgesendet, um die gedruckten Nachrichten von dieser Brüderschaft zu verbreiten, die Kasse der geistlichen Gesellschaft zu vergrößern und neue

Kreutzen zu werden. Hausfinken fiel bei Gelegenheit dieses drollichten Handels eine andre ebenfalls sehr seltsame Art zu handeln ein; nämlich die Mode der Deutschen, das Sterbelied eines armen Sünders zu drucken und nach seinem Tode Hausfinken zu tragen. Sobald er mit Beifall allein war, konnte er sich nicht enthalten, über die dumme pfäffische Gewohnheit bei Donnerwettern geweihte Kerzen anzuzünden, zu beten, zu singen, u. s. w. (welches auch im Protestantischen Mode ist) bitter zu spotten. Gerade, sagte er, als ob ein Donnerwetter nicht etwas Natürliches, Nützlichs und Nothwendiges sei, gerade als ob wir nicht vielmehr dem Urheber alles Guten dafür danken sollten, daß er von Anbeginn diese nützliche und nothwendige natürliche Ershütterungen anordnete. Aber alle diese Furcht und diese schädlichen Gewohnheiten des Volkes sind Folgen des sehr tief eingewurzelten, von Vassen, und besonders von Iniquisten, genährten unsinnigen Vorurtheils, daß Teufel und Hexen Ungewitter bewirken, aber auch durch Kerzen, Glocken, Kreuze, Singen und Beten wieder verscheecht werden können. Und als er an die neu errichtete Donatus-Brüderschaft, und die Missionarien

derselben dachte, so fielen ihm wider Willen die Holländischen Zelenverkooper ein. Diese schmutzigen Missionarien, sagte er, sind im Grunde noch schlimmer, als die Holländischen Unmenschen. Sie sind eigentlich die wahren Selenverkäufer, denn sie verderben durch ihre pöblistischen Bücher die Herzen und Seelen des Volks, statt daß jetzt nur den Körper zu Grunde richten.

XIX.

Etwas von P. Gaan, und seinem in Christo ergeblichen Magistrats zu Köln.

Gaasman ward nebst seiner Schwiegermutter und seinem Vordien in dem Handelshause, mit welchem Gaasman in Verbindung stand, sehr wohl aufgenommen. Beide Brüder waren spekulative und redliche Kaufleute; allein darinn bestand ihr Verdienst nicht allein; sie waren vielmehr aufgeklärte Katholiken, die sich über die mancherlei häßlichkeiten und römischen Appendizen in dem heiligen Katholicismus hinwegsetzten. Von die Streitigkeiten der Kirchenväter über die Unbeflecktheit der Jungfrau Maria bekümmerten sie sich nicht im geringsten; und es war ihnen ganz eingeleg,

ob die Mutter Christi, wie der große Ambrosius, heiligen Andenkens, behauptet, durch die Ohren, oder auf die gewöhnliche Weise der Weiber schwanger geworden; auch untersuchten sie nicht mit dem ehrwürdigen Vater Sanchez, *utrum Virgo Maria in copulatione cum Spiritu Sancto emisserit semen*, *neq; ne*; und über die Lehre einiger solcher erzehlig dummen Väter, daß nämlich Christus nicht durch die gewöhnlichen Wege, sondern durch die linke Seite auf die Welt gebracht worden, lachten sie aus vollem Halse, wenn sie diese Sächelgen einen eben so dummen Pfaffen auf der Kanzel predigen hörten. Sie ließen die heilige Jungfrau in ihrem Werthe; aber sie fühlten in sich keinen Beruf, sich ihrentwegen in diese oder jene Marianische Gesellschaft einschreiben zu lassen, ihr, oder vielmehr ihren ergebensten Knechten, die auf ihr Wohlsein schmausen, alljährlich ein hübsches Despergen zu bringen, oder sie um ihren Weiland und ihre Hülfe anzusprechen. Das Einschreiben in Marianische Kongregationen hielten sie für eine sehr überflüssige Depense. Statt die Knechte Mariens zu füttern, gaben sie lieber nothdürftigen Armen mehr Almosen, und von Gott glaubten sie, daß er viel zu gutig und gnädig sei, als mit sich auf Weise redi-

scher Könige und Fürsten, bloß durch Minister (oder Lieblinge*) sprechen zu lassen. Sie meinten, sie könnten ihr Anliegen vor dem Throne des Höchsten selbst anbringen, ohne zu fürchten, deswegen weniger erhört zu werden, weil sie sich nicht vorher an einen seiner heiligen Diener gewendet hätten. So wie sie über die Schmeicheleien dachten, welche die Inigilien mit der heiligen Jungfrau vernehmen; so dachten sie auch über alle andre lächerliche Punkte, die sich noch in dem römischen Eismengen befinden. Das waren also gerade Leute für Faustlinien, die mit ihnen ganz sympathisirten. Nothwendig mußte also wohl in den Unterredungen, welche sie mit einander pflegten, sehr viel von Aufgeklärtheit und dem philosophischen Jahrhundert vorkommen, und nicht was natürlicher, als

*) Ich erinnere mich hierbei eines Beispiels, dessen sich ein Inigilie auf der Kanzel bediente, um die Annahme Mariä zu vertheidigen, und seine Zuhörer dazu zu ermuntern. „Gute Liebe und Ansehen, sage er, werden sich erinnern, daß man durch den Kanal der Marien alle von einem Fürsten erhalten kann. Warum selbst wir also von Gott und dem heiligen Geiste nicht alles durch Mariam erhalten können, die nicht nur, (der gute Mann wollte sagen: keineswegs) die Marien des heiligen Geistes, sondern seine wahre Gespons war, wie die heilige Schrift singt: sponsa virtutis sancti. „Ja welchen christlichen Nebenbegriffen können nicht solche höchstunpäßliche Inigilien Verbindungen Anlaß?

Jausins Frage, unter welchem Grade der Heilighöhe die Stadt Köln samt Angehör liege. Seine neuen Freunde eilten, ihm davon einen Begriff beizubringen. Sie zählten ihm also an den Fingern alle die wunderthätigen Gnadenbilder und Reliquien her, welche in Köln mit heiliger Andacht aufbewahrt und verehrt werden. Sie vergaßen keines, nannten sie alle vom Gnadenbilde in der Schurrgasse bis zur Jungfrau Marien von Ablass, und erwähnten den Körper der heiligen drei Könige eben so wohl, als den linken Fuß des heiligen Wigbertus. Dann fuhren sie fort, ihm alle Bruderschaften, Societäten, Kongregationen und Schwesternschaften zu nennen, welche die Popoliten und Mendikanten gestiftet. Sie kamen hierauf auf die Volksschulen zu sprechen, welche von dem weisen Magistrate zu Bildung der jungen Bürger aufgestellt worden. V. Haan war der vorzüglichste. Bei dem bloßen Namen zitterte Jausin. Wäre ich nicht, sagte er, in seine Kontroverspredigt gegangen, so hätte ich mich nicht geärgert, hätte nicht so viel getrunken, hätte mich von dem Mädchen nicht blenden lassen, das Schlaftränken hinunterzuschlürfen, wäre nicht nach Kassel, nach Engelland, nach Amerika gekommen

-- das alles sind Folgen des hässlichen Kentro-
verspredigers -- Nach dieser kleinen Parenthese,
bei der man nicht bestimmen konnte, ob ihm alle
die Folgen angenehm oder unangenehm waren,
fuhr dann der eine Herr fort zu sagen, daß V.
Haar gerade der Mann sei, von welchem der
weise Prophet oder Schriftsteller im allereigent-
lichsten Verstande gewissaget habe, „und wenn
du die Thoren im Märkel stiepest; so bilde-
hen sie doch Thoren.“ Würden Sie es wohl
glauben, wenn ich ihnen nichts behauptete, daß
ich es mit eigenen Ohren angehört -- denn um
kein Vergerniß den Schwachen zu geben, gehe
auch ich dann und wann in solche Predigten --
würden Sie also wohl glauben, daß sich dieser
Heuchler ehnlängst erstreckt hat, in unsern Zei-
ten, wo Joseph und so viel andre Jüngen die
Toleranz auszubreiten bemüht sind, auf den Kan-
geln aufzutreten und den Protestanten und Re-
formirten alle die Ueberlieferungen und den
Mißrathen Schuld zu geben, der Köln und so
viel andre Städte des deutschen Reichs karaffen
hat? Und doch ist's so, und doch hat er behauptet,
daß Gott deshalb Deutschland mit diesen

Heber-

Ueberschwemmungen gestraft habe, weil in demselben die Protestanten, die nach seiner Meinung alle Aetheißen, Deisten, Eginianer, Arianer, Nestorianer, Freigeister, Ketzer u. s. w. sind, geduldet werden. -- Und das durfte der hänische, niederträchtige, Bigotte, heuchlerische, römische Schuft aller Schufte in einer deutschen Reichsstadt sagen, durfte es im heiligen Römischen Reiche wagen, wo die protestantische Religion so viel Vorzüge hat, als die katholische? -- Was sagte denn ihr Magistrat dazu? ließ er den Schuft nicht von der Kanzel herabholen, und in's Zellhaus bringen, oder, nach Salomo's Rathe, im Rüssel stoßen? -- Keines von beiden. Jeder Katholik hatte die thätige Unterstützung der Protestanten in unsrer letzten Noth mit eignen Augen gesehen, jeder gewünscht, daß ihnen die nämlichen Rechte, als den Katholiken zugesprochen werden möchten; auch that wirklich eine aufgeklärte Magistratsperson dem versammelten großen Rathe diesen Vorschlag; allein die Haanischgesinten drangen durch. Und wieviele der Stadt durch die Protestanten recht sehr wieder aufgehoben werden können; so wird doch die öffentli-

die Tödtung und Vergiftung derselben, als erpgetödtet, gesetzlich und nachtheilig verworfen. Es blieb beim Alten und der kaiserliche Loos führt fort wacker gegen sie zu Felde zu ziehen. Da seine Verwegenheit wuchs, da er den selbstgeschlagenen Vorschlag der aufgeklärten Magistrats-Person erzuhr. Man hatte sich nämlich in einigen Journalen, Zeitungen und Schriften, über ihn, so wie er es verdient, lustig gemacht. Das erzuhr der Gauckelspieler, sah das für ein Crimen laesae majestatis ecclesiasticae an, und bat den kaiserlichen Magistrat, diese Journalisten, Zeitungs-Schreiber und Schriftsteller zu hängen, zu rädern, und zu verbrennen. Allein da das ihm glücklicherweise Herren nicht so weit reichte; so gaben sie ihm wohlweise die Antwort zurück, daß sich ihre Macht so weit nicht erstrecke.

Wahrscheinlich wird unser Magistrat noch lange in seiner Intoleranz, so wie alle Reichstädte, fortfahren. Da die Regierung in den Händen so vieler ist; da jeder seine besondere Meinungen, Interesse, Neigungen und -- Belangenschaften hat, da sie bei jeder Abweichung von allen hergebrachten löblichen oder unlöblichen Gewohnheiten glauben, ihre Reichstädtische Pri-

vilegiren, worauf sie sich mehr als manches gekrönte und gekrönte Haupt einbilden, werden dadurch verletzt, und ihre ganze Verfassung über den Haufen geworfen; so werden Noctiden von Jähren erfordert, ehe ein Schluß zu Stande kommt. Es bleibe also beim Alten. Und wenn unsere Vorfahren geglaubt hätten, der Teufel sei ein Eickhörnchen; so müßten wir auch jetzt noch glauben, daß sich die Sache so verhalte. Und weiß unsere Vorfahren d. . . L . . . waren, so ist die natürliche Folge, daß wir es auch in Ewigkeit bleiben werden.

Kein guter Trost, schloß Faustin, für die heldige Existenz des philosophischen Jahrhunderts.

XX.

Etwas von Kapulationen. Eine Probe von der Liebe alles dessen, was das Gepräge des Alters hat.

Faustin traf gerade zu der Zeit in Köln ein, wo der neue Kurfürst und Erzbischof von dieser wichtigen Akquisition Besitz nahm. Die Domherren hatten sich, wie gewöhnlich, der Interregnumrechte bedienen wollen, dagegen aber hatte

die Negierung proteßirt, und sie gerechnet alle ist die hübschen Vorzüge nicht, die damit verknüpft sind. Die Zeit kam nun, da dem neuen Regenten die Kapitulation vorgelegt werden mußte, welche er tren zu halten beschwören sollte. Werden doch, sagte Jansin, ein gewisses Artikeltgen omlassen, das zur Schande unsers philosophischen Jahrhunderts noch immer in allen Kapitulationen steht, welche die Kurfürsten und Bischöfe heilig zu halten, sich eidlich verbinden müssen? — Allein siehe da, das Artikeltgen blieb drinn. Der Herr Erzbischof sollte so gut wie im Jahre 1773, der Kurfürst von Mainz befehlen: „alle Keyer und Schismatics zu verfolgen, und auf ihre Ausrottung Bedacht zu nehmen.“⁶¹⁷ Weil es vor einigen Jahrhunderten dem dreifachen Kronenträger — dessen Macht sich damals über ganz Europa, Asia, Afrika und Amerika erstreckte, der mit Kronen und Reichn wie mit Kartenblättchen umging, und diesen und jenen nach seinem Belieben damit belohnte, der auch seine Hand nach den Reichn, die außer dem Gebiete der christlich-keiserlichen Union liegen, ausstreckte, sie aber doch da dann und wann gänzlich verbrannte — weil es also diesem geht, zur Verbreitung

seiner Macht, das Klauselgen an alle Capitulationen anzuhängen; denn soll ein Fürst, dessen Herz voll Menschen- und Brudersliebe ist, bestreuen, was wider alle natürliche menschliche, christliche ja türkische und heidnische Gesetze ist. Du Herriger der Liebe aller Menschen und sogar seiner Feinde, wenn du jetzt hienieden wandeln, und den Anzug sehen sehest, den derjenige ansetzt, der sich deinen Statthalter zu nennen erfrecht hat, du würdest noch mehr Thränen, als über den Untergang Jerusalems vergießen, oder du würdest, so wie du ehemals die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel hinauspeitschest, auch jetzt diese Usurpatoren, die so viel Unglück über die Menschen verbreiteten, zum Tempel, den sie entehren, hinausjagen! ! !

Man ist durchgängig überzeugt, daß kein einziger erwdelter Bischof oder Fürst diesen Artikel halten kann, ohne sich dadurch selbst ganz außerordentlich zu blamiren; man weiß, daß nur wenige sich so sehr erniedrigen konnten, dieß zu thun, die denn aber auch dafür eine würdige Stelle im katholischen Jantariken - Almanach erhielten; und doch ist man klindenkend genug diesen Artikel zum Schwur vorzutragen. Was soll man von der Hei-

ligkeit der Erde denken, wenn sie auf eine so nie-
 drige Art dem Hohn und Spott aller jener aus-
 gesetzt werden, die vielleicht auf Erde selbst nicht
 so viel halten. Da beide Theile überzeugt sind,
 daß dieser Artikel doch nicht gehalten wird; so
 scheint man die so gefährliche Lehre der Jesuiten
 de reservatione mentali zu billigen. Allein eben
 das, was bei den Reichthümern stattfindet, trifft
 auch bei allen Demitapiteln und beinaß in einem
 noch höhern Grade ein. Die einzelnen Glieder kön-
 nen die rechtschaffenen biederden Männer von der
 Welt sein, aber das illustre Corpus will von sei-
 nen alten Rechten, Privilegien und Gewohnheiten
 nicht abweichen, weil es sich etwas wichtiges durch
 die kleinste Abänderung zu vergeben glaubt, und
 drum bleibt's beim Alten. Wer soll's nun än-
 dern? wer soll uns dieses klarsagen, daß doch
 offenbar wider den Weirbäuschen Frieden ist,
 aufzubrechen? Das Corpus will's nicht; so thut
 es das höchste Reichthümerhaupt, als Rathshabes
 des Weirbäuschen Friedens.

XXI.

Traubachs Zurückkunft.

Da also die Philosophie und Toleranz in Köln ihren Thron eben nicht aufgeschlagen zu haben schien; so beklagte ihm sein Aufenthalt daselbst gar nicht im geringsten. Und nur die Gesellschast der beiden Kaufleute und seines Freundes Brülner; so wie die gewisse Hoffnung, daß er seinen Traubach hier wieder in seine Arme schließen werde, konnte ihn verleiten, seinen Aufenthalt zu verlängern. Porchen gefiel es noch weniger, da die Kaufleute und Brülner für sie so viel Interesse nicht hatten; und sie denn doch manchmal von diesem oder jenem, der bei ihr vorüberging, mit dem sanften liebevollen Namen einer Ketzerin bezeichnet wurde.

Was beider Mißvergnügen noch vermehrte, war, daß er ihnen schrieb, daß seine Erbschaftsangelegenheiten eine Reise nach Italien notwendig machten, von der er aber bald in ihre Umarmungen nach Köln zu fliegen gedente. Leider wurden es mehrere Monate, ehe diese die Wünsche seines Freundes erfüllen konnte. Endlich kam er aber, nicht, wie Augustin vermutet hatte, aus Italien,

eder von München, sondern von Holland. Ein alter deutscher Händelverk, und ein männlicher Kluß versicherten beide ihrer unverwandten alten Freundschaft. Entzückt einander gesund zu treffen, versprachen sie sich igt, sich niemals zu trennen, und eine Familie zu machen. Gaußin erzählte ihm nun ganz kurz, was er von seinem neuen Freunde gehört, und zog daraus den Schluß, daß es rathsam sei, diesen Ort je eher je lieber zu verlassen. Er hatte bei der Trennung von seinem Freunde ihn ganz inländigt gebeten, auf alles, was ihm auf seiner Reise begegnen würde, genaue Aht zu haben, und bei seiner Rückkunft ihm ein getreues Gemälde von den Fortschritten seiner Nation, ihrer Aufgeklärtheit, und der Existenz des philosophischen Jahrhunderts zu geben. Traubach war so gefällig gewesen, er selbst fand wahres Vergnügen daran, diese Beobachtungen anzustellen, und weil er befürchtete, irgend einen Umstandes, der zur Charakteristik der Nationen, bei welchen er eingelehrt, dienen könnte, zu vergessen; so hatte er alle seine Betrachtungen dem Papiere anvertraut. Als Gaußin ihn daher an seine Versprechungen erinnerte, so übergab er ihm diese kleine Reisebeschreibung. Die ganze Gesellschaft, die beiden

Kaufleute und Bräuner eingeschlossen, setzten sich an einem Abende in einen Bierst, und Traubach übernahm das Amt eines Vorlesers. Es wenig Faulheit im Grunde Ursache dieser, für kein Vaterland nur irgend einige Gefühle und Neigungen zu haben; so konnte er doch 1777 natürliche Reime des Patriotismus in seinem Herzen nicht erfüllen, die der Vorbar selbst hat. Er wünschte, daß es mit seinem Vaterlande bald besser werden möchte; und dieser Wunsch machte es, daß er, ganz Ohr — in der Erwartung, irgend einige glückliche Veränderungen zu erfahren — der Erzählung seines Freundes zuhörte.

XXII.

Aufgeblasenheit der Literatoren des Katholischen Deutschlands. Jungfern-Prose
be und Schulmeister's Dunst
im Thürnberg.

Lange, lud Traubach an, sah ich noch nach dem Goldhose sehnsüchtig voll zurück, wo ich dich verlassen hatte, bis er endlich aus meinen Augen verschwand. Meine Reise ging über Leburg, und weil ich der Fabel der Literatur des katholischen Deutschlands so nahe war, so konnte ich mich nicht

enthalten, einen kleinen Seitenweg zu machen, um die katholisch - patriotischen Fabrikanten im Kloster Banz kennen zu lernen. So sehr ich mich auch vor diesen Herren fürchte, weil ich in Angst bin, daß sie mir einmal ein katholisch - patriotisches Denkmal stiften möchten; so überwand ich doch meine Abneigung, ging zu den patriotischen Schwarz - Hölken hin; und fand, was ich nicht erwartet hatte, ein artiges, gefälliges Männchen, das mich im ganzen Kloster herumführte. Dieser geistliche Herr gewann mir mein Vertrauen ab, so daß ich ihm meine Absicht: nämlich die patriotischen Männer kennen zu lernen, die zur Ehre und zum Nutzen des katholischen Deutschlands ein so meisterhaftes Journal liefern, - freimüthig gestand. Der Mann betrachtete mich genau, gleichsam um zu errathen ob's mein Ernst sei, und ob er mir auch trauen dürfe. Ach! sagte er endlich mit einem tiefen Seufzer, sind sie etwa auch ein solcher Reisender, wie ein gewisser Herr Nikola in Berlin, der uns vor ein paar Jahren die Ehre seines Besuchs gönnte, und dann alles was er gehört und gesehen, der Welt gegen gute bare Prämien mit großer Schrift gedruckt lieferte. Hät-

te doch der Mann sonst was gethan, als von unserm Kloster ein paar Seiten vollgeschrieben. Seitdem der H. Placidus, und H. Joannes, und H. Idcephonius, diese katholische Patrioten, so viel Lob von diesem Herrn erhalten; seitdem Nikolai eine Vertheidigung der Litteratur des katholischen Deutschlands unternommen; und Maximus sich besonders so hat loben gehört; seitdem ist's aus, mit uns minder patriotisch-katholischen Litteratoren. Er ließe sich nun für den Großdiktator der ganzen katholischen Litteratur an, so wie jener der ganzen deutschen Litteratur zu sein wähnt. Kaum daß er uns ize über die Achseln anschaut.

Gälte es nun gar irgend einem andern Keisenden nach ein, den Herren eine neue Stand- und Lobrede zu halten; so kann der Bischof von Würzburg immer für ein Häuegen sorgen, wo er die Deutschen hinstelt, damit sie nur kein Antheil im Publikum anfangen. — Ich becheuerte hierauf, daß ich sehr weit davon entfernt sei, meine Reisebeschreibung drucken zu lassen, und wenn das ja geschehen sollte, so würde ich den katholischen Patrioten eben keine Ehrensäule errichten, weil ich der Meinung sei, daß sie dieselbe nicht verdient

haben. — Das war Wasser auf seine Mühle, er umschlang mich brüderlich, ich änderte nun auf seine Bitten meineth. Entschluß, diese lutherische Gottesknechte näher kennen zu lernen, sah sie nur von weitem, beklagte Nikolas' Unversichtigkeit, setzte mich in meinen Tagen und fuhr der berühmten Reichsstadt Nürnberg zu. Eben als ich im Gasthause ankam, ließ das Räteamt das eine Hausmädchen, unter Begleitung einer ansehnlichen Menge gottloser Buben vor sich führen, um — weil diese Herren durch ihre Emiffarien gestört hatten, daß das Mädchen dann und wann Abends mit einem hübschen Kerlgen vor der Hausthüre gesprochen hatte — in pleno untersuchen zu lassen, ob diese Besuche bloß von platonischer, oder aber von cyclusdischer Art gewesen. Ein hübsches Perlmuttergen, fiel Jangin ein, das den Herren Nürnbergern viel Ehre, in der That viel Ehre macht. — Auch hörte ich, daß in dieser Reichsstadt, der Hauptniederlage aller Kinderspiele und aller Kleinigkeiten, eine Kunst von ganz eigenem Schrot und Korn bestehe, und das ist eine Schulmeisterkunst. Die Herren dingten ihre Jungen und ihre Gesellen auf, und niemand darf in Nürnberg Unterricht geben, bevor er nicht durch

Erlegung von etwa dreißig Gulden und einem ge-
 gebenen herrlichen Schmuck Schulmeister ge-
 worden ist. Das Schlimmste ist, daß die Meister
 selbst weit weniger verstehen, als in andern Städ-
 ten ein Schulmeisterjunge oder Geselle. Ich sah
 auch, wie die Küstler und Diener an der
 Regniz ihre Zeit mit unnützlich Herabkriechen eini-
 ger Psalmen verleben, die sie weit nützlicher
 hätten anwenden können. Eine Folge des Inte-
 rims, das in der That in Deutschland mehr Un-
 heil angerichtet hat, als man glauben sollte. Sehr
 lächerlich fand ich, daß die Nürnberger weissen
 Herren allen Gesellen, die in ihren Kunstfabriken
 arbeiten, verbieten, sich irgend an einem andern
 Orte zu etabliren, weil sie dadurch die Verringe-
 rung des Absatzes ihrer Produkte befürchten. Und
 doch haben sie die alten Deutschen zwecklosen Hand-
 werkesitten beibehalten, und zwingen dadurch unzu-
 villiger Weise viele ihrer Arbeiter nach Gärth oder
 Denerlangen. Sonst konnte wohl ein solches Ver-
 bot von irgend einigen Nutzen sein; aber ist,
 da man allenthalben ihre Produkte machen kann,
 finde ich das sehr lächerlich. In Eichstätt wur-
 de eben ein geistlicher Aufschlagszettel gemacht,
 worin alle Brüder und Schweitern der heiligen

Brüderschaft ersucht wurden, demüthig zu beten, damit ihnen durch die herumgehende Freisäccker und Aitheiden kein Schade angethan werde. Und man deutete nicht undeutlich dadurch auf die Anhänger Thomas Hermanns, der ist viel Vertheidiger fand. In Augsburg ward so eben von seinen katholischen Weidweibern an Seine kaiserliche Heiligkeit eine unterthänigste demüthigste Bittschrift abgesendet, worinn sie dieselben ersuchten, ihnen in allen Gnaden zu erlauben, ein Jesuiten Noviziat zu errichten, um mit dieser geistlichen Waare das katholische und protestantische Deutschland eben so verlegen zu können, wie mit ihren Kupferstücken und Bildern der Heiligen. Es wäre doch, siel Faustian ein, der unverzeihliche Schritt, den Pius thun könnte, wenn er im Jahre 1784. die demüthigen Bitten seiner Augsburgerischen Weisheiten erhörte. Das ist gewis mal ein Meisterstück des berühmten Max und seines würdigen unkatholischen Kollegens, des Herrn Rector Mertens. Sollten sich schämen die Herren in Augsburg, so was im Angesicht des ganzen erleuchteten Deutschlands zu wagen, wo so viel Fürsten und Bischöfe darauf bedacht sind, das

römische Geschmeiß auszurotten, und den geistlichen Schnapphähnen die Flügel zu beschneiden.

XXIII.

Ein Gemälde von München und
Baiern.

Je mehr ich mich der Hauptstadt Baierns näherte, desto mehr Beweise über bayerischer katholischer Denkart fand ich. Du kennst alle die Schnurpfeisereien, die man vor, um und in München antrifft; ich brauche dir also wohl davon nichts zu sagen. Ich konnte meine Geschäfte nicht so bald beendigen, als ich wünschte; und ich sah gar bald ein, daß eine Reise nach Italien, wohin mein Vetter seine meisten Geschäfte hatte, nothwendig unternommen werden mußte. Ich hatte wenig Freunde in München, und ich besuchte daher fast Niemand, als eben den Akademiker, dem bei deiner Ankunft die Fenster eingeschmissen wurden. Was für ein Gemälde machte mir dieser nicht von dem jetzigen Zustande Baierns! und wie oft und wie innig wünschte ich kein Münchner zu sein. Alles, was er mir sagte, prägte sich so tief meinem Gedächtnisse ein, daß ich es

sogleich als ich nach Hause kam, in mein Tage-
 buch eintrug. Unser Sitten sagte er, scheint
 nicht uneben einem Hause verglichen werden zu
 sein, das durch die Länge der Zeit, durch Regen,
 Wind und Wetter beinahe ganz verfallen ist. Das
 alte Gebäude niederzureißen, und auf neuem Grund
 ein größt theils aufzuführen, wäre die kaisersmü-
 ßige Sache von der Welt; aber dazu hat man, weiß
 nicht, ob aus Geiz oder aus Aberglauben, keine
 Mühen. Man beynügt sich das Häusgen zu re-
 pariren, fängt bald von unten bald von oben an,
 allem das Gebäude selbst ist so beschaffen, und die
 dazu verordnete Handwerksleute sind so ungeschick-
 lich, daß ihnen immer Verwundtstücke auf den Kopf fallen.
 Der Pöbel lacht zu, freut sich, daß gebaut wird,
 gut oder böß, das gilt ihm gleich, und der Ver-
 nünftige steht von fern und — weint. Ich will
 ihnen hier einige Galten mittheilen, durch welche
 sie in den Stand gesetzt werden können, von der
 Lage ihres Vaterlandes zu urtheilen. Die edlere
 Landesregierung, in welcher sich wirklich vertrie-
 bene aufgeklaarte Männer befinden, suche unter
 der Hand immer hier und da etwas Gutes zu thun;
 allein was hilft ihr Werk, wenn ihr Ehr-

angefeuert von Ignisten und Ignisfischgesinnten, durch seinen hohen Einfluß immer Querestriche in ihre Rechnungen und Vorschläge macht. So beförderten ohnlängst diese Aufgetrübten einen Bericht ad intimum, worinn sie vorstellten, daß unter dem Publikum gar zu viele stehende Gebet- und Andachtsbücher herumgingen, welche das Volk im Irrglauben und in der Dummheit bestärken, und vom wahren Geiste des Christenthumes entfernen. Sie baten daher um Erlaubniß eine Untersuchung vornehmen zu dürfen, wodurch dieselben Abhalt gethan werden könne. Der gekrönte Kanzler las diesen Bericht, setzte sich an sein Schreibepult, und versfertigte die Antwort, die hernach in forma solita unter dem Namen einer höchsten Resolution fortliet, und folgenden Inhalts war: Es möchte zwar wahr sein, daß dergleichen geistliche Bücher herum gehen, auch könne es allerdings gut sein, wenn das Volk bessere in den Händen hätte. Da aber auch zu gleicher Zeit gar zu viele freigeisterrische Bücher, welche weit schädlicher sind, herumgehen, und man noch bisher die Verbreitung

dieser Schriften nicht habe verhindern können, so möchte man einstreifen auch die geistlichen Bücher in Ruhe passieren lassen.

Durch solche Siege müssen natürlich die Fezellen nur noch mehr angefeuert werden, neue Angriffe zu wagen. Die neue Methode in München diejenigen zu kuriren, welche etwa von wüthenden Hunden angefallen und gebissen werden, wird ihnen bekant sein. Man löst sie durch den Obersägermeister mit dem goldenen St. Hubertschlüssel brennen, schickt sie zu St. Hubert selbst hin, verbietet sein den Gebrauch aller außergeistlichen Mittel, läßt die armen Menschen wie Hunde, nachdem man sie gebrennt und gesegnet hat, krepiren, und damit die zehn bis elf tausend Hunde, die wir in München zälen, künftig kein solches Unheil wieder anfangen, so befehl man — alle sollen Bleche tragen.

Wenn jemals eine Straßpredigt auf einen Landesfürsten in seinen eignen Landen öffentlich gedruckt worden, so ist es das Verzeichniß des ausgeheilten Amonens. Um's Himmels willen, was sollen Arme aus dem Kurfürstlichen Hofe Erbkammer, Oberschatzmeister, Oberhof-

marſchall Amte ic. ? Wenn ſie zu kurfürſtlichen Beamten gehören, warum beſollet ſie der Landesfürſt nicht? Witwen, deren Männer im Dienſte des Fürſten grau geworden ſind, und denen der Fürſt ihre Penſionen eingezogen hat, (Karl Theodor hat das gleich beim Antritt ſeiner Regierung gethan) ſollen nun ihre Nahrung von der Güthezigkeit des Publikums erhalten. Ist das nicht Schande für den Fürſten?

Wie ſehr man ſich bemühe, Literatur und Buchhandel zu unterdrücken, davon iſt das ſchreckliche Verſahren, welches der Buchhändler von Krong — dieſer Märtyrer der Aufklärung und der niederträchtigen Kabale des ſchufſtiſchen Erzgeneral: Nachdruckers Profeſſor Strobel's — erfahren mußte, und die Unterdrückung eines ſehr nützlichen Buchs, des bairiſchen Zuſchauers, ein lebender Beweis. Das Zeitungsmonopolium iſt das heerlichſte Mittel, alle Journale und periodiſchen Schriften, die ſo viel Nutzen unter allen Volksklaſſen ſtiften, zu unterdrücken; drum findet es auch in Baiern mehr als irgendwo ſtatt. Nebſt dieſem Monopolium haben wir auch ein Poſterie- und Jagdmonopolium.

Die Lotterie, welche in Baiern auf kurfürstliche Rechnung besteht, hat schon vielen Familien beträchtlich geschadet, viele ganz und gar ruinirt. Aber es darf in Baiern niemand wagen, ein Wörzgen dagegen zu schreiben, oder seinen Mitbender vor dem Untergange, der ihm dadurch bevorstehen kann, zu warnen. Es sind seit einigen Jahren von der Lotteriedirection so wol als auf Ansuchen derselben von andern Landesrathen wiederholte Befehle an Verfasser periodischer Schriften, an das Intelligenz- und an das Zeitungs-Komtoir ergangen, daß sie ja die übermäßige Spielsucht der Leute nicht hindern und kein Wörzgen wider die Lotterie schreiben sollten. Diese strenge Inquisition ist vermutlich die Ursache, daß, wenn irgend in einem Staate die Lotterie aufgehoben wird, dieses nicht einmal als eine Neuigkeit in die Münchenerzeitung eingerückt wird. Die bei den gewöhnlichen Ziehungen herausgekommenen Nummern aber, müssen genau und ohne Verzug eingerückt werden.

Der Oberjägermeister in München schätzte den Werth eines Schweines höher, als den Werth eines Landmanns. Er hält alle Jäger für

eben so infallibel, wie die alten Kanonisten dem Pabst. Viele Jäger kennen dann seine Denkart sehr gut, und bedrücken den armen Landmann aufs äufferste. Gehe der unersarne Tor nach München, und will den Jäger verklagen, so wird er daselbst angesehen, als hätte er ein crimen laesae Majestatis begangen; und wenn er noch gut durchkommt, so darf er mit einem scharfen Verweise wieder nach Hause gehen. Die wichtigsten ökonomischen Vorschläge bleiben durch seine Vermittelung unausgeführt, und die besten ökonomischen Schriften, wenn sie den Ercessen der Jäger nicht gönlig sind, werden durch sein Satun auf das schärfste verboten, so wie es z. B. den norwegischen Kenntnissen des Forst- und Jagdwesens in Baiern ergänzt ist.

Niemals sind die Finanzen und das Kammerale in einem schlechteren Zustande gewesen, als unter dem besessenen Scepter des jetzigen Finanzministers. Ob wol er ein äufferst hartherziger Mann ist, und der Dürftige, wenn er auch die gerechten Ansprüche auf die Unterstützung des Staats zu machen hat, durch sein Satun nicht einen Pfennig erhält; so verursacht er doch dem Staatskassarium durch Extraktionen und beson-

here Aufstellungen, die er Leuten ohne alle Verdienste, Schmeichlern und Favoriten, Leuten, die ohnehin schon reichlich besoldet sind, machen läßt, einen überaus großen Schaden. Dem Reichen wird von ihm alles zugeworfen, und der Arme erhält nichts. Doch das ist noch nicht die schmerzlichsste Wunde, die er dem Staate versetzt. Das, wodurch er am meisten schadet, ist wol dieses, daß er alle Staatsbedienungen ohne Ausnahme, und ohne alles Bedenken für Geld verkauft. Wer um die Erhaltung irgend eines Dienstes supplirt, muß sich unmittelbar an ihn wenden. Wer sich aber in dieser Sache an ihn wendet, muß 100. bis 200 Louis V'er, nachdem der Dienst einträglich ist, oder auch wol noch mehr also gleich baar erlegen; sonst wird in der Konferenz über sein Gesuch nicht einmal proponirt.

Wer brav bezahlt, erhält den Dienst. Wer nicht bezahlt, und nichts anders als seine Gähigkeit, seine zum Dienste unentbehrlichen Kenntnisse, und seine Ehrlichkeit aufweisen kann, muß abgelehrt abgehen.

Gezahlt einer hundert Dukaten; so macht man ihm Hoffnung, daß er unselbar rekrutirt werde; kommt aber in einer halben Stunde dar-

auf ein ankerte, der Hundst oder noch mehr
 Louis d'or opfert, so ist dieser der Hahn im Kor-
 be, und der erstere kan warten, bis sich gleichwol
 die Notakur eines schlechtern Dienstes ergiebt.
 So weit geht die Gewinnsucht dieses Ministers,
 daß er es so gar glaube, daß jemand, der durch
 erwänte Mittel eine Bedienung erhalten, dieselbe
 wieder an einen andern verkaufen dürfe, wenn
 ihm dieser ein ergiebiges Pro Zent von der Kauf-
 summe zu reichen geneigt ist. Nicht nur wirkliche
 Bedienungen, die man unmittelbar mit gleich zu
 ziehender Befoldung antreten kann, sondern so
 gar Adjunkturen und Expektanzen auf Nemice
 läßt sich der Wucherer teuer bezahlen. Man kan
 sich vorstellen, daß auf diese Art die wichtigsten
 Nemter mit den elendesten Subjekten besetzt wor-
 den, und daß oft ein grausamer Menschenwürger
 da eintritt, wo der wärmste Sachwalter der
 Menschheit stehen sollte. Leute, die kaum lesen
 und schreiben können, erhalten Bedienungen, die
 die ausgedehnten Kenntnisse erfordern.

Außer dem giebt es noch ein paar Mittel in
 Baiern, sich zu Nemtern hinauf zu schwingen:
 Man stellt sich nämlich hinter eine Waitresse, oder
 man macht den Speichellecker und Auskundschaft-

ter bei dem Reichsvater des Kurfürsten, dem Jesuiten Franz, oder bei sonst einem mächtigen Höflinge. Dieses verursachte schon zuweilen, daß drei Personen zu gleicher Zeit um eine und eben dieselbe Bedienung supplirten, und daß, weil jeder von ihrer Partei unterstützt ward, allen dreien, in dreien nach einander gehaltenen Konferenzen, die nämliche Bedienung bestritten ward, so, daß man am Ende in der geheimen Kanzlei nicht wußte, welchem von diesen dreien man das Dekret ausfertigen sollte. Noch abscheulicher sind die Schlangenkünste des erwähnten Reichsvaters, und mehr anderer Höflinge, vermöge welcher sie es dahin zu bringen wissen, daß jemand, der schon seit vielen Jahren die Anwartschaft auf irgend eine Bedienung hat, und nun ohne Brod sehnlich auf die Erledigung derselben wartet, plötzlich, wenn dieser Fall eintritt, ohne Schuld zurückgeschoben, und dafür einer ihrer Söhnlinge eingeschoben wird. Dieser Fall ist dormalen in Baiern eben nicht selten.

Das nämliche Monopolium, welches der Minister mit allen weltlichen Bedienungen treibt, trieb einst eine gewisse Frei-Frau mit geistlichen Pfründen. Da zu dieser Zeit ihr

Gemal in der Konferenz über alle Verleihungen erledigter geistlicher Pfründen zu referiren hatte, so erhielt nur der eine Pfründe, den dieser Frau, seine Verdienste durch ein ergiebiges Honorarium an Gelde oder andern Dingen bewiesen hatte. Wer es recht sein machen wollte, ging mit ihr eine Wette ein, daß er die Pfründe nicht erhalten werde. Sie betheuerte dann das Gegentheil, und bot eine Summe von hundert Dukaten, als Pfand, man lege die Summe an einem dritten Orte nieder, und der Kandidat ging beruhigt und hoffnungsvoll aus dem Hause. In wenigen Wochen hatte er schon das Dekret auf die verlassene Pfründe in Händen. Es ist noch nicht gar lange, daß dem Gemal das Referat über diese Gegenstände abgenommen ward, und die gute Frau klagt ist unter ihren Vertrauten laut über diesen großen Verlust. Demungeachtet stellen sich ihr noch einige in dieser Verlegenheit hinter sie, und sie thut noch, um die Honorarien wirklich zu verdienen, ihr äußerlich. Als vor einiger Zeit eine Pfarrei in einer Maltheiserkommende erledigt wurde, so verfügte sie sich also gleich zu einigen Maltheiserrittern, welche die Pfründe zu vergeben hatten. Sie schlug ein Subjekt vor, und das zufällig,

man möchte diesen würdigen Menschen präsentiren. Als sie aber merkte, daß man nicht sonderlich geneigt sei, ihrem Begehren zu willfahren, und nachher erfuhr, daß ein anderer präsentirt werden würde, so schrieb sie an denselben; und warnte ihn gutmüthig, daß er ja diese Würde nicht annehmen möchte, indem sie sehr unbedarftlich, und noch obendrein die Beschwerlichkeit damit verbunden sei, daß er eine nahe Anverwandte des verstorbenen Pfarrers behalten und versorgen müßte. Derjenige aber, welcher von ihr vorgeschlagen ward, hatte sich schon zuvor ohne Bedenken erkoren, diese Anverwandte lebenslänglich zu versorgen. Dies that die Gemalin, indeß der Herr Gernig selbst, der in seine eigene Hand keinen Pfennig nam, als der ungenüthigste Mann trübselte. Wachte sie es endlich so toll, daß darüber Kern entstand, so war seine Antwort: warum adressiren sich aber die Leute an die Weiber? Indes war es doch in diesem Punkte mit ihr im höchsten Grade einverstanden. Man kann sich keinen größern Wucher denken, als den diese Frau treibt; sie lecht mit Ziblerianen in Gesellschaft, leide auf Pfänder Geld aus, und hat viele Jahre mit Schmalz, Eiern, Getreide

und andern Sachen, die sie ins Ausland verschiffte, einen beträchtlichen Schleichhandel geführt. Sie weiß alles an sich zu ziehen, was ihr Vorteil bringt; so hat sie z. B. den vorigen Oekonomus im Luiskloffe Fürstentriebe, wo die vermählte Kurfürstin den Sommer über residirt, um sein Brod gebracht, und die Verwaltung der Oekonomie selbst über sich genommen, ungeachtet sich der Mann unter der ausdrücklichen Bedingung, daß man ihn ohne sein Verschulden nicht entlassen sollte, diesem Geschäfte unterzogen hatte. — Wenn sie auf eines ihrer Güter reist, so richtet sie ihre Marschroute gemächlich so ein, daß sie zu Mittag in der Behausung irgend eines bemachbarten Pfarrers eintrifft, der dann natürlich so viel Respekt haben muß, ihr und ihrem Gefolge freies Mittagmahl zu geben. — Auf einem ihrer Landgüter, wo sie ein eigenes Brauhaus hat, ward einst das Bier sauer. Um nun, dieses abschauliche Getränk doch absetzen zu können, berebete sie den Fürst: Bischof von Jecislingen, daß er daselbst die Einführung des bekannten Porziumkulaablasses befestigte. Man veranstaltete also eine große Feiertagheit, hielt Hochamt und Predigt, verkündigte Aukale; das Volk lief her-

bei, und — Das saure Bier der gnädigen Frau ward getrunken. Man muß es überhaupt als einen Hauptzug in dem Charakter dieser Frau bemerken, daß sie, wie ihr Gemal, höchstatheistisch, andächtig und intolerant ist.

Die Polizei ist in Baiern äußerst schlecht bestellt, und jener Mann, dem man einst zur Last legte, daß er wider dieselbe geschmäht habe, hatte wol Recht, da er antwortete: „Wie ist das möglich, daß ich über unsere Polizei geschmäht haben sollte? Wir haben ja keine in Baiern.“

Sicherheits- und Sanitätsanstalten sind beinahe gar keine getroffen, und es müssen allemal zwei bis drei Personen ertrunken sein, ehe man daran kommt, an die Brücke oder an den Bach ein Geländer hinzubauen. Fällt jemand in's Wasser, und wird leblos herausgezogen, so wird zu seiner Rettung an ihn keine Hand gelegt, bis die Obrigkeit kommt, und ihn von Amtswegen — begaffet. Diese kommt dann, weil sie oft zu der Zeit gerade bei Tische, oder im Spiele begriffen, oder bei einer — — ist, zuweilen so spät, daß alle Mittel vergeblich sind, die man anwendet, den Unglücklichen zum Leben zu erwecken. — Gewaltthätige Einbrüche und Diebstähle geschehen oft auf

öffentlichen Plätzen, und in Gewölben, und zwar in Gegenden, von denen die Wache kaum fünfzig Schritte entfernt ist. Die Feueranstalten sind ziemlich gut; aber auf Mittel, die Diebstähle bei Feuersbrünsten zu verhindern, hat man nie genug gedacht. Obwohl das Militär dabei zugegen ist, so wird doch häufig gestolen. Die Verordnung des schnellenfahrens und Reitens wegen, ist nun seit kurzer Zeit schon dreimal publizirt worden, und doch wird demungeachtet noch immer eben so schnell gefahren und geritten, wie zuvor. Ein armer Bauer, der das Gebot, weil er dessen Erfahrung nicht weiß, übertritt, wird zwar zuweilen deswegen auf die Wache gesetzt und gestraft; aber Kavaliers, und Kutscher, die eben so sich, so übermütig und gefülllos, wie ihre Herrschaften sind, rennen durch alle Straßen in vollem Galopp hin, ohne daß es nur geahndet würde. Ueberhaupt ist das ein Hauptfehler der Müncher Polizei, daß man genug getan zu haben glaubet, wenn man eine Verordnung kund gemacht hat, ohne weiter darauf zu dringen, daß sie pünktlich befolgt werde. — In München befindet sich ein kurfürstliches Collegium medicum, welches theils aus aufgeklärten, trefflichen Medicinern, theils aus alten

Sclendrianern und Bigotten besteht, unter welchen Doktor Leitner einen vorzüglichen Platz be-
hauptet. Ihre Hauptarbeit besteht Darinne, daß
sie jährlich ein medizinisches Gutachten abgeben,
welches damit in der Absicht an den Bischof ge-
sandt wird, damit er in der herannahenden Fa-
stenzzeit das Fleisessen erlaube. Trifft je zuweilen
ein wichtiger Fall ein, welcher eine öffentliche Be-
lehrung der Menge erheischt, so erfolgt zwar diese
Belehrung gemeiniglich in öffentlichen Blättern;
aber sehr oft werden die aufgeklärten Mitglieder
dieses Kollegiums von den dümmern, auf-kehere
Insinuation, zum Schweigen gebracht. Auf diese
Art wurden die vom tollen Hunde gebissenen nach
St. Hubert gesendet. Obwohl dieses Kollegium
für die Gesundheit der Einwohner nicht eifrig war-
chen soll, so sieht man doch in München sehr oft
unreines Obst zum Nachtheil der Gesundheit
verkauft. Sanitätskollegien sind ein Zweig der
Polizei, und sollten von derselben bestmöglichst un-
terstützt werden; allein es scheint, die Polizei in
München halte das Kollegium medicum für eine
Eitelkeule. Welche Polizeigesetze soll man
aber wol in Aufsehung dieses Punktes erwarten,
da selbst die Ersten, die Großen, ein solches nicht

kennen? Dem Freiherren von K . . . , welcher das Podagra, oder doch sonst einen beträchtlichen Schaden am Fuße hat, wurde von den Aerzten geraten, öfters seinen Fuß in ein aufgetrenntes Kalb, wenn es noch warm ist, zu stellen. K . . . handelte mit einem Fleischhacker (vermutlich sehr genau). Die Kälber wurden in seinem Hause geschlachtet, und nachdem das Fleisch die Krankheit des Podagraisten an sich gezogen hatte, nahm es der Fleischhauer wieder mit sich fort, und verkaufte es öffentlich unter das Publikum. Die Sache wurde endlich ruchbar, und es erhob sich ein so großer Lärm in der ganzen Stadt, daß wirklich mehrere Tage hindurch kein Mensch mehr Kalbfleisch aß. — Gute Polizei soll nicht nur für die Erhaltung des menschlichen Lebens, sondern auch für die Sicherheit des Vermögens der Unterthanen unermüdet wachen. In Baiern schläft sie in Aufsehung dieses Punktes sehr oft. Im vorigen Winter, wo die ungeheure Eismasse, in welche sich die Donau und andere Flüsse Baierns verwandelten, große Ueberschwemmungen drohte, wurde doch, ungeachtet man genug Beispiele von andern Ländern vor sich hatte, nicht die geringste Verletzung getroffen, um die Gefahr, so

viel möglich, zu verringern. Der Eißhof und die Ueberschwemmung ersetzten wirklich, das Wasser drang mitten in der Nacht zu Ingolstadt schon so weit ein, daß die Wache vom Donauflusse abziehen mußte. Sie lag ruhig ab, und es wurde nicht der geringste Alarm gemacht, um die schlafenden Einwohner von der nahen Gefahr zu unterrichten. Erst am folgenden Morgen ward man gewar, daß der halbe Theil der Stadt unter Wasser stand. Durch diese Nachlässigkeit ging eine beträchtliche Anzahl der schönsten Stücke Viehes zu Grunde.

Wie es mit der heiligen Gerechtigkeit in Baiern stehe, davon sind der Justizmord in Amberg und die Bauernschänderei in Erding zu bekannte Beispiele, als daß ich ihnen nur ein Wort davon sagen sollte.

Mit dem Schulwesen stehe es in keinem Lande erbärmlicher aus, als in Baiern, seitdem ihre Hochweisen Gnaden und Stupiditäten das Oberdirektorium davon übernommen haben. Können sie sich wol vorstellen, daß sie wirklich an alle Schulen einen Befehl in Skriptis ergehen lassen, der voll von Fehlern wider die Rechtschreibung war;

und den alle diese Hochwürdigsten Stupiditäten eigenhändig unterschrieben hatten? Ich könnte noch eine Menge andere more Gatta erzählen, wenn ich nicht glaube, daß diese hinreichend genug wären, sich von der Aufklärung Valerius einen Begriff zu machen; dafür haben wir nun eine Akademie der Wissenschaften, die alljährlich einige Preise aussetzt, und damit ist nun dem Lande, wo noch Mirakel geschehen, und ein Schwarzrol oder eine Braunkutte fast für eben so infallibel gehalten werden, als der dreifache Kronenträger, oder die vor dreihundert Jahren zu Trient versammelten Graubärte — hinlänglich geholfen.

XXIV.

Geierliche Untersuchung über die Existenz
des Teufels in Innsbruck. Geierlicher
Beweis vom Venezianischen
Despotismus.

Wie froh war ich ein Land verlassen zu können, für Traubach fort, das sich so eifrig bemüht, mit Portugal und Spanien in eine Klasse zu kommen, und worinn die Großen und Vornehmen bei den Fortschritten, die andere Monarchen und Für-

Allen täglich thun, um vorwärts zu kommen, gleichsam wettkämpfen, um tiefer zu sinken. Ich zog nach einem deutschen Abschiede von unserm hiedrigen Akademiker, über die Grängen Valcent, und war entzückt mich in Tirol zu sehen. In Innsbruck waren so eben die geistlichen Herrn Räte beseligt und beschäftigt in forma optima zu untersuchen, ob der Teufel auch wirklich existire, und den menschlichen Körper bemennen könne. Die Augustinermönche im Kloster Seefeldten hatten nämlich ein geistliches Weiserhülffchen gemacht; hatten Hundert Millionen Teufel aus einem Mädchen heraus erzögert, und, um ihre Maßarten und Bräderschaften zu verhärfen, den leidigen Ertan eine herrliche Mönchspredigt halten lassen. Das Ding kam vor den geistlichen Rat nach Innsbruck, der denn das erzögerte Mädchen sogleich zu sich kommen ließ, um es über den eigentlichen Vorgang der Sache zu examinieren.

Hätten lieber die Augustinermönche sogleich via facti bekransen sollen, hiel Jauslin ein, denn so leichtgläubig werden doch die Herren nicht sein, zu vermuten, daß in unsern aufgeklärten Zeiten der Teufel es versuchen werde, sich auf der Welt blühen zu lassen. Wozu also eine Untersuchung über

ein non Ens? Wäre ich einer von diesen Herren gewesen, so hätte ich den Vorschlag gethan, den Augulinerinöchen zu befehlen, ihre begangene Gottlosigkeit, so bald wie möglich, wieder gut zu machen. Jeder hätte mir auf die Kugel treten und dem ganzen versammelten Volke öffentlich die gespielte Betrügerei entdecken und bekennen, auch dasselbe belehren sollen, daß eine solche Teufelsgeschichte gar nicht möglich sei. Dieß wäre auf der einen Seite ware Bestrafung, auf der andern Seite aber auch das herrlichste Mittel gewesen, die Eindrücke zu verlöschen, welche eine Exorzisation auf den Pöbel gemacht. So erfährt der Plebs von der Inquisitor'schen Untersuchung nichts, und glaubt noch fleißig und fest, was die Bedientenköpfe in Seefeld ihm verplandern.

In Verona mußte ich gerade wieder dem solennen Festtage beiwohnen; in Parma sahe ich die Unschuld eines Unglücklichen, der mittelst der Tortur eine Schandtat bekannte, die er nicht begangen hatte, durch ein solennes glückliches Ereigniß, noch auf dem Schavotte entdeckt. In Ferrara hörte ich alle jene anathematiziren, die sich abtheilen würden, Josephs Reformayen zu bekennen; und durch Padua kam ich dicklein durch,

ohne von den herabischen Banditen verundet zu werden, weil ich mich wol hütete, ihre aettestliche Aufschreife an der Kirche des heiligen An-
tentus zu tadeln. Ich reiste zu schnell, um an diesen Orten Bemerkungen über die Feiz - oder Kältehitte, welche in diesen Städten während unserer vorigen Reife geschehen, zu sammeln.

In Venedig, wo sonst die Keülichkeit immer anseherdentlich eingeschränkt war, hörte ich, daß der große Rat den Ordensgeistlichen gesätigst erlaubt habe, Jünglinge und Mädchen von sechzehn Jaren zu Heiden anzunehmen, da sonst das ein und zwanzigste Jar dazu erfordert wurde. Die Weiß - Braun - und Schwarzlitten hatten nämlich dem Räte die unterdänigste Vorstellung getan, daß sich kein einziger junger Mensch mehr entschließen werde, in einen Mönchsorden zu treten, und da diese Herren dem Staate und der Republik, und überhaupt der ganzen menschlichen Gesellschaft einen so wesentlichen Nutzen stiften; so mußte notwendig dem Untergange, dem Aussterben einer so herrlichen Menschenklasse vorgebeugt werden. Ich eilte sobald, wie möglich, meine Geschäfte zu beendigen, da ich mich allenthalben von den Polizeifpionen bewacht und verfolgt

sah, und jeden Augenblick befürchtete in die Klauen dieser Despoten zu geraten. Ich dütete mich, das geringste zu sprechen, was nur irgend von weitem einige Beziehung auf Staatsgeschäfte oder Staatsceremonien haben konnte. Und doch war ich nicht im Stande, diesen Spionen zu entgehen. Der Professor Gunderode aus dem Orden der Serviten, hatte ein sehr heissendes launiges Gedicht auf die bekannte venezianische Pantolonade, auf die Vermählung des Döge mit dem adriatischen Meerbusen gemacht. Es ward unter der Hand verkauft, und mein Master wollte, daß auch mir diese Satire in einem Gasthose zu Theil ward. Hätte ich doch das Gedicht Zeit meines Lebens nicht in die Hände genommen; so würde ich mir die empfindlichsten Schmerzen erspart haben. Ich konnte mich nicht enthalten, im Innersten meines Herzens dem ehrlichen Serviten meinen innigsten Dank zu sagen, daß er die Bedlamköpfe nach Verdienste gewürdigt hatte, und ich glaube, mein Beifall mag in allen meinen Mienen zu lesen gewesen sein, denn ich kann sonst nicht begreifen, warum mich die Hache, da ich doch kein einziges Wort gesprochen hatte, sogleich fortzuschleppte. Ich traf bei dem schurkischen Senator Arzib-

Lordo, den Verfasser des Gedichtes, den Professor Gündersode an. Nicht mir waren viele andere Ausländer und Inländer, die eben so, wie ich, sich sonst keines Verbrechen bewußt waren, als daß sie dieses Schicksal gekostet hätten, von der Polizeiwache herbeigeschleppt worden. Nach Verlauf einer kurzen Zeit zog der Vorhang in die Höhe, der Professor Gündersode ward aufgeknapft, wir mußten dem despotischen Spektakel zusehen und wurden dann insgesamt verurtheilt, zur Stadt hinausgeschleppt zu werden. Zu meinem Glück waren meine Geschäfte geendigt, und durch vieles Bitten und Flehen erhielt ich endlich so viel, daß ich meine Sachen und mein kleines Vermögen mit mir hinweg nehmen durfte. Mein aufgebauener Hütten erinnerte mich zu stark an die in Italien so notwendige Tugend der Vorsicht und Verschwiegenheit, als daß ich mich durch einen Besuch in Loreto der Gefahr hätte aussetzen sollen, zur Schanzarbeit nach Citra nuova geschleppt zu werden; ich schlich daher bei dem Häufchen von Nazaret, so wie bei den Augustiner-Kloßern von Tolentino ganz stille vorbei, und eilte nach Rom, wo ich noch einige Gelder zu heben hatte.

XXV.

Römische Sincissen.

Ich hatte außerordentliche Noth meine Gelder zu erheben. Alle Kaufleute klagten über die Seltenheit und den Mangel dieses Metalls. Wo soll's auch am Ende herkommen? sagte der eine von meinen Schuldnern. Manufakturen und Fabriken haben wir nicht; das Bischofen geistliche Spielwerk, das allenfalls noch nach Baiern, Spanien, Portugal und einige andere dergleichen erhabene Länder geht, ist nicht die Hälfte von dem, was sonst nach Deutschland und in die übrigen europäischen christlichen Staaten abgeführt wurde. Auch Paraguay und ganz Südamerika ist für uns verloren, seitdem Clemens den wunderlichen Einfall gehabt hat, seine besten Hanstruppen außer Geld zu setzen. Kurz, die christlichen Staaten, wie zum Beispiel, Oesterreich und Neapel, machen sich jetzt von unserm heiligen Herrn unabhängig, und die angesehenen Fürsten erheben jetzt *via facti* und *propria potestate*, als ob die Statthalterchaft Christi keinen Ansehn mehr wert sei, ihren

Bischöfen die sonst ausschließende Gewalt der Päpste, und verstopfen unsere ehemals so ergiebigen Quellen. Dadurch, daß wir unser Geld vor alten Zeiten spielend aus andern Ländern bekamen, und von den Ausländern recht demüthig gebeten wurden, es doch nur anzunehmen, sind wir üppig, mollüthig, und was das ärgste ist, gar Arbeit zu träge geworden. Der ehemalige Staat, die sonstige Pracht soll noch immer bleiben, wenigstens kann Pius sich nicht zu einer Verminderung entschließen, was wird also wol anders erfolgen, als daß der ganze Kirchenstaat mit dem ehesten einen ansehnlichen Bankerott wird machen müssen, wenn nicht bald eine allgütige Verstandesfinsterniß, durch die wir allein beisehen können, sich auf dem ganzen Erdboden verbreitet. Zwar haben uns verschiedene große Herren mit ihren Besuchen beehret; allein sie scheuen die großen Depensen, reisen als Grafen und Herren, und verzehren bei uns einen Punder, der nicht einmal hinreicht, die untersten Bedienten Seiner Heiligkeit zu füttern, geschweige denn die wolbeleideten Kothüte. Das kleine Stämmchen, welches der Kaiser, vielleicht aus bloßer Privatgefälligkeit ge-

gen Pius, zu geben versprochen hat, was will das sagen gegen die ungeheuern Summen, die wir sonst aus der österreichischen Monarchie jährlich und täglich zogen, und gegen den schrecklichen Aufwand, den wir machen?

Ich erkundigte mich, was denn das für ein Schimmchen sei, welches der Kaiser abzutragen versprochen, und hörte, daß er mit dem Oberhaupte der christkatholischen Kirche eine Konvention geschlossen, worinne dieser zwar alles erlaubte, was der Kaiser haben wollte, allein doch nicht bekennte, daß derselbe ein Recht dazu habe, sondern vielmehr sich immer des Ausruffs, wir bewilligen, bediente.

Hätte das nicht tun sollen, der gute Kaiser, hätte mit dem dreifachen Kronenträger keine Konventionen treffen sollen, fiel Gaulin ein, das ist einer von den letzten Schlupfwinkeln der römischen Kurie. Wenn sie eine Sache nicht ändern können, wenn sie gar keinen Ausweg wissen, so beschützen sie durch Bullen und Breven, was man sonst durch Gewalt von ihnen fordern würde. Sie glauben dadurch einen Schatten von der Oberheerschaft zu erhalten, um der ihnen so

viel gelesen ist. Es ist dieses eine Zinse, die nicht jeder so leicht einsieht. Sie lauern hies auf eine Gelegenheit, diesen Schatten in unumschränkten Despotismus zu verwandeln. Kommt einmal ein Schwachkopf auf den Thron; so werden Pius Nachfolger dieses Büßchen, diese Konvenzen wieder hervorjucken, und dadurch beweisen, daß selbst der Kaiser das Recht der Päpste dadurch anerkannt hat, und werden immer weiter um sich greifen, bis sie sich wieder im alten Stande befinden. Gnade dann den guten Kaisern! ! Gewiß ist das einmal eine von den Zinsen des schufstischen Abbe Beck, der ist der geheime Schreiber Seiner Fürst-Erzbischöflichen Gnaden ist.

Der und kein anderer Mensch ist, erwiesente Traubach, war's auch, der den heiligen Vater so ein gewisses Bischen an den Kaiser schreiben ließ, und ihm heimlich ins Ohr flüßerte, eine Gregeriade zu unternehmen. 's würde dem Gregerist aber übel bekommen sein, wenn er eine solche Insolenz zu beobachten, in der Tat sich hätte einfallen lassen; würde geprellt worden sein, wie quondam in England, und vielleicht hätte man ihm im Oesterreichischen eben eine solche Härlichkeit angeflößt, als dajelbst. Pius, der den politi-

sehen Lauf der Dinge besser kenne, als Monsieur Beck, unterließ das mit gutem Vorbedachte. Ehe ich abreide, hatte ich das unaussprechliche Vergnügen, mit eigenen Augen zu sehen, wie es nach und nach, selbst in bischöflichen Köpfen, immer heller wird. Der König in Schweden hatte in Stockholm den Katholiken erlaubt, sich katholischen Gottesdienst halten zu lassen, aus Dankbarkeit erlaubte Pius seinem königlichen Goite, sich ebenfalls in dem heiligen, orthodoxen, katholischen Rom, gerade an dem Tage, wo in Stockholm die erste Messe gelesen wurde, eine protestantische Predigt halten zu lassen.

Dafür verdient Pius in der That weit mehr Lob, als wenn er die pontinischen Sümpfe ganz ausgetrocknet, und zehn Sakristeien in der Peterskirche gebaut hätte. Was das für Wirkung auf die andern Bischöfe haben mag! !

Es ist überhaupt ein sehr seltsamer Zeitpunkt für den Papst. Er muß sehen, und zugeben, daß sich immer ein Katholik eher für's nach dem andern, und mitunter auch mancher Bischof seiner für's oberbischöflichen Gewalt entzieht, daß immer ein Weltmännchen nach dem andern verheißt wird, und daß seine geistlichen Vorgesetzten, die ihm so

viel Reichthümer, und so viel Ansehen von Gregor dem Siebenten her verschafft haben, fast allgemeine Kontrebande zu werden anfangen, kurz, er muß zusehen und zusehen, wie immer ein Verbrechen nach dem andern von seiner dreifachen Krone herabgerissen wird, und wie katholische Fürsten ihm einen sehr ansehnlichen zeitlichen Bankerott zubereiten. Dafür hat er aber, auf der andern Seite, das außerordentliche Vergnügen, zu erleben, daß die katholische Religion von den angesehensten und größten akatholischen Monarchen geschützt und geduldet wird. Die Könige von Schweden und Preussen sind nicht die einzigen, die ihren katholischen Untertanen das freie Religionsperizium gestatten; so gar der Sinesische Kaiser, der sonst den Christen unter keiner andern Bedingung den Eintritt in sein Reich zugestand, als wenn sie ein hölzernes Kreuz mit Füßen traten, und sich für Holländer ausgaben, hat jetzt den Katholiken erlaubt, sich in seiner Residenz eine Kirche zu erbauen. Und damit ihnen ja nicht durch die Duld des unsinnigen Böbels etwas zu leiden geschehe, so läßt er sie durch seine Leibwache bewachen.

Noch vor meiner Abreise hörte ich, daß so eben ein gewisses Breve, den Landrat Kibel in Linz betreffend, an den Reichshofrat gewidmet worden. Weil nämlich päpstliche Breven die territorialen Gränzen nicht mehr überschreiten dürfen; so versuchten Seine römische Heiligkeit durch einen andern Kanal das Gluckrecht der Kirche zu exerciren. Natürlich verwarf das der Reichshofrat, aber die meisten deutschen Bischöfe hatten gegen den heiligen Hof die Gefälligkeit die Exkommunikations- und Excommunicationsschritte anzunehmen, und an allen Kirchthüren ihrer Kirchspengel anheften zu lassen.

XXVI

Marianische Andacht des hohen Portugiesischen Hofes.

Das außerordentlich große Unglück, für Traubach fort, welches Galatien und besonders Messina betroffen, der Wunsch, den so viel Unglück gebührenden Berg mit eigenen Augen zu sehen, und einige kleine Verrichtungen in Sizilien, die ich aber süglich durch Briefe hätte besorgen können, wenn jene Umstände nicht eingetroffen wären — Dieses zusammen genommen also bestimmte mich,

nach Neapel, Kalabrien und Sizilien selbst zu gehen, besonders da ich nichts zu versäumen hatte, und mußte, daß es dir in Abth. bei deinem Freunde Bruck einer ganz wol behagen würde. Ich fand auf meiner Reise dahin alles bestärkt, was du auf der Reise beobachtet hattest; ich lernte einige Kapante Marquis kennen, und ärgerte mich, daß die aufgeschätzten europäischen Fürsten durch die großen Summen, welche sie für ein paar Triller geben, die einzige wahre Ursache des großen Elends sind, welches durch diese Raubenverdrückerei über einen ansehnlichen Theil von Italien verbreitet wird. Ist es nicht schon schändlich genug, daß wir, um die süßlichen Begierden unsers Gannas zu befriedigen, eine so beträchtliche Anzahl Tiere ihrer Menschheit berauben, müssen wir so gar, um unsere Ohren auf einige Augenblicke zu kitzeln, zierumisch unsere Brüder, die Menschen elend machen? — In Neapel fand ich einen hohen Grad von Aufklärung. König, Staatsminister, und so gar Pfaffen arbeiteten unaufhörlich im Kabinette, um Seiner Heiligkeit den letzten empfindlichen Stoß zu versetzen. Zwar hatten Dieselben seit einiger Zeit her kaum noch einen Schatten von geistlicher Obergewalt; aber auch dieser schien dem

Minister, der die Gewissen und politischen Wünsche der römischen Staatsbürgerschaft Christi ganz genau kennt, viel zu gefährlich. Und deshalb suchte er auf einmal die ganze römische Mönchsarmee zu bekriegen, und zu unterwerfen. Alle Orden, so hießte ich, sollen gänzlich aufgehoben werden, und ihre Klöster in Zufluchtsörter der Armen, Wittwen und Waisen verwandelt werden; und man versicherte mich, daß der königliche Befehl, wodurch Rom so gar alle Hoffnung, sich jemals wieder empor schwingen zu können, verliert, bereits unter der Presse sei. Trotz aller Aufklärung spielte aber nichts desto weniger der Herr Erzbischof die gewöhnliche geistliche Gargse, und schämte sich nicht, die possierliche Prozession in eigener hoher Person anzuführen.

In Kalabrien sah ich die Ueberbleibsel des fürchterlichen großen Unglücks; aber ich fand auch die allgemein anerkannte Wahrheit, daß die Menschen durch große Unglücksfälle nur noch mehr gestählt, und gegen das Unglück trotzig gemacht werden, von neuem betätigt. Am Fuße des Berges, der die ganze Gegend verherret hatte, und auf dem Schutte der versunkenen oder mit Lava bedekten Häuser, hatten die Einwohner ihre Hüt-

Den wieder erbauet, und ahndeten nichts von dem
 Unglücke, dem sie sich aufs neue aussetzten, wenn
 der Vulkan sein gewöhnliches Rauchgrimmen und
 das darauf notwendige Erbrechen bekommen wür-
 de. In Messina hörte ich, daß dieses große Un-
 glück fast durchgängig als Strafe des erzürnten
 und ergriminten Gottes angesehen wurde. Man
 behauptete nämlich, daß Gott die Reformayon
 räche, welche der König unternommen, und jener
 diesem zeigen wolle, wie unangenehm ihm solche
 Eingriffe in die Rechte des Königs unsers
 Herrn Christus seien. Der katholische Hefen
 wurde in diesem Wane nur noch mehr bekräftigt,
 da das Kapuzinerkloster allein stehen geblieben
 war, und die selzig desapuyten Langhärte diese
 schöne Gelegenheit nicht vorbegehen ließen, um
 einige derbe Strafpredigten zu halten, worinn die
 groß: Güte Gottes in Betref ihres Klosters mit
 tausendfältigen Lobeserhebungen herausgefrichen
 wurde. Natürlich Weise folgerten sie hieraus
 die Nothwendigkeit der Klöster, und gaben nicht
 undeutlich zu erkennen, wie gottlos der König
 handele.

Da

Da ich keine Lust hatte, die Küstkreise durch ganz Italien zu machen; so entschloß ich mich, die Reise zur See anzutreten, mich nach Frankreich übersetzen zu lassen, und von da in belne Umaemungen zu fliegen. Ein spanisches Retour-schiff nam mich auf, und voll noch von allem dem, was ich in Italien gesehen und gehöret, und in Kalabrien gesüßt hatte, eilte ich auf Neptuns Küsten unter dem günstigsten Winde den spanischen Küsten zu. Wir waren dem Hafen schon so nahe, daß wir alle Augenblicke zu landen gedachten, als auf einmal ein Algiersches Raubschiff mit vollen Segeln auf uns Jagd machte, uns erreichte, das Schiff zusammenschob, und uns inögesammt zu Sklaven machte. Wir wurden wie Vieh zusammengepakt und gebunden, und die tyrannischen Seeräuber eilten entzückt über die Beute, welche sie gemacht, ihrem Raubneße zu. Warum nicht alle europäische polizirte Seemächte zusammenreteten, und dieses Raubneß, dessen Erwongt die mittelländische See so sehr beunruhigen, und die so viele polizirte Staaten in Kontribution setzen, mit Stumpf und Stiel aufrötten, sondern vielmehr mit ihnen wol gar noch Bündnisse errich-

ten, dieses war natürlich der erste Gedanke, den mir nach dem Verluste meiner Freiheit entleigen mußte. Aber auf der andern Seite konnte ich mich auch nicht des Gedankens erwehren, daß diese Algierische Tyrannei nur eine geringe Ausübung des Wiedervergeltungsrechts sei, da wir polisirte Europäer uns nicht schämen, den schändlichen, ausgebreiteten Menschenhandel zu treiben.

Wir landeten endlich, wurden auf öffentlichen Markt geführt, und von tausend und abermal tausend türkischen und christlichen Menschenkäufern begast, befüßt, belacht, und in verschiedenen Arbeiten geprüft. Meine vorzüglichste Sorge war, die verschiedenen Physiognomien der Käufer zu betrachten, um diejenige Person anzudeuten, in deren Augen ich das meiste Mitleiden, und die größte Menschenfreundschaft zu lesen glauben würde. Ich fand eine solche, gerade wie Lavater sie gezeichnet und beschrieben hat. Es war ein portugiesischer Kaufmann, der aus den besten Absichten von der Welt, nämlich aus der Absicht, vielleicht eine oder die andre christliche Seele zu erlösen, auf dem Markte herumkahlenderte. Glücklicher Weise hatte ich einige Wechsel auf Venedig gerettet, die ansehnlich genug waren, um mich und einige mel-

ner Kameraden aus der Sklaverei zu erlö-
 sen. Allein was halfen mir meine Wechsel bei
 solchen Barbaren! In der Vermuthung also, daß
 vielleicht dieser Portugiese meine Wechsel kennen
 und brauchen dürfte, winkte ich ihm, rief ihn zu
 mir, erzählte ihm meine gehaltenen Unglücksfälle,
 bot ihm alle meine papiernen Schätze dar, und
 bewegte ihn dadurch, daß er sich mit dem Algio-
 rer in Unterhandlungen einließ, und binnen we-
 niger Zeit mit die Sklavenketten abthat. Wer
 war froher, als ich, und wie dankbar stürzte ich
 zu den Füßen meines Erretters hin. Er verlang-
 te von mir nichts, als die Summen wieder,
 welche er dem Barbaren für mich bezahlte, gab
 mir auf einen Wechsel so viel heraus, als es be-
 trug, und entzückte über mein so schnell verändere-
 tes Schicksal bedang ich mich, nach tausend Ge-
 genswünschen, die ich dem Kaufmanne hinterließ,
 auf ein portugiesisches Fahrzeug, welches so eben
 nach Lissabon abging. Ich kam gerade zu der
 Zeit dafelbst an, als der portugiesische Hof be-
 schäftigt war, die doppelte Heirat des spanischen
 Infanten mit der portugiesischen Prinzessin, und
 des portugiesischen Infanten mit der spanischen
 Prinzessin zu beschließen, und deshalb täglich

neue und große Feierlichkeiten anzustellen. Prachtvolle Karroufells, und Stiergefechte, die Lieblingslustbarkeit des Portugiesen, wechselten unaufhörlich mit einander ab. Auch eine geistliche Feierlichkeit wurde dieser so gewünschten doppelten Verbindung wegen angestellt.

Bekanntlich hat ein hölzernes, reichgeputztes, wunderthätiges Marienbild in Portugal zwanzig angesehene Vorkschaften von den frommen Portugiesen zur Wohnung angewiesen bekommen. Jährlich wird es in eines von denselben in großem Pomp, Pracht und Feierlichkeit transportirt, oder noch niemals gekoh das mit so viel geistlicher Würde, als in diesem Jare. Es traf nämlich gerade, daß dieses Bild nach Ray Espitel, welches in der Appanage des Infanten Don Jean liegt, gebracht werden mußte, wo es ein ganzes Jahr lang seine Residenz halten sollte. Weil nun ein hölzernes Marienchen mit der Vermählung eines spanischen Infanten in der engsten Verbindung steht; so beschloßen Ihro Erlauchten nebst Ihren beiderseitigen Majestäten, diesmal das Fest anzuerdnen, und recht feierlich zu begeben. Die großmüthige, gottesfürchtige Monarchin gab auf Anraten ihres mit ihr vertrauten Reichratters

ein Cümmlen von nicht weniger als dreimal hundert tausend Laler her; und der ganze königliche Hof tat einen ansehnlichen Beitrag. Nun begann das Fest. Das hölzerne Marienchen wurde in die erste und beste Staatskareosse von Ihrer Majestät gesetzt, und für unter der Bedeckung zwei bekapuzter Langbärte, die allmächtige Rosenkränze in Händen hatten, und mit verkertten geistlich und ungeistlich wellüstigen Augen gegen den Himmel blickten, nach Kap Spichel ab. Der Zug war ansehnlich. Der ganze königliche Hof geleitete die Staatskareosse, und vorher fuhren verschiedene Triumphwagen, die mit allegorischen Gemälden gezieret waren. Auf einem dieser Wagen war die Göttin Venus vorgestellt, wie sie aus dem Meerschäume entstand; auch Minerva, wie sie aus Jupiters Gehirn entsproß, war auf einem andern Wagen mit lebhaften Farben gemalt. Hinter der Staatskareosse gingen die sämtlichen regulierten und irregulierten Schwarzköppe, und aus halb Portogal waren Bürger und Bauern zusammengelaufen, um dem Zuge beizuwonen. Unter heiligen Gesängen langte endlich die Himmelkönigin in der für sie bestimmten Kirche an, wo sogleich unter Pauken

und Trompeten ein Herr Gott dich loben wir erschall. Sechs Tage war allezeit des Morgens eine feierliche Prozession, und ein hohes Amt, wie auch eine Predigt, worinn der Himmelskönigin alle die schönen und saubern Tüel gegeben wurden, die sie von der römischen Kurie erst nach langen Debatten erhalten hat, und die man insgesammt in der sogenannten Lorettanischen Litanei verzeichnet finden kann. So geistlich - feierlich der Morgen jederzeit vom königlichen Hofe so wol, als von dem großen und kleinen portugiesischen Pöbel zugebracht wurde; so ungeistlich ward der Nachmittag verschwelgt, und die angestellten Stiergefechte, Carroufells, Wetrennen und dergleichen Dinge, mußten jeden an die ehemals dem Gotte Neptun zu Ehren angestellte Feiertlichkeiten, so wie an die Gattalien der Griechen und Römer erinnern.

Auch sah ich der Königin des heidnischen Himmels, der sogenannten Aphrodite, mancher Deysergen bringen, das sich mit der Unkeuschheit der neuern Himmelskönigin, worauf die Portugiesen und Baiern so viel halten, und welche die Jesuiten mit Ebrunsmuth verfechten, eben nicht zum besten zusammenreimte. Kurz

nach diesen vollzogenen Feiheitslichkeiten entstand das Geschrei, daß die Königin gesonnen sei, mit dem gesammten Mönchswesen eine große, allgemeine Reform vorzunehmen. Der Staatsrat versammelte sich, und schon freute sich mancher aufgeklärte Portugiese über den Sturz des allmächtigen Monarchismus, als das so genannte Reformationsedikt erschien; allein *Risum teneatis Amici!* --
-- Parturiunt mones, nascetur ridiculus mus.
 „Alle Mönche sollen sich die Bärte wachsen lassen, damit sie ihren V Vätern und Großpapa's Benediktus, Franziskus, Dominikus, Augustinus, Ignazius, Bruno, und wie alle die heiligen Herrn heißen, sein gleich werden.“

Das war also die große Reformation, über welche schon mancher religiöse Dummling, weil er eine stärkere Dosis erwartete, gekauft und gebebt hatte.

XXVII.

Geistliche, spanische Armade und Blo-
cade. Satire von französischem
Zuschnitte.

Wie Entzücken hörte ich in Spanien, daß eine Flotte ausgerüstet wurde, um das Kautsch, wo ich bald ewig eingekerkert worden wäre, von Grund aus zu zerstören. Es mag mit der Liebe unserer Feinde eine ganz artige Sache sein; allein, wenn man gar zu niederträchtig handelt wird, so sehe ich nicht ab, daß es eine gar zu große Ehre sei, wenn man solchen Leuten ein Bißchen Uebels wünscht. Ich freute mich also in der That recht sehr über den Entschluß seiner katholischen Majestäts, und würde mich darüber noch mehr gefreut haben, wenn die Weltlichen dabei nicht eine ansehnlich spanische Gottesse begangen hätten. Sie trauten nämlich ihrer Armade, ihrer unüberwindlichen Flotte, wie sie noch immer auch die kleinsten Flottchen zu nennen pflegen, so gar viel nicht zu, und bauten mehr auf den Beistand, Schutz und Gnade der Geistlichen und Heiligen. Deshalb ward ein wunderthätiges Marienbild sammt dem heiligen weiseberühmten Antonius von Padua,

dem zu Gefallen vor langen Zeiten das Jesusher-
lein noch einmal vom Himmel herabstiege, um sich
ihm zum Küssen und sehen darzubieten, in selte-
ner Projektion, unter Abfeuerung des schweren Ge-
schüßes auf das Admiralschiff gebracht, und
in allen Kirchen die Kollekte pro felici bello es-
victoria gesungen. Aber auch das war den Spa-
niern noch keine hinlängliche Sicherheit. Sie
schickten ein Paar feste Mörche nach Rom zum
Statthalter Christi; und ließen gegen die gewön-
lichen Assuramangelder das Admiralschiff und die
ganze Flotte durch einen kräftigen Seegen bei Gott
offenbaren. Das Ministerium, das in der That so
abgeschmackt katholisch nicht denkt, und das gern
eine Mönchsreformation vornähme, wenn es könnte
und dürfte, scheint hier die schwache Seite der
spanischen Truppen benutzen zu wollen. Es kennt
die Bigotterie derselben, weiß, wie sehr überhaupt
alle Spanier an solchen Exaltationen hängen, und
glaubt dadurch den Mut und den Patriotismus zu
entflammen. Auch werden zuverlässig die Spa-
nier wie Löwen stehen, wenn ihr Admiralschiff
in Gefahr gerät, und sie den Verlust ihres Mar-
kisenbildes, oder ihres geliebten Antennens zu befür-
chten haben. In dieser Rücksicht verdient also das

Ministerium, welches die Erlaubniß zu dieser Ambassade gab, einige Nachsicht; allein ob es sich nicht hätte Mühe geben sollen, eine andere Triebfeder ausfindig zu machen, um dadurch den erschlagenen Geist der Spanier zu entzünden, ist eine ganz andere Frage.

In Frankreich war man allenthalben damit beschäftigt, Luftballons zu verfertigen oder steigen zu lassen. Es war in der That sehr lustig anzusehen, wie alle Franzosen so außerordentlich von diesem Enthusiasmus angefaßt wurden; und reiste man binnen kurzer Zeit ganz Frankreich, Deutschland, Holland und England mit Schriften und Kupferstichen von der Luftmaschine überschwemmte. Die Franzosen schienen gleichsam alle ihre Verstandeskräfte auf diesen einzigen Punkt konzentriert zu haben, und vergaßen dabei ganz gleichgültig das Wohl oder Wehe der Nation. Dafür machte sich auch das französische Theater über diesen Gang der Franzosen auf eine sehr heisende Art lustig. Bekanntlich hatte die Caisse d'ecompte zu Paris aufgehört, und nur durch die schnelligste Dekretation des weisen Ministers war der verlorne Kredit Frankreichs wieder hergestellt. Dieses nam der Direktor der Dekretationen des französischen Thea-

ters zur Gelegenheit, seinem Wille freien Lauf zu lassen. Das Theater stellte ein großes Comtoir vor; viele Handlungsdienere waren beschäftigt, eine Menge einkommender Kassenbilletts zu akzeptiren und einzutragen. Die Anzahl vermehrte sich mit jedem Augenblicke, und die Unruhe der Handlungsbediencen wurde immer sichtbarer, sie jalteten, aber sie jalteten mit zitternden Händen, und waren endlich gezwungen, nach erschöpfter Kasse mit den Zahlungen inne zu halten. Die Kaufleute, welche noch immer fortfahren, Kassenbilletts zu präsentiren, wurden ungehümer, und drangen auf Geld; als plötzlich sich das Comtoir in verschiedene Luftballons verandelte, und das Erstaunen und Bewundern der Franzosen rage machte. Die Franzosen lachten über diese Sottise, vergaßen die Luftballons und liefen nach dem berühmten Wiesner, wie ehemals die Berliner nach dem Mondbocten.

Und hörtest du nichts vom Vater Voltaire, dem Schöpfer des philosophischen Jahrhunderts? fiel Faustin ein; haben ihm seine würdigen Landsleute noch keine Ehrensäulen errichtet? ist der Herr Erzbischof noch so abgelmakt, seiner armen Seele eine Todtenmesse zu verzweigern?

Ein Monument habe ich nicht gesehen. Das Gedächtniß der windigen Franzosen ist verzeuſelt ſchwach, und ſie vergeſſen ihre Helden eben ſo bald, als ihre Feinde. Auch habe ich kein Wortchen von der inkonſequenten Intoleranz des Herrn Erzbischofs gehört, allein ein Anekdotichen ſtülerte mir jemand ins Ohr, das Voltaire'n eben nicht zur Ehre gereicht, und für deſſen Wahrheit mir doch der Erzähler Bürge ſein wollte. Ein Zufall hatte nämlich einem Mönche in der Jülich verſchiedene Schriften von Voltaire in die Hände geſpielt, der junge Mönch hatte ſie aus keiner geringern und andern Abſicht geſehen, als darinn Widerſprüche gegen ſein katholiſches Syſtem zu finden, und durch die Auflöſung derſelben ſich noch mehr in dem ſeinigen zu begärken. Voltaire's Wiß bezog, oder hinterging den frommen Mönch, und es entſtanden in ihm die ſtärkſten und ſeinfſten Zweifel gegen die Wahrheit ſeines vorher ſo feſt geglaubten Syſtems. Alle Ruhe des Lebens war für ihn nun verloren. Er wußte nicht, zu welcher Partie er ſich halten ſollte; und doch wünſchte er nichts lieber, nichts ſchneller, als Ueberzeugung. Die Wahrheit mochte ſein, auf welcher Seite ſie wollte, er nam ſie an; nur Wahrheit, wenigſtens

Gewissheit, wünschte, verlangte er. In dem zweifelten Zustande, in welchem sich sein Verstand befand, griff er zu zwei Mitteln, von welchen er glaubte, daß dadurch seine Ruhe hergestellt, er zur Gewissheit gelangen könne. Er schrieb an den berühmten Tonnonne — den bekannten Verfasser des philosophischen Lexikons; den großen weisen Mann, der eitel genug ist, zu glauben, daß er alle Athenen, Freigeister, Deisten, Protestanten, Juden und übrige Ketzer und Schismatiker durch sein Geschrei und Gekreibsel von der Wahrheit der allein seligmachenden katholischen Religion überführt habe, und daß diese nur vom Stelze oder von Brodörzen zurückgehalten werden, zur Hane der Katholiken überzugehen — an diesen Mann schrieb er also, berichtete ihm alle die Zweifel, die ihm, wider Willen, gegen das katholische System aufgestoßen, und fügte die Bitte hinzu, daß er ihm entweder selbst diese Zweifel auflösen, oder aber ein Buch anzeigen möge, wo er die so sehr gewünschte Auflösung finden könnte. Dann schrieb er auch an Voltaire. Er gestand ihm, daß er durch seine Schriften und durch seine verführerischen Raisonnements alle Ruhe des Lebens verliere, und sich in ein Labyrinth von Zweifeln verwick-

keit habe, aus welchem er sich ohne die Hülfe eines andern weisen Wegweisers nicht wieder heraus finden könne. Er bekennt ihm seine unbegrenzte Liebe zur Wahrheit und Weisheit, und er versichert ihm nicht, daß er den Abt Tonmortre gebeten, ihm die Voltairischen Zweifel zu lösen. Am Ende trug er ihm die Bitte vor, an deren Erfüllung ihm so viel gelegen war. Diese bestand darin, daß er ihm die Zweifel, welche er noch gegen das Voltairische Eßten hatte, gründlich kessreiten, und ihm dadurch die Ruhe seines Lebens wieder schenken möge. „Ich werde,“ schloß der biedere Arbeitsfreund, Tonmortres Auskunft gegen die übrige halten, und die, welche mir die wahrste scheint, annehmen und glücklich sein.“ Tonmortre antwortete, und wies ihn auf sein philosophisches Handlexikon, erörterte auch noch manche Zweifel; allein seine Auslösung war für den geübtern Mönch nicht hinreichend. Und was tat Voltaire? bei Sans sein häufig ein.

Er antwortete folgendermaßen. „Da sich der Herr Vater einmal an seine Hochwürden, den Herrn Abt Tonmortre, gewendet haben, so werden Dieselben von dort her die ausführlichste Auf-

lösung erhalten. Er ist der erste Theolog. Ihnen rate ich übrigens täglich ihr Brevier richtig zu beten, und in der täglichen Messe den heiligen Geist um ein seliges Ende zu bitten."

Unwürdig eines Philosophen, in der That, unwürdig, einen verwirrten Wahrheitsfreund nur noch verwirrt zu machen. Denn wozu wird sonst diese Antwort gedient haben?

Zu nichts Besserm, als was du eben sagtest. Der Mönch vermutete, daß Voltaire wol noch bessere Gründe habe, und da er alles angewendeten Mühe ungeachtet diese nicht auffinden konnte; so geriet er in eine Art von Verzweiflung, die um so gefährlicher für ihn war, da er gar keine Zerstreuung hatte, gar keine haben konnte. Die üble Behandlung der Mönche machte ihn ganz verwirrt, und er starb an einer Kette.

Wai! rief Sautin, wenn das von Voltaire wahr wäre, von ihm, dem man die Exulenz des philosophischen aufgeklärten Jahrhunderts zuschreibt!!!

XXVIII.

Holland in Wien. Kaiserliche Verordnungen zu Brüssel.

In Holland traf ich alles in der größten Verwirrung an, die einmal durch einige aufräufische Kriege, und dann durch die Versuche seiner Majestät des Kaisers entstanden war. Jene hatten das Volk aufgewiegelt, und es so getäuscht, daß es samt Ihren Hochmögenden den Herrn Generalstaaten von dem Prinzen Erbstatthalter glaubte, oder dachte, derselbe habe keine andern Absichten, als sich zum souverainen Herrn von Holland und überhaupt den Niederlanden zu machen. Die Versuche des Kaisers, die Edeffort auf der Schelde wieder herzustellen, sind für Holland der schrecklichste Angriff. Auch krümmen sie sich wie Würmer, um diesen Versuchen zu widerstehen. Sie werden gern ihre schönen, goldenen, bewafneten Männerchen insgesamt aufmarschiren lassen, wenn er es verlangt, werden so gar dieses oder jenes Stückchen Land abtreten; allein das letztere können sie nicht tun, ohne zugleich die sämtlichen Provinzen zu ruiniren. Entschlossen sind sie dann

nun

nun freilich, Seiner Majestät mit gewasener Hand zu widersprechen; haben auch durch die Festhaltung des einen Schiffes auf der Schelde bewiesen, daß sie Mut haben; wie's ihnen aber gelingen wird, mag die Zeit leren. Uebrigens muß ich gestehn, daß man nirgendwo, selbst in England nicht, so viel Freiheit — im ächten Verstande genommen — genießt, als hier. Daß diese dann und wann in Ausgelassenheit und Zügellosigkeit ausartet, ist leicht zu vermuthen, allein selbst in der Verstrafung herrscht Freiheit. In Brüssel hörte ich so eben eine kaiserliche Verordnung publiciren, daß alle Schriftsteller, die gegen die Regierung oder ihre Anstalten schreiben würden, entweder einer Geld- oder Peinstrafe unterworfen sein sollten. Es muß in der That sehr freie Niederländer seyn, daß der Kaiser, der doch sonst immer viel gegen sich schreiben läßt, sich genöthigt sieht, dem Unfuge durch Strafen ein Ende zu machen. Mit dem Reformationsgeschäfte hat es denn endlich auch in den österreichischen Niederlanden seinen Anfang genommen; aber freilich geht es damit sehr langsam her; und die Ertliche Mönche mögen durch ihre Spötereien, und durch

ihr ewig's Schreiben, Schreiben und Lermen wol nicht wenig dazu beitragen, daß es nicht so schnell von Gott'n geht. Ehe ich abreiste, hörte ich noch einen kaiserherrlichen Befehl publiciren, Kraft dessen erstlich alle Holländische Zeitungen verboten wurden, und dann allen jenen Holländern, die keine Soldaten wären, und als Bürger bloß für ihr Vaterland streiten wollten, gedroht wurde, sie am ersten besten Baume aufknüpfen zu lassen.

Je näher ich dem Orte deines Aufenthaltes kam, desto entzückter, desto milder ward mir. Ich bin nun in deinen Umarmungen, und bin glücklich. Nichts als der Tod soll uns künftig trennen. Wir wollen alle die Länder verlassen, wo man teils offenbar intolerant und unphilosophisch handelt, teils Aufklärung durch blendende Aufsenheiten, und glänzende Befehle und Verordnungen läßt, und wollen zu Friedrich dem Einzigen hineilen, dem waren Schöpfer aller der glücklichen Revolutionen, die sich seit einiger Zeit in Hinsicht auf Aufklärung anzutragen haben.

Ja Freund! das wollen wir, und ewig unser Leben in der großen Königstadt beschließen. Personen stimmte um so lieber ein, da sie von Berlin so viel Schönes und Gutes hieß von ihrem Manne

hätte, noch nie aber das Glück hatte, diese schöne große Stadt zu sehen. Brüllner war mit diesem Entschlusse nicht so ganz zufrieden. Er liebte Jausinen, und Traubach und Lorchow waren ihm wert geworden. Auch die beiden Handelsherren waren der ganzen Gesellschaft günstig. Alle gehörten zu der kleinen Klasse von Edlen und Reichthaffenen, die in der Stille, ohne viel auszusparen, ihre Pflichten erfüllen, und der Götter der Wahrheit opfern. Sie versuchten es demnach, alle zu bereuen, ihre noch übrige Lebenszeit in Stillen zuzubringen. Allein der berühmte Metaphysiker der Kapitulazion, die ungeheure Menge Studienbilder, und die ungezählten Reden seiner Hochwürden des Herrn P. Haan machten es, daß sie ihre Bitten vergebens thaten, und die ganze Gesellschaft die schleunigsten Anstalten zur Abreise traf, und auch wirklich nach einigen Tagen die Reise nach Berlin antrat.

XXIX.

Seiner Geschmack der Benediktiner zu St. Jakob in Hildesheim. Rührende Methode das heilige Abendmal auf dem Hülfsberge zu reichen.

In Münster hörten sie über eine gewisse Quittung kadiniren, die der Baron von Münster Landt beggen auf Befehl und auf die Zurechtweisung eines kleinen Kommando von sich hatte aufstellen müssen. Es betraf eine Kleinigkeit von etwa fünf und zwanzig Vellern, welche seine Gnaden und Reichsfreiherrliche Excellenz dafür erhielten, daß sie dem Herrn Hofrat Schläger einen kleinen Beitrag zu seinen Staatsanzeigen geliefert haben sollten. Sie mußten sich noch dazu gar höflich für gnädige Strafe bedanken, gerade auf die Art, wie ein gemeiner Musketier, wenn er ein paar Mal auf und ab Gassen gelaufen ist.

Wenn einem Edelmanne und einem Landtsknechte so was passiert, sagte Saußin bei der Gelegenheit zu Traubach, so tun wir sehr weislich, wenn wir uns je eher je lieber aus dieser Etade retiriren. Vielleicht möchte man auch uns irgend

einen Beitrag zu einem Journale Schuld geben, und ohne Quittung auf gut soldatisch belohnen.

In Hildesheim waren sie gezwungen, den feinen Geschmack der dortigen Benediktiner auf dem St. Jakobberge zu bewundern und zu loben. In dem einen Altare war ein sehr feines Altarblatt, von einem, weiß nicht welchem, großen Meißler gemalt. Es war ein Christusbild und in der That herrlich. Allein die Herren Benediktiner hatten gerade, weil's ehnehin an Brüder- und Schwesternschaften, und dergleichen heiligen Societäten mangelt, Seine Römische Heiligkeit gebeten, eine Rosenkranzbrüderschaft, und eine Herz-Jesu-Schwelerschaft errichten zu dürfen. Wie nun ihre Heiligkeiten sich ausnehmend freuen, wenn sich noch in irgend einem Winkelchen der Erde ein paar dumme Teufel finden, die den alten Andachtsgeiz wieder ansuchen, so sandten sie gar keinen Anstand, diesem ihrem Besuche zu willkaren, und erlaubten also nicht nur die beiden Brüder- und Schwesternschaften, sondern begnadigten sie auch mit vielen Ablassen.

Nun wurden neue Brüder- und Schwesternschaft-Andachtsbücher gedruckt, und weil das Altarblatt gerade in dem Altare, den der Pabst zur

Rosenkranzbrüderschaft privilegiert hatte, beklüfftlich war, so ward das schöne Gemälde herausgerissen, und statt desselben ein elendes Bild, welches die Geschichte des Rosenkranzes vorstellen sollte, hineingellegt. Bekanntlich ist Dominikus der wahre Erfinder dieser höchtheiligen Andachtsübung, die so viel Spektakels und Aufsehens in der Welt gemacht hat. Maria ist nach dem 1784 gedruckten Andachtsbuche die Königin des Rosenkranzes, wenn sich aber ihr Reich nicht weiter erstreckt, als über drei und sechzig Ave und zehn Vater unser, so ist ihr Königreich verzeuſelt klein. In der Ekstase kommen allerlei artige Ausdrücke vor, da heißt das Herz Jesu bald eine Orgel des heiligen Geistes, bald eine Kükammer aller Vollkommenheiten, bald die letzte Zuflucht aller armen bedrängten Sünder, und bald das Mittelglied zwischen Gott und Menschen, kurz diese Ekstase, die ebenfalls 1784 frisch aufgelegt werden ist, ist ein Inbegriff aller lächerlichen Prädikate und Nachsetzen, die sich nur immer von fanatischen Mönchen denken und sagen lassen können.

In Heiligenstadt sahen sie einen nöthigsgewordenen ökerreichischen Mönch, der sich unglücklicher Weise in dieses erzkatholische Bigotter

Erbsäcken verloren hatte, von einigen Werbern und Soldaten transportiren. Der arme Teufel hatte dreimal versucht aus dem Gefängnisse zu Heiligenstadt zu entweichen, war aber zweimal wieder gefaßt worden, und zum dritten male hatte ihn der Göttingische Magistrat ausgeliefert.

Auf dem so genannten Hülfensberge mußten sie Zeugen eines sehr artigen Spektakels sein. Bekanntermaßen ist die Wallfahrt nach diesem heiligen Berge, auf den sich, Gott weiß, durch welches Mirakel, ein wunderthätiges Marienbild verloren hat, ein sehr probates Mittel für Gichtdrückige, Lame, Blinde, Hektiker, und alle Krankheiten des menschlichen Körpers. Sie ist um so berühmter, da sie im eigentlichen Verstande die Gränzwallfahrt von Deutschland ist. Fast das ganze Eichsfeld läuft dahin, um Gott seine Nothen zu klagen, und wer nicht wenigstens allemal ein Jar über das andere auf dem Hülfensberge gewesen ist, der heißt ein Heizer. Viele gesunde, starke Leute, und besonders manche hübsche junge Mädchen kommen gemeinlich mit einer sehr seltsamen Wallfahrts-Dohn zurück. Lorchchen wünschte die Kirche zu besuchen, wie sie denn immer als Protestantin auf dergleichen Dinge neugieriger war,

als Lauslin. Eine ungeheure Menge Volk drängte sich hinzu, einen jungen Rassen von Franziskaner reißt wacker auf die Protestanten, und überhaupt auf alle Irrglaubige Schimpfen zu hören, welche Gnadenbilder und Wallarten für dummes Zeug und Blaskertung halten, und bemüht sind den leichtgläubigen Pöbel eines bessern zu belehren. Nach der Predige war hohes Amt, und nach demselben wurde den Wallfaren die Kommunion gereicht. Welchen seltsamen Anblick mußten sie haben! Der Pfarrer hatte in der einen Hand das Ciborium *) und unterm Arm einen Jarrenschwanz, womit er diejenigen zurückschickte, welche sich etwas zu sehr drängten. Unter diesen befand sich gerade ein junger Bauerkerl, der einen roten Kopf hatte, und welcher, vermuthlich weil er zu Hause nöthige Selbstarbeiten hatte, sich hervor drängte, um zuerst das Nachtmal zu erhalten. Das sah der Pfarrer, er nam also in die eine Hand die geweihte Hostie, und in die andere den Jarrenschwanz, wies beide dem Bauer, und fragte ihn in altem Ernste: Suchs! willst Du den — und zeigte dabei auf den Jarrenschwanz — oder

*) So nennen die Karthäuser einen goldenen Kelch, in welchem die geweihten kleinen Hostien, welche die Laien bekommen, aufbewahrt werden.

willst Du den? wobei er auf die geweihte Hostie deutete, worinne nach der Lehre der Katholiken Christus ganz sein soll. Kaustlin ward beinahe zur Bildsäule, als er diese Inseln der unbeschulden ehrwürdigen Schüssel hören mußte. Welche Begriffe, sagte er, müssen die Katholiken und besonders Protestanten von dem bekommen, was jene für das Ehrwürdigste halten, wenn sie damit solche Inseln und Grobheiten treiben sehen!! Wie würde der weise Friedrich Karl erlauben, wenn er den Unfug wüßte, den seine bedauerten Klein- und Grobheiten in Wallthüren und an dem Hüfensberge anrichten, wenn er wüßte, wie viele Unschuldigen daselbst verleren gehen, wie viel Zeit daselbst verfanst wird, und welchen Schaden dadurch die Industrie seiner Untertanen leidet, wenn man auch ihren Bbeutel gar nicht mit in Anspruch bringt; ich bin überzeugt, daß derselbe mit einemmale diesem Unwesen steuern würde. Das ist wirklich der größte Schaden, den die Mendikanten im Staate anrichten. Sie allein sind im Besitze fast aller Gnadenbilder, und lassen durch ihre Vorhieselungen den Leuten ihr Geld und ihre Zeit ab.

XXX.

Reise bis Berlin.

In Nordhausen sahen sie den größten Menschenhandel, der nur immer auf der Welt getrieben werden kan. Verlappte spanische, dänische, schwedische und poländische Werber, die sich auf deutschem Grunde und Boden nicht sehen lassen dürfen, erhandelten unter der Hand von den kaiserlichen, preussischen und andern Werbern diejenigen Leute, welche diese in den Diensten ihrer Monarchen nicht brauchen können, und so kommen manche junge Leute nach Helsingör oder nach Warszawa ohne zu wissen, wie das zugeht.

In Eisleben zeigte man ihnen, als eine seltene Reliquie, das Häppchen, welches quondam Doctor Luther als Augustinermönch getragen, und in der That war diese Reliquie, wenn dergleichen Alterthümer doch etwas gelten sollen, Samstinen lieber, als die heiligen Leiber der drei Könige, der Mantelfel der heiligen Genovefa, oder die Zunge des heiligen Johann von Nepomuk.

In Halle lernten sie die beiden berühmten, großen Männer Semler und Bahrd kennen, die in der Welt so viel Aufsehn gemacht haben.

Sie reisten gerade durch, und es war ihnen nicht möglich über den Grad der moralischen und literarischen Polhöhe einige Bemerkungen zu machen.

Heil dir, du guter Fürst von Dessau, der du deine Untertanen wie deine Kinder liebst, und in deinen Befehlen und Verordnungen dich mit ihnen nicht in jenem stolzen Kanzleiene unterhältst, der nur gar zu oft und gar zu viel dazu beigetragen hat, daß Untertanen den Willen ihrer Obern nicht erfüllten. Du giebst ihnen Arbeit und erhältst sie; du verleihst ihnen Freiheit im Denken, und gestattest ihnen Gott auf eine ihnen selbst gefällige Weise anzubeten; du bittest, wo du befehlen könntest; und erleichterst die Lasten deinem Volke, wovon es noch von alten Zeiten her gedrückt ist.

Sie besahen das Philanthropin, und sie wagten nicht zu entscheiden, ob die Wünsche der rechtschaffenen Patrioten durch dieses Institut erreicht werden dürften.

In Potsdam mußten sie den feinen Geschmack des großen Königs bewundern. Welch eine herrliche Stadt! Schade, daß sie so vollker ist! Schade, daß in den prächtigsten Gebäuden weiße Soldatenbesen herabhängen, und diese jedem

Freunden einen eben nicht gar erfreulichen Anblick gewären.

Es war gerade das gewöhnliche Herbstmanövre. Gegen vierzig tausend Mann waren versammelt, vor dem Helden Deutschlands, vor dem weisen, deutschen Alexander zu beweisen, daß sie im Frieden die Künste des Kriegs nicht vergessen hatten. Der König jagte an der Spitze seiner Generale und einer beträchtlichen Anzahl fremder Offiziere die ganze Linie vorbei, und richtete selbst seine Truppen. Das Manövre begann. In jedes Kriegers Augen funkelte Licht des Königs, die das preussische Heer so siegreich, fast möchte ich sagen, unüberwindlich gemacht. Das grobe und kleine Geschütz donnerte, hier marschirten einige Bataillons, dort wieder einige, hier erstiegen einige Regimenter einen Hügel, dort verjagte ein andres den herandrückenden Feind. Alles erwirkte die Idee des Krieges.

So herrlich dieser Anblick für jeden Zuschauer sein mag; so konnten sie sich doch nicht enthalten, mit dem Abbé St. Pierre den frommen Wunsch zu thun, daß durch einen ewigen Frieden diesem Menschenwürgen ein Ende gemacht werden möchte. Und wie froh war ich von dem großen

Dohm zu lesen, daß gerade dieser Zeitpunkt, den man sonst für einen bloßen Traum, für eine Fantasie der erhitzten Einbildungskraft hielt, jetzt nahe sei. In der That ist dies eine sehr heilsame Wirkung der großen stehenden Armeen; wodurch Potentaten immer zurück gehalten werden, einander anzugreifen, und bloß vertheidigungsweise zu Werke gehen. Diese haben die Kunst im Cabinet zu agiren notwendig gemacht, und Auftritte, welche sonst langwierige Kriege verursacht hätten, werden jetzt durch die Feder geführt und glücklich geendigt. Der Baiersche Erbfolgekrieg würde vor zwanzig Jahren eben so lange gedauert haben, als der Oesterreichische oder der Spanische; allein die Kunst des Cabinet hatte einen so hohen Grad erreicht, und in einem Jahre war er geendigt. Vielleicht werden die Streitigkeiten des Hauses Oesterreich mit Holland auf eben eine solche Art beigelegt.

Nach dem Manovre besah die Gesellschaft Sans-Souci, diesen berühmten Wohnort des großen Philosophen, wo er den Muses und Graven erfert. Sie wurden allenthalben herumgeführt, und durften sogar in jenes Cabinet hineinschauen, in welchem der König jene entzückenden, zur

großen, jene erhabenen, jene eines philosophischen Königs so würdigen Worte:

Bei mir kann jeder glauben, was er will,
wenn er nur ein ehrlicher Mann ist.
hatte niederschreiben lassen. Hier war es, wo der
Müller Arnold seine Klagen vorbrachte, und der
tausendköpfigen Chikane den Kopf abhieb, indem
dadurch die große Justizreform bewirkt wurde,
welche ganz Europa in Erstaunen setzte. Auf sei-
nem Schreibtische lagen der Polybius, Julius
Cäsar, Horaz, Rappal und Vestaire neben einan-
der, und vertrugen sich so friedfertig, als wenn sie
die besten Freunde von der Welt wären.

Sie besaßen das so prächtige in dem besten
Geschmacke von der Welt erbaute so genannte
neue Palais, und lernten daselbst den König auch
als einen Kenner der bildenden Künste kennen.

XXXI.

Bild der Aufklärung. Kurze Charakteri-
stik Berlins.

Berlin, von welchem, gleich der alles erleuch-
tenden und erwärmenden Sonne, ein heiliger
Strahl über ganz Deutschland ausgeht.

und welches so manchen kleinen und großen Fürsten und Gewaltigen dieser Erde zur Nachahmung gereizt hat, verdient in jedem Betrachte den Namen der aufklärtesten unter allen Städten Deutschlands, ja von ganz Europa. Wer einmal in dieser berühmten Königsstadt gewesen ist, und nur einiges mit philosophischen Augen betrachtet hat, der wird, wenn er nur daran denkt, zu schwärmerischen Ausdrücken hingerissen werden; wer gar das unschätzbare Glück hat, ein Untertan des großen Philisoyden zu sein, o! der kann von ihm, und von dem erleuchteten Berlin nicht ohne Entzückung sprechen. Ich werde, um allen Verdacht der Parteilichkeit zu vermeiden, mir alle nur verdienstliche Mühe geben, meine Ausdrücke zu mäßigen, mich selbst herabzugewinnen.

Wenn in einem Staate bloß gebildete Menschen wohnen, wenn sie bloß Tugend lieben und ausüben, das Laster hingegen hassen und verabscheuen, wenn nicht nur ihre Handlungen von der Art sind, daß sie den Beifall eines jeden edeln und rechtschaffenen Mannes verdienen und erhalten, sondern diese auch mit ihren Gesinnungen übereinstimmen, wenn man in einem Staate von religiösen und politischen Schurkereien, Dumm-

heiten, Infamien und deraeichen häßlichen Sachen nichts weiß, wenn psafflicher und politischer Despotismus unbekannte Dinge sind, wenn keine als weise und billige Befehle gegeben werden — kurz wenn die Ideen der wolmeinenden Philosophen erfüllt werden, dann und dann erst ist es wares philosophisches, aufgeklärtes Jahrhundert. So lange wir Menschen sind; so lange ist ein solcher Staat ein non ens, bloß ein frommer, menschenfreundlicher Wunsch eines oder des andern Studienphilosophen, der niemals in Erfüllung gehen kann, nie wird. Aufklärung, philosophisches Jahrhundert ist bloß, so wie Wahrheit und Tugend, relativ. Der Staat ist der aufgeklärteste, wo der Mensch im Stande ist, seine natürlichen und sittlichen Bedürfnisse am leichtesten zu befriedigen, wo der Mensch am leichtesten seine natürlichen und bürgerlichen Pflichten erfüllen kann, wo er am meisten im Genuße seiner ihm zukommenden ansehnlichen Rechte geschätzt wird, und wo sich sein Monarch oder sein Souverän gegen ihn nicht als Despot, sondern als sein Freund, sein Ratgeber, sein Beschützer, sein Vater betrügt. Der Staat ist der aufgeklärteste, dessen Einwo-

moner -- wenigstens zum Theil -- die besten und richtigsten Einsichten haben, sowohl in Religions- als auch in politischen, moralischen, ökonomischen, und überhaupt allen wissenschaftlichen Arbeiten; dessen Bürger am wenigsten bigot, abergläubisch, intolerant und inkonsequent sind; und die am meisten so handeln, wie sie denken.

Da unsere Einsichten täglich wachsen, da in den folgenden Zeiten vielleicht manches für abergläubisch, intolerant und inkonsequent gehalten werden wird, was jetzt für gut, wahr, und schön ausgesprochen ist; so sieht man, daß es sehr relativ auf unser Zeitalter gesprochen ist; wenn man behauptet, in dieser oder jenen Stadt herrsche Aufgeklärtheit, ist goldnes philosophisches Jahrhundert. Es heißt nicht mehr, als diese Stadt hat vor allen andern -- verhältnißmäßig nach dem Klima und der Volksmenge, welche jederzeit mit in Anschlag zu bringen ist -- in der Aufgeklärtheit den Vorzug, oder sie hat den höchsten gerade in diesem Jahrhunderte möglichen Grad der Politur erreicht. Und dieses ist es, was ich von Berlin behaupte, und was man von den sämtlichen Stadt-

denburgischen Staaten würde sagen können, wenn nicht das unfreundliche und der Politur so ungünstige Klima, und die unfruchtbaren Gegenden in manchen eine Anhöhe wüchsen.

Eine kurze Charakteristik Berlins, einige hingeworfene Züge von den Sitten der Einwohner, mag statt eines Beweises dessen dienen, was ich so eben gesagt habe.

Welcher Monarch, Welcher Souverän handelt wol liebevoller gegen seine Untertanen, als eben dieser philosophische König, der die Fierde des achtzehnten Jahrhunderts ist. Sie kennen ihn unter keinem andern Namen, als unter dem Namen des ersten Bürgers im Staate. Hat einer seiner ersten oder seiner geringsten Untertanen irgend ein Anliegen, wird er von diesem oder jenem Diener der Gerechtigkeit gedrückt, so geht er zu seinem ersten Freunde, Beschützer und Vater. Er darf nicht erst, wie in einem gewissen Staate durch den Kanak des Reichrathes, oder wie in einem andern durch eine Mätresse, oder wol gar wie in einem dritten, durch den Versorger der Jagdhunde, der des Fürsten Nichtigling ist, oder endlich durch irgend einen Günstling seine Bitten vor-

tragen lassen; nein! der König hat keinen Beichtvater, keine Mätresse, keine so wichtigen Günstlinge. Er besorgt die Geschäfte des Staats selbst, nimmt die Bittschriften seiner Untertanen selbst an, liest sie selbst, untersucht sie selbst, und ertheilt oder verwirft sie nach Beschaffenheit der Umstände. Der leidende Untertan darf sich nur hinstellen, seinen philosophischen König, der täglich andrückt, bittend anblicken, und der Monarch kommt ihm zuvor, besetzt ihn selbst, um sein Anliegen, und fordert ihm seine Bittschrift ab. Ist der Untertan so arm, ist er so entfernt vom Throne, daß er eine Reise zu seinem Vater zu tun nicht vermag; so darf er sein Bittschreiben nur auf die erste Post geben, und er ist vergewissert, daß es in die Hände des Königs selbst kommt, daß, daß er in andern Staaten zu befürchten hat, daß es in die Hände des Günstlings, des Beichtvaters oder der Mätresse kommt, und vergessen oder verworfen wird. Ueberdies tut er jährlich eine Reise in die meisten seiner Staaten, wo jeder seiner Untertanen sehr leicht zu ihm hinstellen kann. In keinem Staate werden Künste und Wissenschaften von einem Monarchen so geschätzt, ge-

siebt, und geschützt, als von dem philosophischen Könige. Bei ihm kan jeder schreiben, was er will, und man darf nicht befürchten, daß irgend ein unwilliger Zensor ein etwas freies, oder freimüthiges Buch nach seinem Belieben unterdrücken könne. Voltaire, Kromar, und der Verfasser des Horus fanden bei ihm; so wie tausend andere, deren Namen weniger bekannt sind, Schutz und — Unterhalt. Er nimmt alle Grundstücke, die von ihrem Vaterlande verließen, verlassen, gedrückt, oder vergessen sind, willig an. Haben sie nur Hände, und sind sie nur bereitwillig, zu arbeiten; so sind sie bei ihm willkommen, so finden sie bei ihm alles. Er schützt Fabrikanten und Manufakturiers, und verschickt, um einheimischen aufzuhelfen, ausländischen Fabrik- und Manufakturwaaren den Eingang. Hat irgend eine Provinz in seiner Monarchie durch Zufall einen beträchtlichen Schaden gelitten; so öfnet er seine Schatzkammer, und schützt seine Reichthümer, die er nur das Eigentum seiner Kinder nennt, reichlich in ihre Hände. Er verschönert die meisten seiner Städte und giebt die angesehenen Summen zur Erbauung neuer, oder zur Wiederherstellung ver-

fallener Häuser, nicht nur in Berlin, und Potsdam, sondern in allen Städten seines Königreichs, her. Er befördert durch ansehnliche Geschenke und ausgesetzte Preise die Industrie in jeder Art Gewerbe, und muntert den Bauersmann, diesen nützlichsten Bürger in jedem Staate, auf, und sucht durch die schönsten Befehle, ihn von den lächerlichen Vorurtheilen seiner Grobältern abzubringen. Kurz, Friedrich, dieser große, alles überschauende Geist, dieser einzige Monarch, den von undenklichen Zeiten her die Welt aufzuweisen hat, ist der Freund, der Ratgeber, der Beschützer, der Vater seiner Untertanen. Zwar wirft man ihm vor, daß seine Untergebenen zu sehr mit Abgaben belastet seien, und in der That hat dieser Einwurf etwas Scheinbares. Allein wer die großen Staatsausgaben überdenkt, welche der König hat, und dagegen die kleine Strecke Landes in Anschlag bringe, die unter seinem Beyrer steht, der wird sich verwundern, wie es möglich ist, daß die Untertanen diese notwendigen Ausgaben alle beistreiten können. Man weiß von keiner Kopfsteuer, keinen Quatembern, keiner Franksteuer, und wie die mannichfaltigen betrieten und unbetrieten

telsten Abgaben in andern Staaten heißen; dagegen sind auf alle luxuriöse Waaren hohe Imposten gelegt. Da der Arme derselben nicht bedürftig ist; so fällt die ganze Last der Abgaben auf den Reichen, auf den Wohlthling, und dadurch ist der König in den Stand gesetzt, die großen Staatsausgaben zu besorgen. Man klagt darüber, daß so viel Bauernkinder Soldaten werden müssen, allein ist nicht jeder Untertan des Staats verdun- den, für die Sicherheit desselben zu wachen und zu streiten? und ist es nicht besser, daß das Heer, welches der König notwendig unterhalten muß, so viel als möglich aus Landeskindern bestehe, die aus Patriotismus für ihre Häuser und Wohnungen fechten, als wenn bloß Fremdlinge, bloß Militä- ge dasselbe verteidigen? Man klagt über die Grobheit und Ausgelassenheit der Kabinetts- diensten, allein wirklich ist das nicht so arg, als man es macht, und dann hat ja der König wiederholte Befehle gegeben, worinn er denselben ein anstän- diges Betragen mit harten Drohungen einschärft. Unter einem so weisen und so philosophischen Kö- nige können auch bloß weise und philosophische Minister sein. Jedermann kennt die Gemü-

hungen jenes großen Ministers, der ein neues auf
 Deutschen und brandenburgischen Fuß : passendes
 Gesetzbuch entwirft; jedermann kennt die Verdien-
 ste des großen Seclitz, die er um die Schulen,
 Akademien, und Wissenschaften und Künste über-
 haupt hat, jedermann weiß die vortheilhafte Juang-
 einrichtung; und niemanden ist es unbekannt,
 was der große Herzberg für Oekonomie und
 Industrie der brandenburgischen Untertanen ge-
 than hat. Was von den Ministern gilt, das gilt
 auch von den untergeordneten Justizbedienten.
 Wenn sich auch hie und da unter ihnen — und
 wie wäre es in einem großen Staate anders mög-
 lich — ein Schuft befände, der gern nach seiner
 Laune den Bürger und Bauer schinden möchte;
 so kann, so darf er nicht, weil er alle Augenblicke
 fürchten muß, daß der König mit seinem Adle-
 blutke seine Schurkereien entdecke und ihn züch-
 tige.

Im keinem Staate wird der Untertan mehr
 im Genuße seiner angebornen Rechte geschützt,
 als in dem brandenburgischen. Er hat das Recht,
 ungehört seine natürlichen und sittlichen Bedürf-
 nisse zu befriedigen; und wird er nicht im Be-

seize seines Eigentums gegen die Eingriffe einer jeden Macht geschützt? Kann er seine natürlichen Bedürfnisse nicht befriedigen, wie und wann er will? Und folgendes was die sittlichen betrifft; wo herrscht mehr Freiheit zu denken, zu sagen und zu glauben, als in Berlin, und überhaupt in den Staaten des Königs?

Bei mir Ka., jeder glauben, was er will. Dieses ist der Watspruch der Berliner. Und dieser Glaube erstreckte sich nicht nur auf religiöse Gegenstände; nein! die nämliche Freiheit, die in Hinsicht auf Religionswarheiten statt findet, gilt auch in Hinsicht auf politische Warheiten. Wer erinnert sich nicht hiebei der Vdr, welche in der berlinischen Monatschrift mit edelgeistlicher Erlaubniß auf die Freiheit Amerikas gedruckt wurde?

Alle Sekten, alle Religionen haben in Berlin freies, öffentliches, ungeschürtes Exerizium ihres Gottesdienstes. Der Katholik, der Jude, der Lutheraner, der Calvinist, der Deist, der Mennonist, der Pietist, und wie alle die mannichfaltigen Sekten heißen, wohnen friedlich unter einander. Jeder besucht seine Kirche, und keiner wird von

dem andern gehöhnt; selbst die Gassenbuben, die sonst insgemein mit andern Religionsparteien idren Spott treiben, sind in dieser Rücksicht, so gottlos sie auch in mancher anderer sein mögen, fromm. Zwar hat die Einführung eines neuen Gesangbuchs schrecklich viel Aufsehens gemacht; allein eben dadurch hat der König seine toleranten Grundsätze bekannt gemacht.

Die Prediger, spricht er, sollen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird Verfolgung auf keine Weise zugestanden werden.

Der Irrende, sagt Bayle, hat das nämliche Recht in seinem Irrthume, welches derjenige, welcher seine Meinungen für War hält, zur Wahrheit hat. Und nichts ist warer, als dieser Grundsatz. Wenn dieser nicht gilt; so müssen wir einen allgemeinen anerkannten sichtbaren Richter, einen Papst oder eine Kirche haben, und dann findet der religiöse Despotismus gerade so wieder Statt, wie er im dreizehnten Jahrhunderte wirklich ausgeübt worden ist. Apiz mochte also noch sehr irren, er und alle seine Anhänger hatten das Recht des irrenden Gewissens, und der König vergönnte

ihnen: Thu ruhen alle Wälder, oder
vergleichen Dummies und abgeschmacktes
Derg in zu fingen, so oft, und wo es ihnen
beliebt.

Die Gelegenheiten, seine Einsichten in allen
Theilen der Wissenschaften zu erweitern, und zu
veredeln, dieses notwendige Stütz eines aufge-
klärten Staates, sind so mannichfaltig, daß es
Nur von der Willkür des Bürgers abhängt, ob er
so weit werden will, als es Menschen sein kön-
nen. Welche mannichfaltigen, herrlichen Erzie-
hungsanstalten! welche Gymnasien! und was für
große Männer stehen an der Spitze derselben!
Wer in Berlin nichts lernt, der lernt an
keinem andern Orte etwas.

Auch das gehört zu einem wohlgeordneten,
aufgeklärten Staate, daß seine Bürger an gewis-
sen Tagen feierlich sein können. Nicht deshalb,
damit die Bürger an solchen Orten, wie ein alter
Philosoph sich ausdrückte, die Tugenden vergessen,
welche der Monarch, oder die Vorsteher der Re-
publik ihm aufbürden: der Regent darf bei dieser
Erlaubniß die Absicht nicht haben, sie zu entzün-
den, um sie hernach desto leichter schänden zu kön-
nen.

zen. Nein, deshalb, damit jeder an solchen Orten neue Kräfte zur Erfüllung seiner Berufsarbeiten sammeln könne. Man findet in Berlin zur Erreichung dieser Absichten die herrlichsten Anstalten. Wohlbesetzte Korzerie, wodurch der menschliche Geist so sehr zur Erfüllung seiner Pflichten angefeuert wird, und die ihn sanfter, liebevoller und mitleidiger machen, ein gutes Schauspiel, öffentliche Gärten und Spaziergänge trifft man zwar an vielen andern Orten an, aber Berlin behält vor den meisten immer den Vorzug.

Die Sitten der Einwohner sind, wie an den meisten Orten der Welt, sehr vermischt. Man trifft gute, böse, und schurkische Menschen daselbst an. Aber wer das Innere von Berlin kennt, wer mit den mannichfaltigen Menschenklassen bekannt geworden ist, und wer die Sitten derselben mit den Sitten der Einwohner von andern Städten zu vergleichen Gelegenheit gehabt hat, der wird bekennen müssen, daß man in Berlin verhältnismäßig gegen andere Städte mehr edel, rechtschaffen, bieder, wohlwollende und gütigende Menschen antreffe, als irgendwo in der Welt.

Berlin unterscheidet sich von jenen großen
 und kleinen Kaufmannstädten, wo man seine
 Voreurtheile, sein Wohlwollen, seine Freundschaft
 bloß nach den Interessen zu berechnen ge-
 wont ist. Man fragt nicht, was habe ich für
 Nutzen von dem Umgange mit diesem Menschen,
 sondern man fragt, was hat der Mann für Ver-
 dienste? Ist er ein guter Gesellschafter, und ein
 rechtschaffener Mann? Und wieviel in dieser Be-
 ziehung eine so ansehnliche Besatzung ist, als viel-
 leicht in keiner einzigen Stadt in der Welt; so
 empfindet man doch hier nicht die gewöhnlichen
 Folgen, welche Einquartierungen und militärische
 Besatzungen in andern Städten haben. Der Offi-
 zier ist gesellig, artig, ein guter Gesellschafter, ein
 Freund der Künste und der Wissenschaften, und
 man ist in Berlin gewiß nicht einer solchen Inso-
 lenz ausgesetzt, als ein Rat in Stuttgart erleiden
 mußte. Es unterscheidet sich auch von jenen
 Städten, wo der Gelehrte, der Künstler, der ver-
 zirkelte oder graduirte Mann bloß gesucht, alle an-
 dere hingegen vergessen, vernachlässigt, oder herab-
 gesetzt werden. Man weiß von keinem Vorzuge,
 als dem, welchen Tugend, Rechtschaffenheit, und

große, erhabene Einsichten geben. Des tugendhaften und rechtschaffenen Mannes Gesellschaft wird gesucht, er mag Jude, oder Christ, Kat, Doktor, reich oder arm sein.

Was könnte ich noch alles von dem zukommenden Wesen der Berliner sagen; und wie viel Blätter bedürfte ich noch, wenn ich die Namen aller schätzenswürdigen Männer nennen wollte, die ich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe.

Ich verlasse aber auch auf der andern Seite das Böse nicht, welches sich in Berlin findet. Aber, wie gesagt, welche Stadt ist davon frei? und jeder wird fühlen und erkennen, daß in dieser theils aller möglichen Welten, so lange sie diese Welt bleibt, stets ein Gemisch von Guten und Bösen, von Tugend und Laster notwendig und nützlich in manchem Betracht sei.

In dieser berühmten Königsstadt traf also Faustin mit seinem Lorch, seiner Schwiegermutter und seinem Freunde Traubach ein. Sie mieteten sich ein geräumiges Logis, und beschloßen ihre übrige Lebenszeit daselbst zuzubringen.

gem. Gauslin bejaß so viel Reichthümer, daß er nicht nötig hatte, seine Kapitulaten auf hohe Zinsen aufzuleihen, er gab sie in die Bank, und lebte von dem jährlichen Ertrage. Täglich wurde er mit den Sitten der Berliner und den weltlichen, weisen Ansichten des Königs näher bekannt, und Lorchon, die noch nie in einem so freien und herrlichen Orte gewesen war, befand sich so wol in Berlin, daß sie in den Augenblicken der Entzückung ihren Gauslin dreimal so feurig, als sonst, umarmte und küßte. Sie besuchten täglich das Schauspiel, und fanden da freilich manches anzusehen, allein wenn sie sich an das Rasperl in Wien, und an die Comedie des Italiens in Paris erinnerten; so waren sie zufrieden, und bewunderten auch das schlechteste Stück. Täglich machten sie, wenn sie das unfreundliche Wetter nicht verhinderte, einen Spaziergang in den Tiergarten, diesen Lieblingsort der Berliner, der so viel natürlich Schönes hat, das man an dem tausendsten Orte nicht kennt. Auch versäumten sie kein einziges öffentliches Konzert; und an jedem Sonntage ergötzten sie sich an der großen Wachparade,

die ihres gleichen in ganz Deutschland nicht hat. Saupfien begab sich auch zu jenem illügren Körper, das sich vor ein paar Jahren durch eine gewisse Frage und durch eine gewisse Antwort so berühmt gemacht hat: und er fand zu seinem Erstaunen so viel kluge, weise und einsichtsvolle Männer unter ihnen, daß er gar nicht begreifen konnte, wie diese hatten angeben können, daß seine verächtliche Preisfrage vor den Augen des ganzen Publikums hatte aufgeworfen werden können.

Ihre übrige Stunden waren einer kleinen, aber niedlichen und auszufachten Gesellschaft gewidmet, und täglich überzeugten sie sich mehr von der Wahrheit, daß Berlin mit Recht den Namen der aufgeklärtesten Stadt in ganz Deutschland verdient.

Täglich dankte Saupfien dem großen, dem einzigen Friedrich, der eigentlich, und noch weit mehr, als Voltaire, der Schöpfer des aufgeklärtesten philosophischen Jahrhunderts ist. Täglich rief er: In Berlin ist goldnes, glückliches Jahrhundert, und hier allein sitzt die Philosophie auf dem Thron. Hier ist die Toleranz und die Auf-

gelehrtheit nicht bloß in Befehlen; sondern in
Thaten.

Immer kam er mehr und mehr von dem
Rane zurück, daß die goldne Epoche des philo-
sophischen Jahrhunderts in das Jahr 1780. zu se-
zen sei. Wenn doch ja, sagte er oft in dem sü-
ßen Taumel der Freude über die philosophischen
Anstalten des Königs, von einem Tage angegan-
gen werden muß, so verdient das Jahr 1740, dieß
glückliche Jahr, mit dem alle Revolutionen anhu-
den, gewiß für das Geburtsjahr des philosophischen
Jahrhunderts angesehen zu werden.

Es lebe Friedrich der Einzige, rief er
rätiglich, und Lorch und Traubach stimm-
ten ein.
